H. g. hum. 107 lk

<36622081210012 S

<36622081210012

Bayer. Staatsbibliothek

CULTURGESCHICHTE

IN IHRER

NATÜRLICHEN ENTWICKLUNG

BIS ZUR

GEGENWART

VON

FRIEDRICH VON HELLWALD.

ZWEITE NEU BEARBEITETE UND SEHR VERMEHRTE AUFLAGE.

ERSTER BAND.

AUGSBURG
LAMPART & COMP.
1876

64 D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Alle Rechte vorbehalten.

ERNST HAECKEL

in

Verehrung und Freundschaft.

Vorrede.

Der unerwartete Erfolg, welchen die erste Auflage meiner vor etwas mehr denn Jahresfrist erschienenen „Culturgeschichte“ errang, ermuthigt mich heute das Werk in grossentheils neuer Bearbeitung und ansehnlich erweitert der gebildeten Lesewelt vorzulegen. Niemand konnte die meinem Buche nothwendig anklebenden Mängel tiefer empfinden, als ich selbst, und es war desshalb mein eifrigstes Bemühen, denselben in dieser neuen Auflage nach Kräften zu begegnen. Die Fingerzeige einer im Grossen und Ganzen wohlwollenden Kritik habe ich mit Dank benützt nnd dadurch hoffentlich manchen Fehler sowohl in Darstellung, wie in Anordnung und Vertheilung des Stoffes beseitigt. Dennoch sind auf einem so weitschichtigen Gebiete, wie jenes, welches ich in den zwei Bänden meines Buches zu durchstreifen unternehme, Irrthümer völlig unvermeidlich, und auch diesmal wird es mir kaum gelungen sein, stets und überall die besten und neuesten Quellen heranzuziehen. Es ist daher gut, wenn ich dem geneigten Leser von vornherein sage, was er von meinem Werke zu erwarten hat.

Schon der universalhistorische Charakter meines Buches deutet an, dass darin nicht Ergebnisse eigener Quellenforschung zu suchen sind. Nicht um die Vermehrung und Berichtigung des bis heute festgestellten geschichtlichen Thatbestandes handelt es sich für mich, sondern um die Beleuchtung und Erklärung der Geschichte der einzelnen Völker. Nur die wichtigsten Ereignisse dieser Geschichte ziehe ich in den Bereich meiner Betrachtungen und zwar auf Grund des jetzigen Standes der historischen Kenntniss. Ich setze beim gebildeten Leser, an den allein ich mich wende, die Kenntniss der allgemeinen Geschichte

selbstverständlich voraus und halte mich desshalb nicht für verpflichtet zu einem regelrechten historischen Cursus über jedes Volk. Wer beispielsweise die Geschichte Rom's nicht kennt, wird aus den hundert und etlichen Seiten, die ich ihr in meinem Buche blos widmen kann, sie sicher nicht kennen lernen. Für einen Solchen habe ich auch nicht geschrieben, dies betone ich den Vorwürfen eines Kritikers gegenüber, welcher die Seitenzahl der einzelnen Abschnitte zum Massstabe ihres Werthes nahm. Was ich will, ist nicht dem freundlichen Leser die Geschichte Rom's vorzutragen, wohl aber ihm sie verstehen, in den Rahmen der natürlichen Entwicklung einpassen zu lehren. Zu diesem Behufe bedarf ich überall selbstredend der neuesten Forschungen und resumirender Ueberblicke, wie sie sich bekanntlich meist in Zeitschriften und kleineren Aufsätzen zerstreut finden. Das Zurückgehen auf die älteren, sehr bedeutenden und wichtigen Originalarbeiten hat dagegen in den meisten Fällen für meine Zwecke keinen oder nur untergeordneten Werth; der Leser wird daher sehr oft die Anführung sehr bekannter, namhafter Quellenwerke vermissen und sich dafür auf an sich weit weniger umfangreiche und bedeutende Publicationen der Zeitschriften- und Broschürenliteratur verwiesen sehen, welche dem Zwecke der allgemeinen Orientirung besser entsprechen oder eine neuere, mir gerechtfertigter dünkende Annahme vertreten. So habe ich z. B. bei Darstellung des Lehenswesens die grundlegenden Arbeiten der einheimischen Forscher Georg Waitz und Paul Roth nicht herangezogen, weil mir trotz gegentheiliger Meinung die neueren Forschungen Fustel de Coulanges, welche kein Geringerer als Sir Henry Sumner Maine unterstützt, den Vorzug zu verdienen scheinen. Hielt ich es für meine Hauptaufgabe, den Leser durch einen strengen Quellennachweis nie im Unklaren darüber zu lassen, wo ich meine eigenen Ansichten geschöpft, theils um ihm die Vertiefung in einzelne Culturfragen zu ermöglichen, theils um mich über die vorkommenden nothwendigen Entlehnungen auszuweisen, so muss ich doch mich entschieden verwahren gegen die Annahme, als bildete das in den Noten aufgespeicherte Material die alleinigen Bausteine zur Errichtung meines Buches. Ich bitte demnach den gütigen

Leser aus der unterlassenen Bezugnahme auf dieses oder jenes einschlägige Werk nicht sofort auf Unkenntniss desselben schliessen zu wollen. Jenem Standpunkte, welcher meine Geschichtsauffassung aus der Quellenauswahl, aus der ich und aus jenen, woraus ich nicht geschöpft habe, begreifen will, kann ich keine Berechtigung zugestehen. Die ganze Reihe der modernen Culturhistoriker, von Guizot und Buckle bis auf die Honegger, Henne am Rhyn, Carl Grün und Rudolf Friedrich Grau hat lange Jahre hindurch meine Studien ausgefüllt, auf ihre Schriften nehme ich dennoch keine oder nur ausnahmsweise Rücksicht, noch weniger vermag ich mich darauf zu stützen. Die absolute Verschiedenheit des Ausgangspunktes jener Bücher von dem meinigen lässt eine Vereinigung der Anschauungen nur selten oder gar nicht zu; eine Berücksichtigung oder Erwähnung der bestehenden Meinungsverschiedenheiten würde nur zu einer ziemlich unfruchtbaren Polemik führen, welche die räumlichen Grenzen meines Buches nicht gestatten. In ähnlicher Weise verhält es sich mit sehr vielen der hier nicht erwähnten Quellenwerke, deren Werth und Bedeutung ich weit entfernt zu unterschätzen bin, denen ich aber andere, der Orientirung des Lesers dienlichere, übersichtlichere Schriften vorziehen zu sollen glaubte.

Wenn ich aber so, was das Material anbelangt, ganz und gar aus zweiter Hand arbeite, so versteht es sich wohl von selbst, dass auch der unverdrossenste Leser nicht zur vollen Beherrschung der universalhistorischen Literatur zu gelangen vermag. Es wird also immer noch eine Menge Lücken geben, welche der in einzelnen Specialfächern Bewanderte mit leichter Mühe aufdecken mag. Da die Kritik unter Anderem auch meine Art zu citiren zum Gegenstande ihrer Erörterung gemacht hat, so lege ich ein besonderes Gewicht darauf zu betonen, dass ich sämmtliche von mir citirten Quellen aus eigener Anschauung kenne. Dagegen dünkt es mir für die Zwecke meines Buches durchaus belanglos, ob Manches, seine Richtigkeit vorausgesetzt, diesem oder jenem Werke entlehnt ist. In Mantegazza's „Quadri della natura umana“ fand ich eine sehr fleissige Bibliographie über das Bier, was ich in einer Note bemerkte. Es

wird nun meine Leser gewiss nur mässig interessiren zu erfahren, dass diese Bibliographie eigentlich, wie uns der Autor belehrt, aus Dr. E. Reich's „Nahrungs- und Genussmittelkunde", einem mir allerdings unbekannt gebliebenen Buche, stammt. Solche Verstösse werden voraussichtlich auch in dieser neuen Auflage trotz des daran gewandten Fleisses noch mehrere vorkommen, doch dürfte das so warm empfohlene Zurückgehen auf die „eigentlichen Quellen" eher auf verletzte Autoreneitelkeit, denn auf das wahre Interesse des Lesers zurückzuführen sein.

Die allgemeinen Anschauungen, welche mich bei Abfassung der „Culturgeschichte" leiteten, haben im Wesentlichen keine Wandlung erlitten; wohl aber hoffe ich für manche meiner Sätze neue Beweise gewonnen und in dieser zweiten Auflage erbracht zu haben. Als besondere Stütze möchte ich an dieser Stelle des P. v. Lilienfeld'schen Buches „Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft" gedenken, welchem wichtigen und in Deutschland leider zu wenig beachteten Werke ich ein besonderes Capitel widmen zu sollen glaubte. Es war zu erwarten, dass vor den Augen der geehrten Kritiker, die ja alle mehr oder minder das Feld der Culturgeschichte bepflügen, die Grundsätze meiner Geschichtsauffassung nur wenigen oder getheilten Beifall finden würden. Das Publikum schien anders zu urtheilen, wie diese so rasch nöthig gewordene zweite Auflage beweist. Ich kann nicht beabsichtigen, an dieser Stelle die gegen meine Anschauungen vorgebrachten Einwände erörtern oder gar widerlegen zu suchen; so weit dies thunlich, soll dies an passenden Stellen meines Buches selbst geschehen; erfreulich und trostreich zugleich war mir nur die Beobachtung, dass die Kritik desto günstiger und anerkennender ausfiel, je höher der wissenschaftliche Rang des Organes, worin sie zum Ausdrucke gelangte. Den breitesten und absprechendsten Urtheilen begegnet man in der politischen Presse aller Parteischattirungen mit ihren seichten, nach Effect haschenden, pikant sein wollenden und den Schlagwörtern des Tages huldigenden Feuilletons; sie kann an einem Buche, welches mit der hohlen Phrase aufzuräumen bestrebt ist, natürlich kein Gefallen haben. Gewiss verlangt Niemand, dass ich solche Auslassungen zurück-

weise, da eine wissenschaftliche Widerlegung der Grundideen meiner „Culturgeschichte" darin gar nicht versucht wird, ja solche Feuilletonbesprechungen einen wissenschaftlich kritischen Werth wohl nicht beanspruchen. In der Vorrede zur ersten Auflage sagte ich, nur wer eine kurze, unzweideutige, peremptorische Antwort auf die Fundamentalfrage, womit ich mein Buch schliesse, zu ertheilen vermag, wird dessen Grundanschauung anfechten können. Nur eine Einzige, unter der Fülle der mir zu Gesichte gekommenen Recensionen hob diesen Handschuh auf; Hr. Friedrich Kreyssig versucht in der „Deutschen Rundschau" folgende Antwort: „Unserer Ansicht nach ist das Leben dazu da, dass ein Jeder seine Schuldigkeit thue, d. h. dass er an seinem Theile und nach seiner Einsicht und Kraft die allgemeine Vernunft in seiner Person und seinem Leben zum Ausdrucke bringe: wobei denn auch die Liebe sich nicht als eine Lüge und ein Fallstrick, sondern „als des Gesetzes Erfüllung" erweist. In jeder redlichen Forschung, in jeder freien, sittlichen That, in jeder Gestaltung des Schönen wird der Weltzweck endgültig erreicht, und ob auf der gegebenen Stelle des Weltalls sich nachher in alle Ewigkeit Aehnliches vollzieht oder das organische Leben auf diesem Pünktchen des unendlichen Raumes einmal auf eine Weile, auf ein oder ein paar Weltenjahre aufhört, das kann an dem einmal Geschehenen nichts ändern. Wer sich dabei nicht beruhigen will und das Weltgericht in der Weltgeschichte nicht sieht, der mag die Sterne fragen und mit den andern — Forschern auf Antwort warten." Ich darf es wohl billig dem Ermessen meiner geehrten Leser anheimstellen, ob dieser übrigens sehr ehrlich gemeinte Versuch einer Antwort geeignet ist, meine Grundanschauungen zu erschüttern. Ein anderer meiner Beurtheiler, Hr. Carl von Thaler, der die Nothwendigkeit einer positiven Antwort empfinden mochte, sucht dieselbe einfach zu escamotiren, indem er kurzweg behauptet, die Idealisten allein wären berechtigt, die Frage des Wozu? zu stellen, der nüchterne Bekenner der Naturgesetze nicht.

Unter den gegnerischen Kritiken von wahrhaft wissenschaftlichem Werthe verdient jene des Professor Dr. Adolf Bastian (Zeitschrift für Ethnologie. Berlin, 1874. 8°.) eine hervor-

ragende Beachtung. Die bekannte Stellung des hochgeachteten Gelehrten zu den die Wissenschaft der Gegenwart bewegenden Fragen macht es begreiflich, dass er in den wenigsten Punkten mir beizustimmen vermag. Dennoch möchte ich seine Ansichten gerne mit der gebührenden Rücksicht anhören, wenn es mir gelänge, den dunklen Sinn seiner Rede zu enträthseln. Habe ich den gelehrten Berliner Professor richtig verstanden — wessen ich durchaus nicht sicher bin — so besitze ich keine rechte Ahnung von dem, was auf ethnologischem Felde jüngsther geleistet wurde. Denn „es genügt nicht, auf die ethnischen Anlagen hinzuweisen, da damit nur eine neue *qualitas occulta* eingeführt würde, sondern das Problem der Ethnologie involvirt eben die Erklärung des hier hervortretenden Causalnexus aus tieferen Ursächlichkeiten, aus den *causae efficientes* der geographischen, speciell der anthropologischen und ethnologischen, sowie denen der historischen Provinz des jedesmaligen Volkes.“ Ich will nun gerne einräumen, dass ich keine rechte Ahnung von dem besitze, was jüngsther zur Lösung dieser Aufgabe geleistet wurde, denn die meisten Beiträge zu dieser Lösung dürften in den Schriften meines geehrten Gegners zu finden sein, lässt er doch überall durchschimmern, dass auf dem ethnologischen Gebiete, wie er es versteht, eigentlich nur er allein Fachmann, alle Anderen Dilettanten seien. Nun muss ich bekennen, dass der Sinn der sehr gelehrten Bastian'schen Werke mir in der That bis zur Stunde ziemlich verschlossen geblieben ist, eine bedauerliche Lage, die ich jedoch mit neunhundertneunundneunzig Tausendstel der Lesewelt theile. Was die Ethnologie, deren Beachtung ich zu einer der Hauptthesen meines Buches gemacht habe, uns thatsächlich lehrt, was davon für die Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung zu verwerthen sei, glaube ich in meines verblichenen Freundes Oscar Peschel leichtverständlicher, meisterhaften „Völkerkunde“ ausreichend zu finden. Auch meine ich mit dem einfachen Hinweise auf die „ethnischen Anlagen“ es vollkommen genügen lassen zu dürfen. Mein Buch hat kein philosophisches System zu erklären, es soll die Geschichte der Cultur erklären und muss dabei die Thatsachen nehmen, wie sie eben sind. Es genügt vollständig, sich bei Betrachtung der

Culturphänomene auf die Ergebnisse der Ethnologie zu berufen; das „Warum“ der ethnologischen Erscheinungen zu ergründen, ist eben Sache der ethnologischen Wissenschaft, nicht der Culturgeschichte; diese hat einfach mit den gegebenen Factoren zu operiren. So wenig es nöthig ist, beim Eingreifen natürlicher Phänomene in das Leben der Individuen und Völker diese natürlichen Erscheinungen selbst zu erklären, was die Aufgabe ganz anderer Wissenszweige bildet, so wenig kann die Culturgeschichte auf das Problem der Ethnologie näher eingehen. Dies scheint mir nicht auszuschliessen, dass den von der Völkerkunde ermittelten Resultaten die weiteste Berücksichtigung zu Theil werden müsse, so sehr, dass ohne diese an eine Deutung der Gesittungsentwicklung gar nicht zu denken ist. Nur die bisher übliche gänzliche Vernachlässigung des ethnischen Momentes verschuldet es, wenn ich immer und immer wieder auf dessen Bedeutung verweisen und unzählige Male Wahrheiten wiederholen muss, die für den denkenden Ethnologen längst zu Gemeinplätzen geworden sind.

Als Darwin mit seiner die naturwissenschaftlichen Anschauungen umgestaltenden Lehre auftrat, ward dieselbe sehr bald von einigen weitblickenden Geistern als bahnbrechend anerkannt; Andere gefielen sich in dem Nachweise, dass Darwin's Ideen von Diesem und von Jenem schon längst zuvor ausgesprochen worden seien, und heute kennen wir in der That eine ganz stattliche Reihe von Vorläufern des grossen britischen Denkers. Man darf wohl sagen, dass die Einen wie die Andern gleich Recht hatten; mag aber hundertmal Darwin's Naturauffassung auf Originalität keinen Anspruch haben, bahnbrechend ist sie doch im eminentesten Sinne gewesen, und zwar nur bei ihm, bei keinem sonst seiner Vorgänger. Ich möchte nun keinen unschicksamen Vergleich anstellen, allein da von mancher Seite meine Culturgeschichte als bahnbrechend bezeichnet ward, während Andere in ihr nur einen Standpunkt erkennen, der bereits vor wenigstens einem Vierteljahrhundert erreicht war, so könnte es immerhin sein, dass auch in diesem Falle beide Theile Recht haben, dass das Eine das Andere nicht ausschlösse, dass die alten Schläuche wirklich ganz gut und nur ein neuer Wein

darin gefüllt werden musste. Doch steht es mir nicht zu, in dieser Hinsicht der Meinung meiner gütigen Leser vorzugreifen.

Andere Stimmen haben sich dahin vernehmen lassen, dass eine so umfassende Synthese, wie ich sie versucht, weil noch verfrüht, nicht zu befriedigenden Resultaten führen könne; ja, ein Ausspruch lautet sogar, dass das Buch überhaupt um fünfzig Jahre zu früh komme. Wäre dieser Satz richtig, so dürfte ich mich der sicheren Hoffnung hingeben, dass jeder Tag meine Arbeit der Epoche näher rücke, wo sie nicht mehr verfrüht sein werde. In diesem Sinne könnte ich den Tadel fast als Lob einstreichen, doch bin ich weit entfernt, die Wahrheit dieser Kritik zu verkennen. Nur zu gut weiss ich, wie wenig noch unser dermaliges Wissen ausreicht zu einer so gewaltigen Synthese und acceptire willig Bastians Vorwurf, ich komme für mich selbst nicht weiter als bis zum polemischen Zerstören und zum Nivelliren des Bodens, auf dem das neue Gebäude aufgerichtet werden soll. Damit aber scheint mir schon Vieles erreicht und die Existenzberechtigung meines Buches zur Genüge dargethan. Zudem trägt ja jeder Fortschritt der Detailforschung seinen Stein zum Ausbau der Synthese bei, und ist sicherlich der Versuch einer solchen, selbst wenn er vorläufig noch ohne befriedigende Resultate bleiben muss, zu deren weiterer Ausbildung anregend. Behauptet doch auch Bastian von seinen Werken, „sie wollten bis jetzt keineswegs belehren, sondern nur anregen zur Entfaltung einer heranreifenden Wissenschaft.“

Unfehlbarkeit sicher, ich muss es wiederholen, beanspruchen Zeilen nicht, die das Gewicht der subjectiven Wahrheit so sehr betonen. Mein Buch beabsichtigt auch nicht, seine Meinung dem Leser aufzudringen, es räumt nicht blos die Möglichkeit, sondern das Recht zu anderer Sinnesart bereitwilligst ein. Alles wonach ich strebe, beschränkt sich auf eine Darlegung der Culturphänomene und eine leidenschaftslose Prüfung, ob zu ihrer Erklärung übernatürliche Kräfte zu Hilfe gerufen werden müssen. Ich meinestheils bemühe mich mit jenen Elementen auszukommen, welche die positive Wissenschaft uns bisher zur Verfügung stellt. Reichen diese in der Gegenwart zur Erklärung der natürlichen Entwicklung in der Cultur noch nicht völlig aus, so darf uns

doch sicher die Hoffnung auf fernere Aufschlüsse in der Zukunft beleben. Desshalb glaube ich an der eingeschlagenen, naturwissenschaftlichen Methode festhalten zu sollen, zumal gerade in der Anwendung dieser Methode die meisten Beurtheiler den Hauptwerth meines Buches erblickten.

Zum Schlusse zwei persönliche Bemerkungen. Herr Carl v. Thaler wirft mir vor, für einen wichtigen Factor des modernen Culturlebens, für die Presse, fehle mir jedes Verständniss, obwohl ich selbst zu den Journalisten gehöre. Dieses Verständniss fehlt mir durchaus nicht, ich weiss Werth, Wichtigkeit und Wirkung der Presse auf das moderne Culturleben vollkommen zu schätzen und möchte dieses Culturmittel mit seiner wachsenden Macht und Bedeutung keinesfalls vermissen, nur bin ich weder blind noch parteiisch genug, die schauderhaften Auswüchse dieses an sich trefflichen Institutes zu verschweigen. Es ist nicht meine Schuld, und auch nicht durch die vergangenen Verdienste der Presse um die Culturentfaltung einiger Völker zu sühnen, dass die von mir gebrauchte wenig ehrenvolle Bezeichnung für die Gegenwart leider eine traurige Wahrheit ist, die in meinem Buche ausgesprochen werden musste. Desshalb muss ich auch für meine Person darauf verzichten, mich zu den Journalisten gerechnet zu sehen, wie dies Herr v. Thaler thut. Die wissenschaftliche Thätigkeit und die Herausgabe einer der Wissenschaft geweihten Zeitschrift haben mit dem modernen Journalismus nichts mehr gemein, als dass beide den Schriftgiesser und Setzer beschäftigen. Dies thun aber noch sehr viele Leute, welche weder Journalisten noch Gelehrte sind. Ich lehne daher energisch eine Ehre ab, die ich nicht verdiene.

Ein anderer meiner Recensenten, Herr Otto Henne am Rhyn, will manche meiner Auffassungen mir in Rücksicht auf meine militärische Laufbahn zu Gute halten. Dieser Anspielung gegenüber glaube ich mich zur Erklärung verpflichtet, dass wissenschaftliche Nüchternheit und Unvoreingenommenheit auch im Soldatenrocke zu finden sein können. Ich bin der entschiedenen Meinung, dass die Wissenschaft dem Militär, dem Offizier jeder Waffe zur höchsten Zierde gereicht und Gelehrsamkeit auch im Lager kein überflüssiger Ballast ist; eben so entschieden denke

ich aber, dass es dem Kriegsmanne vergönnt sein müsse, eine wissenschaftliche Ansicht auszusprechen und zu vertheidigen, ohne in den Verdacht zu gerathen, die Wissenschaft für eitle Standeszwecke ausnützen zu wollen. Eine solche Insinuation, falls sie beabsichtigt war, müsste ich eben so entschieden zurückweisen, als ich es mir zur Ehre rechne, dem Heere meines österreichischen Vaterlandes anzugehören. Es wird wohl hoffentlich Niemanden, der dazu Neigung hat, verwehrt sein zu sprechen mit unserem Schiller:

Hab den Kaufmann gesehn und den Ritter
Und den Handwerksmann und den Jesuiter
Und kein Rock hat mir unter allen
Wie mein eisernes Wamms gefallen.

Cannstatt im Januar 1876.

Der Verfasser.

ERSTER BAND.

DAS ALTERTHUM.

In der Urzeit.

Die Naturkräfte.

Die ganze unendliche Welt ist aus denselben, nicht geschaffenen und nicht vertilgbaren Stoffen zusammengesetzt und wird von denselben unvertilgbaren Kräften getragen, welche von den einzelnen Atomen bis zu der unermesslichen Menge von ungeheuren Weltkörpern nach denselben Gesetzen wirksam sind und in der Grösse ihrer Gesammtwirkung unverändert erhalten bleiben. Mit anderen Worten: der Stoff, die Materie ist unsterblich, ewig; sie hat von jeher bestanden, sie wird und muss in alle Zukunft bestehen; ohne sie ist die Welt überhaupt nicht denkbar; sie ist unerschaffen wie sie unzerstörbar ist; an Menge und Qualität bleiben die sie bildenden Grundstoffe an sich stets dieselben und für alle Zeiten unabänderlich; die Materie ist gleich wie in der Zeit so auch im Raume unbegrenzt, unendlich.

Was vom Stoffe gilt, gilt auch von der Kraft, auch sie ist ewig; aus Nichts kann keine Kraft entstehen; allein sie ist an den Stoff gebunden, wenn man will, eine Eigenschaft der Materie; treffend bemerkt Moleschott, dass eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoffe schwebte, eine ganz leere Vorstellung sei. Die Kraft kann also genau so wie der Stoff, weder geschaffen noch zerstört werden, und was auf einer Seite verschwindet, muss auf einer andern wieder erscheinen.

Als der strengste Ausdruck der Nothwendigkeit zeigen sich die Naturgesetze; es sind rohe, unbeugsame Gewalten, welche weder Moral noch Gemüthlichkeit kennen. Nach A. v. Humboldt's schöner Ausdrucksweise sind sie ehern, unwandelbar; in der That ist es niemals gelungen ein Naturgesetz abzuändern; es ist weil es ist; dabei sind diese Gesetze so allgemein, das heisst in allen Theilen des Weltenraumes wirksam und so innig verbunden, dass wer Ein Gesetz der Natur aufhebt, sie alle aufhebt.

Die Erde, der Wohnsitz des Menschen, ist nur ein ausserordentlich unbedeutender Bestandtheil des Weltalls; wie wir wissen, ist sie denselben Gesetzen wie die übrigen Weltkörper unterworfen, sind dieselben Kräfte auf ihr wirksam, ist sie aus denselben Stoffen gebildet. Wir wissen aber auch, dass die Erde nicht zu allen Zeiten

bestanden; wahrscheinlich hat es eine Epoche gegeben, wo sie wie die übrigen Weltkörper überhaupt noch nicht existirt hat. Die Stoffe und Kräfte freilich waren ewig im Raume vorhanden. Ueber die Zeit und Entstehungsart unseres Planeten können wir natürlich nichts Positives wissen und dürfen uns daher nur Schlüsse aus Analogien erlauben [1]). Einzelne Vorfälle im Weltenraume können nämlich geradezu als Weltenbildungen betrachtet werden. Planetarische Nebel, kosmische Wolken, Nebelsterne sind als Durchgangstadien oder Entwicklungsperioden eines Weltkörpers anzusehen und sogar als solche beobachtet worden. Höchst wahrscheinlich hat unsere Erde dieselben Phasen durchgemacht. Im kalten endlosen Weltenraum schwebte, der Laplace'schen Nebeltheorie zufolge, ein unermesslicher leuchtender Dunstball. Diese Kugel enthielt die wägbare Masse aller Körper des Sonnensystems und stellte somit einen fast kugligen Nebelstern dar, der bereits von West nach Ost um seine Achse rotirte. Die Individualisirung der einzelnen Theile, die Bildung der Planeten und Monde erfolgte sodann allmählig durch Abkühlung und die damit verbundene Verdichtung. Die heisse Gaskugel wurde nämlich an ihrer Peripherie beständig abgekühlt durch den kalten Weltraum, den sie durchzog; es musste daher eine Verdichtung der Dunstmasse und eine Zusammenziehung auf ein kleineres Volum eintreten, was eine beschleunigte Achsendrehung zur Folge hatte. Aus letzterer Ursache und bei Fortdauer der früheren Verhältnisse erfolgte dann die Lostrennung kleinerer Dunstkugeln vom Centrum, welche sich nach und nach zu Planeten und Monden individualisirten und ausbildeten. Eine solche losgelöste Dunstkugel war wohl unsere Erde. Immerhin bleibt aber hier der Speculation noch ein weites Feld offen. Dennoch ist Eines über allen Zweifel erhaben, dass nämlich die Bildung unserer Erde nur in Gemässheit der überall giltigen Naturgesetze vor sich gegangen und dieselben Kräfte dabei thätig waren, welche noch in der Gegenwart auf und ausserhalb der Erde sich geltend machen [2]).

Die Geschichte der Erde.

Herrschen in Bezug auf die Geogenie [3]) noch vielfach unklare Begriffe, so ruht auf desto festerer Grundlage die Geschichte unseres Planeten, die Geologie. Sie hat das geheimnissvolle Buch der Erdrinde zu enträthseln vermocht und führt an der Hand sicherer Thatsachen zurück in Epochen, wo noch kein Menschenwesen auf

[1]) Siehe hierüber das höchst anregende Buch von Carus Sterne, *Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen.* Berlin 1876. 8°.

[2]) Siehe hierüber das interessante Capitel: Das Entwicklungsgesetz der Erde in Baron v. Cotta's *Geologie der Gegenwart.* Leipzig 1874. 8°. 4. Aufl.

[3]) C. S. Cornelius, *Ueber die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserem Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muss.* Gekrönte Preisschrift. Halle 1870. 8°.

Erden wandelte. Für die Dauer der einzelnen Entwicklungsperioden, Formationen nennt sie der Geologe — lassen sich natürlicherweise keine Ziffern aufstellen, um etwa daraus das Alter der Erde abzuleiten; eine genaue Ziffer hätte übrigens auch gar kein wissenschaftliches Interesse; es genügt vielmehr vollkommen die erwiesene Thatsache, dass sich dafür überhaupt keine äusserste (Maximal-) Grenze ziehen lässt. Möge man daher unserem Planeten immerhin die Bezeichnung „ewig“ versagen, weil ja von einer Entstehung, einem Anfange die Rede ist, so steht doch fest, dass für die Bestimmung seines Alters die Begriffe fehlen.

Die ältesten Perioden der Erdgeschichte zeichnen sich, wie bemerkt, durch die Abwesenheit jedweden organischen Wesens aus; man kann jene Zeit füglich die azoische nennen. Je mehr indess die geologischen Forschungen gedeihen, desto weiter führen sie das organische Leben, desto weiter drängen sie diese azoische Periode zurück. In der silurischen und devonischen Formation glaubte man lange das erste Auftreten von Organismen annehmen zu dürfen. *Oldhamia antiqua Forb.* (aus den Untersilurschichten von Wicklow in Irland) und die Trilobiten der Primordialfauna Böhmens, (*Paradoxides, Ellipsocephalus, Agnostus, Sao hirsuta Barr.* u. A.) wurden uns als die ältesten Lebewesen vorgestellt; in ersterer glaubte man die älteste Pflanze zu erblicken, doch ist ihre pflanzliche Natur nicht ohne Anfechtung geblieben. Da entdeckte man in Canada, nördlich vom Lorenzo-Strom, eine Reihe von Erdschichten von ungeheurer Mächtigkeit, die noch weit älter als die ältesten silurischen Bildungen sind und unfassbare Zeiträume zu ihrem Zustandekommen in Anspruch genommen haben müssen. Man hat diese Schichten die Laurentianbildung genannt und in diesen die organischen Ueberreste einer Rhizopoden- oder Wurzelfüsser-Art gefunden, welcher man den Namen *Eozoon canadense* oder das canadische Morgenröthe-Thier beigelegt, um damit anzudeuten, dass mit ihm oder mit seinesgleichen die Morgenröthe des Lebens auf Erden beginnt. Zählt nun dieses Eozoon auch zu der niedrigsten bekannten Thierclasse, so erscheint es doch durch die Bildung seiner Schale innerhalb der Classe selbst als bereits sehr hoch organisirt, und ist der Schluss keineswegs unstatthaft, dass es noch weniger entwickelte organische Formen vor dem Eozoon gegeben haben müsse [1]). Welche und wie viele Zeitgenossen des Eozoon spurlos verschwunden sind, vermögen wir heute nicht mehr zu unterscheiden, denn die ersten Blätter im Buche der Schöpfung hat der Metamorphismus bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Soviel darf jedoch als Thatsache gelten, dass im Zeitalter des Urgebirges, dessen Dauer alle übrigen erdgeschichtlichen Perioden zusammengenommen um ein Bedeutendes an Länge überragte, orga-

[1]) Siehe über das Eozoon: Zittel, *Aus der Urzeit.* München 1871. 8°. S. 89—93. In neuerer Zeit wird die organische Natur des Eozoon wieder von Einigen in Zweifel gezogen, so von Hermann Credner, *Elemente der Geologie.* 1872. 8° und J. Barrande in seinem *Système silurien du centre de la Bohème.*

nische Wesen die Erde bevölkerten, dass somit die Versteinerungen der darauf folgenden Silurformation bereits eine vorgeschrittene Stufe in der Entwicklung der Schöpfung darstellen [1]). Es sind dies an Pflanzen einige Fucoiden und Farrenarten, und an Thieren Infusorien, Polypen, Strahlthiere besonders Crinoiden, deren Reste ganze Schichten bilden, Trilobiten, die darin ihre Hauptentwicklung haben und Brachiopoden. Schon in der Kohlenformation zieren Palmen und Coniferen die Landschaft, Fische beleben die Wasser und die Fussspuren grösserer Saurier finden sich im Thone abgedrückt; in der permischen Formation endlich tritt in der Gestalt eines beschuppten Reptils aus der Familie der urweltlichen Eidechsen (*Protosaurus*) das erste luftathmende Wirbelthier auf. So bildete sich allmählig die Erde heran und gewann in den nachfolgenden Perioden der Trias, der Jura, der Kreide und der Tertiärzeit die Befähigung immer ausgebildetere, höhere Organismen zu erzeugen und zu tragen. Als sie spätestens in der Diluvialzeit alle zur Existenz des Menschen erforderlichen Vorbedingungen vereinigt hatte, da musste endlich auch das vollendetste Thier der Schöpfung erscheinen — der Mensch.

Um die durch die Entstehung und Lagerung der Gesteine unserer Erdkruste bedingten Formationen ohne alle Beihülfe von übernatürlichen Katastrophen zu erklären, genügen vollkommen die noch heute unter unseren Augen thätigen geologischen Kräfte. Was aber besondere Betonung erheischt, ist, dass bei fortschreitender Mehrung unserer Kenntnisse die Formationsgrenzen sich zu verwischen scheinen, dass es überhaupt keine scharfen Grenzen unter ihnen gibt, sondern dass sich eine aus der andern allmählig und derart entwickelt hat, dass die Uebergänge unendlich werden. Diese Erscheinung hat zur Aufstellung des Gesetzes der fortschreitenden (progressiven) Vervollkommnung geführt, welches sich trotz mannigfacher Einwände in der That nicht mehr in Abrede stellen lässt. Die Natur beginnt nichts mit fertigen und reifen Zuständen; Alles in ihr entwickelt sich langsam aus unscheinbaren Anfängen. Von den ältesten Zeiten an haben alle Classen und Ordnungen von Organismen mit solchen Formen begonnen, welche theils durch ihren Gesammtbau, theils durch ihren embryonalen Charakter, theils durch andere massgebende Eigenschaften zu den tiefer stehenden gehören. So war, um ein Beispiel zu nennen, das Gehirn der tertiären Säugethiere überaus klein, oft kaum das der höheren Reptilien überragend. Die Ausbildung des Gehirnes nimmt bei miocänen und pliocänen bis zu den jetzt lebenden Thierformen allmählig zu [2]). Der Fortschritt vom Niederen zum Höheren erfolgte dann in der Regel derart, dass

[1]) Zittel. A. a. O. S. 93.

[2]) Nach den neuen Untersuchungen von Prof. O. C. Marsh im *American Journal of Science and arts.* Vol. VIII. Bei der grössten eocänen Gattung *Dinoceras* Marsh ist die Hirnhöhle nur 1/8 so gross wie bei dem lebenden Rhinoceros. Einen sehr schönen Beleg für die steigende Entwicklung des Gehirns liefern die pferdeartigen Thiere, von dem eocänen *Orohippus* an durch die miocänen *Miohippus* und *Anchitherium* und den pliocänen *Pliohippus* und *Hilarion* bis zu dem lebenden *Equus* der Gegenwart.

die vollkommener organisirten Formen einer gegebenen Classe oder Ordnung erst später auftraten, dass sie an intensiver Ausbildung immer mehr stiegen und an Zahl wuchsen, während die älteren unvollkommeneren Gruppen, wenn sie schon anfänglich zahlreich aufgetreten waren, in gleichem Verhältniss zurücktraten und seltener wurden.

Das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung und Vervollkommnung bewahrheitet sich aber noch in der Gegenwart an den biologischen Vorgängen. Jeder Organismus durchläuft während seiner Entwicklung aus dem Ei zum ausgebildeten Individuum eine Reihe von Veränderungen [1]). In den ersten Fötalzuständen stimmen so ziemlich alle Thiere, der Mensch mit inbegriffen, mit einander überein; erst bei fortschreitender Entwicklung stellen sich nach und nach die Merkmale des Typus, später der Classe, Ordnung, Familie, Gattung und Art ein. Je nach der Rangstellung eines Geschöpfes sind die Veränderungen während des Heranwachsens gross oder klein; dadurch aber deutet uns die Geschichte des Individuums in schneller Folge und in allgemeinen Umrissen die langsame, in vielen Jahrtausenden erfolgte Umwandlung des ganzen Stammes an [2]), ein Satz, der in der Culturgeschichte der Menschheit wenigstens sich auf's strengste bewahrheitet.

Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur.

Wir dürfen uns desshalb nicht verwundern, wenn die Betrachtung der menschlichen Fötalzustände und ihrer Ausbildung dazu führt, den thierischen Ahnenstufen des Menschen nachzuspüren. Die gesammten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung drängen gewaltsam zu dem Schlusse, den Ursprung sämmtlicher organischen Wesen in einigen wenigen Urformen einfachster Art zu suchen, die sich wahrscheinlich auf eine einzige reduciren lassen werden. Solche der Urform nahe kommende Wesen meint man in den Moneren, albuminösen Klümpchen, im Meere gefunden zu haben, denen die Kraft des Wachsthums und gelegentlich auch des Auseinanderbrechens innewohnt [3]). Die Vorfahrenkette des Menschen wie aller anderen Organismen geht demnach wahrscheinlich von solchen einfachen Organismen ohne Organe aus, welche in zweiter Stufe sich zur einfachen Zelle heranbilden. Die weiteren Entwicklungsstufen sind noch nicht mit solcher Sicherheit festgestellt, dass sie nicht von mancher Seite angefochten würden. Am meisten gilt dies von dem letzten Zwischengliede, dem Affenmenschen oder Pithekanthropen, der

[1]) Am ausführlichsten dargelegt in Ernst Häckel *Anthropogenie. Entwicklungsgeschichte des Menschen.* Leipzig 1874. 8°.

[2]) Zittel, *Aus der Urzeit.* S. 559—571.

[3]) Ernst Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* Berlin 1873. 8°. 4. Aufl. S. 165. 306. 379.

wahrscheinlich erst gegen Ende der Tertiärzeit lebte. Ein wichtiges Moment, nämlich die Gestalt des Menschen, scheint dafür zu sprechen, dass sein ursprünglicher Aufenthalt der Baum [1]) war. Aus einer einstigen kletternden Lebensart erklärt sich am naturgemässesten sein aufrechter Gang, und aus der Gewohnheit, den Baum aufwärts schreitend zu umfassen, die Umbildung der Hand aus einem Bewegungs- zu einem Greiforgane [2]). Die echten Menschen entwickelten sich durch die allmählige Ausbildung der thierischen Lautsprache zur gegliederten oder articulirten Wortsprache. Mit der Entwicklung dieser Function ging natürlich diejenige ihrer Organe, die höhere Differenzirung des Kehlkopfes und des Gehirnes Hand in Hand. Den Uebergang von den sprachlosen Affenmenschen zu den echten oder sprechenden Menschen denkt man sich erst im Beginn der Quaternärzeit oder der Diluvialperiode, vielleicht aber auch schon in der jüngeren Tertiärzeit. Da nach Ansicht der meisten bedeutenden Sprachforscher, wenigstens vorläufig, nicht alle menschlichen Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache abzuleiten sind, so müssen wir einen mehrfachen Ursprung der Sprache und dem entsprechend auch einen mehrfachen Uebergang zu den echten, sprechenden Menschen annehmen [3]).

Wie aus dieser Darstellung erhellt, kann der Mensch in keiner Weise von den übrigen Wesen der belebten Schöpfung getrennt werden. Er steht mitten inne gleichwie jedes andere Geschöpf. Es ist daher auch vergebliches Beginnen für ihn eine Sonderstellung zu beanspruchen. Was wir dermalen über die historische Vergangenheit unseres Geschlechtes wissen, berechtigt durchaus nicht dasselbe loszulösen von dem grossen Naturganzen, vielmehr haben wir in demselben ein Naturproduct, wenn auch das höchste, zu erkennen. Die zunehmende Erkenntniss führt täglich mehr zur Aufhebung des Dualismus in der Natur und somit zum Monismus [4]), zur Einheit. Schon neigen sich viele Forscher mit gutem Grunde zu der Ansicht, dass alle wahrgenommenen Naturkräfte auf eine einzige Einheit hinauslaufen, Laplace's Theorie von der Entwicklung der Erde und des Sonnensystems aus einem kolossalen Dunstball wird in eine Riesengaskugel für den gesammten Weltenraum erweitert, ein äusserstes Resultat kühner Schlüsse aus der Gegenwart in die Vergangenheit, ein Hypothesengebäude, für welches strenge Beweise fehlen, welches aber mit keinem bekannten Naturgesetz in Widerspruch steht und aus dem sich der gegenwärtige Zustand der

[1]) Noch in der Gegenwart kennt man ein auf Bäumen wohnendes Volk; es sind die von Abbé Langenhoff besuchten Kubus auf Sumátra. *Les Koubous ont horreur de toute habitation qui a un toit et perchent sur les arbres.* (*Revue d'Anthropologie.* III. Vol. S. 701.)

[2]) Laz. Geiger, *Zur Urgeschichte der Menschheit.* (*Ausland* 1871. Nr. 16. S. 369.)

[3]) Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* S. 578—591.

[4]) Den Versuch eine rein monistische Weltanschauung zu begründen hat Dr. Ludwig Noiré unternommen in seinem lesenswerthen Buche: *Die Welt als Entwicklung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung.* Leipzig 1874. 8⁰. Den Grund, warum der Noiré'sche Monismus unannehmbar ist, habe ich dargelegt im *Ausland* 1874. Nr. 48. S. 957.

Erde ableiten lässt [1]). Die moderne Astronomie hat den Unterschied zwischen Fix- und Wandelsternen aufgehoben, Nebelflecken und kosmische Wolken als in früheren Bildungsstadien begriffene Welten, im Monde eine spätere Phase der Sternengeschichte und zugleich die Zukunft gezeigt, welcher unser eigener Planet und mit ihm die anderen in ungemessenen Zeiträumen entgegengehen. Auf Erden selbst sehen wir die Schranken zwischen Anorganisch und Organisch fallen, indem Letzteres als ein Product des Ersteren erkannt wird. Wo die Grenze zwischen Thier- und Pflanzenreich liegt, vermag Niemand mehr zu beantworten; beide gehen ganz unmerklich in einander über und es konnte die Frage aufgeworfen werden, ob die Spongien, die man bisher zu den Thieren rechnete, nicht etwa zu den Pflanzen zu zählen wären [2]). Ebenso haltlos, ja weniger noch zu begründen, ist der Unterschied zwischen Thier und Mensch. Die Morphologie zeigt den Menschen deutlich als das höchste Gebilde einer an sich schon hoch entwickelten Thierform und es ändert an dieser Thatsache nichts, dass diese Thierform gegenwärtig nicht mehr auf Erden wandelt. Gerade so wie der geocentrische Standpunkt, welcher Sonne und Gestirne um die Erde kreisen liess, als unsinniger Irrthum heute höchtens mitleidig belächelt wird, eben so wird auch die anthropocentrische Chimäre allgemein als solche entlarvt werden [3]). Schon ist in hohem Grade wahrscheinlich gemacht, dass zwischen den geistigen Fähigkeiten des Menschen und des Thieres kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied bestehe und alle bisherigen Versuche triftige Gegenbeweise für diese Auffassung zu bringen, sind kläglich gescheitert [4]). Niemand darf mehr die Kühnheit besitzen, zwischen menschlichem Verstand und thierischem Instinct die Grenze zu ziehen [5]); wie neuere Unter-

[1]) Cotta, *Geologie der Gegenwart.* Leipzig 1872. 8°. 3. Aufl. S. 198.

[2]) Carl Müller, *Die Tiefseeforschungen der Neuzeit.* (*Unsere Zeit* 1872. I. Bd. S. 557.)

[3]) L. Büchner, *Die Stellung des Menschen in der Natur, in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.* Leipzig 1869. 8°. S. 7. Die Unterscheidung, welche Noiré (A. a. O. S. XIII und XIV) zwischen anthropomorphischen und anthropocentrischen Standpunct machen will, ist haltlos. Selbst die Richtigkeit des Unterschiedes zugegeben, ist doch offenbar der anthropocentrische ebenso unberechtigt als der anthropomorphische Standpunct.

[4]) Einen kläglichen Versuch in dieser Richtung unternahm der Jenenser Philosoph Julius Frauenstädt in seinen Aufsätzen: *Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen.* (*Unsere Zeit* 1872. I. Heft 8 und 9.) Auch das was in einer Kritik des Tylor'schen Buches *Primitive culture* in der *Edinburgh Review* vom Januar 1872 dagegen vorgebracht wird, gehört hieher.

[5]) Siehe *Nature.* VII. Vol. S. 47. Wer sich für diese Frage interessirt, findet in der genannten Zeitschrift wichtige Anhaltspunkte für obige Meinung. Man vergl. D. A. Spalding, *On instinct.* (A. a. O. VI. Vol. S. 485.) Der Intellect des Hundes ist zwar zur Genüge erörtert, immerhin wird man aber mit Interesse lesen, was Darwin (A. a. O. VII. Vol. S. 281) und Wallace (A. a. O. VII. Vol. S. 303) darüber vorbringen. Vgl. ferner A. a. O. VII. Vol. S. 322. 340. 360. 424 über Hunde, S. 340. 360 über Pferde, S. 360 über Katzen, S. 424 über Krabben, S. 444—445 über Ameisen, Schmetterlinge und Hühner, S. 463 über Tiger, dann VIII. Vol. S. 6. 65. 282. 322—324, IX. Vol. S. 5. Besondere, längere, den Stand der Frage recapitulirende Aufsätze siehe A. a. O. VII. Vol. S. 371. 409. 417. 437, VIII. Vol. S. 77 und 284. — IX. Vol. S. 243 handelt über die Affen und VIII. Vol. S. 163. 229 und

suchungen lehren, bekunden selbst Thiere, die wir zu den niedrigen zählen, geistige Kräfte [1]), unser Staunen eben so sehr zu erregen, als den Stolz auf unsere Geisteshöhe zu dämpfen geeignet. Ja, sogar im Pflanzenreiche ist das Vorhandensein von Instinct angedeutet [2]). Eine gründliche und vorurtheilslose Untersuchung zeigt endlich, dass auch die moralischen Fähigkeiten einen Unterschied zwischen Mensch und Thier nicht begründen; was wir Lasterhaftigkeit, was wir Tugend nennen, finden wir in der Thierwelt wieder und zwar nicht blos bei den unter dem Einflusse der Menschen lebenden Hausthieren, sondern auch bei den wilden Bestien in freier Natur [3]). So fällt denn eine nach der anderen jede der angeblichen Schranken, welche, wie z. B. die Fähigkeit an sich Selbstmord [4]) zu begehen, Mensch und Thier unüberschreitbar trennen sollen, und der Geist selbst, der angeblich den Menschen über die gesammte Natur stellt, ist gar nicht im Gegensatze zur Materie zu denken [5]). Geist und Materie sind eben so unlöslich mit einander verbunden, als Kraft und Stoff. Der Dualismus, fasse man ihn nun als Gegensatz von Geist und Natur, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung,

IX. Vol. S. 42 über die Meerschweinchen. In der Sitzung des „Anthropological Institute" vom 18. März 1873 sprach Hr. George Harris ausführlich über: Instinct und Intellect.

[1]) Gründliche Belehrung über das Denkvermögen der Thiere schöpft man aus dem interessanten Buche von Rev. John Selby Watson, *The reasoning power in animals* London 1867. 8⁰.

[2]) Siehe *Nature.* VIII. Vol. S. 164.

[3]) Siehe darüber den höchst belehrenden Aufsatz: *Animal Depravity* im *Quarterly Journal of Science.* 1875. S. 415—430.

[4]) Dass Thiere Selbstmord begehen, lehrt das Beispiel des Skorpion; es handelt sich bei diesem in der That um einen echten Selbstmord; den Nachweis siehe in *Nature.* XI. Vol. S. 29 und 47. Ausserdem aber kennt man zwei gut beglaubigte Fälle von positivem beabsichtigten Selbstmord eines Hundes und eines Pferdes. (Siehe *Quarterly Journal of Science.* 1875. S. 427 und 428.) Dagegen kann man den „Selbstmord einer Pflanze", von dem Professor Dr. Nagel (im *Neuen Wiener Tagblatt* vom 5. Oktober 1874) erzählt, kaum als einen solchen gelten lassen. — Wenn das von Eduard Mohr (*Nach den Victoriafällen des Zambesi.* Leipzig 1875. 8⁰. I. Bd. S. 141.) berichtete Factum verbürgt wäre, wonach die schlauen südafrikanischen Baboon-Affen die Maiskolben mit dessen Bast zusammenbinden, über die Schultern nehmen und so forttragen, so würden damit alle Schlüsse über den Haufen geworfen, welche Pithekophoben aus dem Umstande zu ziehen lieben, dass kein Affe noch je auf den Einfall gerathen sei, sich ein Werkzeug oder eine Waffe zu machen.

[5]) Siehe Alexander Bain, *Mind and Body; the theory of their relation.* London 1873. 8⁰. Bain läugnet mit Recht die Existenz einer „Seele", und ist ferner ein Anhänger von der Doctrin der Vererbung auf dem Gebiete sowohl des Intellects als der Empfindung, eine Doctrin, ohne welche die bekannten Thatsachen bisher nicht erklärt werden konnten. Bain ist endlich der erste Psychologe, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, jedem Gedanken und jeder Empfindung ein physisches Gegenstück oder Aequivalent zu finden. Bains Princip wurzelt in der scharfen Unterscheidung zwischen dem Geistigen oder Subjectiven und dem Körperlichen oder Objectiven, während er gleichzeitig den innigen Connex beider in jedem organisirten und bewussten Individuum betont. Es gibt keinen Grund für die Annahme, dass irgend eine der sogenannten willkürlichen Bewegungen nicht eben so vollständig und nothwendig das Resultat rein physischer Vorgänge sei, als die Bewegungen der Planeten oder die Wiedergabe einer telegraphischen Depesche. Manches hierher Einschlägige siehe bei Dr. Eduard Hitzig, *Untersuchungen über das Gehirn. Abhandlungen physiologischen und pathologischen Inhaltes.* Berlin 1874. 8⁰.

oder wie man ihn sonst bezeichnen möge, ist für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage überwundener Standpunct [1]).

Alter und Urzustand des Menschen.

Unter den höchst organisirten Thierformen, den Deciduaten, nahmen die Ahnen des Menschen zweifelsohne schon eine hervorragende Stellung ein, Dank den ihnen angeborenen Charakteranlagen, welche ihnen auch im Kampfe um's Dasein sowohl mit den eng verschwisterten Affen als mit den grimmigen Raubthieren den Sieg sicherten [2]). Nur durch eine, viele Jahrtausende fortgesetzte Veredlung konnte der Mensch aus diesen seinen Vorfahren hervorgehen. Der Mensch im gewöhnlichen Sinne kann nur ganz allmählig entstanden sein, so dass er schon da war als er noch nicht da war und umgekehrt, mithin der Ausdruck: erster Mensch — ein ungereimter ist [3]). Einen ersten Menschen hat es niemals gegeben. Ist hiermit die Stelle angedeutet, welche dem Menschen in der Natur zukommt, so liegt auf der Hand, dass auch eine ziffermässige Antwort auf die Frage nach dem Alter unseres Geschlechtes ausser dem Bereiche der Möglichkeit. Zahlreiche Entdeckungen fossiler Menschenknochen stellen jedoch fest, dass der Urmensch ein Genosse des Mammuth, des Nashorn, des Höhlenbären und all' der Thierkolosse aus der glacialen und postglacialen Zeit gewesen. Heute gibt es kaum noch Zweifler an seiner Anwesenheit während oder doch unmittelbar nach der zweiten Eiszeit, welche gewöhnlich zu Anfang des Diluviums oder zu Ende der Tertiärperiode angesetzt wird [4]). Bekanntlich hat man sich unter dieser Eiszeit keine Epoche allgemeiner Vereisung, sondern nur einer grösseren Ausdehnung der Gletscher zu denken. Neben den vergletscherten Gebirgen schaute wohl noch manches frische „Grünland" mit üppiger Thier- und Pflanzenwelt hervor. Es weidete wohl auch Mammuth und Auerochs, Rhinoceros und Pferd zur selben Zeit die grünen Triften der Niederungen ab, während tausend Fuss höher der Rheingletscher sich bis Zürich erstreckte [5]).

Wie haben wir uns nun diesen Urmenschen zu denken? Nach den leider nur in spärlicher Zahl gefundenen Schädeln zu urtheilen stand er entschieden auf sehr tiefer Stufe körperlicher Entwicklung;

1) Aug. Schleicher, *Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft.* Weimar 1873. 8°. 2. Aufl. S. 8—9.

2) Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens.* Leipzig 1873. 8°. 2 Bde. Siehe Cap. 1 und 2.

3) Carneri, *Sittlichkeit und Darwinismus.* Wien 1871. 8°. S. 28.

4) Der „tertiäre" Mensch ist zwar noch nicht gefunden, mit anderen Worten das Vorhandensein des Menschen in der Tertiärzeit ist noch nicht völlig constatirt, denn des Abbé Bourgeois' Beweise für diese Behauptung sind wohl nicht stichhältig; hoffentlich ist aber desswegen der „tertiäre" Mensch nicht für immer begraben.

5) Oscar Fraas, *Vor der Sündfluth.* Stuttgart 1866. 8°. S. 434. 435. — Wir können übrigens die nämliche Erscheinung noch heutigen Tages in Neuseeland beobachten.

die meisten Funde der Quarternärzeit deuten auf ein kleines Geschlecht mit engem Schädel und ausgesprochenem Prognathismus (Schiefzähnigkeit); in der allerältesten Zeit des Mammuth und Höhlenbären war der Mensch nicht gross, hatte einen schmalen Kopf mit zurücktretender Stirne und schiefstehenden Kinnladen, überhaupt eine körperliche Bildung, wie gegenwärtig nur in den niedersten Menschenstämmen annähernd zu finden. Zu La Naulette und der Grotte von Arcy-sur-Aube entdeckte man völlig affenähnliche menschliche Kiefer. Dagegen kennt man auch Skelette, welche verhältnissmässig grossen und dabei sehr muskelkräftigen Menschen mit Anschluss des Knochenbaues an den Affentypus und mit Prognathismus, aber doch mit relativ guter Gehirnentwicklung angehört haben müssen [1]). Wie dem auch sei, keinesfalls lässt sich der fossile Mensch nach den bisherigen Funden mit irgend einem heute lebenden Volke identificiren. Unbestrittene Thatsache ist, dass der Urmensch in körperlicher Beziehung unter dem Menschen der Jetztzeit gestanden. Dass er dies noch mehr in geistiger Hinsicht gethan, darüber belehren uns die an den mannigfachsten Stellen in grosser Menge aufgefundenen Ueberbleibsel seiner Werkzeuge, Geräthe und Waffen.

Von dem eigentlichen Urzustande der Menschheit vermögen wir uns kein zutreffendes Bild zu entwerfen, da wir hierzu jeder Anhaltspuncte oder Vergleiche entbehren. Selbst die rohesten Wilden der Gegenwart haben offenbar einen höheren Culturrang erstiegen, als wir dem Urmenschen zusprechen können. In der Lebensweise mag er sich von seinen thierischen Mitgenossen nur wenig unterschieden haben; wie diese war er genöthigt im schützenden Waldesdunkel oder auf offenem Felde unter freiem Himmel, den Unbilden der Witterung und Jahreszeit preisgegeben, sein Obdach zu suchen, mit den Raubthieren des Waldes um seine Nahrung zu streiten [2]). Den „Kampf um's Dasein", dem er seine bis nun errungene Stellung verdankte, der Urmensch musste ihn weiterkämpfen fort und fort bis auf die Gegenwart und in alle Zukunft. Dieselben Gesetze, welche im Leben der Thierwelt Geltung haben, beherrschen auch das Leben des Menschen, mögen sie auch später durch die höhere geistige Stellung desselben mannigfach modificirt sein. Auch hier ein beständiger und sicher der nicht am wenigsten hartnäckige Kampf um's Dasein; denn auch der Mensch vermehrt sich gleich anderen Thieren in solcher Progression, dass sehr bald ohne diesen Kampf ein Missverhältniss zwischen der Zahl der Menschen und der Masse der Existenzmittel eintreten müsste [3]). In jenen Urzeiten schon mag der Kampf um's Dasein sich mit den feindseligen fremden Thiergeschöpfen zunächst um die Nahrung, dann aber unter den Urmenschen

[1]) Siehe: Wilhelm Bär und Friedr. v. Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch. Ursprung und Entwicklung des Menschengeschlechts.* Leipzig 1874. 8°.

[2]) O. Caspari. A. o. O. I. Bd. S. 103—105.

[3]) Alex. Ecker, *Der Kampf um's Dasein in der Natur und im Völkerleben.* Constanz 1871. 8°. S. 10—11. Vgl. auch meinen Aufsatz: *Der Kampf um's Dasein im Menschen- und Völkerleben.* (*Ausland* 1872. Nr. 5 und 6.)

selbst um Befriedigung des Geschlechtstriebes gedreht haben, wie sich in der Thierwelt beobachten lässt und strenge genommen selbst noch für das Menschenthun der Gegenwart wahr ist, denn

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe. (Schiller.)

Ob nun die ältesten Menschen wie die Raubthiere paarweise oder ob sie wie viele Hufthiere und Affen heerden- oder hordenweise zusammenlebten, darüber besitzen wir kaum eine Vermuthung. Eben desshalb lässt sich auch nicht ermitteln, ob die Urmenschen sich bereits als Familien gegliedert hatten oder, was dasselbe heisst, ob bei ihnen eine Ehe bestand, wäre es auch nur eine polygamische oder selbst eine polyandrische gewesen. Bei einem etwaigen heerdenweisen Zusammenleben, wie durch psychologische Speculationen nicht unwahrscheinlich [1]), konnte wohl, wie einige Forscher annehmen, eheloser Geschlechtsumgang geherrscht haben [2]). Lässt sich nun in der Thierwelt die Anlage zu staatlicher Vereinigung, mitunter sogar, wie bei Bienen und Ameisen in schon hoher Entwicklung vollkommener Thierstaaten gewahren, so bietet die Heerde die ersten Spuren der Arbeitstheilung, die als Grundlage und Ursache aller Organisation und des organischen Staatslebens zu betrachten ist. Während in der Organisation der niederen Thiere das Föderativsystem vorherrscht, überwiegt in den vollkommenern höheren Organismen die Centralisation. In dem Leitthiere der Heerde erkennt man die Aristokratie der physischen Macht und das natürliche Prototyp des leitenden Führers der staatlichen Gemeinschaft. Seine natürliche Suprematie bedingt die instinctive Hingabe der, gleichviel ob menschlichen oder thierischen Gemeindeglieder an das Oberhaupt sowie die instinctive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beispielgebende Benehmen desselben. So erscheinen denn die frühesten Führer der organisirten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten [3]).

[1]) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 81—103.
[2]) John Lubbock, *Prehistoric times as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages.* London 1869. 8°. 2 edit.
[3]) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 103—129.

Die socialen Gesetze.

Ist die menschliche Gesellschaft ein Organismus?

Die menschliche Gesellschaft wird oft mit einem lebenden Organismus verglichen, und die mannigfachen, zwischen beiden bestehenden Analogien sind auch dem blödesten Auge sichtbar. Erst in der Gegenwart konnte aber die Behauptung aufgestellt und vertreten werden[1]), dass diese Analogien reale seien, die menschliche Gesellschaft wirklich ein Organismus, ein reales Wesen sei, nichts mehr als eine Fortsetzung der Natur, nur ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen. In der That ist eine Grenze zwischen dem Menschen und der Zelle, dem Elemente der organischen Welt, nicht vorhanden, kann auch desshalb schon nicht vorhanden sein, weil Alles in der Natur in untrennbarem Zusammenhange steht. Dies führt dazu, die menschliche Gesellschaft als eine eben solche Association von nur complicirteren Zellen in der Form menschlicher Individuen zu erweisen. Von dem Anfange alles organischen Lebens auf Erden bis zum Leben des Menschen in Gesellschaft auf der Höhe der gegenwärtigen Civilisation gibt es keinen Riss, keinen Sprung; ja ein solcher kann nicht vorhanden sein, weil es den Grundgesetzen der Natur, die insgesammt einen gemeinsamen Anfang hat, widersprechen würde. Der relative Unterschied zwischen dem Menschen, dann dem Thiere und der Pflanze kann nicht durch einen plötzlichen Uebergang aus physischen Beziehungen in geistige bedingt werden, er kann nur das Resultat einer Verschiedenheit in der relativen Verknüpfung des physischen und des geistigen Elements sein.

Wenn die menschliche Gesellschaft ein Organismus ist, so muss sie auch dieselben Seiten der Entwicklung zeigen, die überhaupt allen Naturerscheinungen zukommen, nur müssen diese Seiten im socialen Organismus einen höheren Grad der Zweckmässigkeit erkennen lassen, und in der That entsprechen der physiologischen, morphologischen und individuellen Seite jedes Naturorganismus die ökonomische, rechtliche und politische Seite (Eigenthum, Recht,

[1]) Paul v. Lilienfeld, *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.* Mitau 1873. 1875. 8°. 2 Bde. I. Thl. *Die menschliche Gesellschaft als realer Organismus*; II. Thl. *Die socialen Gesetze.*

Macht und Freiheit) in der Gesellschaft. Die Lehre der Communisten wird am allerbesten nicht durch ökonomische, sondern naturhistorische Argumente widerlegt [1]). Dass von der Freiheit als allgemeinem Begriffe, weder ökonomisch noch rechtlich, die Rede sein könne, Macht aber die concentrirte politische Freiheit repräsentirt, ergibt sich als logische Folgerung. Und in der That, welche Bedeutung kann das dogmatische Axiom „die Freiheit ist das höchste Gut des Menschen auf der Erde" für die Wissenschaft haben, wenn nicht festgestellt wird, welche speciell gegebenen Grössen und Beziehungen zum Begriffe der Freiheit gehören. Was bedeutet es vom wissenschaftlichen Gesichtspuncte aus, wenn gesagt wird: der Engländer ist freier als der Deutsche oder Franzose, oder der Bürger der Vereinigten Staaten ist freier als der Engländer? Ganz dasselbe, als wenn man in der Medicin sagen würde: der Engländer ist gesünder als der Deutsche oder Franzose, oder der Nordamerikaner ist gesünder als der Engländer. Kein denkender ehrlicher Arzt würde jemals auf Grund solcher allgemeinen Aussprüche hin die Behandlung eines Patienten übernehmen. Der Franzose und Deutsche kann in vielen Beziehungen gesünder und freier als der Engländer und Amerikaner, in anderen aber wieder letztere gesünder und freier sein, und zwar desshalb, weil der Deutsche und Franzose physisch, geistig und sittlich anders geartet sind, als der Engländer oder Nordamerikaner, und weil die französische und germanische Gesellschaft sich unter anderen Bedingungen entwickelte als die englische oder nordamerikanische [2]).

Diese allgemeinen Analogien zwischen der Gesellschaft und der Natur erstrecken sich auch auf die grossen Gesetze von der Erhaltung der Kraft und der Bewegung. Auch in ihrer speciellen Anwendung auf das höhere organische Leben lassen sich diese Analogien durchführen, indem man der menschlichen Gesellschaft ein Nervensystem und daher Nervenreflexe, offenbare und latente, zuerkennt. Die Ausbildung der höheren Nervenorgane des Menschen wurde von unmessbaren historischen Perioden der socialen Entwicklung bedingt. Nach den Ergebnissen der anthropologischen Psychologie unterliegt es wohl keinem Zweifel, dass den geistigen, sittlichen und ästhetischen Strebungen, Bedürfnissen, Fähigkeiten und Neigungen eines jeden einzelnen Menschen und ganzer Familien, Völkerstämme und Racen eine bestimmte Organisation, Beschaffenheit, Spannung, bestimmte rhythmische Vibrationen und Schwingungen des Nervensystems entsprechen.

Diese These wäre in gewissem Sinne ebenso gut eine naturwissenschaftliche Entdeckung, wie z. B. jene, wonach die Theilung der Arbeit als physiologisches Princip für die körperliche Fortbildung und geistige Charakterbildung beider Geschlechter enthüllt wird. Umzustossen ist die auf diese Entdeckung gegründete Theorie nur dann, wenn Jemand beweist, die menschliche Gesellschaft sei eben

1) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 95.

2) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 103—104.

kein realer Organismus, und der Gegner, der es ernsthaft und ehrlich mit der wissenschaftlichen Wahrheit meint, hat demnach zuvörderst jene Beweise zu widerlegen, worauf die reale Analogie zwischen der menschlichen Gesellschaft und den Naturorganismen begründet wird. Die Richtigkeit dieses neuen Gedankens zu prüfen, ist nicht Aufgabe meines Buches, es sei dies vielmehr der Sorgfalt, nicht der Philosophen, sondern der Naturforscher angelegentlichst empfohlen. Denn die Frage ist eine rein naturwissenschaftliche, worin die zünftigen Philosophen nicht das Mindeste darein zu reden haben. Diese müssen sich einfach gedulden, bis die Naturforschung die Frage entschieden hat, ob die menschliche Gesellschaft wirklich ein realer Organismus sei oder nicht. Spricht sie ja, so können und dürfen die Philosophen daran eben so wenig deuteln, als an der Rotation der Erde um die Sonne. Entgegengesetzten Falls mögen sie weiter speculiren. Auch wir wollen das Ergebniss dieser naturwissenschaftlichen Prüfung abwarten, halten es aber wohl für erlaubt, ohne derselben vorzugreifen, einem Einwande von geringerem Belange Worte zu verleihen.

Abgesehen von den Gefahren der Analogie im Allgemeinen, tritt uns nämlich die Verschwommenheit der Ausdrücke „menschliche Gesellschaft" und „Menschheit", welche das gesammte existirende Menschengeschlecht von Darwin bis zum letzten Papûa umfassen, störend entgegen. In dieser Ausdehnung dürfte sich kaum der gewünschte Beweis durchführen lassen, und Manches, ja das Meiste von dem Vorgebrachten findet offenbar auch nur auf bestimmte Gruppen und innerhalb derselben Anwendung. Ja, es lässt sich sogar, meine ich, ein wenigstens indirecter Beweis gegen die Supposition construiren, wonach die gesammte menschliche Gesellschaft, die Botocuden inbegriffen, einen Organismus bilde. Mit sehr viel Scharfsinn wird nämlich, wie wir sehen werden, aufgezeigt, wie der Mittelmensch *(l'homme moyen)* als Massstab für das mittlere Niveau der Entwicklung einer socialen Gesammtheit, einer Race, dienen könne. Wenn man aber hinzufügt, auch der ganzen Menschheit, so ist dies insoferne sicher ein Irrthum, als wir zwar Durchschnittsindividuen bei einzelnen Racen, Völkern und Ständen kennen, einen allgemeinen mittleren Menschen aber nicht. Einen solchen müssten wir erst künstlich bauen, und da er doch offenbar ebenso gut wie die anderen Durchschnitts-Individuen existiren müsste, wenn der Organismus, dessen Resultat er sein soll, bestünde, so schliesse ich aus seinem *Nonens* auch auf das Nichtvorhandensein des letzteren. Zudem bietet uns die gesammte organische Natur kein Beispiel, dass ein bestimmter Organismus nur in einem einzigen Exemplare vorkomme, wie es hier der Fall wäre. Dies ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich und die reale Analogie würde uns demnach hier im Stiche lassen.

Wird also je der Beweis für die Lilienfeld'schen Thesen erbracht, so kann es meines Bedünkens nur so geschehen, dass den verschiedenen ethnischen Einheiten der Charakter von Organismen

zuerkannt werde. Diese Mehrheit von Organismen entspricht der Natur und löst auch manche Schwierigkeit, ist unserem Verständnisse zugänglicher.

Mit dieser Einschränkung, welche übrigens den Kern der Lehre nicht berührt, scheint mir die nachgewiesene reale Analogie unanfechtbar, weil sie gegen kein Naturgesetz verstosst und sie alle berücksichtigt. Desshalb glaube ich im Nachfolgenden bei Beleuchtung der socialen Gesetze mich durchaus an diese Theorie anlehnen zu dürfen.

Das Denkorgan.

Den Zusammenhang der Erscheinungen zu kennen, also Erkenntniss, das ist die Wissenschaft. Das Werkzeug unseres Erkenntnissvermögens ist nun sonder Zweifel das Gehirn; wollen wir in der Erforschung des socialen Lebens weiter vordringen, so müssen wir uns vor allem klare Rechenschaft über Werth, Tragweite, Vorzüge und Unvollkommenheiten dieses Instrumentes geben. Da ist es nun in erster Linie wichtig, dass das menschliche Gehirn nicht als etwas Isolirtes dasteht, sondern nur eine höhere Potenzirung der halbbewussten und unbewussten Vorgänge und Thätigkeiten im ganzen Nervensystem bildet. Letzteres steht wiederum in enger und ununterbrochener Verbindung und Wechselwirkung mit dem ganzen Organismus und mit allen seinen einzelnen Theilen. Diese Wechselwirkung geht auf demselben Wege und nach denselben Gesetzen vor sich, wie die Wechselwirkung der organischen Kräfte überhaupt in jedem Einzelorganismus. Den Ausgangspunkt alles organischen Lebens bildet bekanntlich die einfache Zelle, und das Nervensystem sowie das Gehirn als höchste Entwicklung desselben, besteht gleichfalls seiner Hauptmasse nach aus nur höher potenzirten Zellen. Daraus leitet sich wiederum folgendes, die ganze geistige Entwicklung des Menschen umfassende Grundgesetz ab: Die Zellenentwicklung und Wechselwirkung im Nervensystem und im menschlichen Gehirn, als höchste Potenzirung desselben, geht nach denselben Gesetzen vor sich, wie in den Naturorganismen überhaupt. Da nun die These, dass die menschliche Gesellschaft ein realer Organismus sei, nothwendig zu dem Satze führt, dass die socialen Gesetze identisch sind mit den Naturgesetzen, so muss man daraus folgern, dass zwischen den Gesetzen der Natur, des Geistes und der menschlichen Gesellschaft ein dreifacher Parallelismus, eine dreifache gegenseitige Uebereinstimmung herrschen müsse. Jeder Mensch stellt aber nicht nur den ganzen physischen, sondern auch den socialen Kosmos vor; und solches gilt sowohl vom ganzen Menschen, als auch speciell von seinem Nervensysteme; dies führt zu der hochwichtigen Erkenntniss: in dem einzelnen Theile eines Organismus spiegeln sich die Vorgänge, die in jedem anderen Theile desselben Organismus stattfinden, mehr oder weniger wieder; daraus geht aber mit Nothwendigkeit noch die zweite Wahrheit hervor, dass eine jede Zelle im Einzel-

organismus, sowie ein jedes Zellenindividuum in der menschlichen Gesellschaft den Entwicklungsgang des ganzen Organismus latent durchläuft. Jede Zelle in einem Organismus hat nämlich das mehr oder weniger ausgesprochene Bestreben, sich mit allen anderen Zellen desselben Organismus gleichmässig zu entwickeln; dies ist das Princip der Gleichheit. Aber jede Zelle ist zugleich durch ihre Lage, Entstehung, Umgebung, durch die grössere oder geringere, ihr angeborne oder durch die Verhältnisse erworbene Specialisation der Kräfte mehr oder weniger auf einen besonderen, den einzelnen Theilen eines Organismus eigenen Entwicklungsgang angewiesen oder gezwungen, sich nur bis zu einer gewissen Stufe zu entwickeln, wogegen andere, in günstigere Verhältnisse gestellte Zellen sich auf höhere Entwicklungsstufen emporschwingen. Dies ist das Princip der Hierarchie, der Ungleichheit, der Unterordnung des Niederen unter das Höhere, das Princip, welches die Entwicklung sowohl eines Einzelorganismus als auch der menschlichen Gesellschaft bedingt. Diesem Principe verdankt auch das Gehirn sein Bestehen, denn das Gehirn ist nur der am höchsten entwickelte Theil eines Organismus.

Zwischen der Gehirnthätigkeit und den Vorgängen in der menschlichen Gesellschaft lassen sich eine Reihe von Analogien entdecken; im Gehirn tritt das in der Natur obwaltende Gesetz der Integrirung und Differenzirung, der Capitalisation und Specialisation der Kräfte in seiner vollen Bedeutung hervor. Was aber im Innern des Gehirns vor sich geht, stellt uns auch die menschliche Gesellschaft dar, die dem Wesen nach nichts anderes ist, als ein Complex von nur höher entwickelten Nervenzellen (Individuen), welche durch directe oder indirecte Reflexe sich gegenseitig anregen und entwickeln, ganz nach denselben Grundgesetzen, wie es die einzelnen Zellen thun und wie dasselbe in jedem Zellencomplex der Einzelorganismen vor sich geht. Verfolgen wir diese Wechselwirkung weiter, so stossen wir zum Schlusse wiederum nur auf die das ganze Weltall umfassenden, sich gegenseitig differenzirenden und auf einander wirkenden mechanischen Kräfte.

Die meisten Psychologen und Mediciner sehen jetzt das Gehirn als den engeren Sitz des menschlichen Bewusstseins, d. h. der Seele, an. Die Seele des Menschen ist das Resultat der Integrirung aller im menschlichen Organismus wirkenden Kräfte bis hinauf zum menschlichen Gehirn, in welchem sie in ihrer höchsten Potenzirung auftreten. Gegen den herkömmlichen Begriff der „Seele" kann man sich wohl nicht stark genug auflehnen, selbst wenn man bis zur völligen Läugnung der „Seele" geht. Nach obiger neuen Definition dagegen darf man die Läugnung der Seele mit gutem Fug verwerfen. Sieht man in der That darin nichts anderes, als das Integrirungsresultat aller im Menschen wirkenden Kräfte, so passt diese Definition ebenso trefflich in auf- wie in absteigender Linie. Ganz in demselben Sinne, wie man von der Seele oder dem Geiste eines Individuums spricht, muss man auch den Geist einer Nation, eines Staates, einer Gesellschaft auffassen. Andererseits erklärt diese

Definition ebenso ungezwungen, dass wir, abwärts steigend, bei kleinen Kindern und rohen Naturvölkern eine „Seele" im landläufigen Sinne vermissen; die dort wirkenden Kräfte sind eben noch nicht gross und stark genug, um ein Integrirungsresultat zu erzielen, das sich uns als „Seele" nach alter Auffassung darstellt; desshalb sind wir auch berechtigt, eine solche zu läugnen; ja unsere Definition passt ebenso gut auf die Thierseele, denn diese ist eben auch nichts weiter, als das Resultat der im thierischen Körper zur Integrirung gelangenden Kräfte. Man kann auch sagen, die Seele sei der innere Ausdruck einer bestimmten Anordnung der Theile. Darum muss allem eine Seele zugesprochen werden, dem eine individuelle Form zukommt. Krystall, Pflanze und Thier sind in verschiedenen Abstufungen beseelte Wesen [1]). Unter allen Umständen aber erkennen wir, dass keine Seelenthätigkeit ohne materielles Substrat vor sich gehen kann.

Jegliche organische und sociale Entwicklung beruht nun auf der gegenseitigen Reflexwirkung der Zellen; im menschlichen wie im thierischen Nervensysteme und Gehirn besitzt nämlich jede Zelle die Fähigkeit, mehr oder weniger, in geringerem oder höherem Grade, von allen anderen angeregt und folglich weiter entwickelt zu werden und ihrerseits dieselbe Wirkung auf alle anderen direct oder indirect hervorzubringen; dies geschieht auf Grundlage desselben Gesetzes, nach welchem in der menschlichen Gesellschaft ein jedes Individuum alle anderen durch directen Einfluss oder durch Wort, Zeichen, Schrift oder Druck anregen und entwickeln kann. Aus dem Gesagten folgt nothwendig, dass die Gesetze des Denkens und Empfindens mit den socialen und also auch mit den Naturgesetzen im Wesentlichen zusammenfallen müssen. Es ist bereits erwiesen, dass jede Denkoperation durch eine gewisse Anregung und Spannung der Gehirnzellen bedingt wird, wobei auch das übrige Nervensystem mehr oder weniger jedesmal in Mitleidenschaft gezogen wird. Durch das Nervensystem werden aber ihrerseits die Muskeln beständig in Spannung erhalten, und umgekehrt wirkt das Muskelsystem auf das Nervensystem und das Gehirn zurück. Auf diesem Umsatz von Kräften beruht der ganze Denkprocess, was sich auf folgendem Wege darthun lässt. Die Körper im Raume bewegen sich nothwendig nach dem Gesetze der Inertie in gerader Richtung, bis sie durch irgend eine Nebenursache von dieser Richtung abgelenkt werden. Nun thut aber der Mensch im Gedanken mit Nothwendigkeit dasselbe, wenn er sich eine Bewegung vorstellt. Nach welchen nothwendigen Gesetzen thut er es aber? Der Geist des Menschen folgt beim Denken mit Nothwendigkeit denselben Gesetzen der Bewegung im Raume, wie auch alle Naturkörper, weil bei jeder geistigen Vorstellung irgend einer Bewegung im menschlichen Organismus, in unendlich kleinen Vibrationen des Nerven- und Muskelsystems, eine wirklich reale Bewegung oder

[1]) Carus Sterne, *Werden und Vergehen*. Berlin 1876. 8°. S. 39.

Vibration nach denselben Gesetzen vor sich geht. Der Mensch denkt also mit ebenso realer Nothwendigkeit nach geometrischen und also auch nach mathematischen Gesetzen, wie ein Körper nach denselben im Raume sich bewegt, weil der Mensch im Grunde jedesmal dasselbe im Kleinen durchmacht, was die Naturkörper in weiterem Massstabe und grösserem Zeitraume an den Tag legen. Daraus, dass das Denken auf Schwingungen zurückgeführt werden kann, geht der hochwichtige Schluss hervor, dass die Gesetze des Denkens dieselben sind, wie die Naturgesetze, und dass der Mensch mit derselben realen Nothwendigkeit denkt, wie die Körper sich bewegen und mechanisch auf einander wirken. Mit andern Worten, es sind nicht zwei Nothwendigkeiten: die Nothwendigkeit des Denkens, auf welcher bis jetzt die ganze rein idealistische Weltanschauung beruhte, und auf welche der wesentliche Unterschied zwischen Subject und Object begründet wird, — und eine zweite Nothwendigkeit, welcher die Materie unterliegt und welche bis jetzt der rein materialistischen Philosophie als Grundlage gedient hat. Die nothwendigen Gesetze des Denkens und der Materie sind dieselben. Das Denken ist eine verdichtete Bewegung, und da der menschliche Organismus überhaupt nur eine Potenzirung von Naturkräften darstellt, so ist das Denken auch überhaupt nur als ein verdichtetes Wirken von Naturkräften zu erklären. Wie wäre es auch möglich, die Uebereinstimmung zwischen dem Menschen und der Welt, zwischen Subject und Object, zwischen den logischen und den Naturgesetzen anders zu erklären? Ohne diese Uebereinstimmung wäre ja auch überhaupt keine Verbindung, keine Wechselwirkung zwischen Geist und Wirklichkeit möglich. Das Erkennen der Natur durch den menschlichen Geist und die Entwicklung des Menschen unter dem Einflusse der Naturgesetze wären Undinge.

Durch Anerkennung der realen Analogie zwischen Natur, Gesellschaft und Geist wird die Metaphysik sammt dem Dogmatismus und allen auf absoluten Begriffen gegründeten Wortfechtereien, nach Lilienfeld's Ansicht, aus ihrer Citadelle siegreich vertrieben. Denn in allen drei Sphären tritt Kraft und Stoff dem Menschen entgegen: sei es in ihm selbst als Subject, sei es in der Natur als Object. Der menschliche Geist ist nur eine potenzirte Naturkraft und der Mensch selbst eine durch Capitalisation und Specialisation der Kräfte gesteigerte Stoffentwicklung.

Die Naturkräfte und ihre Potenzirung.

Um das beabsichtigte Endergebniss unserer Untersuchungen im Voraus zu verkünden, soll mein Buch den Beweis versuchen, 1) dass die Geschichte der menschlichen Cultur so wie die Naturgeschichte, einfach Entwicklungsgeschichte ist; 2) dass die Menschheit, wenn gleich oft mittelbar, stets und zwar allen Naturgesetzen gehorcht; in der stufenweisen Ausbildung der verschiedenen Seiten des Geistes-

lebens des Menschen lässt sich die Unmöglichkeit darthun, dass in der Geschichte der Menschheit je ein Moment existirt haben könne, in dem irgend ein der Natur völlig fremdes Element in deren Entwicklung eingegriffen und sie, sowie die menschliche Gesellschaft, plötzlich von dem Boden, dem sie entsprossen, losgerissen hätte [1]; 3) dass die Geschichte eine Reihenfolge zwingender Nothwendigkeiten sei. „Die Geschichte ist nicht eine blosse Reihe von Begebenheiten, die lediglich durch die Zeitfolge mit einander verbunden sind, sie ist vielmehr eine Kette von Ursachen und Wirkungen" [2]. „Eine jede materielle und so auch denn jede gesellschaftliche Erscheinung ist die Folge, das Resultat irgend einer vorausgegangenen wirksamen Ursache, welche wir Kraft nennen" [3]. Jede Kraft ist also die Ursache irgend einer Erscheinung und diese ist wiederum das Resultat einer vorhergegangenen Kraft, — das ist das Princip der Causalität sowohl in der Natur, wie in der Gesellschaft. Jede Kraft strebt sich kundzugeben innerhalb festbestimmter Grenzen, nach festbestimmten Gesetzen, — das ist das Princip der Zweckmässigkeit, das, gleich dem Princip der Causalität, alle materiellen und socialen Erscheinungen umfasst. Je nachdem wir auf der endlosen Leiter der organischen Erscheinungen aufwärts steigen, um so mehr waltet das Princip der Zweckmässigkeit vor, welches in seiner Anwendung auf die menschliche Gesellschaft uns als Sittlichkeit erscheint. Nur dürfen wir nimmer ausser Acht lassen, dass die moderne Naturforschung die Zweckerfüllung zur Ursache statt zum Ziele der Schöpfung macht, was himmelweit verschieden ist von den teleologischen Anschauungen eines J. Frohschammer [4], Johannes Huber [5] oder Julius Frauenstädt [6].

Alles, was sich sonst in Bezug auf einzelne Momente der Entwicklungsgeschichte sagen lässt, ergibt sich als Corollarien der oberwähnten drei Puncte von selbst und kann von Jenen nicht mehr bestritten werden, die sich auf den Boden dieser drei Wahrheiten stellen. Nur wer diese ablehnt, wer an den sachlichen Erkenntnissen der Naturwissenschaften gleichmüthig vorbeigeht, darf von

[1]) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 305.

[2]) William Hartpole Lecky, *Sittengeschichte Europa's*. I. Bd. S. 229.

[3]) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 19.

[4]) *Descendenztheorie, Teleologie und Philosophie.* (*Beil. zur „Allg. Zeitung"* 1873. Nr. 13 und 14.) Dann: *Der naturwissenschaftliche und der philosophische Standpunkt für die Weltbetrachtung.* (A. a. O. Nr. 78. 79.)

[5]) *Zur Entwicklungslehre.* (A. a. O. Nr. 26.) — *Zur Orientirung über die Descendenzlehre.* (A. a. O. Nr. 51. 52.)

[6]) *Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen.* (*Unsere Zeit.* 1872. I. Bd. S. 535—550. 597—606.) Ein viel vernünftigerer Kritiker, obwohl dem geistlichen Stande angehörig, macht dagegen das sehr werthvolle Geständniss, er wüsste in der That nicht, was von teleologischer oder religiöser Anschauung aus der Entwicklungsfähigkeit der Arten entgegenstände. (Dr. Paul Wetzel, erster ordinirter Katechet zu St. Petri in Leipzig: *Der Zweckbegriff bei Spinoza. Eine philosophische Abhandlung.* Leipzig. Alfred Lorentz. 1873. 8°. Siehe darin den sehr lesenswerthen „Excurs über die von den Resultaten der neueren Naturwissenschaft hergenommenen Argumente gegen den Zweck in der Natur." S. 41—49.)

seinem Standpuncte aus mit Recht auch über die unbequemen Corollarien den Stab brechen. Wir gestehen bereitwillig zu, dass wir auf diesem Standpuncte noch eine Menge, ja weitaus die Mehrheit der deutschen Culturhistoriker treffen. Fortgeschritten, radical selbst in politischen Dingen, kommen diese „Finsterlinge im liberalen Lager" in ihren Wirkungen den von ihnen geschmähten „Finsterlingen" im clericalen Lager vollkommen gleich; die Wahrheit ist nur Eine, und unwahr bleibt Jeder, der davon, sei es um eines Haares Breite, sei es meilenweit, entfernt steht. Gerade von dieser, angeblich freisinnigen, Seite aber stemmt man sich gegen die Anerkennung der immer wuchtiger hereinbrechenden Wahrheit mit nicht minderer Gewalt als dort, wo man durch sie die Stützen des Glaubens zusammenbrechen zu sehen befürchtet. Und Beide haben Recht, denn die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse reissen ebenso das neue Gebäude der hohlen Phrase ein, womit die liberalen Finsterlinge die Menge bethören wollen, als jenes ältere des Schamanenthums (und verwandter Erscheinungen).

In der menschlichen Gesellschaft wie in der Natur sind alle Erscheinungen Resultate nicht irgend welcher absoluten Principe, sondern Ergebnisse mannigfacher Beziehungen, Relationen auf einander wirkender Kräfte [1]). Das Gute und Böse, der Nutzen und Schaden, das Recht und Unrecht, das Wohl und Weh vom socialen Standpuncte aus betrachtet, sie setzen sich aus einer bestimmten Zahl von äusseren Kundgebungen der Thätigkeit der einzelnen Glieder der Gesellschaft oder des ganzen Organismus zusammen. Nur dem Resultat dieser Gesammtwirkung können die allgemeinen Begriffe von Gut und Böse, von Nutzen und Schaden, Genuss und Leiden entsprechen. Sie sind nichts Anderes, als verschiedenartige Zustände der menschlichen Gesellschaft, von verschiedenen Gesichtspuncten aus betrachtet, wie schon Spinoza erkannte, Einkleidungsformen des menschlichen Auffassungsvermögens.

Alle Systeme, die sich nicht auf die relativen Begriffe von Geist und Materie, Causalität und Zweckmässigkeit, von Nothwendigkeit und Freiheit gründen, sondern nur von einem dieser Begriffe ausgehen, sind einseitig. Alle diese Begriffe von Subject und Object, von Idealität und Realität, Geist und Materie u. s. w. müssen aber nicht nur als etwas Relatives, sondern auch als etwas allmählig in einander Uebergehendes, etwas Flüssiges, als etwas das Eine ohne das Andere Undenkbares aufgefasst werden, gleichwie die Begriffe von Wärme und Kälte, von Oben und Unten, von Liebe und Hass, von Recht und Unrecht. Wie wir nicht im Stande sind, in der Natur zu bestimmen, wo die Kälte aufhört und die Wärme beginnt, oder einen qualitativen Unterschied zwischen beiden zu finden, ebenso wenig können wir es für die oben bezeichneten Begriffe thun. Von einem absoluten Subject, vom absoluten Ich, von der absoluten Freiheit u. s. w. sprechen, denen ein absolutes Object oder „Ding an

[1]) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 33.

sich", ein absolutes Nicht-Ich, eine absolute Nothwendigkeit entgegengesetzt werden, würde gleichbedeutend sein mit einer absoluten Kälte, der eine absolute Wärme entgegengestellt werden würde, oder umgekehrt. Daher führen alle philosophischen Systeme, die auf dergleichen absoluten Begriffen begründet sind, schliesslich immer zu einem Absurdum. Alles Absolute, Beziehungslose ist unserem Verständniss gänzlich unzugänglich; es kann nur Gegenstand des Glaubens und der Religion sein; es sind daher auch die Begriffe der Causalität und der Zweckmässigkeit relative; auch der Triumph des Geistes über die Materie kann nur ein relativer, nie ein vollständiger sein.

Davon ausgehend, dass Materie und Geist, Causalität und Zweckmässigkeit, Nothwendigkeit und Freiheit blos relative Begriffe seien, stellen sich diese Begriffe als Abspiegelungen von Realitäten dar, von denen keine absolut das eine oder andere dieser Principien ausprägt, sondern sie nur in verschiedenen Verhältnissen vereinigt und darstellt. Die Verknüpfung dieser Principien in verschiedenen Verhältnissen bedingt die unendliche hierarchische Stufenleiter vom Einfachen zum Mannigfaltigen, vom Anorganischen zum Pflanzen-, Thier-, Menschen- und Gesellschaftsleben. Diese Stufenleiter lässt sich durch eine mathematische Formel ausdrücken, deren erstes Glied aus einem unendlich grossen materiellen Zähler nebst einem unendlich kleinen geistigen Nenner besteht und das letzte, uns noch unbekannte Glied aus einem unendlich grossen geistigen Zähler nebst einem unendlich kleinen materiellen Nenner bestehen muss. Die Mittelglieder dieser Formel gehen allmählig in einander über durch Verringerung des Zählers und Potenzirung des Nenners. Nun sind aber die Mittelglieder dieser Proportion gegenwärtig nicht alle vorhanden, weil im Laufe der Zeiten viele Zwischenglieder von den anderen verdrängt, unterdrückt oder absorbirt worden sind. Eine Betrachtung dieser Verhältnisse führt zu dem Schlusse, dass der Kampf um's Dasein ein für die ganze Natur giltiges und sich nicht allein auf die organische Natur beschränkendes Gesetz sei. Dieser Kampf um's Dasein führt die leicht nachweisbare hierarchische Potenzirung der Naturkräfte herbei. Jede höhere Potenzirung kann nun in eine niedrige und diese umgekehrt in eine höhere umgesetzt werden, wobei die hierarchische Stufenleiter der Potenzirungen nicht übersprungen werden kann, sondern der Umsatz der höchsten Potenzirung in die niederste immer durch alle Mittelglieder durchgeführt werden muss. Nun geht im menschlichen Geiste in unendlich kleinen Raum- und Zeitverhältnissen dasselbe real vor sich, was in der Natur mit einer grenzenlosen Verschwendung von Raum und Zeit geschieht, ja v. Lilienfeld behauptet geradezu, dass unser ganzes Denken in diesem hierarchischen Umsatze von Kräften besteht, nur mit dem Unterschiede, dass dabei dieser Umsatz nicht immer in allen seinen Umwandlungsprocessen als äussere Kraftentwicklung, sondern oft als latente Spannung von Kräften sich bethätigt. Aus diesem Allen geht das äusserst wichtige Gesetz hervor, dass sowohl

Denkprocesse, als auch Gefühle in mechanische Bewegung umgesetzt werden können, und umgekehrt mechanische Bewegung sowohl Gedanken, als auch Gefühle erregen und hervorrufen kann. Nur daran ist festzuhalten, dass eine jede höhere Kraft, um sich in eine niedere umzusetzen, die Zwischeninstanzen nicht überspringen kann. Dieses Gesetz ist eine nothwendige Folge der Evolutionstheorie.

Die allmählige Potenzirung der Naturkräfte stellt sich in folgender Stufenfolge dar: mechanische Bewegung, chemische Verwandtschaft, organischer Reiz, Motiv des Gefühls, intellectueller Grund, sociale Wechselwirkung. Jede dieser Potenzirungen kann nun auf die gleiche Potenzirung nicht anders wirken, als wenn sie die ganze Stufenleiter herunter und wieder hinauf durchläuft; mit anderen Worten: ein Körper kann chemisch auf einen anderen nur wirken, wenn er die chemische Potenzirung in mechanische Bewegung umsetzt und auf diesem Wege in dem anderen Körper wiederum mechanische Bewegung in chemische potenzirt. Dass das Gleiche vom Gefühl und Intellect gilt, verdeutlicht folgendes treffliche Beispiel: „Wenn ich durch Worte in einem Andern Gedanken oder Gefühle erregen will, so kann ich es nicht anders thun, als indem ich meine eigenen Gedanken und Gefühle vermittelst meines Nervensystems auf meine Muskeln wirken lasse, wobei jedesmal ein chemischer Process stattfindet. Spreche ich, so bringe ich vermittelst der Muskeln Laute hervor, welche ihrerseits mechanisch auf die Luftmolecüle wirken; diese setzen auf mechanischem Wege das Trommelfell meines Zuhörers in Bewegung, üben dadurch einen Reiz auf sein Nervensystem, wobei wiederum ein chemischer Process vor sich geht, der sich zu einem ethischen Motiv oder einer intellectuellen Anschauung potenzirt. Hierbei wird also der ganze Weg von der höheren intellectuellen Potenzirung bis zum mechanischen Stoss von mir und umgekehrt vom mechanischen Stoss bis zum Intellect meines Zuhörers zurückgelegt“ [1]). Es gibt also keine directe, unmittelbare Wirkung zwischen geistigen, ethischen, organischen oder chemischen Kräften unter einander, sondern nur eine mittelbare auf dem Wege der hierarchischen Stufenleiter vom Höheren zum Niederen, und umgekehrt.

Nun sind die socialen Kräfte nichts weiter, als höher potenzirte Naturkräfte, wesshalb die äusseren Formen, in welchen die stufenweise Differenzirung derselben ihren Ausdruck findet, im Wesentlichen die nämlichen. Eine jede höhere Potenzirung ist aus der niederen durch Capitalisation der Kräfte entstanden, schliesst also alle niederen in sich und repräsentirt ein mit dem Vorhergehenden innig verknüpftes Plus, welches seinerseits wiederum als Ausgangs- und Stützpunct für eine höhere Potenzirung dienen kann. Die grosse Masse der Erscheinungen bleibt sowohl in der Natur, als auch in der menschlichen Gesellschaft auf den niederen Stufen der Potenzirung stehen und nur wenige erreichen die höheren und die höchsten.

[1]) Lilienfeld. A. a. O. II. Bd. S. 64.

Wie die Natur, ist auch die Gesellschaft eine schlimme Aristokratin. Daraus, dass jede höhere Potenzirung nur eine Verdichtung der niedrigeren nach der Stufenfolge ihrer Entwicklung bildet, geht das Gesetz der dreifachen Uebereinstimmung des Nach-, Neben- und Uebereinander der Erscheinungen hervor, ein Gesetz, welches die Descendenztheorie unumstösslich nachgewiesen hat. An der Hand desselben kann man beweisen, dass jeder Mensch in der Stufenfolge der Entwicklung seiner höheren Nervenorgane alle Epochen der niederen historischen Entwicklung durchläuft; dabei offenbart sich auch der ungeheure Unterschied, welcher jetzt zwischen Thier und Mensch, ungeachtet ihrer sehr nahen anatomischen Verwandtschaft, existirt. Denn das ganze Nervensystem des Menschen ist ein sehr viel feineres, höher entwickeltes, als das des höchstentwickelten Thieres, und dieser Unterschied gerade ist das Resultat der geschichtlichen Entwicklung des Menschen, eine Entwicklung, in deren Verlauf Religion, Wissenschaft, Kunst, Sitte, Sittlichkeit, Recht, Moral diejenigen Kräfte hervorriefen, welche das Thier allmählig und durch schwere Kämpfe und Prüfungen zum Menschen erhoben. Die höheren intellectuellen Anlagen des Menschen, sein im Gewissen begründetes ethisches Gefühl, sein höherer Kunstsinn, sein klares Selbstbewusstsein, sein religiöser Sinn, alles das sind Kraftverdichtungen, welche der Mensch der socialen Entwicklung zu verdanken hat. Dass alle diese Anlagen, Gefühle und Sinne im Keime bereits im Thiere vorhanden sind, ist bereits durch unzählige Beobachtungen bewiesen worden. Ja, man kann die allmählige Entwicklung einer jeden dieser Anlagen und Sinne auf embryologischem Wege vom Kinde bis zum reifen Alter im einzelnen Individuum Schritt für Schritt verfolgen. Und wie das Thier in seiner embryologischen Entwicklung die niederen Stufen des animalischen Lebens durchläuft, so durchläuft der Mensch in der allmähligen Entwicklung seines Nervensystems die niederen Stufen des Lebens der Menschheit. Gleich allen anderen Kraftpotenzirungen in der Natur überhaupt bleibt auch der Mensch auf verschiedenen Stufen stehen. Nur Wenige erreichen eine höhere. Die Masse der Menschheit wird durch die niederen Stufen der geistigen und ethischen Ausbildung repräsentirt. Das Höhere bildet in allen Gebieten nur einzelne lichte Puncte, einzelne hervorragende Gipfel. Sogar die am höchsten entwickelten Culturvölker enthalten noch heute in ihrem Schoosse sociale, ethische, geistige und materielle Entwicklungsstufen, auf denen einzelne Individuen, sociale Gruppen, ja ganze Stände sich befinden, die dem Entwicklungszustande des Urmenschen oder der Wilden entsprechen. Und diese Mannigfaltigkeit in der Entwicklung bietet die menschliche Gesellschaft auch noch jetzt, wie auch die Geschichte im Neben- und Nacheinander.

Dass die geistigen, ethischen und industriellen Anlagen und Fähigkeiten des Menschen nur Weiterentwicklungen der thierischen sind, unterliegt wohl keinem Zweifel; diese Weiterentwicklung,

diese Potenzirung wird aber nicht auf dem Wege des einfachen Kampfes um's Dasein erlangt, wie es zwischen selbstständigen Individuen verschiedener Pflanzen- oder Thierspecies der Fall ist, sondern auf Grund des Gesetzes der Wechselwirkung, die zwischen den Zellen und Zellengeweben der Einzelorganismen vor sich geht. Hand in Hand mit der Potenzirung, mit der allmähligen Differenzirung des eigentlichen socialen Nervensystemes geht Dasselbe nämlich auch in Betreff der Zwischenzellensubstanz vor sich. Ein allgemeines organisches Gesetz erheischt, dass mit der höheren Entwicklung eines jeden socialen Organismus auch dessen Intercellularsubstanz zunehme und seine Masse die Gewebe übersteige. Die Zwischenzellensubstanz enthält diejenigen Stoffe, welche die Existenz der Gewebe und Zellen selbst unterhalten und bedingen. Im engeren Sinne muss man unter Intercellularsubstanz die in der menschlichen Gesellschaft circulirenden Werthgegenstände und nutzbaren Güter verstehen, die eine Frucht menschlicher Arbeit und Capitalanhäufung sind, wobei jedoch eine absolute Scheidewand zwischen der den Menschen umgebenden Natur und den aus der Natur geschöpften nutzbaren Gütern nicht aufzustellen ist. Die historische Entwicklung dieser Zwischenzellensubstanz lässt sich unschwer verfolgen. Die Laute der Thiere gehen allmählig in eine gegliederte Sprache über, ihr technischer Kunstsinn potenzirt sich im Menschen stufenweise zur Production von Werthgegenständen mittelst Werkzeuge, Maschinen, beweglicher und unbeweglicher Capitalien u. s. w. Die menschliche Industrie ist nichts anderes, als die weitere Ausdehnung und Entwicklung der Arbeit der Natur. Die Natur bringt Organe zum Festhalten, Arme und Hände hervor, die Industrie erweitert sie durch Stangen, Pfähle, Beutel, Eimer und alle möglichen Werkzeuge zum Abhauen, Aushöhlen, Schöpfen, Graben u. s. w. Das Zellengewebe, als das Ursprüngliche, primär Wesentliche, und die Zwischenzellensubstanz, als das Secundäre und Nebensächliche, sind also die beiden Hauptbestandtheile des socialen Organismus, wie auch jedes Einzelorganismus in der Natur, und das Gesetz vom dreifachen Parallelismus des Ueber-, Nach- und Nebeneinander ergibt: dass jede sociale Entwicklung im Uebereinander das enthält, was in der Geschichte im Nacheinander und noch jetzt im Nebeneinander der verschiedenen Entwicklungsstadien einzelner Individuen, Völker, Racen, Staaten etc. zum Ausdrucke gelangt.

Parallelismus des Nach-, Neben- und Uebereinander in der Gesellschaft.

Ernst Häckel war der erste, welcher das grosse und allgemeine Gesetz dieses dreifachen Parallelismus auch in der Entwicklung der organischen Welt klar nachgewiesen hat. Dasselbe muss aber auch in Betreff der historischen Entwicklung der Menschenracen seine vollständige Anwendung finden. Die höheren Nervenorgane bilden im Menschen, vom naturwissenschaftlichen Standpuncte

aus betrachtet, eigentlich das rein Menschliche, und diese unterliegen, wie auch alle übrigen Theile des Organismus des Menschen, den Gesetzen der Descendenztheorie, der Anpassung und Vererbung. Beim Menschen, als dem Theile eines höheren Organismus, worin er die Rolle einer Zelle spielt, die sich der Entwicklung des Ganzen anpassen muss, tritt noch das complicirtere Gesetz der abweichenden Anpassung hinzu, welches die Basis des bekannten Gesetzes der Arbeitstheilung ist. Alle Differenzirungen oder Divergenzerscheinungen sind nur die gehäuften Folgen und Wiederholungen von zahllosen einzelnen divergenten Anpassungen, welche die individuellen Organismen während des Laufes ihrer individuellen Existenz allmählig erfahren haben. Diese Differenzirung der einzelnen Theile, diese Divergenz in der Entwicklung der einzelnen Zellen bedingt gleichfalls nicht nur die äusserliche Arbeitstheilung der einzelnen Glieder in der menschlichen Gesellschaft, sondern auch die Anpassung der physischen, moralischen und intellectuellen Eigenschaften eines jeden Individuums an das mit der Arbeitstheilung verknüpfte physische, moralische und intellectuelle Medium. Da aber alle ethischen und geistigen Eigenschaften des Menschen durch reale Veränderungen in der Bildung und Entwicklung des Nervensystems bedingt sind, so besteht die geistige und ethische Arbeitstheilung im socialen Leben in einer Divergenz und Differenzirung der höheren Nervenorgane der einzelnen Glieder der Gesellschaft, ganz nach demselben Gesetz, laut welchem eine solche Differenzirung im Einzelorganismus unter den Zellen des Naturorganismus stattfindet. Für die Zellen wie für die menschlichen Individuen wird aber die Vererbung und Anpassung bedingt, nicht durch die physische Aussenwelt, sondern auch durch die Lebensbedingungen des ganzen Organismus, zu dem sie gehören. Unter dieser Bedingung hat die Descendenztheorie, diese causale Begründung der gesammten Entwicklungsgeschichte der Naturorganismen, auch ihre volle Giltigkeit für die Entwicklung der Menschheit. Es erweist sich, dass ein jeder Mensch die Abkürzung der ganzen Weltgeschichte in der folgerechten Entwicklung vom Säugling und vom Kinde an bis zur vollen Reife real darstellt, dass man nur ein Kind zu beobachten braucht, um auf die Spur zu kommen, wie der Urmensch gedacht, gesprochen, gefühlt hat, wie sein Nervensystem gebildet war und wie es fungirt hatte. Alles im Gebiete der Anthropologie und Ethnologie gesammelte Material über die letzt lebenden wilden Völker dient als unumstösslicher Beweis für das Gesetz des dreifachen Parallelismus zwischen dem Nebeneinander, Nacheinander und Uebereinander in der menschlichen Gesellschaft. Neben diesem waltet das Gesetz der Divergenz, welches in folgender Thesis formulirt werden kann: „Eine jede sociale Gruppe enthält im Keime oder prägt in verschiedenen Entwicklungsstadien dieselbe Divergenz der einzelnen Theile im Uebereinander aus, welche die Geschichte der Menschheit im Nacheinander und die jetzige Menschheit im Nebeneinander darbietet.“ Ganz das Gleiche gilt von der socialen Zwischenzellensubstanz, deren Ver-

mehrung und Vervollkommnung mit der Entwicklung und Differenzirung der Zellen und Zellengewebe Hand in Hand geht. Was nun die Thätigkeitsäusserungen der Zellen und Zellengewebe sowohl im socialen als auch im Einzelorganismus anbelangt, so unterliegen auch sie den Gesetzen des dreifachen Parallelismus und der Divergenz; dies erweist sich in der Uebereinstimmung der Gebräuche, Sitten, Rechtsverhältnisse der jetzigen Wilden unter einander und mit denjenigen der Urmenschen.

Ein jeder Organismus, der sich über das Protoplasma und die Monere erhebt, besteht aus Zellengemeinschaften, und je höher die Entwicklungsstufe, desto zahlreicher und mannigfaltiger sind die Zellengemeinschaften. Im socialen Organismus besteht die ursprünglichste aller Gemeinschaften aus der Familie, ohne welche eine Gesellschaft überhaupt nicht denkbar ist. Eine nähere Betrachtung ergibt: 1) dass der sociale Organismus überhaupt, gleich den Einzelorganismen, eine Gesammtheit von in hierarchischer Ordnung zusammengefassten Zellengemeinschaften darstellt; 2) dass, gleich den Zellengemeinschaften in den Einzelorganismen, auch die socialen Zellenvereine sich nach dem Gesetze der Anpassung und Vererbung differenziren und specialisiren, und dass daher das Divergenzgesetz auch im Hinblick sowohl auf die sociale Hierarchie, als auch auf die Entwicklung überhaupt volle Anwendung findet; 3) dass auch in Betreff der menschlichen Gesellschaft eine Stufenfolge vom Niederen zum Höheren bei der allmähligen Entwicklung der Gemeinschaften stattfindet.

Das sociale Entwicklungsgesetz.

Fassen wir nunmehr das sociale Entwicklungsgesetz in's Auge, so erkennen wir neuerdings dessen Uebereinstimmung mit den Lehren der Biologie. Diese erblickt in der Phylogenese die mechanische Ursache der Ontogenese. Im Einklange hiermit lassen sich die zwei Sätze aufstellen: Jeder Mensch, von den höchsten Stadien seiner embryonalen Entwicklung an bis zu seiner vollen Reife, durchläuft real alle Epochen der historischen Entwicklung der Menschheit ganz ebenso, wie der menschliche Embryo in den niederen Stadien die Entwickelungsperioden niederer organischer Formen durchläuft. Der andere Satz lautet: Die Stadien der rein menschlichen embryonalen Entwicklung eines jeden Individuums entsprechen der progressiven socialen Entwicklung des ganzen Menschengeschlechts in seiner stufenweisen Ausbildung im Verlaufe der ganzen Geschichte der Menschheit. Da nun dieser Process der stufenweisen Entwicklung, welcher sich in jedem Individuum wiederholt, auch während der ganzen Entwicklungsgeschichte der Menschheit vor sich gegangen ist, so sind nicht nur die geistigen Eigenschaften, sondern auch die physische Ausbildung des Gehirns der zurückgebliebenen Racen denen der Kinder der vorgerückten Racen ähnlich. Denn nach Bischof erlangen die Furchungen des menschlichen Gehirns bereits beim sieben-

monatlichen Embryo die Entwicklung der Furchungen eines volljährigen Pavians. Bis zur vollen Reife macht aber das Gehirn des Menschen noch eine lange Reihe von höheren Evolutionen durch. Was bedeuten diese Evolutionen? Darauf kann es nur Eine Antwort geben: in ihnen prägt sich im Kurzen die ganze Geschichte der Menschheit aus. Daher bleiben auch die niederen Racen in ihrer Entwicklung früher stehen als die höheren.

Da nun die verschiedenen Menschenracen sich von der Entwicklungsbahn der Menschheit in verschiedenen Epochen und auf verschiedenen Höhen der Entwicklung abgezweigt haben, so fragt es sich: nach welchem Massstabe liesse sich die Entwicklungsstufe eines jeden einzelnen Menschen oder einer jeden Race, derjenigen der Menschheit gegenüber, bestimmen? Die Antwort hierauf ertheilt C. E. v. Bärs allgemeines Entwicklungsgesetz der Organismen. Darnach wird die Entwicklung einer bestimmten Thierform von zwei Verhältnissen bestimmt: 1) von einer fortgehenden Ausbildung des thierischen Körpers durch wachsende histologische und morphologische Sonderung; 2) zugleich durch Fortbildung aus einer allgemeineren Form des Typus in eine mehr besondere. Der Grad der Ausbildung des thierischen Körpers besteht in der grösseren histologischen und morphologischen Differenzirung, der Typus dagegen ist das Lagerungsverhältniss der organischen Elemente und der Organe. Der Typus ist von der Stufe der Ausbildung durchaus verschieden, so dass derselbe Typus in mehreren Stufen der Ausbildung bestehen kann, und umgekehrt, dieselbe Ausbildung in mehreren Typen erreicht wird. Das Product aus der Stufe der Ausbildung mit dem Typus gibt erst die einzelnen grösseren Gruppen von Thieren, die man Classen genannt hat.

Wenden wir dieses wichtige Gesetz auch auf die Menschenracen und Stämme an, so erweist es sich, dass verschiedene Racen und Stämme verschiedene Typen an den Tag legen können, ohne dadurch in Betreff des Grades der Ausbildung einander untergeordnet zu sein. Der Deutsche, der Italiener, der Franzose, der Engländer können verschiedene Typen von Nationalitäten darstellen, ohne dass gerade desswegen ein höherer oder niedrigerer Grad der Ausbildung würde implicirt werden können. Noch wichtiger ist die Anwendung desselben Gesetzes auf die Bildung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Nimmt man das demokratische, oligarchische und aristokratische Element für verschiedene Typen der socialen Formbildung, sowie die republikanische, monarchische und despotische Regierungsform für verschiedene Typen der Staatenbildungen an, so muss man diese Typen noch von dem Grade der Ausbildung des gesellschaftlichen Organismus unterscheiden. Ein monarchisch-aristokratischer Staat kann bei gewissen Verhältnissen höher ausgebildet sein als ein demokratisch-republikanischer, und unter anderen Bedingungen kann der umgekehrte Fall stattfinden. Dieses Gesetz stösst daher das bei gewissen tendenziösen Geistern eingewurzelte Vorurtheil, als ob dieser oder jener politische Typus zugleich einen

höheren Grad von Ausbildung bedingen würde, vollständig um. Dass der Typus, nach welchem diese oder jene sociale Gruppe sich gestaltet hat, nicht mit der Stufe der Entwicklung zusammenfällt, geht schon aus dem Umstande klar hervor, dass bereits in der Urgeschichte der Menschheit alle Staatsformen: die monarchische, aristokratische, oligarchische und demokratische, wie überhaupt alle socialen Gestaltungsverhältnisse, wie sie sich noch jetzt auf allen Stufen der Barbarei und der Civilisation geltend machen, repräsentirt werden.

Wer sich der Betrachtung der Urzustände unseres Geschlechtes zuwendet, der hat sich vor Allem ernstlich zu wappnen gegen den Irrthum, welcher so lange die Ansichten beherrschte, wonach es in der Urperiode ein vollkommenes Urvolk[1]) gegeben, wonach die primitiven Zustände der Menschheit in neidenswerthem Glanze schimmerten und die Gegenwart nur mehr ein entartetes Geschlecht vor sich sehe. Die Dichter sprechen von einem goldenen Zeitalter. Die Wissenschaft lehrt aber das gerade Gegentheil, dass die Urzustände der Menschheit kein goldener Strahl erleuchtet, die Gegenwart keine Entartung der Vergangenheit, mit Einem Worte, dass das goldene Zeitalter oder das Paradies, wie man lieber will, eine anmuthige Fabel ist, eine Fabel und weiter nichts. Da es niemals eine Periode der Geschichte gegeben, die ganz mit sich zufrieden gewesen wäre, so träumen wir uns gern ein goldenes Zeitalter; aber das goldene Zeitalter ist heute oder nie. Es gab also auch keines am Urbeginn der Dinge. Kein Sündenfall vermochte dem Urmenschen ein Glück zu rauben, das er nie besessen. Mit unendlicher Beschwerde, mit unsäglicher Langsamkeit arbeitete er sich vielmehr empor von rein thierischen Anfängen bis zu dem, was heute aus ihm geworden. So weit das geistige Auge reicht, erblickt es kein Herabsteigen von einstiger Höhe, nur ein Aufsteigen, stetigen Fortschritt!

Als Mitglied der Gesellschaft unterliegt aber der Mensch, wie die Zelle im Organismus, nicht nur dem Gesetze der Divergenz, sondern auch demjenigen der Hemmung in der individuellen Entwicklung. Die Geschichte, die Anthropologie und die Statistik bieten uns auf jeden Schritt zahlreiche Beispiele, welche das Hemmungsgesetz der socialen Embryologie klar an den Tag legen. Auch in dieser Hinsicht stimmt das Nach-, Neben- und Uebereinander vollständig überein. Dabei können zwei Fälle eintreten: es kann in der Entwicklung des Individuums entweder eine einfache Hemmung oder eine Rückbildung, eine Kataplase eintreten. Zu den Hemmungserscheinungen gehört z. B. die Mikrokephalie, und einen besonderen Modus bietet der sogenannte Atavismus. Einzelne Individuen und ganze Geschlechter, Racen, können nicht nur in ihrer physischen, ethischen oder geistigen Entwicklung früher als andere stehen bleiben, sondern sie können auch, nachdem sie schon eine gewisse Höhe der Ausbildung erreicht haben, wieder zurückgehen, verkümmern und

[1]) Frédéric de Rougemont, *L'âge de bronze ou les Sémiles en Occident. Matériaux pour servir à l'histoire de la haute antiquité.* Paris 1866. 8º., vertritt diesen völlig unhaltbaren Standpunct.

verkommen. Eine solche kataplastische Erscheinung ist nicht immer ein Zurückgehen zu dem Urzustande, sondern oft auch einfach ein Zurückgehen von einer höheren auf eine niedrigere Entwicklungsstufe. Niedrigere Racen sind solcher Rückbildung und Verkümmerung leichter ausgesetzt als die höher ausgebildeten, und besonders dann, wenn sie mit letzteren in nähere Berührung kommen. Doch können noch viele andere ökonomische, rechtliche, politische, überhaupt alle socialen Verhältnisse auf solche kataplastische Erscheinungen im Völkerleben directen oder indirecten Einfluss üben [1]).

So wenig wie in der Natur steht jedoch das Hemmungsgesetz auch in der menschlichen Gesellschaft in Widerspruch mit dem Gesetz der fortschreitenden (progressiven) Vervollkommnung, welches für die gesammte organische Natur nachgewiesen, auch hier waltet. Nur sind wir nicht im Stande zu bestimmen, was Vervollkommnung und Fortschritt an und für sich sind. Fest steht blos, dass sie in der Wirklichkeit nirgends existirende Begriffe sind. Das Wort „Fortschritt" wird daher ein streitiges bleiben [2]).

Worin besteht nun die Entwicklung, die Vervollkommnung und der Fortschritt in der Natur? Sie bestehen in einer immer grösseren Differenzirung und Integrirung der Kräfte. Die Differenzirung prägt sich durch eine immer grössere Specialisation der Formen, die Integrirung durch eine immer grössere Einheit derselben aus. Und das Zusammenwirken dieser beiden Factoren bedingt die Entwicklung, die Vervollkommnung, den Fortschritt. Nur derjenige sociale Organismus kann als ein höher entwickelter gelten, welcher beide Eigenschaften der Specialisation und der Einheit in höherem Grade in sich vereinigt. Hand in Hand mit der grösseren Integrirung und Differenzirung einer socialen Gruppe, sie möge nun als Staat, Nationalität, Körperschaft, Stand u. s. w. sich zusammengefügt haben, schreitet auch die Entwicklung des Individuums fort. Aber nicht nur seine Entwicklung, sondern auch seine Specialisation und Divergenz nach besonderen Richtungen hin hängt von der Entwicklungsstufe des Ganzen ab. In einem höher entwickelten Organismus divergiren und differenziren sich die einzelnen Theile mehr und bestimmter als in einem auf niedriger Stufe stehenden. Eine jede höhere Stufe der Entwicklung legt zu gleicher Zeit mehr Folgerichtigkeit, eine mannigfaltigere Wechselwirkung der Kräfte und zugleich mehr Einheit an den Tag. Wenn wir von diesem Standpuncte aus die verschiedenen socialen Gesammtheiten der Vergangenheit und Gegenwart analysiren würden, so möchte uns das Gesetz des socialen Fortschrittes klar vor Augen treten.

[1]) Lilienfeld. A. a. O. II. Bd. S. 226—245.

[2]) Alexis Pisemski, *Tausend Seelen.* II. Bd. S. 27. Dann: *Nous ne sommes pas en mesure dans l'état actuel de la science de préciser l'étendue ni même la direction du progrès, encore moins parlerons-nous de progrès infini; mais nous sommes en droit d'affirmer qu'empiriquement nous connaissons dans le monde une évolution du moins bien vers le bien.* (León van der Kindere, *De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples.* Bruxelles & Paris 1868. 8º. S. 15.)

Neben dem Fortschritte bemerken wir aber auch den Rückschritt, und das Gesetz des socialen Fort- und Rückschrittes ist dasselbe, welches der Entwicklung der organischen Natur zu Grunde liegt, nur ist hier die Differenzirung und Integrirung der einzelnen Theile und des Ganzen eine mannigfaltigere und vielseitigere. Die immer weiter und tiefer sich differenzirende und integrirende Entwickelung des Nervensystems bildet für das Individuum sein inneres geistiges und ethisches Leben. Nach aussen hin prägt sich dieses individuelle Leben als sociales Leben aus. Mehrung von Eigenthum, Recht, Macht und Freiheit, namentlich nach aussen hin, ist das Kennzeichen einer gleichmässigen, fortschreitenden socialen Entwicklung und entspricht der Vervollkommnung der physiologischen, morphologischen und einheitlichen Seiten der Entwicklung der Einzelorganismen in der Natur. Dabei können einige selbstständige oder zu derselben Gesammtheit gehörende Zellengruppen den anderen weit vorauseilen oder sie zurückdrängen, unterdrücken oder hemmen. Eine Seite des socialen Lebens kann auf Kosten der anderen sich höher und kräftiger entwickeln; die materielle Seite auf Kosten der geistigen, und in der materiellen Sphäre selbst, Ackerbau auf Kosten der Industrie, Handel auf Kosten beider; in der geistigen, Wissenschaft auf Kosten der Religion und Kunst oder umgekehrt; die einzelnen Gebiete des Wissens, Könnens oder Glaubens können sich gegenseitig verdrängen und unterdrücken; Eigenthum kann sich auf Kosten des Rechts, dieses auf Kosten der Macht mehren. Macht kann vor Eigenthum und Recht gehen; die Freiheit kann durch Eigenthum, Recht oder Moral unterdrückt oder umgekehrt können diese durch die Freiheit beeinträchtigt oder aufgelöst werden; alle Sphären endlich, sowohl die des materiellen als auch die des geistigen und ethischen Lebens können, jede für sich oder alle gleichzeitig, fort- oder rückschreiten. Die Geschichte der Menschheit stellt uns die einzelnen Schwankungen in der fortschreitenden Differenzirung und Integrirung des socialen Nervensystems dar. Diese Schwankungen gehen auch noch jetzt vor sich, wobei im Grossen und Ganzen die Entwicklung immer vielseitiger, höher und mannigfaltiger fortschreitet.

Ein jedes Schwanken besteht wie in der Gesellschaft, so auch in der Natur aus zwei verschiedenen Thätigkeitsäusserungen: aus einer Action und einer Reaction. Auf jede Action muss nothwendig irgend eine Reaction folgen und umgekehrt. Und dieses Gesetz findet seine Anwendung sowohl in der materiellen, als auch in der ethischen, geistigen und socialen Sphäre. Aus allen ökonomischen, rechtlichen und politischen Principien, Tendenzen und Gestaltungen kann ein Rück- oder Fortschritt, ein Plus oder Minus, eine höhere oder niedere innere Potenzirung oder äussere Differenzirung hervorgehen, weil sie alle durch dasselbe Gesetz der Action und Reaction der Kräfte bedingt werden. Demokratische, aristokratische, oligarchische, monarchische, republikanische, sociale Zustände und Staatenbildungen sind nur verschiedene Typen, die sich durch innere und äussere Anpassung an den individuellen Charakter der Völker und

an den äusseren Verhältnissen entwickeln und feststellen. Dabei können auch krankhafte Erscheinungen auftreten. So ist die Demagogie eine krankhafte Form der Volksregierung und der Despotismus eine krankhafte Form des monarchischen Principes. Ueberhaupt ist eine jede Krisis eine krankhafte Wechselwirkung zwischen Action und Reaction der socialen Kräfte. Kann man nun behaupten, dass irgend einer von allen diesen Typen socialer Zustände: der aristokratische, demokratische, oligarchische, theokratische unter allen Umständen und Verhältnissen den Fort- oder Rückschritt in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft bedingt? Die Geschichte lehrt uns, dass sowohl der Fortschritt als auch der Rückschritt bei allen Typen, zu verschiedenen Zeiten, bei den verschiedensten Racen und unter den verschiedenartigsten Verhältnissen sich kund gethan hat. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, dass eine höhere Potenzirung der individuellen und socialen Kräfte, eine grössere Differenzirung und Integrirung derselben nicht mit diesem oder jenem Typus der socialen Zustände parallel läuft, sondern von dem Resultate der Wechselwirkung der socialen Kräfte abhängt. Die Typen werden, wie alle Erscheinungen in der Natur und in der Gesellschaft, durch Action und Reaction der Kräfte erzeugt. Aristokratische Zustände werden erzeugt durch das Bestreben der Gesellschaft, sich hierarchisch, auf Grundlage des Principes der Blutsverwandtschaft zu differenziren. Nun kann aber diese Differenzirung nicht bis zu einer vollständigen Abgeschlossenheit der Kasten, Stände, Corporationen führen, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu gefährden. Die Natur sorgt selbst dafür, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Dem zu weit getriebenen Princip der Differenzirung tritt das der Integrirung entgegen. Die Abgesondertheit der verschiedenen Classen wird aufgelöst oder durchbrochen und es treten allmählig oder gewaltsam demokratische Zustände ein.

Das Entwicklungsgesetz der Geschichte der Menschheit hat bis jetzt die Forschungen der Denker aller Zeiten in Anspruch genommen. Hegel hat die Vervollkommnung der Menschheit in der Erweiterung der menschlichen Freiheit gesehen, und es unterliegt auch gewiss keinem Zweifel, dass mit der Vervollkommnung der Menschheit auch eine Erweiterung der Freiheit vor sich gehe. In dieser Erweiterung jedoch den ganzen Fortschritt zu erblicken, ist eine verhängnissvolle Einseitigkeit. Der sociale Organismus prägt sich, gleich jedem Naturorganismus, in drei Richtungen nach aussen aus; er entwickelt sich in der ökonomischen (physiologischen), juridischen (morphologischen) und politischen (einheitlichen) Sphäre. Endlich bildet die geistige Sphäre für sich einen realen Organismus, der sich durch Mehrung von Eigenthum, Recht, Moral und Freiheit entwickelt und vervollkommnet. Nur bedeutet in dieser Sphäre Mehrung von Eigenthum — eine höhere Potenzirung der durch Schrift, Druck und andere Mittel vermittelten indirecten Nervenreflexe; Mehrung von Recht — eine mannigfaltigere Specialisirung des geistigen Forschungsgebietes; Mehrung von Macht — eine höhere Einheit der geistigen Thätigkeit,

eine zweckmässigere Unterordnung des Niederen unter das Höhere. Die höchste Einheit im geistigen und ethischen Gebiete bildet die Idee Gottes. Das religiöse Streben der Menschheit überhaupt als ein niederes Stadium der Entwicklung darzustellen, beruht auf einer einseitigen Auffassung.

Den festesten Stützpunct, das sicherste Mass der Vervollkommnung und des Fortschrittes des Menschengeschlechtes bietet nun das Individuum, indem es im Kleinen und Kurzen die Gesammtheit zusammenfasst. Da das Individuum die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit real durchläuft, so kann der Mittelmensch *(l'homme moyen)* als Massstab für das mittlere Niveau der Entwicklung einer socialen Gesammtheit, einer Race oder der ganzen Menschheit dienen. Der mittlere Europäer ist ein höher entwickeltes Wesen als der mittlere Chinese oder Neger, und das mittlere Individuum des gelehrten Standes ist ein höher entwickeltes Wesen, als dasjenige aus manchen anderen Ständen. Dass die individuelle Entwicklung im Grossen und Ganzen mit der socialen Hand in Hand gehen muss, ist zweifellos. Aus der höheren Entwicklung des Europäers muss man daher schliessen, dass im socialen Leben Europa's überhaupt mehr Eigenthum, Recht, Macht und Freiheit sich kund thun, als in Asien und Afrika, gleichwie aus dem mittleren Entwicklungsstadium der Zellen eines Baumes und Thieres man auf eine höhere Organisation derselben schliessen kann.

So wenig nun auf intellectuellem Gebiete der Fortschritt bei den Culturnationen zu verkennen ist, so wenig ist die Höhe der erreichten Vollkommenheit ein Massstab für die qualitative Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. Was man gemeiniglich unter Fortschritt der Civilisation oder Cultur versteht, ist im Grunde nichts anderes als eine erhöhte Betriebsamkeit und Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Natur zum Vortheil des Menschen, in der Organisation der Gesellschaft, in der Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen, kurz in der Verbesserung der äusseren Lebensgestaltung. Mit Einem Worte der Mensch verbessert sich in seinen äusseren Lebensverhältnissen, aber er bessert sich nicht im Sinne der eigenen Vollkommenheit. Das sind aber gerade dieselben Fähigkeiten und Leistungen, welche wir auch an den Thieren, z. B. an den Insecten in einem Grade der Vollkommenheit finden, welchen der Mensch keinesfalls übertroffen hat [1].

Auch die socialen Erscheinungen ändern sich nur in so ferne als sie sich zu verschiedenen Epochen in verschiedener Weise äussern; in ihrer Wahrheit bleiben sie aber stets dieselben. Es gibt einen Fortschritt im mechanischen Arbeiten, der aber nicht immer eine Verbesserung der Arbeit, sondern nur eine Erleichterung für den

[1]) Ueber den Fortschritt bei den Thieren siehe die interessante Festrede Dr. K. Ledeganck's: „Die Vollkommenheit des thierischen Instincts" aus Anlass des 50jährigen Jubiläums der *„Société des sciences médicales et naturelles"* zu Brüssel; davon ein Auszug im *Ausland* 1873. Nr. 5. Eine ziemlich werthlose Entgegnung findet sich unter dem Titel *Instinct en verstand* von Frans Willems in der Antwerpener Zeitschrift *De Toekomst*, redigirt von Frans de Cort, vom 1. Februar 1873. S. 53—61.

Arbeiter ist; im Reiche der sogenannten Humanität, der Vernunft oder der Sittlichkeit ist seit Jahrtausenden kein Fortschritt gewesen [1]). Was die Gegenwart für ihre edelsten Ideale erkennt, das sprachen schon vor dreissig Jahrhunderten sinnende Philosophen an den Ufern des Nils und des Ganges aus, und der Begriff der Schönheit hat seit dem hellenischen Alterthume keine Erhöhung erfahren. Seit mehr denn 2000 Jahren, dass Geschichte geschrieben wird, hat sich die menschliche Psyche nicht wesentlich verändert [2]). Die Arbeit der Zeit ging stets nur auf die Vervollkommnung des Comforts los. Was immer der menschliche Geist Edelstes erdacht hat für seine eigene Race, Nichts hat gefruchtet, kein Samenkorn davon ist auf fruchtbares Erdreich gefallen: das Menschengemüth ist der starre Felsen der Parabel. Im Grundwesen jeden Dinges liegt es eben, sein Dasein zu bewahren. Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben dieselben Grundgesetze die menschliche Gesellschaft beherrscht; nur die Form der Erscheinung war eine andere. Arbeit, Religion, Familie, Staat, Herrschaft, Krieg, Handel, Wissenschaft und Kunst u. s. w. — von den rein menschlichen Bedürfnissen, Gefühlen und Leidenschaften gar nicht zu reden — waren von jeher die Factoren, in welche sich die Menschengeschichte zerlegen liess, und über dieselben ist man nie hinausgekommen. Die Art und Weise, wie sich diese Factoren im Laufe der Zeit modificirt und dargestellt haben, wechselt, die Wesenheit ist stabil, unveränderlich. Die einfache Erklärung liegt darin, dass in allem Treiben der Menschen die Naturgesetze walten, die stets dieselben sind. Ob nun die Erde ein Gasball oder ein fester Körper, sie wird ewig von den nämlichen Gesetzen regiert; alle Wandlungen, die sich in und auf ihr vollziehen, geschehen kraft dieser Gesetze; Gestalt und Form unseres Planeten waren zu verschiedenen Epochen andere, die Gesetze niemals. Dasselbe lässt sich anwenden auf das organische Reich und in letzter Instanz auf den Menschen. Seine Kenntnisse haben sich vermehrt, seine Ideen dessgleichen, seine innere Natur bleibt unveränderlich; die Geschichte vermag kein Beispiel zu nennen, dass je eine neue menschliche Leidenschaft, eine neue Gemüthsbewegung entdeckt oder eine solche verschwunden wäre.

Wenn also von Fortschritt, von menschlichem Fortschritte die Rede ist, so darf vergleichsweise die Frage aufgeworfen werden, ob z. B. die Kohlenperiode ein Fortschritt sei im Hinblick auf das Silur, ob das Wirbelthier ein Fortschritt im Hinblick auf die Mollusken. Der Naturforscher bedient sich hierfür des richtigeren Ausdruckes Entwicklung, welcher es offen lässt, ob darin die Idee des Besseren verborgen schlummere. Eine Entwicklung kann nämlich eben so gut in abnehmendem als in aufsteigendem Sinne gedacht werden. Die

1) Vgl. hierüber die sehr lesenswerthe Abhandlung: *Der sittliche Fortschritt der Menschheit* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* 1870. Nr. 1 und 2), welche zeigt, wie es eigentlich mit diesem bestellt ist.

2) W. Oehlmann, *Die Erkenntnisslehre als Naturwissenschaft. Eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie.* Cöthen 1868. 8°. S. 8.

Gesetze der Veränderung unter den organischen Wesen, die Entwicklungsgesetze, sind keine solchen, welche der Naturforscher als unbedingt eine Vervollkommnung in sich einschliessend ansehen müsste [1]). Da nun aber nicht nur im Verlaufe der menschlichen Gesittung, sondern auch in der übrigen organischen Natur eine stete Veränderung in ihren äusseren Erscheinungen unbestreitbar ist, zugleich zugestanden werden muss, dass diese Veränderungen sammt und sonders auf Vermehrung, auf Complication abzielen, so kann auch der Fortschritt recht wohl zugegeben werden, vorausgesetzt, dass man in ihm nicht mehr als eine arithmetische Formel erblickt, dass er nicht mehr bedeuten soll als das Wort überhaupt ausdrückt — Progression [2]). In diesem Sinne mag denn 2 ein Fortschritt sein gegen 1. So fasst die Sache wohl auch ein berühmter Forscher, Bernhard v. Cotta, auf, wenn er sagt: „Die Geschichte des Menschengeschlechtes zeigt uns in sich wieder eine Entwicklungsreihe wie die der organischen Formspecies und der unorganischen Welt. Individuen, Nationen, Gedanken und Erfindungen vermehrten sich durch Summirung und nicht ohne Einfluss der umgebenden Natur. Individuen, Nationen und selbst Erfindungen überlebten sich und starben aus wie Species; das Luntenschloss, das Steinschloss, das Ruderschiff, die Handspindel und die Sanduhr sind z. B. solche ausgestorbene Erfindungen; aber alle früheren Entdeckungen und Erfindungen wirkten auf alle späteren ähnlicher Art ein, wenn sie selbst auch wieder in Vergessenheit geriethen. Im Allgemeinen ist ein Fortschritt in der Richtung der Mannigfaltigkeit nothwendig und unverkennbar, und diesen pflegen wir in der Regel als höhere Entwicklung zu bezeichnen. Das ist aber ein relativer Begriff. Wenn wir unter Höherem das in unserem Sinne Bessere, Edlere oder Vollendetere verstehen, so entsprechen die auf einander folgenden Entwicklungsphasen keineswegs stets diesem Sinne, sondern in Wirklickeit nur einer Vermannigfaltigung durch Summirung, mag sie sich nun durch die Zahl der individuellen Verschiedenheiten, durch den complicirten Bau der einzelnen Individuen oder durch vermehrte geistige Entwicklung zu erkennen geben. Die zunehmende höhere Organisation ist als solche

[1]) Prof. Dr. Carl Semper in der *„Beilage zur Allgem. Zeitung“* 1873. Nr. 36.

[2]) Dass diese Einschränkung des Begriffes „Fortschritt“ Widerspruch herausfordern würde, war vorauszusehen. Abgesehen von einem Herrn K. Ubell im *Literaturblatt der Grazer Tagespost* vom 13. September 1874 und dem Recensenten im *Allgem. literar. Anzeiger für das evangelische Deutschland* 1874 Nr. 85, wo allerdings ein anderer Standpunct nicht wohl möglich wäre, polemisirt dagegen auch Otto Henne am Rhyn (*Deutsche Warte* 1875. VIII. Bd. S. 22 und 23), wobei ihm jedoch folgendes Geständniss entschlüpft: „Unseres Wissens aber hat noch Niemand den Fortschritt auf moralischem Gebiete gesucht, sondern auf industriellem, ästhetischem und intellectuellem. Der Fortschritt, wie ihn die Culturgeschichte lehrt, geht nicht im Wesen des Menschen, sondern in seinen Leistungen vor sich. Und hier ist er sicherlich nicht zu läugnen. Die innere Charakterbeschaffenheit des Menschen hat nur für den Einzelnen Werth; alle Uebrigen fragen nur nach seinen Handlungen.“ Sehr richtig, aber dann — wozu der Lärm? Anderes behaupte auch ich nicht; auf anderem als auf moralischen, sittlichen Gebiete konnte mir nie beifallen den Fortschritt zu läugnen und denselben überall sonst vielmehr auf's Evidenteste darzuthun ist ja einer der Hauptzwecke meines Buches.

nicht eine nothwendige Folge des Gesetzes, sondern nur eine wahrscheinliche und desshalb oft wirkliche. Die Geschichte der Völker in ihrer geistigen Entwicklung, wie die der organischen Species, zeigt oft genug das, was wir Rückschritte zu nennen pflegen, weil es unserem Ideal einer aufsteigenden Reihe nicht entspricht; das Entwicklungsgesetz ist aber, wie gesagt, nicht identisch mit einem Vervollkommnungsprocess, sondern die höhere Organisation oder Vervollkommnung im üblichen Sinne ist nur ein durchschnittlich nothwendiges Resultat der Vermannigfaltigung. Jene Rückschritte — oder vielmehr was wir so zu nennen pflegen — sind daher nicht Ausnahmen vom Gesetz, sondern ebenfalls nothwendige Formen desselben" [1]).

Die letzte Consequenz dieses allgemeinen Entwicklungsgesetzes ist nun diese: je zweckmässiger eine sociale Gesammtheit, eine Corporation, ein Stand, ein Staat organisirt ist und sich organisch entwickelt, desto höher die Stufe und sicherer das Fortschreiten seiner Entwicklung. Dagegen je mehr die socialen Kräfte den Charakter der Wirkung anorganischer Kräfte annehmen, desto niedriger die Stufe der Vervollkommnung und desto offenbarer legt eine Gesellschaft die Merkmale einer rückschreitenden Bewegung an den Tag. Zu solchen Merkmalen gehören alle unfolgerichtigen, plötzlichen, zerstörenden, ökonomischen und politischen Krisen und Revolutionen, alle eigenmächtigen Rechtsüberschreitungen und Verletzungen, sie mögen nun von oben oder von unten kommen. Und dieses aus dem einfachen Grunde, weil alles Organische sich durch allmählige Uebergänge entwickelt, die anorganischen Kräfte dagegen ihre Wirkung in dem unerbittlich verheerenden Kampf der rohen Elemente an den Tag legen.

Durch die in den vorstehenden Blättern vorgetragene geistvolle Theorie Lilienfeld's erhalten manche verwirrende, unbestimmte und unklare Begriffe im socialen Leben, wie reactionär, conservativ, liberal, radical, eine klare, die Leidenschaften beschwichtigende Bedeutung. Unter reactionär kann man im weiteren Sinne das Zurückgreifen zu dem Vergangenen und Abgelebten überhaupt verstehen und nicht etwa die Erhaltung oder Wiederherstellung speciell ultraconservativer Principien. Ebenso kann man unter conservativ das Festhalten an dem einmal Bestehenden, unter liberal und radical das allmählige oder plötzliche Herausgehen und Sichabtrennen von dem Bestehenden überhaupt sich vorstellen, abgesehen von den Principien, welche das Bestehende oder Neuzugestaltende repräsentiren. Die einfache Tendenz des Festhaltens an dem Bestehenden genügt aber noch nicht, um dieser Tendenz einen conservativen Charakter im wissenschaftlichen Sinne zu verleihen. Dazu ist noch eine andere Bedingung nöthig, nämlich diejenige, die dem Wesen der Dauerzellen und der Dauergewebe in den Einzelorganismen der Natur als Gegensatz zu den Bildungszellen und Bildungsgeweben entspricht. Welches

[1]) Bernh. v. Cotta, *Geologie der Gegenwart*. Leipzig 1874. 8°. 4. Aufl. S. 208—209.

ist nun aber das festeste, unlösbare, reale Band, welches die Zellenindividuen im socialen Organismus aneinanderknüpft und als Ausgangspunct des realen Zusammenhangs der einzelnen Theile der menschlichen Gesellschaft dient? Das ist die Blutsverwandtschaft der auf einander folgenden Generationen, das ist die in derselben begründete Vererbung physischer und geistiger Eigenschaften, Fähigkeiten, Strebungen und Bedürfnisse. Die Blutsverwandtschaft ist der Ausgangspunct und die Grundlage des realen Zusammenhanges zwischen den einzelnen Theilen des socialen Organismus in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Daher denn auch Geburt und Abstammung sowohl in der Urgeschichte der Menschheit, bei vollständiger Ehelosigkeit und im patriarchalischen Zustande, als auch auf den höchsten Stufen der Cultur das festeste, reale Band stets gewesen sind und es auch immer bleiben werden. Die ökonomische, rechtliche und einheitliche Abgeschlossenheit der Familien, Stämme, Kasten, theilweise auch der Stände, Völkerschaften u. s. w. ist mehr oder weniger durch die Geburt bedingt. Auf die Blutsverwandtschaft in letzter Instanz gründet sich alles, was wir in der politischen, rechtlichen, ökonomischen und socialen Sphäre conservativ nennen. Während nun die reactionären und conservativen Elemente im Schoosse der menschlichen Gesellschaft bestrebt sind, alles, was die Entstehung und Entwicklung der Dauerzellen und Dauergewebe kräftigen und fördern kann, herzustellen und zu erhalten, sind andererseits die liberalen Elemente bestrebt, die Dauerzellen und Dauergewebe in Bildungszellen und Bildungsgewebe umzugestalten durch Aufhebung, Entkräftigung und Beseitigung alles dessen, was der auf Blutsverwandtschaft beruhenden Vererbung förderlich sein könnte. Ist nun eine sociale Gemeinschaft ganz ohne conservative und liberale Elemente, Tendenzen, Bestrebungen überhaupt denkbar? Ebensowenig, wie ein Naturorganismus ganz ohne Dauer- oder Bildungszellen. Sowohl die einen wie die anderen sind nothwendige Erscheinungen. Ein gesunder und naturgemässer Fortschritt kann also nicht in dem Unterdrücken oder Verdrängen eines dieser Factoren durch den anderen, sondern in dem gegenseitigen Durchdringen derselben bestehen. Natur und Cultur, Erhaltung und Fortschritt, Vergangenheit und Zukunft müssen Hand in Hand gehen und sich nicht gegenseitig verläugnen oder vernichten wollen. Wer sich diese Anschauung zu eigen macht, wer von derselben durchdrungen wird, dem wird jegliche Leidenschaftlichkeit, jegliche schroffe Abgeschlossenheit der Begriffe, sowohl bei Erörterung wissenschaftlicher Fragen, als auch im Gewirre des practischen Lebens fremd bleiben. Er wird sich den politischen und socialen Kämpfen und dem Parteihader gegenüber ebenso verhalten, wie dem Kampfe der Elemente in der Natur gegenüber. Er wird die Begebenheiten und Erschütterungen des politischen und socialen Lebens vorzugsweise vom Standpuncte der ewigen, nothwendigen, unabänderlichen Naturgesetze aus betrachten und zu ergründen suchen und im Kampfe selbst den Keim zu neuerem, besserem, höherem

Leben finden. Gleich dem mit dem Mikroskop bewaffneten Naturforscher wird ein solcher Beobachter bis in die tiefsten Beweggründe des socialen Lebens hineinblicken können. Er wird im Grossen und Ganzen alles als Relationen auffassen und verstehen und daher alles verzeihen: *tout comprendre, c'est tout pardonner* [1]). Die Hauptaufgabe des Culturhistorikers liegt also, wie mir dünkt, im Erklären, nicht im Beurtheilen der Erscheinungen, wobei gerne zugegeben wird, dass in der Erklärung einer Culturerscheinung ihre Beurtheilung enthalten sein könne [2]).

Die Sittengesetze keine Naturgesetze.

Das Gesetz der geschlechtlichen Zuchtwahl hat seine vollständige Giltigkeit auch in Betreff des Menschen. Je niedriger er auf der Stufe der Entwicklung steht, desto mehr nähert er sich denjenigen Bedingungen, welche die Zuchtwahl der Thiere bestimmen. Je höher er sich emporschwingt, desto mehr wird auch die Züchtung durch höhere Lebensbedingungen: geistige, ethische und sociale Momente bestimmt. Dazu kommt noch das rein sociale Element: die Stellung des Menschen in der Gesellschaft als Gesammtorganismus. Die sociale geschlechtliche Züchtung entspricht also nicht jener, welche unter selbständigen Individuen einer Pflanzen- oder Thierspecies vor sich geht, sondern jener, welcher die Zellen und Zellengewebe im Einzelorganismus unterliegen.

Ganz das Nämliche gilt auch vom Kampfe um's Dasein. Dieser hat innerhalb einer jeden socialen Gesammtheit und um so mehr einer gesitteten Gesellschaft nicht die Bedeutung des *bellum omnium contra omnes* der verschiedenen Thier- und Pflanzenspecies, sondern die Bedeutung der Wechselwirkung und Spannung, welche im Schoosse jedes Einzelorganismus der Natur zwischen den einzelnen Zellen und Zellengewebe stattfindet. Diese mildere Form des Kampfes nennen wir die Concurrenz. Im Wesentlichen aber gründet sich diese Wechselwirkung und Spannung auf dieselben nothwendigen Naturgesetze, welche den Kampf um's Dasein der selbständigen Thier- und Pflanzenspecies bedingen, weil die Zellengesammtheit eines jeden höheren Organismus im Grunde immer doch nur eine Vereinigung von Zellenindividuen ist. Aber im Innern des Einzelorganismus potenzirt sich dieser Kampf, je nach der Höhenstufe der organischen Entwicklung, zu immer höherer Zweckmässigkeit, Freiheit und Geistigkeit, und gipfelt im Gesammtorganismus der menschlichen Gesellschaft in der höheren Gesittung des Culturmenschen. Auch hier entscheidet den Kampf der Stärkere. Aber in der gesitteten Gesellschaft ist der Bessere in der Regel auch der Stärkere, weil er am zweckmässigsten handelt, ganz ebenso, wie dasjenige Thier den Sieg

1) Lilienfeld. A. a. O. II. Bd. S. 336—364.

2) *Magazin für die Literatur des Auslandes*. 1874. Nr. 21. S. 314.

davonträgt, welches mit den ihm von der Natur verliehenen Waffen am geschicktesten angreift oder sich vertheidigt. Diese Deutung ist indess nur anwendbar auf die Vorgänge innerhalb eines und des nämlichen socialen Organismus; sie passt nicht mehr auf den Kampf zwischen verschiedenen socialen Organismen, als welche wir Völker und Staaten ansehen. Hier muss zwar nicht, kann sich aber der Kampf wohl bis zur Vernichtung des Schwächeren durch den Stärkeren steigern, wie ja auch die Geschichte zur Genüge lehrt. Das zahlreiche Beispiel verschwundener, untergegangener Völker bliebe sonst ohne ausreichende Erklärung. Unter Umständen verliert der Kampf um's Dasein ganz den Charakter des Gewaltsamen und begünstigt doch ebenso unfehlbar das Aufkommen der befähigteren Race [1]).

Es ist nun sicherlich wahr, dass der Mensch, damit er in Gesellschaft seinesgleichen am zweckmässigsten handle, d. h. im Kampfe um's Dasein innerhalb jenes socialen Organismus, dem er selbst angehört, triumphire, die Principien der jeweiligen Moral befolgen müsse, welchen der betreffende Organismus selbst gehorcht, denn Eigenthum, Recht, Macht, Moral und alle Potenzirungen, die sich darauf basiren, sind ein Resultat des socialen Kampfes und der socialen Züchtung und letztere werden ihrerseits von jenen bedingt. Diese Erkenntniss zeigt aber deutlich, dass die jeweiligen Sittengesetze nicht auch zugleich Naturgesetze sein können. Denn entweder ist die Moral ein Ergebniss des socialen Kampfes und der socialen Züchtung, dann sind ihre Gesetze keine Naturgesetze, oder sie sind Naturgesetze, dann müssen sie walten, ohne Rücksicht auf den socialen Kampf, der ja selbst ein Naturgesetz ist. Naturgesetze können sich aber nie widersprechen und daher auch nicht aufheben. Nun können wir am socialen Kampfe nicht zweifeln, weil wir ihn täglich vor Augen haben, wir kennen auch die Wandelbarkeit der Sittengesetze, und vermögen sogar nachzuweisen, wie sie aus diesem Kampfe hervorgehen. Nichts leichter als den Beweis zu führen, dass die Sittengesetze bis in die geschichtliche Zeit hinein einzig auf den Forderungen des Gesellschaftswohles beruhten. Sie sind also keine Naturgesetze; ein Naturgesetz ist beständig, allgemein und unwandelbar; die Geschichte der Moralgesetze lehrt dagegen, dass zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern oft die gegentheiligen Extreme als Moralgesetze galten [2]). Sogar wenn man aber die diametralsten Aeusserungen des Menschengeistes als Emanationen eines und desselben Principes gelten lässt, welches da lautet: Thue das Gute und scheue das Böse, so kann man auch dieses nicht als Naturgesetz statuiren, da die Begriffe Gut und Böse selbst sehr relative und schwankende sind. Wir können aber uns auch nimmer zu dem Glauben erheben, dass dieselbe Ursache so verschiedene entgegen-

[1]) Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 349.

[2]) Dieses Thema ist erst kürzlich wieder von Prof. Dr. J. E. Alaux zu Neuchâtel (*Ueber die Wandlungen der Moral im Menschengeschlechte.* Basel 1876. 8°.) in so confuser Weise behandelt worden, dass man gar nicht erkennt, was der Autor eigentlich meint.

gesetzte Wirkungen gehabt haben solle, und vermögen auch nicht uns von der allgemeinen Nothwendigkeit und Giltigkeit der Sittengesetze zu überzeugen. Vielmehr versieht uns die Ethnologie mit genügenden Beweisen, dass eine Unzahl Menschen in der Gegenwart unter anderen Sittengesetzen leben, als wir; solche sind also nur local nothwendig, für die Allgemeinheit bestehen sie nicht, wie es doch sein müsste, wenn Sittengesetze zugleich Naturgesetze wären. Auch eine Beeinträchtigung, wie wir ihr in der Geschichte und im Alltagsleben begegnen, könnten sie dann nie erfahren. Macht könnte nie vor Eigenthum und Recht gehen u. s. w. Endlich könnte nicht zwischen den Geboten der Natur und den Moralgesetzen ein so flagranter Widerspruch bestehen, wie er sich in vielen Dingen beobachten lässt. Ein drastisches Beispiel hierfür gewähren unsere heutigen sittlichen Begriffe über die Keuschheit, besonders des Weibes, von dem wir unter Umständen völlige geschlechtliche Enthaltsamkeit verlangen, obwohl sich jeder Denkende sagen muss, dass letztere eine grosse Sünde wider die Natur bedinge, denn es gibt kein Organ in unserem Körper und keine Fähigkeit in unserem Geiste, die zur Erhaltung ihrer Gesundheit nicht ihren Antheil an gemessener Thätigkeit erfordere. Was für Theorien wir uns auch darüber bilden mögen, die Natur belohnt und bestraft sie stets, ohne sich um unser Moralgesetz zu kümmern, in demselben Masse, als die Bedingungen der Gesundheit unserer Organe beobachtet werden. Unsere Sittlichkeitsbegriffe erheben nun die moralischen und intellectuellen Bestandtheile der Geschlechtsliebe auf Kosten der physischen, die in einem entehrenden Lichte erscheint. Diesen Irrthum bestraft die Natur durch physische und moralische Leiden; eine ungeheure Anzahl von Krankheiten und Laster, welche lediglich als Folgen der erzwungenen Enthaltsamkeit erkannt sind, wuchern im Stillen bei beiden Geschlechtern und untergraben das physische Wohlsein der künftigen Generationen. Man weiss auch, dass es völlig eitel ist, eine Heilung und mehr noch eine Verhütung dieser elenden Krankheiten zu erwarten, wenn man nicht dem Uebel an die Wurzel geht. Dem steht aber unsere Moral entgegen. Wären diese sittlichen Vorschriften Naturgesetze, so könnte in ihrem Gefolge nicht so schweres Leid, nicht ein solches Heer von Krankheiten auftreten, wie sie nachweislich unsere Civilisation grossgezogen, weil sie Völkern völlig fremd sind, welche anderen, nach unserer Meinung, unmoralischen Sittengesetzen gehorchen. Die Geschichte ertheilt uns dagegen die Lehre, dass alle hochgestiegenen Völker die eheliche und überhaupt die geschlechtliche Reinheit streng gehütet haben, sowie dass jeder Lockerung der Sitten die Zerrüttung der Gesellschaft auf der Ferse folgte [1]. Als Lockerung der Sitten betrachtet aber die heutige Anschauung auch die normalste Befriedigung natürlicher Triebe, welche der socialen Sanction entbehrt.

Das Beispiel dieses inneren Widerspruches genügt wohl, um

[1]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 230.

den Wahn zu zerstören, als ob die Sittengesetze Naturgesetze sein könnten; wohl aber ergibt eine nähere Prüfung, dass die jeweiligen Sittengesetze, trotz allem widersprechenden Anschein, Resultate, Producte der Naturgesetze sind, insoferne der Kampf um's Dasein sich zu der Höhe des jeweiligen Sittengesetzes potenzirt. Darum dürfen wir mit Fug und Recht die Principien der christlichen Moral für die höchsten aller Sittengesetze halten. Diese gründen sich also wohl in letzter Instanz auf Naturgesetze, sind selbst aber keine. Sie gelten daher auch nur in jenen Organismen, wo sich der Kampf zu dieser Höhe potenzirt hat, nicht ausserhalb derselben. In anderen Organismen führte der Kampf zu einem anderen Ergebnisse, die Potenzirung spricht sich in einem anderen Sittengesetze aus. Daher das regelmässige Scheitern unserer Moralprincipien bei Völkern, welche dafür kein Verständniss besitzen. Daher endlich die Wandelbarkeit des Sittlichkeitsbegriffes bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten.

Ist nun die Wandelbarkeit der Ideen über das Sittliche sattsam geschichtlich erwiesen, so spricht dieselbe zugleich aus, dass es keine allgemeine und absolute, sondern nur particulare und relative Regeln für das Wollen und Handeln gebe. Man hat zwar versucht, diese Relativität der Moralgesetzgebung zu läugnen, indem man den Nachweis fordert, dass die menschliche Natur nicht überall im Wesentlichen die gleiche sei, sondern eine nach Zeit und Ort auch wesentlich verschiedene sein könne. Ein solcher Nachweis sei aber unmöglich, denn damit würde die Einheit der menschlichen Gattung geläugnet, und eine so tiefgreifende Differenz unter den Individuen, welche man bisher zur Menschheit rechnete, angenommen, dass man dieselben in verschiedenen Gattungen lebender Wesen einordnen müsste [1]). Ein kurzes Nachdenken ergibt indess die Irrigkeit dieses Schlusses; denn für die Trennung der Menschheit in verschiedenen Gattungen, worunter doch nur zoologische zu verstehen sind, zählen alle diese Thatsachen nicht mit, gerade so wenig als die Klugheit des Elephanten seinen Platz in einem zoologischen Lehrgebäude zu verrücken vermag [2]), so wenig als sonst wie im Thierreiche die Verschiedenheit in der intellectuellen Befähigung oder in den Eigenschaften des Charakters eine Gattungsverschiedenheit begründen kann, so wenig endlich als Menschen, welche das Schlechte ohne Gewissensvorwurf verüben, bei denen die „höhere moralische Natur" vollständig verkümmert ist, desshalb aufhören Menschen zu sein. Da gewisse Instincte und Handlungen, die wir sittliche nennen, selbst dem Thiere nicht abgehen, da ferner hinsichtlich ihrer geistigen und moralischen Fähigkeiten die Thiergattungen zweifelsohne die Abstufungen vom Niederen zum Höheren wahrnehmen lassen, so kann man eben so wohl zugeben, dass bei jedem Menschen, selbst dem rohesten, die moralischen Anlagen

[1]) Johannes Huber, *Die ethische Frage.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* Nr. 24 vom 24. Januar 1875. S. 356.)

[2]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 6.

der Thierwelt, seiner höheren Daseinsstufe gemäss, auch in höherem Masse wiederkehren, als anerkennen, dass die Sittengeschichte der Völker stillschweigend die beste Begründung einer höheren Würde der Menschheit enthält, einer Würde, welche ihr ihre Stellung an der Spitze der organischen Lebewesen von selbst sichert. Dies ist aber auch Alles. Für die Universalität eines Sittengesetzes ist damit nicht das Geringste erwiesen. Das Benehmen der Naturvölker berechtigt gewiss zu der Annahme überall verbreiteter Spuren moralischer Gefühle, nicht aber der Gleichförmigkeit dieser Gefühle; vielmehr deutet Alles darauf hin, dass so wie das Denken, auch die moralischen Begriffe und Gefühle der verschiedenen Menschen radicale Unterschiede aufzeigen. Die Ansicht aber, wonach die absoluten Regeln der Moral wie die Gesetze des Denkens blos nicht überall und immer zum vollständigen und klaren Bewusstsein gekommen seien, liesse sich mit gleichem Rechte auf die gesammte Thierwelt ausdehnen, zwischen der gerade das Sittengesetz eine unüberbrückbare Kluft eröffnen soll; auch dort nehmen, je tiefer wir gelangen, die moralischen Handlungen immer mehr den Charakter von Instincthandlungen an, weil das Bewusstsein als solches mit dem minder entwickelten Gehirn noch unklar ist. Nichts sagt uns aber, dass nicht auch beim Menschen die nachgewiesenen Abstufungen in der Gehirnbildung dieses Bewusstsein bedingen, dass also die unteren Bildungsstufen desselben nicht entbehren, mit anderen Worten, dass die universelle Geltung des Sittengesetzes nicht schon durch ein organisches Moment in Frage gestellt werde.

Eine „Sittlichkeit“ im abstracten Sinne des Wortes gibt es also überhaupt nicht; sie ist kein metaphysischer, sondern ein rein menschlicher, je nach Zeit, Volk und Bedarf wechselnder Begriff, der nach den Lehren der Geschichte kein „Princip“ genannt werden kann. Es gibt überhaupt keine „Principien“ in der Geschichte, wenn man darunter ethische oder sittliche Gesetze verstehen will; es gibt nur Naturgesetze, welchen jedwede Ethik oder Sittlichkeit völlig fremd ist. Nach diesen, nicht nach ethischen Gesetzen entwickelt sich die Geschichte, die Cultur. Damit soll nicht jener Ansicht beigepflichtet werden, welche die intellectuellen Kräfte gegenüber den sogenannten „moralischen“ Kräften des Menschen für die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes von überwiegender Bedeutung hält. Vielmehr muss gerade diesen „moralischen“ Eigenschaften oder Kräften eine hohe Wichtigkeit zugesprochen werden, vorausgesetzt, dass das Wort „moralisch“ nur als Gegensatz zu intellectuell aufgefasst und seiner gewöhnlichen Identificirung mit „gut“ entkleidet werde. Auch die schlechten Eigenschaften sind in diesem Sinne moralische und dürfen unter keiner Bedingung davon getrennt werden. Es gibt keine Tugend ohne das ihr entgegengesetzte Laster und fast ausnahmslos ist das Letztere nur eine übertriebene Potenzirung der ersteren, wie z. B. Sparsamkeit und Geiz, Selbstachtung und Hoffahrt u. dgl. Gleichwie dem Physiker die Kälte kein Gegensatz zur Wärme, sondern nur eine verringerte Wärme ist, gleichwie die Grenzen, wo die

Wärme und die Kälte sich begegnen, der Null- oder Gefrierpunct, nach Belieben angenommen werden können (z. B. bei Reaumur und Fahrenheit), ist es auch für den Culturhistoriker ganz unmöglich, eine Sonderung der verschiedenen moralischen Eigenschaften vorzunehmen. Dann aber, lässt er den Begriff moralisch-gut, unmoralisch-schlecht fallen, wird er sicherlich diesen moralischen Kräften die höchste Beachtung nicht versagen dürfen. Auf diese moralischen Kräfte in ihrer Aeusserung als mächtige Hebel für das Wollen und Handeln stossen wir immer, so tief wir auch auf der Stufenleiter der menschlichen Entwicklung hinabsteigen mögen, ja, wie gesagt, wir treffen sie noch bei den Thieren. Auch das Entstehen des moralischen Gefühls oder des Gewissens lässt sich bis in die Thierwelt verfolgen. Gleich dieser schöpft der Mensch den grössten Theil der Kraft und Energie zu seinen Handlungen aus seinen mächtig entwickelten socialen Trieben und diese bilden allen Gesetzbüchern und Dogmen zum Trotz für ihn den wahren kategorischen Imperativ.

Religion und Ideal.

Die gewaltige Erschütterung, welche unser Zeitalter den positiven, festgeschriebenen Religionen in den Köpfen der Denkenden gebracht hat, darf Niemanden abhalten, die religiösen Vorstellungen zu den höchsten Leistungen des menschlichen Geistes zu zählen. Die Völkerkunde lehrt uns, dass die Existenz religionsloser Völker fast mit positiver Gewissheit zu verneinen sei und wie zugleich die jeweiligen Religionen einen ziemlich untrüglichen Massstab für die ihren Anhängern zukommende Culturstufe abgeben. Diese Erkenntniss steht in keiner Weise mit der Evolutionstheorie, welche die bestehenden Organismen aus unscheinbaren Anfängen herleitet, im Widerspruche, sondern ist vielmehr auf dem geistigen Felde eine Bestätigung eben so wie die einzig logische Consequenz dieser Lehre. Nur grobe Unkenntniss vermag, wenn die Entwicklungslehre, sobald sie auf die geistigen Phänomene Anwendung findet, die Religionen mit der ihnen gebührenden Rücksicht behandelt, darin eine Inconsequenz zu erblicken und den Schluss zu ziehen, diese Inconsequenz beweise, wie wenig thatsächlich die Descendenztheorie für das ihr ganz fremde Gebiet der Geschichte fruchtbar gemacht werden könne [1]. Ein nur geringer Aufwand an Nachdenken ergibt, wie diese Lehre einestheils

[1] Diesem gelinde gesagt kurzsichtigen Vorwurfe begegne ich in einer Besprechung meines Buches in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* vom 3. Januar 1875. Der Recensent meint sogar, für die Geschichtsforschung sei Bedeutung und Anwendbarkeit der Darwin'schen Lehre nur als Analogie von Werth, eine Ansicht, über welche die moderne Wissenschaft wohl glücklich zur Tagesordnung übergegangen ist und von der man sich höchstens wundern darf, dass sie in einem so achtbaren Organ noch zur Geltung gelangen könne. Wäre der Recensent über den Einfluss der Entwicklungstheorie auf andere, ganz heterogene Wissenszweige, wie z. B. Volkswirthschaft und Astronomie, unterrichtet gewesen, er hätte sich wohl gehütet eine Meinung auszusprechen, die nicht einmal eine Widerlegung verdient.

an sich selbst Geschichte ist, anderntheils wie es gerade ihren Triumph, ihre Ueberlegenheit über alle bisherigen Systeme bekundet, dass sie zwanglos die Phänomene auch des geistigen Lebens erfasst und sich einfügt, sich in keiner Weise negirend gegen sie verhält. Ja man darf wohl behaupten, ohne die Gefahr des gegentheiligen Nachweises besorgen zu müssen, dass lediglich an der Hand der Entwicklungslehre und durch sie ein Verständniss für die so mannigfachen Erscheinungen des geistigen Culturlebens im Laufe der Menschheitsgeschichte zu gewinnen sei. Unter diesen Erscheinungen nehmen nun die Religionen, oder, generalisirend gesprochen, die Religion eine der hervorragendsten Stellen ein.

Die dargelegte Auffassung greift dem Urtheile über die Religion und ihr Wesen, ihren Inhalt, ihren Werth nicht vor; sie ist genau ebenso vereinbarlich mit jener Meinung, wodurch die oder eine bestimmte Religion für die höchste Wahrheit gehalten wird als mit jener der modernen Wissenschaft, welche die geoffenbarten Religionen aufzuheben strebt. Sie betrachtet die Religion, wie alle anderen Ideen auch, als ein jeweils positiv Gegebenes, gleichgiltig ob dieses positiv Gegebene als Irrthum oder als Wahrheit erkannt werde. Die heutige Wissenschaft lässt allerdings kaum mehr dem Zweifel an der Irrigkeit aller religiösen Systeme Raum, denn die Wahrheit, dies ist eines ihrer wesentlichsten Merkmale, kann unter allen Umständen stets nur eine und dieselbe sein. Da nun jede Religion im Besitze der alleinigen Wahrheit zu sein vorgibt, so bedarf es nur geringer Ueberlegung zur Erkenntniss, dass alle diese Religionen und Gestalten der Gottesidee in höchster Wahrscheinlichkeit die Wahrheit nicht, daher Irrthümer sind. Dies kann und darf jedoch den auf dem Boden der Evolutionstheorie stehenden Culturhistoriker nicht hindern, die religiösen Vorstellungen auf das Sorgfältigste zu beachten, und wenn deren Behandlung dann glimpflicher ausfällt als es Mancher erwartet, so liegt hierin durchaus keine Inconsequenz, sondern zeigt nur, dass diese Theorie trotz oder wohl vielmehr wegen ihres Radicalismus nicht wie andere vorgefasste philosophische Grundanschauungen das Urtheil verblendet und dessen Objectivität beeinträchtigt. Ja sie legt sogar die Verpflichtung auf, das Dasein jeder Erscheinung, also auch der Religion zu motiviren und zu erklären. Diese Motivirung sei hier in Kurzem versucht.

Die Entwicklungslehre macht keinen Anspruch darauf, die Räthsel der gesammten Welt mit ihren Organismen, dem Menschen und seinem Denken schon jetzt in allen Puncten zu lösen, sondern gibt in echt wissenschaftlicher Bescheidenheit zu, dass die Summe unseres heutigen Wissens dazu nicht ausreiche. Sie hofft von der Zukunft, dass die Grenzen unseres Naturerkennens immer weitere werden, sie weist mit Erfolg Jene zurück, welche diesem Naturerkennen bestimmte unüberschreitbare Grenzen zu ziehen wagten, aber sie drängt Niemanden die Meinung auf, dass es solche Grenzen nicht gebe. Will Jemand der Ueberzeugung leben, die Wissenschaft werde so wie jetzt nie ausreichen, die Erscheinungswelt zu erklären,

so wird ihm dies durch die Evolutionstheorie nicht verwehrt. Damit allein räumt sie schon der Religion ihre Stelle ein und unterscheidet sich von der als Materialismus bezeichneten und viel verunglimpften Anschauung, die in ihrer reinen Form in gleichem Grade wie der reine Idealismus Erzeugniss des metaphysischen Dogmatismus und unserem Verständnisse unzugänglich ist [1]). Factisch sind nämlich die Materialisten eben solche Metaphysiker wie die Idealisten [2]). Wir haben die Wunder der Vorzeit aufgelöst in Naturgesetze, aber was ist ein Naturgesetz? Es ist nichts weiter als die Wahrnehmung, dass gewisse Erscheinungen des Daseins unter gleichen Umständen regelmässig wiederkehren müssen. Was das Naturgesetz weiter ist, wissen wir nicht. Wir können alle Erscheinungen um uns her natürlich erklären, aber „erklären", was heisst das? Es heisst, wir können eine uns bisher unbekannte Erscheinung einreihen in den Kreis der uns bekannten, können sie einreihen in den Causalitätszusammenhang, welcher die gesammte Natur beherrscht; allein das Weltall ist dieser Zusammenhang selbst, hat keine, wenigstens keine ausser ihm liegende Ursache. Die Wissenschaft hat die Götterpersonification des Alterthums aus der Phantasie übersetzt in den Verstand der Neuzeit, die Götter sind die gedachten oder geglaubten Ursachen der Naturerscheinungen, sind Causalitäten, — sind Kräfte, und Gott ist die — Kraft. Die Kraft ist nun jenes Wort, welches der Materialismus dahin setzen muss, wo die Wissenschaft vorläufig noch nichts weiter weiss. Mit Recht kann man sagen, dasselbe Bedürfniss des menschlichen Geistes, welches im Alterthume die Götter und Götterbilder geschaffen, das Bedürfniss der Anschaulichkeit, der Greifbarkeit, — die Phantasie — hat auch den Materialismus geschaffen [3]).

Indem die Descendenztheorie darauf verzichtet zu erklären, was sich mit den wissenschaftlichen Mitteln der Gegenwart noch nicht erklären lässt, verzichtet sie auf ein weites Feld, welches sie der fortschreitenden wissenschaftlichen Forschung zollweise zu erobern überlässt. So weit wir die Geschichte zurückblicken können, hat noch jedes philosophische System, jede auf Grund der jeweiligen Kenntnisse aufgebaute Weltanschauung zur Erklärung der Gesammtheit der Erscheinungen einen unauflösbaren, irrationalen Rest hinterlassen, und für die vollendetste Weltanschauung werden wir vorläufig jene halten müssen, welche nur einen einzigen Rest, das unserem Verständnisse unzugängliche Absolute zurücklässt. Von diesem Rest, diesem freien Felde nimmt sofort die Phantasie Besitz und lässt sich nur nach zähem, hartnäckigen Widerstande daraus verdrängen. Die Phantasie versucht nun auf ihre Weise die von der Wissenschaft offen gelassene Lücke zu füllen, das noch Unerklärte zu

[1]) Lilienfeld. A. a. O. I. Bd. S. 37.

[2]) A. a. O. I. Bd. S. 41.

[3]) W. Hieronymi, *Die Religion der Erkenntniss. Gedankenbeiträge für die religiöse Gestaltung der Zukunft.* Wiesbaden 1875. 8°. S. 20—22.

erklären und schafft sich zu diesem Behufe die Religion. Es ist nun ganz klar, dass jedes Zeitalter, jedes Culturstadium, jedes Volk diesen jeweiligen Rest auf seine subjective Weise ergänzen wird; er ist eben das Feld, wo die im Menschen thronende Idee des Göttlichen als jeweiliges religiöses Bedürfniss, religiöses Streben zu passendem Ausdrucke gelangt und auch stets gelangen wird. Daher denn jede Religion wesentlich Anthropomorphismus ist. Um Religion zu haben, bedarf es nicht eines persönlichen Gottes und nicht einer Doppelwesenheit von Welt und Gott, aber es bedarf der Annahme eines vernunftgemässen Weltalls, einer Vernünftigkeit Geschehens [1]), mit anderen Worten eines Ideals. Phantasie, Religion, Ideal, man fasse sie wie immer, sind desshalb in ihrer Wesenheit gleichbedeutend und der Culturhistoriker ist vollauf berechtigt, sie zu identificiren. Daran ändert der Einwurf nichts, dass die Religion nur eine Art von Ideal, und zwar die den unvollkommeneren Culturstufen angepasste Art sei [2]). Denn es kann Nichts eine Art von Etwas sein, ohne in den wesentlichsten Grundbedingungen mit diesem Etwas übereinzustimmen. Indem wir Etwas als eine Art eines anderen Etwas bezeichnen, geben wir schon die wesentliche Identität Beider zu, sonst wäre eben das Eine keine Art vom Anderen, sondern etwas Verschiedenes. So verhält es sich auch hier. Kein Glaubenssystem, wenn noch so roh, entbehrt des Ideals als Grundlage und jedes Ideal ist in gewissem Sinne auch Religion.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte der religiösen Vorstellungen von den Urzeiten bis auf unsere Tage, so wird Niemand läugnen können, dass der Mensch seine religiösen Dogmen zu practischen Zwecken sich selbst machte einerseits, anderntheils, dass die Verdrängung der verschiedenen Glaubenssysteme eines durch das andere die Irrigkeit derselben beweist. Wäre auch nur Eines davon die Wahrheit gewesen, es hätte ja nimmer widerlegt werden können. Es duldet daher der Satz gar keinen Widerspruch und ist schlechterdings nicht widerlegbar, dass die Geschichte der religiösen Vorstellungen nichts anderes sei, als die Geschichte des menschlichen Irrthums überhaupt. Irrthum denken wir uns dabei als abstracten Gegensatz zur Wahrheit, wobei sehr wohl zugegeben werden kann, dass auch dieser Irrthum einer, der Wahrheit sich immer mehr nähernden Entwicklung fähig sei. In diesem Sinne kann wer sich davon befriedigt fühlt, die Geschichte der religiösen Vorstellungen einen Entwicklungsprocess des geistigen Lebens der Menschheit vom Unvollkommeneren zum Vollkommeneren nennen. Wahrheit und Irrthum sind in dieser Hinsicht nur relativ-subjective Begriffe, wie gut und böse, wie schön und hässlich [3]). Das abstract Wahre, die Wahrheit ist desswegen das „Vollkommenere" noch immer nicht. Eine andere Betrachtung dieses Themas als aus der Vogelperspective wäre an

[1]) A. a. O. S. 27.

[2]) Otto Henne am Rhyn in der *Deutschen Warte*. Januarheft 1875. S. 29.

[3]) Paul von Lilienfeld in einem Briefe an mich dd. Mitau 12./24. Februar 1875.

dieser Stelle wohl weder möglich noch passend, erkennen müssen wir aber, dass der Irrthum mit dem menschlichen Geiste unlöslich verknüpft ist; der im Gehirne sich abwickelnde Denkprocess ist kein anderer für den richtigen, als für den irrigen Gedanken. Es besteht also auch keine Aussicht, den Irrthum jemals aus der menschlichen Geschichte verschwinden zu sehen; er mag proteusartig in den mannigfachsten Gestalten auftreten, er war immer da, ist da und wird immer da sein. Dieser Irrthum, dieser nothwendige Irrthum ist das Wesen der Religion, die Phantasie, das Ideale. Dem menschlichen Geiste offenbart sich in der Natur eine ganze Stufenleiter von Gradverschiedenheiten und er kann dabei nicht stehen bleiben; er muss über das Gegebene und Wahrgenommene hinausgehen und sich ein Vollkommenes denken, was nicht übertroffen werden kann. So erzeugt sich denn die Idee der Vollkommenheit, die auf Zeit und Dauer übertragen, die Idee der Unendlichkeit ergibt. Da man sich von jeder Eigenschaft und Thätigkeit einen niederen, so kann man sich auch einen höheren und so den höchsten Grad davon vorstellen, d. h. man kann sich zu Allem, was man wahrnimmt, einen Massstab seiner Vollkommenheit bilden oder sein Ideal, und der Mensch muss also nothgedrungen das Vermögen, Ideale zu bilden, besitzen. Der Trieb hierzu ist ihm also urwüchsig. Wie es ein Bedürfniss des leiblichen Organismus ist, zu athmen, Nahrung zu sich zu nehmen, wie der Mensch ohne Absicht und Willkür die eingenommene Nahrung assimilirt und verdaut in Folge der wirkenden Naturgesetze, wie ferner sein geistiger Organismus nicht umhin kann, Begriffe zu bilden, zu urtheilen, zu schliessen, so drängt es uns, ohne unser Dazuthun, alle Dinge in ihrem Ideale, in ihrer höchsten Potenz, im gesteigertsten Grade uns zu denken — in Folge eines unerbittlichen inneren Naturgesetzes. Dieser Trieb zu steigern, dieses Idealisirungsvermögen muss endlich seine Befriedigung und Grenze finden, d. h. der Mensch langt endlich bei einem Ideale aller Ideale, bei dem vervollkommnetsten aller Wesen an, über das hinaus kein Ideal mehr reichen soll. Wie dieses höchste Ideal gedacht wird, hängt natürlich von der jeweiligen Bildungsstufe der Menschen ab. Von dem crassesten Fetischismus bis zur Höhe eines absoluten Weltengeistes, vom blöden abenteuerlichen Köhlerglauben bis zur geläutertsten Weltanschauung steht eine lange Reihe graduell verschiedener Ideale, die alle — Gottheiten für eine gewisse Bildungsstufe sind, d. h. dass wir dem Geiste gleichen, den wir begreifen und auch nur den Geist begreifen, dem wir selber gleichen, oder anders ausgedrückt, dass die Götter im Ebenbilde der Menschen, die sie kraft ihres Idealisirungsvermögens mit Nothwendigkeit hervorbringen mussten, geschaffen seien. Das Ideal oder die Gottheit, die der Mensch sich aufgestellt, ist daher ein zuverlässiger Massstab seiner geistigen Bildung und die Religionsgeschichte eines Volkes die Geschichte seiner geistigen Cultur [1]). Ja, gleichwie das nach mechanischen

[1]) Siehe hierüber den geistvollen Aufsatz: *Auch eine prähistorische Studie.* (*Presse* 1872. Nr. 299 und 300.)

Gleichgewichtsgesetzen sich bewegende Weltall gegen einen uns unbekannten Mittelpunct streben muss, so strebt auch der aus vernunftbegabten Individuen bestehende geistige Organismus der Menschheit gegen ein gemeinschaftliches geistiges Centrum — die Idee der Gottheit. Diese Idee, sie möge sich nun in einem realen Wesen, einem Gottmenschen, ausprägen oder als nur geahntes und gesuchtes geistiges Centrum für die Menschheit, gleich dem uns unbekannten Centrum des Weltalls, gelten, hat für die geistige Entwicklung der Menschheit eine ebenso reale Bedeutung wie der Centralschwerpunct für das Weltall. Die im Menschen allmählig im Verlaufe der Geschichte zum Bewusstsein hervorgetretene Idee eines höheren Wesens ist also auf eine Naturnothwendigkeit begründet. Früh oder spät musste sie zum Vorschein kommen und mit eben derselben Nothwendigkeit, mit welcher zwei Körper, die in einer Richtung mit verschiedener Schnelligkeit sich gegen einander bewegen, zusammenstossen müssen [1]).

Nun ist es aber unstreitig und wahr, dass man aus der subjectiven Idee des Göttlichen, welche in der Menschheit auf allen Stufen der Entwicklung unbewusst oder bewusst sich geltend gemacht hat, noch nicht direct folgern kann, dass ausser dem Menschen ein höheres persönliches Wesen existirt. Es fragt sich nun aber: kann man überhaupt aus den subjectiven Anschauungen, Begriffen und Gefühlen direct auf die Existenz der objectiven Welt und ihrer Erscheinungen schliessen? Die Begriffe von Zeit und Raum sind subjective Ideen, die als solche ausserhalb uns nicht existiren, wir setzen es jedoch voraus, indem eine Uebereinstimmung zwischen dem Uebereinander unseres Geistes und dem Neben- und Nacheinander der Naturerscheinungen höchst wahrscheinlich ist. Mit anderen Worten: wir glauben an die Existenz der Welt und ihre Entwicklung in Raum und Zeit so, wie sie uns subjectiv erscheint. Dass Raum und Zeit, wie überhaupt alle Naturerscheinungen, wirklich so, an und für sich existiren, wie wir sie uns denken, daran können wir wohl glauben, bewiesen ist es aber noch nicht und wird wahrscheinlich nie bewiesen werden und zwar aus dem Grunde, weil die Welt uns gegenüber nur ein Zeichen und nicht ein Abbild dessen ist, was wirklich existirt. Die Welt erscheint uns so und nicht anders nur infolge der specifischen Energien unseres Nervensystems. Ebenso besitzt unser Nervensystem diejenige specifische Energie, dasjenige Organ, denjenigen Sinn, welche nach einem höheren Wesen streben und alle Begriffe und Ideen nothwendig auf einen gemeinschaftlichen Central- und Schwerpunct zurückführen müssen. Tragen wir also mit Nothwendigkeit die Idee Gottes in uns und ist diese Idee der nothwendige Centralschwerpunct des ganzen geistigen und ethischen Lebens der Menschheit, so müssen wir glauben, dass es auch ausser uns einen Gott gibt, obgleich er in Wirklichkeit in anderen Formen existiren kann,

[1]) Lilienfeld. A. a. O. II. Bd. S. 41—46.

als wir ihn uns nach unseren subjectiven Begriffen vorstellen oder möglicherweise auch gar nicht. Da wir die Selbstständigkeit und Selbstbestimmung in ihrer höchsten Potenzirung uns nur als etwas Persönliches vorstellen können, so muss es ein realer und persönlicher Gott sein. Wie dieser persönliche Gott seinem Wesen nach beschaffen ist, darüber können wir ebenso wenig urtheilen, wie über das Wesen der Welt; wie letztere, so können wir uns auch Gott nur vorstellen. Daher hat ja auch die objective Gestaltung der Idee Gottes, je nach der Stufe der geistigen und ethischen Entwicklung des Menschen, die verschiedensten Formen in der Weltgeschichte angenommen, ebenso wie das dem Menschen angeborne moralische Gefühl, wie der Rechtssinn, das Streben nach Zweckmässigkeit und höherer Entwicklung überhaupt [1]). Wie Alles in der Welt, hat auch der Gottesbegriff seine Entwicklung und entspricht überall genau dem Grade des Erkennens, zu dem die Wissenschaft fortgeschritten ist. Und auch bei dem heutigen Stande des Wissens lässt sich sagen: wem es zur inneren Befriedigung dient, das einzig Unbewegliche, Alles Bewegende, diese immerwährende Ursache, welche wir voraussetzen, aber nicht vollinhaltlich erfassen können, Gott zu nennen und sein Wirken in Allem zu erkennen, was geschieht, in dem Fallen des Steins wie im Umschwung der Gestirne, der wird sich nie mit den Ergebnissen der Naturforschung in irgend einem Widerstreit befinden [2]).

Was aber in unserer Idee besteht, besteht desshalb noch nicht in Wirklichkeit. Wäre letzteres stets der Fall, so gäbe es überhaupt keinen Irrthum, denn die Wirklichkeit ist auch immer wahr. Wir bewegen uns auf dem festen Boden der Thatsachen, so lange wir mit dem im Menschen unläugbar schlummernden Gottesbewusstsein operiren; darüber hinaus ist alles ungewiss, schwankt alles in der Luft, kann nichts mehr bewiesen werden. Es wird jedoch jedermann freistehen müssen, sich über das höchste Wesen seine eigenen Gedanken zu machen, an dasselbe zu glauben oder auch nicht zu glauben, wie denn ja der reine, ungetrübte Buddhismus ohne einen Gott auszukommen versucht. Die Wissenschaft wird aber bei dem Satze Halt machen müssen, dass man aus der subjectiven Idee des Göttlichen nicht direct folgern könne, dass ausser dem Menschen ein höheres persönliches Wesen existirt. Das Bestehen dieser Idee muss auch der eingefleischte Materialist, will er nicht die unumstössliche Thatsache negiren, denn wir kennen kein völlig religionsloses Volk auf Erden, einräumen, — aber nicht mehr. Nichts, gar nichts beweist, dass die Idee von der Existenz Gottes nicht eine Täuschung, ein Wahn sei, dem die Menschheit unterliege, und einer solchen Behauptung wird die positive Wissenschaft nicht zu widersprechen vermögen, wenn sie dieselbe auch nicht zu bestätigen vermag. Wir können uns übrigens mit dem realen Bestehen der Gottes i d e e voll-

[1]) Lilienfeld. II. Bd. S. 407—408.

[2]) Carus Sterne, *Werden und Vergehen* S. 4.

kommen begnügen, und diese reicht auch zur Erklärung der verschiedenen Geistes- und Culturphänomene völlig aus. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass die Gottesidee für die geistige Entwicklung der Menschheit eine ebenso reale Bedeutung besitze, wie der Centralschwerpunct für das Weltall. Bekanntlich hat man diesen eine Zeitlang in der hypothetischen Mädler'schen Centralsonne gesucht, in neuerer Zeit ist diese Ansicht wieder stark in den Hintergrund getreten. Die Wahrheit ist: was sich an diesem Centralschwerpuncte und wo er sich befindet, wissen wir nicht. Wohl aber wissen wir von Doppelsternen, welche um einen gemeinsamen idealen Schwerpunct schweben und rotiren, wie denn überhaupt der Schwerpunct zweier Körper in keinen von beiden zu fallen braucht, sondern ein unsicht- und ungreifbarer Punct im Raume sein kann. Nichts steht der Vorstellung entgegen, dass ein Gleiches mit dem Centralschwerpuncte des Weltalls der Fall sei. Gesetzt nun, es gelänge, denselben zu entdecken und wir fänden daselbst — Nichts, nähme ihm diese Entdeckung das Geringste an seiner Bedeutung für das Weltall? Ganz so mag es sich wohl mit der Gottesidee und der Existenz Gottes verhalten. Der geistige wie der materielle Centralschwerpunct mag in Wirklichkeit sein und zugleich nicht sein, so lange die Wissenschaft ihn nicht erschlossen, bleibt er nur das, wozu ihn unsere Einbildung schafft.

Von dieser Seite beleuchtet, wird der Irrthum, das Ideale, zu einem Realen und sehr wohl einer kritischen Behandlung fähig. Wir erheben uns damit zur Erkenntniss von der Naturnothwendigkeit des Irrthums. Als ein Reales, thatsächlich Gegebenes müssen wir aber den Geist selbst betrachten, von dem überzeugend nachgewiesen, dass er ohne Materie nicht denkbar, nirgends in der Natur auffindbar sei. Mit dem am Menschengeschlechte unlöslich haftenden Geiste ist also auch für alle Zeiten der Irrthum, das Ideale, verknüpft, welches in seiner Art das Menschendasein verklärt. Eben so wahr als tief ist des Dichters Spruch:

„Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod."

Und wahrlich, Wenige möchten lassen wollen von dem trügerischen Zauber des Idealen, selbst dann, wenn die volle wissenschaftliche Wahrheit in ihrer realen Nacktheit ihnen entgegentritt. Ja, der Culturhistoriker schöpft aus der Völkerkunde die Ueberzeugung, dass mit der Höhe und Reinheit der Ideale, die desswegen nicht minder blendende Irrthümer bleiben, die Gesittung wachse und steige, dass die Entwicklung des Idealismus das Wesen aller geistigen Cultur ausmache, dass Völker ohne Ideale auch aller Cultur baar sind. Es ist daher eine unzutreffende, zurückzuweisende Unterstellung, dass uns jeder Idealismus ein Gräuel sei [1]), vielmehr denke ich, dass die im Sinne einer natürlichen Entwicklung wirkende

[1]) Otto Henne am Rhyn in der *Deutschen Warte*. 1875. Januarheft. S. 22.

Descendenztheorie den Werth der Ideale nicht hoch genug anzuschlagen vermöge; es hiesse aber jeder besseren Einsicht aus dem Wege gehen, wollte man sich weigern, das erste Aufflackern des Idealen in den aufkeimenden Regungen der Religion zu erblicken. Damit ist allerdings zugegeben, dass alle Religionen nur Producte des Menschengeistes — und zwar, wie sich wissenschaftlich zeigen lässt, da jede Religion älter als das Denken darüber ist, vorwissenschaftliche Producte der menschlichen Phantasie, d. h. Erfindung (gleichwie die Sprache) sind, womit nicht gesagt ist, dass dieser Erfindung nicht etwas Reales, in der Aussenwelt Existirendes zu Grunde liege. Da nun aber gerade die Hauptsache, die mächtigste aller Ursachen, die *ultima causa rerum*, was die Welt Gott nennt, wissenschaftlich noch nicht erforscht ist, so ist jede nähere Vorstellung, die sich Jemand von dem Wesen Gottes macht, wieder lediglich nichts als eine Erfindung, aber eine durchaus berechtigte, weil der menschliche Geist an und für sich eine positive Vorstellung verlangt [1]). Gibt man demnach zu, dass die Leistung der wissenschaftlichen Forschung eine wesentlich negative ist, in so ferne sie bestehende religiöse Vorstellungen wohl zu vernichten, bis nun aber keine neuen zu schaffen vermochte, was ja die Hauptschwäche der materialistischen Lehre ausmacht, so wird damit zugleich die Meinung Solcher vernichtet, welche von einer völlig aufgeklärten, religionslosen Zukunft träumen. Niemand wird läugnen, dass die religiösen Begriffe als rein idealistische, von der überhand nehmenden Erkenntniss der Wahrheit zurückgedrängt werden müssen, wie dies in der Gegenwart auch wirklich geschieht; eine religionslose Zukunft ist aber trotzdem eben solch ein Unding, wie ein religionsloses Volk. Niemals wird es gelingen, die angeborene Seelenthätigkeit der Idealisirungskraft auszutilgen oder für die Dauer lahm zu legen. Führt sie auch zum Irrthume, so ist doch nicht dieser, die Religion, eine Krankheit des Geistes, sondern umgekehrt die Lähmung der Idealisirungskraft ist die Ausnahme, die Abnormität, und die volle frische Thätigkeit, das Leben des Irrthums, ist die Norm, der Gesundheitszustand. Zudem werden wir ja die Idee der Unendlichkeit gar nicht los, wir mögen sie auf einen ausserweltlichen, persönlichen Gott oder auf die Materie übertragen, wie die Materialisten thun. Entwurzelung der Religion ist daher eitles Beginnen.

Drängt die moderne Wissenschaft auch, wie ich meine, zu der Annahme, dass die Gottesidee ein Wahn sei, dem die Menschheit unterliege, so ist diese Täuschung doch eine Naturnothwendigkeit und eine Wohlthat; sie ist allen Entwicklungsstufen des Menschengeistes eigen und wird existiren, so lange Menschen auf Erden wandeln. Die Religion ist die tiefste Poesie des Gemüthes. Religion und Poesie sind so innig und nahe mit einander verwandt, dass wir uns eine ohne die andere gar nicht denken können; denn in jeder

1) Gustav Jäger, *In Sachen Darwins.* Stuttgart 1874. 8°. S. 258.

Religion liegt ja von vornherein schon Poesie, wie der Poesie auch wohl stets Religion zu Grunde liegt.

.
So lang noch Gräber trauern
Und die Cypressen dran,
So lang ein Aug noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd
Wem sie die Weihe lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.
.

(Anastasius Grün.)

Für die Richtigkeit dieses Satzes ist die Gegenwart mit ihren Strebungen ein beredter Beweis. Mag die Wissenschaft noch so sehr die Schwächen jedweder religiösen Vorstellung aufdecken, das idealistische Lehrgebäude noch so sehr erschüttern, die Erkenntniss des Irrthums, in dem man bislang gelebt, führt nicht zum Abwerfen des Irrthums überhaupt, sondern nur zur Modificirung dieses Irrthums. Wenn David Friedrich Strauss die positiven Religionen der Gegenwart durch den Cultus des Schönen ersetzen will, so hat er, ohne es zu merken, nur eine Religion an Stelle der anderen gesetzt, hat bei ihm die Gottesidee eine Wandlung erlitten, die, so wenig sie mit unseren Alltagsvorstellungen der Gottheit gemein zu haben scheint, in Wirklichkeit davon doch kaum weiter entfernt steht, als von diesen die Gottesidee des tiefsten Fetischismus.

Dem Infallibilitätsjoche entrinnen Andere im — Altkatholicismus oder in freireligiösen Gemeinden. Man bedenkt nicht, dass der nämliche Beweis, womit man die Nichtigkeit des bisher gefesteten Kirchenglaubens darthut, auch das Kartenhaus der neuen religiösen, angeblich „geläuterten" Anschauung in die Luft bläst. Es ist nichts anderes, als ein Anpassungsprocess im vollsten Sinne des Wortes, den die Religion durchmacht. Massgebend bleibt dabei stets das jeweilige metaphysische Bedürfniss, welches für die „geläutertste" Weltanschauung, wie für den rohen Aberglauben die Grundlage bildet. Der strengen wissenschaftlichen Wahrheit gegenüber ist der letztere, in seiner Wesenheit mit dem Glauben völlig congruent, eben so berechtigt, wie die erstere, diese eben so haltlos, wie jener. Ueber die Existenzberechtigung beider entscheidet nur der jeweilige Culturgrad, welcher nicht nur den Zeiten nach, sondern auch bei den

Zeitgenossen eines und desselben Volkes individuell und classenweise sehr verschieden ist. Die menschliche Psyche fordert eben unter allen Umständen ihr Recht, und es steht fest, dass es nur eine sehr geringe Anzahl hochgebildeter Denker ist, die sich bei der trostlosen Oede der materialistischen Lehren zu beruhigen vermag. Stehen wir unsererseits auch nicht an, darin die Wahrheit zu vermuthen, so darf doch Niemand, am wenigsten der Culturforscher, vergessen, dass das Bild zu Saïs jenen tödtet, der es zu entschleiern unternimmt.

Volksthum und Geschichte.

Abhängigkeit des Menschen von der Natur.

Wenn die thierischen Anfänge des menschlichen Geschlechtes jedem Zweifel entrückt sind, so ist damit noch weiter kein anderer Boden gewonnen als jener der Thatsache, dass der Mensch ein Product der Natur von derselben nicht losgelöst werden dürfe; diese Erkenntniss wird natürlich nicht verfehlen, auch auf die Darstellung der historischen Culturentwicklung bedeutsamen Einfluss zu üben. Allein es gibt der Vorfragen noch mehrere, deren Erledigung in dem einen oder dem anderen Sinne dringend erforderlich ist, ehe man an eine Erklärung der Culturverhältnisse im Allgemeinen und im Besonderen schreiten kann. Die Cultur stellt sich nämlich keineswegs als etwas homogenes dar, sondern wechselt bekanntlich nicht nur mit der Zeit sondern auch mit dem Raume. Wir vermögen nicht dieselbe als eine lange, langsam aber ununterbrochene aufsteigende Linie vom Anfange der Dinge bis in unsere Gegenwart zu bezeichnen; vielmehr wissen wir, dass einestheils diese Linie zu wiederholten Malen unterbrochen, andererseits überhaupt gar nicht überall auffindbar ist. An einzelnen Stellen unseres Planeten dürfen wir von einer Cultur kaum reden, geschweige denn von einer Culturentwicklung. Was nun an solchen Erdräumen als bemerkenswertheste Verschiedenheit sofort in's Auge fällt, sind sowohl die veränderten Verhältnisse der Bodenplastik, des Klima, der Thier- und Pflanzenwelt, mit Einem Worte der äusseren, den Menschen umgebenden Natur, als auch der Mensch selbst, sein Physisches und hauptsächlich Psychisches, seine innere Natur. Es lag nahe, die Einwirkung dieser beiden Momente, deren Tragweite für das practische Alltagsleben keinem denkenden Beobachter entgehen konnte, logischerweise auch auf die Entwicklung der Cultur zu studieren und als erklärende Factoren heranzuziehen, — mit vollem Rechte. So wie vieles Andere bliebe ja auch diese ein ewig dunkel Geheimniss, wollte man nicht nach einer Erklärung auf natürlichem Wege forschen. Die heutige Wissenschaft vermag aber dort das Geheimniss nicht länger zu dulden, wo sie allgemeine oder specielle, den grossen die gesammte Natur regierenden Gesetzen nicht widersprechende Gründe geltend zu machen weiss. In der Natur ist nichts übernatürlich, und wenn für manche Erscheinung die befriedigende Erklärung nicht gegeben zu werden vermag, so rührt dies

lediglich von der Unzulänglichkeit unseres Wissens, nicht aber etwa von dem Umstande her, dass übernatürliche Ursachen im Spiele sind. Sehr leicht möglich, ja fast mit bestimmter Wahrscheinlichkeit wird die Erkenntniss gewisser Dinge dem menschlichen Fassungsvermögen ewig verschlossen bleiben, doch ändert dies nichts an der Richtigkeit unserer Behauptung. Wie hoch auch in unseren eigenen Augen die erklommene Geistes- und Wissensstufe, wie gross auch der Abstand zwischen dem Menschen der Jetztzeit und dem aus unseres Geschlechtes Kindheit, ja nur in der Gegenwart zwischen dem Menschen der Gesittung und dem rohen Wilden, wir haben lange noch nicht die Berechtigung zu dem Stolze, womit wir in überhebendem Selbstbewusstsein unser Herz schwellen. Wir sind und bleiben jetzt und fürderhin nicht mehr und nicht weniger denn einzelne Organe des grossen Naturorganismus, einzelne Theile des Naturganzen, dessen All zu durchschauen uns schon in unserer Eigenschaft als blosse Theile versagt ist. Machtlos ist unseres Armes wie unseres Geistes Kraft gegenüber den einfachsten Naturgesetzen und unsere einzige und grösste Stärke beruht in der richtigen Erkenntniss und Verwerthung derselben. Je richtiger die Erkenntniss und Verwerthung, desto höher die Cultur. Im Uebrigen aber kreist sie unbekümmert fort und fort, die Erde, in unberechenbarem Zeitlaufe um der Sonne Licht und Glanz, die gleichgiltig niederscheint auf der Menschen Glück und Weh, Mensch und Thier und Strauch und Baum Strahlen, Wärme spendend, nicht weil sie will, sondern weil sie muss. Und wie der Mensch des Wurms nicht achtet, den sein Fuss zertritt, so bleibt auch er mit all seiner Culturhöhe, mit seinem Grössentraume im Weltall ein Atom.

Solche Erwägungen sind besonders dem Geschichtsschreiber zu empfehlen, welcher den Gang der Cultur auf natürlicher Basis zu schildern unternimmt. Sie werden ihn dazu leiten, die Abhängigkeit derselben von den natürlichen Einflüssen um so mehr zu erforschen, als er die Ueberzeugung gewinnt, wie wenig der Mensch sich davon zu befreien im Stande. Was nun die äusseren Bande anbetrifft, worin die Menschen im Laufe der Geschichte gefesselt erscheinen, so hat man ihnen seit einiger Zeit die gebührende Beachtung zugewandt. Die Erde, der äussere Schauplatz, worauf sich die Thaten abspielen, folglich auch die Cultur zu gedeihen hat, ist in ihren Beziehungen zur menschlichen Entwicklung aufgefasst und studiert worden [1]). Die letzten und höchsten Wahrheiten dieser Forschungen

[1]) Siehe hierüber: das ausführliche Kapitel „Einfluss der Natur" in Thom. Buckle, *Geschichte der Civilisation in England.* Deutsch von Arnold Ruge. Leipzig & Heidelberg 1868. 8°. Dritte Aufl. I. Bd. S. 35—128, worin neben manchem Unrichtigen auch viel Wahres enthalten ist. Unter den hier einschlägigen Arbeiten scheint mir, obwohl es sich nur mit der Erörterung eines bestimmten Momentes befasst, das neue Werk von D. Jourdanet, *Influence de la pression de l'air sur la vie de l'homme. Climats d'altitude et climats de montagne.* Paris 1875. 8°. 2 Bde., besondere Erwähnung zu verdienen, ob der Gründlichkeit der darin angestellten Untersuchungen, welche den mittelbaren aber sehr intensiven Einfluss des Druckes und der Mischung der Luft auf Moral und Politik der Menschen darthun.

werden mit der Erkenntniss ausgesprochen, dass der Bau der Erdoberfläche und die von ihm abhängigen Verschiedenheiten der Klimate sichtlich den Entwicklungsgang unseres Geschlechtes beherrscht und den Ortsveränderungen der Cultur ihre Pfade abgesteckt haben, so dass der Anblick der Erdgemälde uns dahin führt, in der Vertheilung von Land und Wasser, von Ebenen und Höhen, also in der wagrechten und senkrechten Gestaltung des Trockenen, eine von Anfang gegebene oder wenn man will beabsichtigte Wendung menschlicher Geschicke zu durchschauen. In den Befähigungen, Leistungen und Schicksalen der Bewohner erkennen wir das Spiegelbild der örtlichen Natur wieder, und bewundern im Europäer und seiner hohen geistigen Blüthe das begünstigste Geschöpf der zierlichsten, gliederreichsten Planetenstelle, während wir im Neger das Erzeugniss eines verschlossenen und unbehilflichen Festlandes beklagen. Wollte man in diesem Sinne den gegebenen Raumverhältnissen irgend eine Absicht zu Grunde legen, so erschiene denn der Gang der Geschichte schon durch das Antlitz unseres Planeten vorgezeichnet, als etwas voraus Bedachtes, Unabänderliches. Gelang es der Wissenschaft, die Nothwendigkeit des Geschehenen zu erkennen, so würde sie auch mit Sehergabe den Eintritt des Künftigen verkündigen können. Folgen wir diesem Gedanken weiter, so führt er uns bis an den Abgrund einer Prädestination, der sich unser Geschlecht nicht entziehen konnte. Man dürfte dann in dem Antlitz der einzelnen Welttheile, die mit tiefem Ausdrucke die „grossen Individuen der Erde" genannt worden sind, geheimnissvoll wirkende Persönlichkeiten wittern oder wenigstens doch ihre Verrichtungen in der Geschichte unseres Geschlechtes nachweisen. Vermögen wir zwar unsererseits den in diesen Sätzen ausgesprochenen Gedanken des vorher Bedachten, Beabsichtigten, Prädestinirten keinen Beifall zu schenken, da er fast das Bestehen einer seelischen, denkenden Kraft voraussetzt, die zu den unerweislichen Dingen gehört, so müssen wir doch im Allgemeinen und in allem Uebrigen dieser Lehre tiefen Dank zollen, den stets Jeder erwirbt, der in dem was man lange Zeit für willkürlich gehalten, den Ausdruck einer Nothwendigkeit nachweist [1]).

Weit weniger sorgfältig sind bisher jene Momente begründet worden, welche wir als die inneren bezeichneten und deren hohe Bedeutung kaum mehr verkannt wird: die Verschiedenheit der Menschen selbst. In der That, sobald wir den Blick über die Runde der Erdkugel schweifen lassen, gewahren wir eine mannigfaltige Verschiedenheit sowohl im äusseren Aussehen, als in dem sonstigen Benehmen der Menschen. Hautfarbe, Gesichtsausdruck, körperlicher Bau sind eben solchen Veränderungen unterworfen wie Sprache,

[1]) Vgl. über dieses Thema folgende Arbeiten Prof. Peschel's: *Ueber die Aufgaben einer Geschichte der Erdkunde.* (*Ausland* 1864. Nr. 34. S. 769); *Geschichte der Erdkunde.* München 1865. 8°. S. XV. 691—694; *Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung.* (*Ausland* 1867. Nr. 39. S. 913); *Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde.* Leipzig 1876. 8°. 2. Aufl. S. 3.

Fassungsvermögen, Ideenrichtung und Empfindung. Wir unterscheiden mit Einem Worte verschiedene Racen des menschlichen Geschlechtes, womit ausgedrückt werden soll, dass jede einzelne davon durch gewisse Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet ist, welche sie von der andern merklich unterscheidet und als solche sofort charakterisirt. Die bei den verschiedenen Racen auch gänzlich verschieden angelegte geistige Begabung musste natürlich auf die Richtung ihrer Entwicklung, materiell wie intellectuell, einen tiefgehenden Einfluss nehmen, der in ihrer Culturentwicklung in unverkennbarer Weise zum Ausdrucke gelangen musste. Wenn hier und da dieses Moment, welches wir das Ethnische nennen wollen, von Historikern entweder unabsichtlich vernachlässigt oder aber absichtlich ignorirt wird [1]), so zeigt dies von einem bedauerlichen Mangel an Wissen, welchem der gesammte Schatz der heutigen ethnologischen Kenntnisse entgegensteht, oder von einer absoluten Unfähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen. Wo von den beiden Momenten, der äusseren und der inneren Natur, zur Erklärung menschlicher Gesittungszustände nur eines von beiden in's Treffen geführt wird, dort ist allemal noch genug Spielraum vorhanden, um supranaturalistische Elemente in unsere Entwicklungsgeschichte hineinzutragen, um damit die Lücken in der Erklärung auszufüllen. Wo aber eine gleichmässige Berücksichtigung beider Momente stattfindet, gibt es keine Lücken, die nicht auf völlig natürlichem Wege zu schliessen wären. Alles läuft gegenwärtig darauf hinaus, zu beweisen, dass es die Racenanlagen — und hier ist es am Platze von angebornen Prädispositionen [2]) zu sprechen — sind, welche die Natur des Einflusses bestimmen, den die äusseren Momente auf die Entwicklung eines Volkes zu nehmen haben; daher also dieser Einfluss äusserer Momente ein relativer ist, der in seinen Wirkungen stärker oder schwächer hervortritt nach Massgabe des Empfänglichkeitsgrades der angebornen Volksanlagen, welche er vorfindet; dass mit andern Worten die Race den psychischen wie den physischen Charakter schafft [3]). Die Antecedentien ziehen also die Consequenzen nach sich: es gibt in den Ereignissen der Geschichte eben so eine Logik, wie im Leben des einzelnen Menschen; diese Logik besteht nicht nur für die Sitten, sie besteht auch für die Gesetze, für die Religionen, für die Literaturen. Und da in der Natur alles was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht, ist es in diesem Sinne auch richtig, dass die Geschichte eine Reihe zwingender Nothwendigkeiten ist [4]).

[1]) Buckle, *Geschichte der Civilisation.* I. Bd. S. 36, dann John Stuart Mill, *Principles of political Economy.* I. Bd. S. 390 begehen den Fehler, den Einfluss der Racenunterschiede völlig in Abrede zu stellen.

[2]) „Prädispositionen" sind hier ja nicht etwa mit „Ideen" zu verwechseln. Die Voraussetzung der „angebornen Ideen" ist von der Wissenschaft längst widerlegt worden.

[3]) Léon van der Kindere, *De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples.* S. 36 und 45. Es muss mit Vergnügen constatirt werden, dass man auch in Deutschland sich auf diesen Standpunct zu stellen beginnt: siehe z. B. W. Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit.* Leipzig 1870. 8⁰. S. 1.

[4]) *Ausland* 1872. Nr. 6. S. 140—141. Diese Auffassung, sehr unbequem allerdings

Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen.

Vielleicht sind Manchem diese Auseinandersetzungen, die als Einleitung zu den weiteren unerlässlichen Darlegungen dienen sollen, von ungebührlicher Länge erschienen. Ich hielt sie indess gerade hier am geeigneten Platze, weil es mir hauptsächlich darauf ankam, das sonst stark vernachlässigte ethnische Moment als ein von der Natur gegebenes, immanentes in die Betrachtung des Gesittungsfortschrittes einzuführen und dessen hohe Bedeutung sammt den daran haftenden Folgen in das gehörige Licht zu setzen.

Dass in der Gegenwart, worunter die ganze historische Zeit zu verstehen, mehrere sehr verschiedene Menschenracen die Erde bevölkern, ist unbestrittene Thatsache und es wird sich hier nur darum handeln zu erörtern, wie diese Verschiedenheit mit der in neuerer Zeit allgemein um sich greifenden Meinung einer gemeinsamen Abstammung sämmtlicher Organismen von einer Urform in Einklang zu bringen sei. Da drängt sich nun denn vor Allem die Bemerkung auf, dass strenge genommen diese Frage für den Culturhistoriker völlig irrelevant oder doch nur von sehr untergeordnetem Interesse ist, da dieser es doch stets nur mit den geschichtlich vorhandenen Racen zu thun hat und sich sehr wohl begnügen dürfte, diese als eine gegebene Thatsache zu betrachten. Einige Worte der Erklärung scheinen jedoch nicht ganz überflüssig.

Während es ziemlich gleichgiltig ist, ob man die Menschheit von einem oder mehreren Paaren abstammen lässt [1]), so kann man dies nicht sagen von dem Streite, der zwischen den Naturforschern darüber besteht, ob es ursprünglich nur eine oder mehrere Racen gegeben habe. Die Geschichte zeigt nämlich die Racen als etwas Eigenthümliches und in ihrem Physischen sowohl als Psychischen wenigstens am ersten Augenschein Unwandelbares. Es wäre demnach zur Erklärung dieser Verschiedenheiten ausserordentlich bequem, das Bestehen der die Race bedingenden Eigenthümlichkeiten von vornherein anzunehmen [2]). Die tieferen Forschungen der Neuzeit sind jedoch dieser Hypothese nur sehr wenig günstig, indem sie es im

allen Jenen, welche die Culturgeschichte von einem im Vorhinein angenommenen Parteistandpuncte behandeln, ist als „längst dagewesen und längst wieder aufgegeben" bezeichnet worden. Eine ausführliche Widerlegung dieser Ansicht habe ich veröffentlicht in meinen *Neuen culturgeschichtlichen Forschungen.* (*Ausland* 1873. Nr. 33 S. 646—652, Nr. 34 S. 665—671, Nr. 35 S. 686—691, Nr. 36 S. 705—710 und Nr. 37 S. 724—730.)

[1]) Der Nutzen der Hypothese einer Abstammung von nur Einem Paare ist schlechterdings nicht einzusehen, wenn nicht etwa damit der Bibel eine Concession gemacht werden soll. Häckel und Friedr. Müller weisen die Unhaltbarkeit dieser These nach.

[2]) Der Verfasser hat selbst lange Zeit diese Anschauung vertreten, z. B. in seiner Schrift: *Die amerikanische Völkerwanderung.* Wien 1866. 8°. S. 2—4, bis ihn ein gründlicheres Studium der Darwin'schen und damit zusammenhängenden Forschungen von seinem Irrthume überzeugte.

höchsten Grade wahrscheinlich machen, dass der Urmensch einer einzigen Race angehörte. Damit wäre die Einheit des Menschengeschlechtes ausser Frage gestellt [1]). Da nach dem allgemeinen Entwicklungsgesetze überall ein stetes Fortschreiten vom Niederen zum Höheren stattfindet, so muss dieser Urmensch eine noch viel tiefere Stufe eingenommen haben, als der Papûa der Gegenwart [2]), und finden wir somit eben in den heutigen Racen eine Bestätigung des grossen Naturgesetzes. Die Frage wo, an welcher Stelle der Erde dieses Urgeschlecht zuerst entstanden, wird wohl kaum jemals endgiltig beantwortet werden; doch kann von den jetzt existirenden fünf Welttheilen weder Australien, noch America, noch Europa diese Urheimat oder das sogenannte „Paradies", die Wiege des Menschengeschlechtes sein. Vielmehr deuten die meisten Anzeichen auf das südliche Asien. Ausser diesem könnte von den gegenwärtigen Festländern nur noch Africa in Frage kommen. Es gibt aber eine Menge von Anzeichen, besonders chorologische Thatsachen, welche darauf hindeuten, dass die Urheimat des Menschen ein jetzt unter den Spiegel des indischen Oceans versunkener Continent war, welcher sich im Süden des heutigen Asiens und wahrscheinlich mit ihm in directem Zusammenhange, einerseits östlich bis nach Hinterindien und den Sundainseln, andererseits westlich bis Madagascar und dem südöstlichen Africa erstreckte. Viele Thatsachen der Thier- und Pflanzengeographie machen die frühere Existenz eines solchen südindischen Continents, welcher als Lemuria [3]) bezeichnet worden ist, wahrscheinlich [4]). Und darüber, dass es überhaupt eine Urheimat des Menschen gegeben haben müsse, dass derselbe nicht auf der gesammten Erde autochthon sei, belehrt uns erstens die positive Erkenntniss, dass alle oceanischen Inseln mit wenigen Ausnahmen unbewohnt gefunden worden sind, dass also das erste Auftreten des Menschen ein continentales gewesen sein müsse [5]), dann aber die Geographie der Pflanzen und Thiere, welche für jedes derselben seine bestimmte Heimat nachweist, von wo aus dann die Verbreitung in anderweitige Gebiete erfolgte. Der Verbreitungsbezirk des Menschen aber ist die ganze Erde geworden, allem Anscheine nach und nach, sehr langsam. Die geographische Verbreitung der divergirenden Menschenarten lässt sich mittelst Annahme ihrer lemurischen Urheimat durch Wanderung am leichtesten und

[1]) Die Einheit des Menschengeschlechts ist die logische Folge der Darwin'schen Theorie. Um so merkwürdiger ist es daher, einen Vertheidiger dieser Einheit, P. M. Rauch in seinem Werke: *Die Einheit des Menschengeschlechts. Anthropologische Studien.* Augsburg 1873. 8°. diese Theorie bekämpfen zu sehen.

[2]) Gründe ganz merkwürdiger und geistreicher Art bringt hierfür Darwin vor in seinem Buche: *The Expression of the Emotions in Man and animals.* London 1872. 8°.

[3]) Der Name Lemuria ward von dem englischen Zoologen Sclater wegen der für diesen Erdtheil charakteristischen Halbaffen vorgeschlagen.

[4]) Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* S. 619—620.

[5]) O. Peschel, *Ueber die Wanderungen der frühesten Menschenstämme.* (*Ausland* 1869. Nr. 47. S. 1105—1110.)

ungezwungensten erklären [1]). Diese Wanderung muss jedenfalls in einer Epoche begonnen haben, wo noch die Einheit der Race bestand, denn gerade in der Wanderung möchten wir die Ursache zur Bildung verschiedener Racen gewahren. Gleichwie nämlich im Thier- und Pflanzenreiche die Bildung neuer Arten durch Wanderung (Migration) und Isolirung veranlasst wird [2]), so muss ein ähnlicher Vorgang bei der Wanderung des Menschen obgewaltet haben. In einer neuen Heimat, unter veränderten äusseren Einflüssen des Klima, der Nahrung u. s. w. traten allmählig, vielleicht aber auch in verhältnissmässig kurzer Frist, morphologische Veränderungen ein, welche eine bestimmte Race gründeten. Da der Mensch fast in jeder Beziehung denselben Einflüssen gehorcht, wie die anderen Naturwesen, so haben wir in dieser urgeschichtlichen Ausbreitung die natürliche Veranlassung zur sogenannten Racenbildung zu suchen. Diejenigen, welche die Wirksamkeit klimatischer Einflüsse auf den Menschen bezweifeln möchten, dürfen nur auf die auffallenden und übereinstimmenden Körperveränderungen verwiesen werden, denen alle Europäer bereits nach einem kurzjährigen Aufenthalte in den Vereinigten Staaten unterliegen, um einzusehen, dass ein viele Jahrtausende währender Aufenthalt in verschiedenen Erdtheilen jene tiefgehenden Unterschiede hervorbringen musste, welche wir bei den verschiedenen Menschenracen beobachten [3]). Die Menschen arteten sich dem Boden an, d. h. es sind in jedem Himmelsstriche gewisse, in der ursprünglichen Stammgattung enthaltene und vorgebildete Keime entwickelt, andere aber so unterdrückt worden, dass sie ganz vernichtet erscheinen. Daher ist die Menschengestalt jetzt überall mit Localmodificationen behaftet und die eigentliche ursprüngliche Stammbildung der Menschen ist vermuthlich erloschen [4]).

Wenn wir nun auf diese Weise die Menschenformen als Racen Einer Species auffassen im Gegensatze zu Jenen, welche sie als verschiedene Species betrachten, so verhehlen wir uns nicht, dass damit culturgeschichtlich weiter nichts gewonnen wird. Hier treten uns doch immer die Racen mit all' ihren Schroffheiten und Divergenzen entgegen und fordern die eingehendste Berücksichtigung. Ja durch den grossartigen Process der Vererbung sind die mannigfachen Menschenracen in den verschiedenen Erdräumen zu solch' stabilen Grössen herangediehen, dass eine Aenderung des seit Jahrtausenden anererbten Racentypus gar nicht mehr denkbar ist, höchstens gewisse Modificationen desselben innerhalb einer ziemlich enge begrenzten Spielweite zugestanden werden können [5]). Diese Modificationen gehen

1) Häckel hat einen solchen Versuch gemacht. Siehe „*Natürliche Schöpfungsgeschichte*" Tafel XV und deren Erklärung S. 678—679.

2) Moriz Wagner, *Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen.* Leipzig 1868. 8°. und Derselbe: *Ueber den Einfluss der geographischen Isolirung und Colonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen.* München (1870). 8°.

3) Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 348.

4) Girtanner, *Ueber das Kant'sche Princip in der Naturgeschichte.* S. 57.

5) A. Bastian, *Das Beständige in den Menschenracen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit.* Berlin 1868. 8°.

immerhin so weit, dass unter veränderten klimatischen Bedingungen auch veränderte Formen zum Vorscheine kommen. Nehmen doch beispielsweise die Abkömmlinge europäischer Ansiedler in Nord-America in ihrem Schädelbau den Habitus der Americaner an und erhalten in sehr kurzer Zeit eine längliche Gesichtsbildung und den auffallend langen Hals. Wie das Klima verändernd auf die Hautfarbe wirkt, ist allenthalben bekannt und es wird sich wohl kaum in Abrede stellen lassen, dass auch die Form des Schädels in sehr naher Beziehung zu den klimatischen Bedingungen stehe und vielfach von denselben bestimmt wird [1]). Dass alle diese Veränderungen jedoch nicht so tiefgreifend sind, um die seit Jahrtausenden erblich überkommenen Raceneigenthümlichkeiten zu vernichten, kann gleichfalls als ausgemacht gelten. Zieht man die Summe dieser Betrachtungen, so wird man dieselben vielleicht dahin zusammenfassen dürfen, dass, wenn auch in der Urzeit unserer Species die geographischen Einflüsse zur Entwicklung der Spielarten oder Racen mitgewirkt haben, durch die Quantität der in den neuen Wohnsitzen anererbten Besonderheiten diese Einflüsse auf ein so geringes Mass herabgedrückt wurden, dass sie eine Vernichtung der Spielart nicht mehr zu Stande bringen. Mit anderen Worten, der Kraft der äusseren Natur, der geographischen und klimatischen Bedingungen, steht die noch stärkere Kraft der inneren Natur, der Vererbung des angeborenen Racencharakters entgegen, welcher die Thaten der Völker bestimmt.

Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten.

Daraus geht hervor, wie irrig die Meinungen Jener sind, welche die Handlungen und Bestrebungen der Völker durch Religion, Gesetze, Staatseinrichtungen u. dgl. erklären zu können glauben. Die Religion, sagen beispielsweise Manche, habe dem Charakter eines jeden Volkes ein bestimmtes Gepräge verliehen und seine Handlungen geleitet. Dieses ist aber aus zwei Gründen unwahr; erstens nämlich hat eine und dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Wirkung hervorgebracht; dann hat eine und dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Gestaltung angenommen. Der Einfluss des Christenthums auf die barbarischen Nationen des europäischen Nordens war bei weitem grösser als auf die Culturvölker der alten Welt; jene hat es veredelt, dagegen den Untergang der letzteren beschleunigt. Vom Charakter der Völker hängt es vorzugsweise ab, wie sie die in der Gestalt einer neuen Civilisationsform auftauchende neue Religion auffassen und praktisch verwerthen;

[1]) Man vergleiche über dieses Thema: Aitken Meigs, *Cranial forms are inseparably connected with the physics of the globe* (bei Nott and Gliddon, *Indigenous Races.* S. 350.); auch Volney bei Foissac, *Einfluss des Klima auf den Menschen*, übersetzt von Westrumb. Göttingen 1840. 8°. S. 63. und Stanhope Smith, *Versuch über die Ursachen der ungleichen Farbe und Gestalt.* 1790.

es kommt nicht blos auf das Samenkorn an, welches gesäet, sondern vorzugsweise auf den Boden, in welchen dasselbe gelegt wird. Der Charakter derselben Religion ändert sich aber je nach den Völkern; der Buddhismus China's ist sehr verschieden von jenem in Indien und Tibet, der Katholicismus anders in Italien als in Deutschland, in Frankreich anders als in Spanien. Dagegen entwickeln sich bei stammverwandten Völkern ganz ähnliche religiöse Richtungen und religiöse Institutionen, obgleich sie sich zu verschiedenen Religionen bekennen, die auf grundverschiedenen, ja oft entgegengesetzten Principien beruhen. Die Religion bestimmt also nicht absolut den Charakter eines Volkes, sondern sie wird im Gegentheil von demselben, seinen Anschauungen und angeborenen Neigungen gemäss modificirt und umgestaltet.

Eben so verhält es sich mit den Gesetzen und Staatseinrichtungen. Die nämlichen Gesetze und Staatseinrichtungen bringen bei einem Volke die segenreichste Wirkung hervor, während sie einem anderen zum Verderben gereichen, wie z. B. die liberalen Institutionen bei den angelsächsischen und lateinischen Nationen.

Selbst die früher erwähnten äusseren Einflüsse bleiben eben weiter nichts als Einflüsse, sie bestimmen nicht. Die in neuerer Zeit in Aufschwung gekommene Lehre, wonach Klima, Bodenbeschaffenheit, Lage der Länder den Charakter, das Geschick und die Thaten der Völker bedingt und bestimmt hätten, wie es weiter oben ausgeführt wurde, ist in diesem Sinne grundfalsch, denn Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage der Länder sind nur Bedingungen für die Art und Weise, wie der Charakter des Volkes sich äussert; ja sie geben ihm sein eigenthümliches Gepräge, sie schaffen ihn aber nicht [1]). Die Schifffahrt bildet nicht den Charakter des englischen Volkes, sondern ist nur ein Modus, eine Erscheinung seines Unternehmungsgeistes, welcher es charakterisirt; wenn die Engländer in einem Binnenlande wohnten, so würde sich ihr Unternehmungsgeist auf eine andere Weise äussern. Die Engländer und Nordamericaner sind auch im südlichen America und auf den Südsee-Inseln thätig und unternehmend; die Südamericaner und die Südsee-Insulaner würden aber in England und Nordamerica eben solche Faullenzer sein, wie sie es jetzt sind. Dies lässt sich durch unzählige Beispiele aus der Geschichte beweisen, wo verschiedene Völker nach einander ein und dasselbe Land bewohnt haben und dennoch auf ganz verschiedene Weise in der Geschichte aufgetreten sind. Wie himmelweit verschieden sind die Aegypter der Pharaonen von den muhammedanischen Aegyptern; die alten Phöniker von den heutigen Syrern; die Bewohner Carthago's von jenen des jetzigen Tunis! Der Verfall der heutigen Spanier wird dem tropenähnlichen Klima des Landes zugeschrieben? Wie kommt es, dass Spanien unter den Arabern so blühte?

[1]) Boden und Klima hemmen oder fördern; aber die Richtung, die Entscheidung, das Wesentliche hängt von der Natur der Menschen ab. (W. Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit.* S. 1.)

Nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch die einzelnen Individuen sind bekanntlich in ihren Anschauungen, Begriffen, Geistesrichtungen, Neigungen und Handlungen verschieden. Manche glaubten früher, dass der Mensch als vollkommene *tabula rasa* zur Welt komme und dass man aus ihm durch Erziehung machen könne was man wolle. Dass diese Ansicht grundfalsch, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden. Die Hauptsache ist der angeborene Charakter des Menschen, der zwar bis zu einem gewissen Grade gemildert und modificirt, aber durch nichts geschaffen und durch nichts vernichtet werden kann. Eben so geht es mit den Völkern, welche nur collective, grosse Individualitäten sind. Die guten und schlechten Eigenschaften der Völker haben die geistigen und materiellen Thaten derselben bestimmt und die hohe oder niedrige Stellung eines jeden Volkes in der Geschichte bedingt. Und wenn einzelne grosse Männer Grosses geleistet und ihre Völker umgestaltet und umgebildet haben, so konnten sie dies nur thun, wenn sie gutes, nämlich bildungsfähiges Material dazu hatten. Wie der Charakter der einzelnen Individuen, so ist auch der der Völker constant[1]).

Verlassen wir demnach den Boden der Naturforschung, um uns auf jenen der Culturgeschichte zu begeben, so dürfen wir mit Fug und Recht die verschiedenen Menschentypen der Erde als etwas *a priori* Gegebenes behandeln. Mag also auch die geistige Begabung der erloschenen Urform unserer Species eine gleiche gewesen sein, so haben wir doch keine Veranlassung, die Gleichheit der ursprünglichen intellectuellen Begabung aller Menschenspielarten zu proclamiren, und gerathen demnach auch mit der Erfahrung nicht in Widerspruch, wie Jene, die da behaupten, dass ein „mittleres" Negerkind und ein „mittleres" Europäerkind dieselbe Kraft besitzen, die vorhandene Erbschaft menschlichen Wissens anzutreten. Freilich, wenn man durch längere Geschlechtsfolgen methodisch nur intelligente Neger mit intelligenten Negerinnen paaren, und von ihrer Nachkommenschaft auf bethlehemitischem Wege alles aus der Welt schaffen würde, was wenig Besserung verspricht, so müsste sich zuletzt der Durchschnitt der Intelligenz bei der schwarzen Race heben. Damit ist aber für die Gleichheit der Racen kein Beweis erbracht. Vielmehr lässt sich die Unmöglichkeit, jemals eine solche Gleichheit zu erreichen, an einem Beispiele trefflich erweisen. Sicherlich können die weisse und die schwarze Race — um zwei Extreme zu wählen — heute beide einen höheren Standpunct einnehmen, als beide vor einem Jahrtausend; allein genau so wie vor einem Jahrtausend wird auch gegenwärtig eine tiefe Kluft zwischen der Culturhöhe des Weissen und des Schwarzen bestehen, eine Kluft, welche nur dann jemals überbrückt zu werden Aussicht hätte, wenn das geistige Niveau des Schwarzen rascher stiege als jenes des Weissen. Dafür ist aber nicht der geringste Beweis vorhanden, vielmehr das

[1]) D. Chwolson, *Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik.* Berlin 1872. 8°. S. 1—13.

Gegentheil der Fall, was sich auch sehr leicht begreift. Für die weisse Race stellt die Geschichte ein Steigen ihrer geistigen Höhe in geometrischer Progression fast ausser Zweifel; würden wir — was für die minderen Racen eigentlich gar nicht annehmbar ist — denselben das nämliche Zugeständniss machen, so müssten wir doch die durch das Zusammentreffen glücklicher klimatischer und anderer Umstände begünstigte ursprüngliche Begabung der Weissen höher ansetzen, als für die tiefer stehenden Racen. Halten wir uns in den allerengsten Schranken und nehmen wir an, die höchstbegabte Menschenrace, also erwiesenermassen die weisse, sei der niedrigsten z. B. den brasilianischen Botocuden, nur um *eine* Einheit voraus, so können wir nachstehende Progression aufstellen:

Weisse Race:	2	4	8	16	32	64
Botocuden:	1	2	4	8	16	32

oder

Weisse Race:	3	6	12	24	48	96
Botocuden:	2	4	8	16	32	64

u. s. w.

Man sieht daraus, dass unter allen Umständen keine Hoffnung auf Ausfüllung der *immer klaffender werdenden Lücken* vorhanden ist[1]). Natürlich gilt dies nur von wirklich verschiedenen Racen, nicht von blossen Culturunterschieden. Ein jetzt tiefer in der Gesittung stehendes Volk kann sehr wohl — die Geschichte lehrt es wiederholt — berufen sein ein dermalen höher stehendes einstens zu überflügeln, denn Völker wie Individuen steigen, sinken und vergehen. Den halbwilden Germanen gehörte die Zukunft angesichts der gealterten Römer; hier standen aber Arier Ariern gegenüber; es waltete keine Racenverschiedenheit. Dass aber je die Unterschiede zwischen der weissen mittelländischen und einer anderen Race, der schwarzen, gelben oder rothen, verwischt, die Kluft ausgefüllt oder überbrückt, geschweige denn erstere von den anderen überflügelt worden wäre, dafür bietet die Geschichte kein Beispiel. Im Gegentheil können wir gerade an ihr studieren, wie mit dem Fortschreiten der Gesittung der Abgrund zwischen den weissen Mittelmeervölkern und den übrigen Racen sich immer gähnender aufthut. Nun gibt es freilich ein Mittel, dieser Verschärfung des Racenausdrucks vorzubeugen: die *Kreuzung*; allein fast lässt sich sagen, die Abhilfe ist schlimmer als das Uebel selbst. Wo sich eine hochstehende Race mit einer niedrigen kreuzt, entsteht allerdings ein Product, welches zwischen beiden die Mitte hält, allein wenn dabei die niedere Race gewonnen hat, veredelt worden ist, so ist die höhere dadurch herabgestiegen. Es wird also wohl eine Nivellirung erzielt, jedoch durchaus keine Veredlung des Geschlechts, welche doch stets die Potenzirung des Besten überhaupt Bestehenden anzustreben hätte. Nur unter Racen und Völkern, die sich ethnisch ohnehin nahestehen, deren Culturstufe also gewöhnlich auch beiläufig

[1]) *Ausland* 1872. Nr. 15. S. 356.

dieselbe ist, darf man auf den Hinwegfall dieses Resultates rechnen. Die Natur ist und bleibt die grösste Aristokratin, welche jedes Vergehen gegen die Reinheit des Blutes nachsichtslos rächt. Gleichartiges darf sich nur mit Gleichartigem verbinden, im menschlichen Völker- wie im Thier- und Pflanzenleben; Verbindungen zwischen Ungleichartigem zeugen unfehlbar Missgeburten, was in dem uns beschäftigenden Falle selbstredend figürlich zu verstehen ist. Die Beurtheilung und das genaue Studium der Wirkungen solcher Kreuzungen, dort wo sie eingetreten sind, auf die Entwicklung der Culturzustände ward bisher leider fast gänzlich ausser Acht gelassen, obwohl gerade hierin der Schlüssel zu dem Verständnisse so mancher socialen Erscheinung verborgen liegt.

Es kann nicht der Zweck der folgenden Betrachtungen sein, ein ethnologisches System für die verschiedenen Menschenracen aufzustellen, womit bis auf den heutigen Tag Ethnologen und Anthropologen selbst noch nicht zu Stande gekommen sind. Glücklicherweise wird der Culturhistoriker durch diesen Mangel der Classification, der kaum jemals gründlich behoben werden dürfte, in der Durchführung seiner Aufgabe nicht beirrt. Ihm treten nur einige bestimmte ethnische Gruppen in scharfen Umrissen entgegen, und über die Stellung dieser zu einander herrscht kaum irgend ein Zweifel. Nun zeugt es allerdings von einer eben so verkehrten als einseitigen Auffassung, wenn die Culturgeschichte sich ausschliesslich nur mit den sogenannten „Culturvölkern" beschäftigt, die „Naturvölker" aber völlig vernachlässigt; denn einestheils können wir erst an den Naturvölkern den Massstab für unsere eigene Gesittungshöhe abnehmen, anderentheils ist jedes sogenannte Naturvolk, auch das niedrigste, schon im Besitze einer mitunter relativ hohen Cultur, denn vergeblich werden wir gegenwärtig auf der ganzen Erde nach wirklich wilden Menschen suchen. Da diese Völker jedoch nicht eingegriffen haben in den grossen Gang der Weltereignisse und der Gesittung, so kann es für unseren Zweck ziemlich gleichgiltig bleiben, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse dieselben zu einander stehen. Eben so wenig wird uns die Frage berühren, welche die Neugierde der ethnologischen Kreise mit Recht spannt, in wie weit eine Identificirung der heutigen Nationen Europa's mit den Stämmen aus der Zeit vor der Völkerwanderung möglich ist. Das Feuer am Herde der Gesittung wird, seitdem die Geschichte die Zeiten rückwärts schaut, von indogermanischen Völkern genährt, und es ist nach den oben entwickelten Sätzen keine Aussicht, dass diese je von einer anderen Race sollten abgelöst werden. In der Darstellung unserer eigenen Culturverhältnisse wird demnach auch die Hauptaufgabe beruhen. Was andere Racen aber geleistet haben, was von ihnen noch zu erwarten ist, darf sich in keiner Weise dem Rahmen unserer Erörterungen entziehen. Spähen die meisten Culturhistoriker lediglich nach dem Gange der geistigen Entwicklung unseres Geschlechtes, so wird dadurch ebenfalls nur ein unvollkommenes Bild der menschlichen Gesittung erschlossen, welche gerade wie die

geistige auch die materielle Cultur umschliesst. Die Schwierigkeit beruht eben darin, beiden gerecht zu werden.

Der geographische Gang der Cultur.

Wer mit Vorliebe jenem Ideenkreise anhängt, welcher in dem Getriebe des Weltalls wie nicht minder der Menschheit überall die umsichtige Hand einer ordnenden Vorsehung erkennt, würde nicht mit Unrecht behaupten, dass auf dem alten Continente der Segen einer sichtlichen Bevorzugung ruhe. In drei, ihrem Aeusseren sowohl als ihrer räumlichen Ausdehnung nach völlig verschiedenen Formen erscheint das Starre auf Erden gegossen. Davon dürfen wir das australische Festland billig unberücksichtigt lassen, wenn gleich kein Zweifel darüber zulässig, dass wir in demselben und den zahlreichen Inselwolken der blauen Südsee, welche zum Theile langsam abwärts schweben[1]), die älteste Stelle des Erdenantlitzes schauen. Mensch und Thier und Pflanze tragen dort noch das Gepräge jener Zeit als die Känguruh Mode waren[2]). Das Wenige, was über die spärlichen Ureinwohner jenes Planetenraumes zu sagen ist, wird wohl am besten dort eingeschaltet, wo von der Hereinziehung Australiens in den kreisenden Weltverkehr die Rede sein wird. Es erübrigen zur Vergleichung noch die alte und die neue Welt. Die physische Ueberlegenheit der ersteren über die zweite ist längst in der scharfsinnigsten Weise ausser Frage gestellt[3]). Abgesehen davon, dass die Neue nur halb so geräumig ist als die Alte Welt, ist diese unvergleichlich besser ausgestattet in mehlreichen Gräsern, in zähmbaren Haus- und Zugthieren. Die Beobachtung, dass die Thiergeschlechter der Alten Welt ihren Verwandten in der Neuen an Körpergrösse und Stärke weit überlegen sind, ist nicht zu entkräften. Im Ganzen mag der neue Continent, der überdies in zwei scharf geschiedene Theile zu zerlegen ist, dem Pflanzen-, der alte dem Thierleben günstiger sein. Immerhin aber bleibt die Alte Welt reicher. Im Kampfe um's Dasein finden also auch ihre Bewohner in diesen natürlichen Verhältnissen bessere Waffen, tüchtigere Werkzeuge, reichere Hilfsmittel, um zu erhöhtem Aufschwunge zu gelangen. Eine natürliche Folge ist es dann nur, wenn auch die geistigen Kräfte diesseits des Oceans von Anfang an jenen der americanischen Menschheit überlegen gewesen sind. An einer anderen Stelle werde ich, ausführlicher als es bisher geschehen, die von den Culturhistorikern gewöhnlich ganz vernachlässigte einheimische Cultur des alten America behandeln und dabei zeigen, wie derselben — sicherlich von erstaunlicher Höhe — von jeher andere Pfade gesteckt waren, die auch in der That zu einer völlig abweichenden, originellen Culturentwicklung geführt haben.

1) Z. B. Neu-Caledonien.
2) Vgl. Peschel, *Völkerkunde*. S. 341—347.
3) Von Peschel im „*Ausland*" 1867. Nr. 40. S. 937—945.

Verweilen wir jedoch in unserem alten Continente, um raschen Blicks den Gang der Völkercultur zu verfolgen, wie ihn uns die Erinnerung aus dem jugendlichen Geschichtsunterricht her bewahrt hat, so wäre vorerst zu constatiren, dass alle Culturentwicklung, deren Darstellung hier beabsichtigt werden kann, sich abgespielt hat in einem Erdstriche, den ich, um nicht in den Verdacht kärglichen Bemessens zu gerathen, geradezu verschwenderisch mit dem Wendekreise des Krebses im Süden, nördlich aber mit dem 60. Breitengrade abgrenzen will. Der Schauplatz unserer gesammten Culturgeschichte liegt also zwischen der Polhöhe von Stockholm und etwa dem Parallel von Mekka[1]). Eine weitere Betrachtung lehrt ferner, dass im Osten die Wiege aller Cultur zu suchen. In der alleröstlichsten Ferne, dort wo der Stille Ocean an den Gestaden der Alten Welt brandet, glimmt schon in grauer Vergangenheit der Schimmer der eigenartigen chinesischen Cultur. Uns näher gerückt entfliesst den geheiligten Seen von Manâsa und Ravanahrâda durch des Himálaya wundervolle Schluchten die gewaltige Gânga, an deren Ufern vielleicht gleichzeitig mit China arische Gesittung begann. Auf der westlicher gelegenen erânischen Hochebene und dem daran grenzenden mesopotamischen Tieflande bauten sich gleichfalls in frühem Alterthume die Reiche keilschriftschreibender Völker auf, der Babylonier, Assyrer, Meder und Perser, welche die Fühlhörner ihrer Civilisation bis tief in das heute in Barbarei versunkene Kleinasien hinein erstreckten. An der von den Wogen des Mittelmeeres bespülten syrischen Küste lebten die seit Alters von Handelsgeist beseelten Israeliten und Phöniker, während weiter südlich im africanischen Nillande die älteste Cultur blüht, von welcher uns beglaubigte Kunde geworden. Spät erst fasst sie Fuss über'm Meere im lorbeergrünen, europäischen Hellas, später noch in Italien's lachender Flur, über der sich fast ewig heiter der blaue Himmelsdom wölbt. Rom hat im Alterthume, so darf man sagen, den Schlusspunct aller Culturentwicklung gebildet. Was sich an origineller Cultur von Italien westlich fand, kann vergleichsweise kaum in Betracht gezogen werden.

Der Gedankenflug, welcher uns von den Ufern des Hoangho zu jenen der Tiber geleitete, belehrt zugleich über den Gang der Cultur im Alterthume. Mit einziger Ausnahme Aegyptens, dem es nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse an Alter der Gesittung Niemand zuvorthut, wandert dieselbe in erstaunlicher Regelmässigkeit mit dem Sonnenzuge von Ost nach West[2]). Dabei merke man wohl ihre eigenthümliche Vorliebe für die subtropischen Länder; nirgends

[1]) Mekka liegt etwa 16 deutsche Meilen südlich vom Wendekreise des Krebses in 21° 21′ n. Br.

[2]) Doch soll damit keineswegs behauptet werden, dass zwischen den verschiedenen Cultursitzen auch stets ein Culturzusammenhang bestanden habe, eben so wie in einzelnen Fällen und auf beschränktem Raume ein anderer Culturgang recht wohl stattfinden konnte, so z. B. in Erân, wo man, wie der gelehrte Professor Dr. Friedrich Müller hervorhebt, das Fortschreiten der Cultur von Westen nach Osten ganz genau verfolgen kann. (*Novara-Reise. Ethnologie.* Einleitung S. XVII.)

überschritt sie den 40. Grad nördlicher Breite, nur in der allerletzten Zeit langte sie mit Rom (im 42° n. Br.) darüber hinaus. Erst in den Perioden des Mittelalters kämpfte sie sich langsam ihre Bahn zuerst nach Westen weiter und dann allmählig auch nach Norden. Spanien, Frankreich, England und Deutschland kamen an die Reihe.

Die fortschreitende Bewegung von Ost nach West hat bei utopistischen Schwärmern die Idee eines allgemeinen Rundganges der Cultur um die Erde wachgerufen. Sie sahen dieselbe über den Ocean nach dem Wunderlande America ziehen, um von da über die Brücke Australiens zu ihren Ursitzen zurückzukehren und vielleicht von Neuem ihren Kreislauf zu beginnen. Europa, die heutige Stätte der Civilisation, erblickten sie wieder versunken in halbbarbarische Zustände, während an den Gestaden des Mississippi ein neues Geschlecht die Gesetze der Cultur dictirte. Was es mit dieser für Europa so traurigen Aussicht vorläufig auf sich hat, zeigt die einfache Betrachtung, dass mit der Neuzeit in dem Gange der Cultur ein Wendepunct eingetreten ist, der nur allzugerne übersehen wird. An den Küsten des atlantischen Oceans machte sie Halt und begann ihre rückläufige Bewegung, und zwar diesmal mit auffallender Begünstigung der nördlichen Länder. So wie sich im Alterthume ihr Gebiet mit dem 40. Parallel nach Norden abschliessen liess, kann dies in der Gegenwart fast mit dem nämlichen Breitegrad gegen Süden abgegrenzt werden. Spanien hat sie seit Jahrhunderten schon den Rücken gewendet, England und Frankreich haben in der jüngsten Gegenwart nach einer Richtung hin wenigstens eine Einbusse erlitten, welche ihre Culturstellung erschüttert, Deutschland aber ist zu überraschender Grösse aufgeblüht. Die nordischen Reiche bewahren den Culturhort, den sie seit lange errungen, und im Osten endlich sitzen Völker, welche mehr denn je begierig erscheinen, die Culturerbschaft ihrer westlichen Nachbarn anzutreten, selbst aber schon dermalen das bisher Errungene tief nach Asien zu den Ufern des Oxus und an die Himmelsberge tragen, an die Stätten, wo im Alterthume die Völker gewohnt, deren gigantische Denkmäler wir staunend betrachten. So sehen wir denn in der Alten Welt selbst sich den Kreislauf des Culturfortschrittes vollenden, ohne befürchten zu müssen, von den Epigonen jenseits des Oceans überflügelt zu werden. Ich werde seinerzeit zeigen, wie die Colonisation America's durch die weisse Race und speciell durch die Anglosachsen keineswegs als eine Fortsetzung der europäischen Culturbewegung aufzufassen ist, wie das neugeborene americanische Element, ein Schössling auf fremder Erde, wenn auch die alten Pflanzen der einheimischen Bevölkerung mit Macht überwuchernd, in den unabänderlichen Naturverhältnissen Schranken begegnet, welche es zu brechen unvermögend ist. Damit soll über die Zukunft der americanischen Weissen kein absprechendes Urtheil gefällt werden; nichts weiter soll gesagt sein, als dass ihre Gesittung auch auf den Continent beschränkt bleiben muss, den sie zur neuen Heimat sich erkoren. Von einem Eingreifen ausserhalb desselben ist keine Rede. Genau dasselbe gilt von den rasch emporgeblühten europäischen Colonien in Australien. In America

vermag schon jetzt ein feiner Beobachter herauszufinden, dass die Culturentwicklung eine eigenthümliche Wendung zu nehmen begonnen, die zweifelsohne in Zukunft einer weiteren Ausbildung entgegensieht. Mit einem Worte die Cultur America's wird allezeit americanisch bleiben, jene Europa's europäisch. Und damit mag im strengen Widerspruche zu den Vertretern einer kosmopolitischen Culturentwicklung die feste Ansicht ausgesprochen werden, dass die Culturentfaltung in die grossen Ländermassen der Erde gebannt ist. Gleichwie das Pflanzen- und Thierleben der Continente verschieden ist und für jeden ureigenthümlich, so auch jenes der Gesittung. Die See trennt eben so gut als sie bindet, und gleichwie sie gewissen Keimen unüberwindliche Verbreitungsgrenzen zieht, so auch dem Ausdehnungstriebe der Cultur. Innerhalb der von der Natur abgemessenen Räume mag sie jeweils ihren besonderen Kreislauf vollenden; der Culturhistoriker wird aber die Lehre gewinnen, dass er besser thäte von Culturen als von einer undefinirbaren Cultur im Allgemeinen zu sprechen, worunter stets doch nur die eigene Gesittung verstanden wird.

Die Morgenröthe der Cultur.

Entstehung der Sprache [1]).

Es hiesse den Leser in die Irre führen, wollte man alle bisher vorgetragenen Ansichten als das Ergebniss positiver Erforschung darstellen; sie sind vielmehr meistens blosse Speculation, deren Werth in der inneren Wahrscheinlichkeit und mehr noch in der Analogie mit den Erscheinungen im übrigen Thierreiche beruht, von welchem die Menschheit einmal nicht loszulösen ist, am wenigsten in den primitiven Zeiten ihrer Entwicklung. Auch wer aber diese Analogien nicht gelten zu lassen gesonnen, wird mindestens den einen Punct festhalten müssen, dass, insoferne die Sprache sicherlich behufs gegenseitiger Verständigung geschaffen wurde, die Menschen schon in irgend welcher Form zusammengeschaart gewesen sein müssen als die Sprache entstand. Man ist auch darüber einig, dass die Epoche sehr lange gedauert habe, in welcher der Mensch gleich dem Thiere nur durch Geberden und unarticulirte Laute seine Bedürfnisse auszudrücken im Stande war. Denn sicherlich gingen die ersten Gemüthszustände des Urmenschen über gewisse Empfindungen und Affecte, Anschauungen und Begierden nicht hinaus. Und zur Darstellung dieser reichten wohl jene einfachen, ganz individuellen Töne vollkommen hin, deren Gebrauch wir an den heutigen Thieren beobachten können [2]). In dieser Zeit gab es noch keine Völker, sondern nur Racen. Damit die noch sprachlosen Racen aus diesem Zustande heraustreten konnten, war jedoch die Erfüllung gewisser Vorbedingungen unerlässlich und die hierzu nöthigen Fähigkeiten konnten nur allmählig und zwar im Kampfe um's Dasein erlangt werden. Dieser nämlich erforderte die öftere Benützung der vorderen Extremitäten als Hände, welche in ausgiebiger Weise nur bei aufrechter Haltung des Körpers verwendet werden können. So war das Aufrechtgehen, veranlasst durch die Nothwendigkeit der Hand-

[1]) In den nachstehenden Zeilen kann es nicht meine Aufgabe sein, das schwierige Thema der Sprachentstehung zu erörtern; ich begnüge mich wie überhaupt in meinem Buche, dessen Rahmen eingehende Untersuchungen von Detailfragen nicht verträgt, die Resultate der bisherigen Forschungen in einige wenige Sätze zusammenzudrängen.

[2]) Friedrich Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft.* Wien 1876. 8°. I. Bd. I. Abth. S. 55.

benützung, eine Errungenschaft des Kampfes um's Dasein. Während aber dadurch die Handgeschicklichkeit einen erhöhten Aufschwung nahm und dieses Organ sich immer mehr zur Hand differenzirte, ist die aufrechte Körperhaltung die nothwendigste Bedingung zur Verfeinerung des Ausathmens, welches seinerseits wieder allein eine articulirte Stimmgebung ermöglicht [1]). Diese aufrechte Körperhaltung ermöglicht den Gesang der Vögel, und es ist gewiss von höchstem Interesse, dass man beim Gibbon, also gerade bei demjenigen Affengeschlechte, welches den menschenähnlichen Affen der Vorzeit am nächsten steht, Arten findet, die mit dem aufrechten Gange eine solche Gewalt über die Kehlkopfmuskeln vereinen, dass sie die Tonleiter für das Ohr musikalischer Beobachter richtig singen können. *Hylobates agilis* ist das einzige Säugethier, von dem man sagen kann, dass es singe. Die Intervalle der von diesem anthropoïden Affen ausgestossenen sehr musikalischen Töne liegen um einen halben Ton auseinander und die von ihm auf- und abwärts gesungene Scala umfasst eine Octave [2]). Nur auf die oben angedeutete Weise konnte aus unarticulirten Lauten oder Schreien von Freude, Schmerz, Kummer, Vergnügen, Bedürfniss, wie sie auch das Thier kennt, die Sprache zuerst entstehen. Sie ist also durchaus keine Erfindung, sondern etwas ganz allmählig Gewordenes, ein Etwas, das einmal noch nicht vorhanden war. Wir sehen den Beweis dafür noch alltäglich in unseren Kindern, in denen die Psyche allmählig erwacht. Die Sprache ist nichts Angeborenes, wie das Weinen und Lachen, sondern ein durch Uebung zu erwerbendes Vermögen, zu welcher der Mensch nichts als die Vorbedingungen auf die Welt bringt [3]). Alle höher organisirten Sprachen sind nach und nach aus einfachen Sprachorganismen im Verlaufe ungeheurer Zeiträume entstanden oder haben sich entwickelt. Die Sprachen einfachsten Baues bildeten sich allmählig aus sogenannten Lautgeberden, wie sie auch das Thier besitzt, hervor und die Sprache selbst ist das Product eines allmähligen Werdens nach Lebensgesetzen, die wir in ihren wesentlichen Zügen aufzudecken im Stande sind.

Dieses Werden geschah im Vereine und gleichzeitig mit der grösseren Ausbildung des Gehirns und der Sprachorgane [4]). Parallel

[1]) Siehe G. Jäger, *Nachtrag zu der Theorie über den Ursprung der Sprache.* (*Ausland* 1870. Nr. 16. S. 364—365.) Vgl. dann auch das Capitel über „die ursprüngliche Entwicklung der Sprache" bei O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 120—182, wo Alles darauf Bezügliche ausführlich zusammengestellt ist.

[2]) Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 355.

[3]) A. a. O. S. 356.

[4]) Vgl. über diese Frage: Aug. Schleicher, *Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft.* Dann, desselben: *Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen.* Weimar 1865. 8°.; ferner die wichtigen Arbeiten von Lazarus Geiger: *Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft.* Stuttgart 1868. 8°. und: *Der Ursprung der Sprache.* Stuttgart 1870. 8°.; endlich W. H. J. Bleek, *Ueber den Ursprung der Sprache.* Weimar 1868. 8°. mit einem Referate darüber von Dr. Gustav Jäger im „*Ausland*" 1869. Nr. 17 S. 394—399. Jäger hatte schon früher über dieses Thema geschrieben im „*Ausland*" 1867. Nr. 42 S. 985—989 und Nr. 44 S. 1118—1121. Obige Ansichten scheinen mir nicht

mit den theoretischen Anlagen des menschlichen Geistes hat die Sprache sich aus unscheinbaren Anfängen aus der Tiefe des Geistes entwickelt und bildet ein wesentliches Moment in der Entwicklung des menschlichen Geistes selbst. Die Sprache ist dasjenige Element in der Entwicklung des menschlichen Geistes, mit dem erst das Bilden der Vorstellungen, also das eigentliche Denken beginnt. Nicht das Denken hat die Sprache erschaffen, sondern umgekehrt, die Sprache hat erst dem Denken, der Vernunft ihren Ursprung gegeben [1]. Der Begriff entsteht durch das Wort. Die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor ihr war der Mensch vernunftlos [2]. An der Hand der Sprache hat sich die menschliche Seele von der Thierseele losgelöst; erst mit der Sprache ist die völlige Trennung der Menschenseele von der Thierseele gegeben. Es ist zwar offenbar zu weit gegangen, wenn einige Sprachforscher behaupten, dass ohne Sprachvermögen ein Denken überhaupt unmöglich sei, aber es steht unerschütterlich fest, dass die Sprache in ihrer langsamen Entwicklung den Menschen erst zum Menschen gemacht hat. Allein die Sprache, wie sie körperliche Anlagen (Zunge u. s. w.) voraussetzte, wirkte auch auf den Körper zurück, sie veranlasste im Gehirn das Wachsthum eines neuen Organes, welches den Affen und den sprachlosen Urmenschen noch fehlte. Die Untersuchungen der neuesten Zeit, namentlich die genialen Forschungen [3] von Hitzig und Fritsch, haben bewiesen, dass die Gehirnwindungen der verschiedensten Säuger, der Affen und des Menschen in gewisser Beziehung gleichwerthig sind, dass von denselben Orten im Gehirne des Menschen, Affen oder Kaninchen die Bewegungen der Hände, Beine oder der Mundtheile hervorgerufen werden. Ein ähnliches Centralorgan (die Reil'sche Insel mit ihrer nächsten Umgebung) ist nun im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung im Menschenhirn für die Articulation der Sprache herangebildet worden und dieses Organ fehlt auch den höchsten Thieren [4].

Ursprung der Religion.

So wie der thierische Schrei als Grundlage der Sprache ein Besitzthum war, das der Mensch mit den übrigen Deciduaten theilte, wie ferner selbst das Wesen der angeborenen Handgeschicklichkeit nur eine anatomische Eigenthümlichkeit war, die der Mensch mit den ihm nahe verwandten Affenarten gemein hatte, so waren auch

entkräftet durch Withney's gegen Schleicher polemisirendes Buch: *Oriental and linguistic studies.* Newyork 1873. Die neueste und trefflichste Publication ist unzweifelhaft jene meines gelehrten Freundes Prof. Dr. Friedrich Müller: *Grundriss der Sprachwissenschaft.* Sie steht durchaus auf dem Boden der Darwin'schen Entwicklungslehre.

[1]) Friedr. Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft.* I. Bd. I. Abth. S. 36.

[2]) L. Geiger, *Der Ursprung der Sprache.* Stuttgart 1869. 8°. S. 141.

[3]) Dr. Eduard Hitzig, *Untersuchungen über das Gehirn. Abhandlungen physiologischen und pathologischen Inhaltes.* Berlin 1874. 8°.

[4]) Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 359—361.

die frühesten Stufen und Grundlagen der tieferen Gefühle ursprünglich nur solche, welche die meisten Deciduaten mit ihm theilten[1]). Gleichwie sich im Thierleben die Spuren des ersten Staatswesens und seines Oberhauptes erkennen lassen, finden wir in demselben auch schon die Spuren von Religion und das religiöse Gefühlsleben im Menschen stand ursprünglich auf rein thierischer Stufe. An der Schwelle dieser Untersuchungen regt sich sogleich die lästige Frage, was wir unter Religion verstehen dürfen. Es lässt sich aber nur schwer aussprechen, welchen geistigen Schöpfungen wir den Rang von Religion zuerkennen sollen, während ganz sicherlich das Ziel der frommen Erregungen die Erkenntniss einer „sittlichen Weltordnung" ist, für die freilich nicht die leiseste Spur eines Beweises, sehr viele aber des Gegentheiles aufgebracht werden können. Indess wird man den Glauben an geistige Wesen wohl als minimale Definition der Religion fordern dürfen[2]). Spähen wir nach dem Entstehen der religiösen Regungen, so werden wir in der Familien- und Staatsgemeinschaft die ursprünglichste Grundlage hierfür zu erkennen haben. Kein dem Menschen etwa ursprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhaben scheinender Naturgewalten ist nachweisbar und eben so ist die Annahme einer ursprünglichen Kluft zwischen Thier und Mensch mit Bezug auf ein dem letzteren allein zugesprochenes Religionsgefühl unstatthaft. Das Problem der Entstehung der Religionen ist wiederholt Gegenstand mitunter sehr tiefsinniger Betrachtungen gewesen[3]). Im Allgemeinen glaubt man kaum einer Einwendung mit dem Satze zu begegnen, dass die Religion eines der wesentlichsten Merkmale sei, welches den Menschen vom Thiere unterscheidet. Als einen der schlagendsten Beweise führt man von Alters her an, dass man von keinem Volke wisse, dem jedwede religiösen Begriffe fehlen[4]). Gegen die Behauptungen von Reisenden, dass ein Volk keine Religion habe, muss sich in der That Jeder mit doppelter Vorsicht waffnen, und der grosse Streit, ob es ein Volk „ohne Religion" gebe, muss als ein offener bezeichnet, noch wahrscheinlicher aber in verneinendem Sinne beantwortet werden[5]).

[1]) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 259.

[2]) Darwin, *Abstammung des Menschen.* I. Bd. S. 55 und mit ihm fast wörtlich übereinstimmend Edw. B. Tylor, *Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 418. Einem meiner Kritiker ist diese Definition zu eng. Die Religion ist ihm die „Metaphysik" des Volkes, die phantasiemässige Welt- und Lebensanschauung. Der Kritiker ist offenbar kein Völkerkundiger, denn seine Begriffsfassung von Religion schliesst sehr viele Völker aus, welche nach obiger, übrigens Darwin und Tylor entlehnten Definition noch als Religion besitzend zu betrachten sind. Nach seiner Fassung müsste die ethnologische Streitfrage, ob es wirklich religionslose Völker gäbe, längst in bejahendem Sinne entschieden sein.

[3]) *Ausland* 1870. Nr. 44. S. 1033—1039.

[4]) *En tot generibus nullum est animal praeter hominem quod habeal notiliam aliquam Dei, ipsisque in hominibus nulla gens est, neque tam immansueta neque tam fera, quae non, etiamsi ignoret qualem Deum habere deceat, tamen habendum sciat.* (Joan. 3. 16.)

[5]) Peschel verneint die Frage nach völlig religionslosen Völkern in der Gegenwart ganz entschieden (*Völkerkunde* S. 273), doch haben sich gewichtige Stimmen auch für

Wie dem auch sei, in der Familien- und Staatsgemeinschaft lässt sich der gemeinsame Ausgangspunct der religiösen Gefühle bei Thieren und Menschen auffinden. Im Familienleben bildeten sich und wuchsen die Gefühle der religiösen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhaben scheinenden hohen Alter, dem Vorgesetzten und dem Führer der Gemeinschaft. Auch der Begriff des Erhabenen, der die beiden Elemente von Furcht und Liebe in sich schliesst, war kein angeborner, sondern wurde erst ursprünglich erlernt und nach und nach erkannt und erfasst. Der Unerfahrenheit der Jüngeren trat die natürliche Erhabenheit des Alters, des Stammältesten oder auch des Oberhauptes der Gemeinschaft gegenüber; das Gefühl für das Erhabene erklärt die Verehrung und Anhänglichkeit der Menge für diese Führer, eine Verehrung, die sich in frühester Zeit zu einem förmlichen Cultus entwickelte. Dieser Cultus und die damit verbundene gewissermassen sclavische Hingebung an das Stammoberhaupt war aber nicht, wie viele Schriftsteller lehren, eine thatsächliche „Vergötterung" des Herrschers, denn der Begriff Gottes und einer sich davon ableitenden Vergötterung war damals noch gar nicht gebildet. Es verhält sich mit der Religion also nicht anders wie mit der Intelligenz und der Kunst. Wie Handgeschick, Sprache, Intelligenz und Kunst von der niedrigsten thierischen Stufe aus wachsen mussten, so auch die Religion. Dem mit der Zauberei auf das innigste verknüpften, ohne das Zauberthum und Zauberwesen unerklärlichen Fetischismus, der tiefsten Religionsstufe der Gegenwart, ging eine noch niedrigere, religiöse Weltanschauung voraus, in welcher der Beherrscher und Beschützer der Gemeinde den ersten Ansatzpunct zur Grundlage einer Reihe von religiösen Handlungen bildet, welche wir in Nachklängen bei heutigen Naturvölkern noch wiederfinden. Diese Weltanschauung charakterisirte sich durch den Mangel bestimmter Begriffsbildungen, worunter wir hauptsächlich eine klare Todesvorstellung vermissen. Diese hängt mit der Auffassung des Seelenbegriffes innig zusammen, welcher gleichfalls erst in einer späteren Epoche ausgebildet wurde [1]).

Die ersten Erscheinungen dieser primitiven Religion sind die Leichenverehrung und der Thiercultus. Mit der ersteren stehen in directem Zusammenhange die Leichenconservirung (durch Einbalsamirung) und der Gräberbau, von welch' beiden das alte Aegypten die grossartigsten Beispiele hinterlassen hat. Hierher ge-

die gegentheilige Ansicht erhoben. Als Völker, welchen jeder wirkliche religiöse Begriff und Sinn völlig abgeht, nennt ein gewiegter Forscher, Dr. Moriz Wagner, verschiedene Stämme Südafrica's (nach Levaillant; siehe auch G. Fritsch, *Die Eingebornen Südafrika's, ethnographisch und anatomisch beschrieben.* Breslau 1872. 8°. S. 57), die Eskimo (nach Ross), Stämme im Amazonas-Gebiete (nach Spix und Martius, Wallace, Bates und Burmeister) die Indianer des Gran Chaco, die Jivaros-Stämme in der Provincia Oriental von Ecuador, die Wilden des Feuerlandes, die Bewohner der Salomons-Inseln, einzelne Horden Australiens, selbst einige schwarze Völkerschaften Südasiens und die Bari-Neger (nach Knoblecher). (*Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwicklungslehre. „Beil. zur Allg. Ztg."* 1873. Nr. 92.)

[1]) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 263—328.

hören wahrscheinlich auch die räthselhaften Dolmen und verwandten Bauten, welche aus der Epoche des polirten Steines stammend, über einen grossen Theil der Erde verbreitet sind und in den meisten Fällen Grabstellen gewesen zu sein scheinen [1]). Wie sich nun dem Grab- und Leichencultus folgerichtig der aus der dem Stammesoberhaupte dargebrachten Liebesgabe entsprossene, spätere Opfercultus anschloss, so konnte der erstere ohne irgend einen Thiercultus nicht gedacht werden. Wo sich bösartige Raubthiere als Verfolger der Menschen bekunden, da werden sie auch überall in eigenthümlich menschlicher Weise verehrt, nicht nur gefürchtet und verabscheut. Die heute noch vielfach verbreitete Vorstellung, dass mit dem Fleische und Gebeine auch die Kräfte des Lebenden in den Körper des verschlingenden Raubthieres übergehen, gab Veranlassung zu der Verehrung bestimmter Thiere, dann aber zur Nachahmung der thierischen Handlungsweise, indem auch der Mensch durch die Aufnahme des Fleisches getödteter Genossen oder gefallener Feinde als Nahrung seine individuellen Kräfte zu verbessern meinte. So entstand die weitverbreitete Anthropophagie, der Cannibalismus der Urzeit als Ergebniss derselben Ideenverbindung jener Weltanschauung, welche Leichen- und Thiercultus entstehen liess [2]). Dass auch bei den Urbewohnern Europa's der Cannibalismus, woran sich in einer späteren Zeit die Sitte der Menschenopfer knüpfen sollte [3]), in vollster Blüthe stand, ist nicht unwahrscheinlich gemacht worden [4]). Es war dies freilich zu einer Epoche, die unberechenbar

[1]) Auf dem internationalen anthropologischen Congresse zu Brüssel 1872 hat General Faidherbe die Ueberzeugung ausgesprochen, dass die Dolmen Grabdenkmale seien. — Die beste Uebersicht unseres dermaligen urgeschichtlichen Wissens siehe in: „*Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften in theoretischer und praktischer Beziehung.*“ Herausgegeben von der Redaction der *Gaea.* (Dr. Herm. J. Klein.) Cöln und Leipzig 1873. 8°. I. S. 69—160. und III. 1875. S. 1—140.

[2]) Diese Erklärung der Menschenfresserei dünkt Herrn Otto Henne am Rhyn ungenügend. Nach seiner Ansicht (*Deutsche Warte.* VIII. Bd. S. 23) trieb dazu gewiss zu allererst Hunger, erst später der Aberglaube, aber auch die Rachsucht, das Strafrecht und endlich die raffinirte Wohlschmeckerei. Bezüglich des ersten der genannten Motive sagt nun eine Autorität vom Range Peschel's: „Noch immer, so oft sie auch widerlegt worden ist, wird die Ansicht wiederholt, dass Mangel an thierischer Nahrung die Menschen zum Genuss ihres eigenen Fleisches verleitet haben möge. Aus Herrn v. Martius' Werke wird man aber einsehen, dass wenigstens den Jägerstämmen Brasiliens es an Fleisch zur erforderlichen Ergänzung der Pflanzennahrung nie gefehlt habe, also diese angeblich physiologische Entschuldigung der Anthropophagie dort nicht Stich hält.“ (*Ausland* 1867. Nr. 37. S. 867.) Das Verzeichniss der in der Gegenwart dem Cannibalismus huldigenden Völker siehe bei Peschel, *Völkerkunde.* S. 165—168. Am ausführlichsten handelt darüber Dr. Richard Andree, *Die Verbreitung der Anthropophagie.* Leipzig 1874. 8°. (Aus den *Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig* 1873.)

[3]) Peschel a. a. O. S. 168 macht übrigens mit Recht aufmerksam, dass ihr örtliches Vorkommen durchaus nicht eine Anthropophagie in der Vorzeit andeute und nicht überall, wo Menschenopfer üblich, auch Anthropophagie im Gebrauche war oder sei.

[4]) Ueber diese Frage debattirte seinerzeit sehr eifrig der in Paris tagende urgeschichtliche Congress und jener zu Kopenhagen 1869. (Carl Vogt, *Von Congress zu Congress.* „*Köln. Zeitg.*“ 1869.) Vgl. ferner: *Die alten Anthropophagen in Chauvaux.* (*Globus.* XVII. Bd. S. 365—366, dann: *Ausland* 1870. Nr. 7 S. 167, Nr. 21 S. 504.)

weit hinter uns liegt, wahrscheinlich bald nach der Zeit der Sprachbildung und noch vor der Erfindung des Feuerzündens [1]). So seltsam es übrigens klingen mag, anthropophage Völker nehmen, wie die Gegenwart noch zu beobachten gestattet, nicht immer, aber doch in den meisten Fällen eine höhere Stufe ein als ihre Nachbarn [2]). Die Wahrheit ist also, dass Völker, die sich dem Genusse von Menschenfleisch hingeben, durchaus nicht an geistiger Entwicklung gehindert werden, und ebenso gewiss ist, dass jedes anthropophage Volk tapfer und seinen Nachbarn kriegerisch überlegen erscheint [3]). Der Cannibalismus der Ureuropäer zieht daher für letztere keineswegs eine ungünstige Auslegung nach sich.

Die Erfindung des Feuerzündens und ihre Folgen.

Wir sind gezwungen, die Kunst Feuer zu entzünden, für den ersten erheblichen Schritt in der Entwicklung der Cultur zu halten; diese Kunst reicht zweifelsohne in sehr hohes Alter zurück, denn es scheint, dass der Mensch, als er sich über Europa verbreitete, dieselbe schon mitbrachte. Das Feuer ist gegenwärtig der wichtigste Helfer selbst der rohesten Völker, und die völlig irrige Behauptung, es gebe Menschenstämme ohne Feuer, ist gründlich widerlegt [4]). So gross ist die Bedeutsamkeit dieser Kunst, dass man kaum absieht, wie ohne sie der Mensch hätte thierischen Zuständen entwachsen können. Es ward, so dünkt mir, mit Erfolg gezeigt, wie auch der Gebrauch des Feuers weder eine durch Zufall veranlasste noch absichtlich herbeigeführte Entdeckung sei, sondern in consequenter Folge des bisherigen Culturganges nothwendigerweise erfunden werden musste. Während der Steinzeit waren nämlich die Kunsttriebe gewachsen, wie sich aus den gemachten Funden ergibt, und hatte der Mensch sich bestimmte Handtierungen angeeignet, gewisse Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz- und Steinstücken durch Gewohnheit erworben, worin die äusseren Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens zu suchen sind. Denn es scheint begründet, dass das erste von Menschen-

1) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 328—372.

2) „So waren die begabtesten Bewohner Westindiens zur Zeit der Entdeckung die Cariben, aus deren verstümmelten Namen die Bezeichnung Cannibalen entstanden ist. Die alten Mexicaner waren ebenfalls nicht frei vom Flecken der Anthropophagie; ferner hatte sich unter den begabtesten der polynesischen Stämme, bei den Maori Neuseelands, die empörende Gewohnheit, die Leichen der Feinde zu verschmausen am längsten erhalten; die Fidschi-Insulaner, denen man geistige Fähigkeiten gewiss nicht absprechen darf, hatten den Menschenfrass zu einer Art Cultus ausgebildet. Im äquatorialen Africa sind die von Du Chaillu geschilderten Fan-Neger der kräftigste und begabteste Stamm der Westküste, gerade so wie unter den nackten Negern der oberen Nilzuflüsse die bekleideten Niam-Niam von Petherik als ein hochgestiegener Menschenstamm beschrieben werden, und doch sind die Fan und die Niam-Niam dem Cannibalismus ergeben. Und wie hoch stehen nicht die Batta im Vergleich zu den andern eingebornen Stämmen Sumatra's?“ (Peschel im *Ausland* 1867. Nr. 37. S. 867.)

3) Peschel, *Völkerkunde*. S. 166 und 167.

4) *Ausland* 1870. Nr. 10. S. 225.

händen erzeugte Feuer lediglich durch Reibung hervorgerufen ward, und weder die Erdölquellen und Vulcane zu dieser Entdeckung Veranlassung gaben, noch etwa Waldbrände dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung in die Hände spielten. Eben so wahrscheinlich klingt die Annahme, dass diese wichtige Erfindung von den mit der Herstellung der Steingeräthe beschäftigten und dadurch im Besitze der erforderlichen technischen Fertigkeit befindlichen Arbeitern ausgegangen sei, und diese Arbeiter konnten nichts anderes sein als die Sclaven der Urzeit [1]). Denn die Sclaverei ist so alt wie das Menschenthum, auf die natürliche Ungleichheit der physischen Kräfte ursprünglich gegründet, in welcher auch die Inferiorität des weiblichen Geschlechtes ihre Ursache hat. Die physische Macht war die erste Aristokratie, d. h. die Macht hat stets geherrscht; da es in der Urzeit eine andere als die physische Macht nicht gab, so knüpfte auch an diese sich die Herrschaft. Beispiele, die sich noch in der Gegenwart an Naturvölkern studieren lassen, machen es mehr denn wahrscheinlich, dass auch in der Urzeit nebst den Weibern es vorzugsweise die Lahmen und Krüppel waren, auf deren Sclavenschultern alle schwere Arbeit lag. Von Natur aus arbeitet der Mensch eben so wenig als das Thier, die Arbeit erscheint ihm eine Last, von der Nothwendigkeit ihm aufgezwungen, deren er sich wo thunlich zu entledigen trachtet. Der Starke wälzt sie auf den Schwachen eben kraft des Rechts des Stärkeren, welches herrscht und herrschen wird, herrschen muss in der organischen wie in der anorganischen Natur. Ist doch das Gesetz der Attraction, das den Weltenbau zusammenhält, nichts anderes als das Recht des Stärkeren übersetzt in's anorganische Reich! Das Recht des Stärkeren ist ein Naturgesetz.

An den Umstand, dass von dem Arbeiterthum der Urzeit das Feuer erfunden worden und überhaupt an diese merkwürdige Erfindung selbst knüpft sich eine Hypothese, die ohne Zwang eine Reihe urgeschichtlicher socialen Erscheinungen zu erklären geeignet ist. Darnach hätte die Feuererfindung zunächst zweierlei zur Folge gehabt. In erster Linie gab sie Anstoss zu einer übersinnlichen geheimnissvollen Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte, in zweiter Reihe mussten, da nicht Alle die zur Feuerzündung erforderliche Geschicklickeit besassen, sich jene, welche dem Holze die sprühende Flamme zu entlocken verstanden, mit einem gewissen Nimbus umkleiden, der um so höher stieg, als diese die nützliche, wohlthätige Erfindung für sich auszubeuten wussten. Während einerseits nun die naïve, rein sinnliche Beziehungsweise von Ursache und Wirkung einer höheren Betrachtung wich und der urmenschlichen Phantasie z. B. die emporzüngelnde Flamme als Schlange erschien, galt das Hervorrufen dieses nach urmenschlicher Anschauung im Holze verborgenen Feuers für eine unerklärliche That höherer Kräfte, welche den Feuerentzündern innewohnten. Diese geheimnissvolle

[1]) Caspari. A. a. O. II. Bd. S. 24.

That war Magie, Zauberei, die Feuerentzünder Zauberer. Mit Einem Rucke waren dadurch die urgeschichtlichen Sclaven in den Besitz der Herrschaft gelangt, denn ihre Kunst war in den Augen ihrer Mitmenschen eine stärkere Macht als die physische Kraft, welche an und für sich gleichen Zauber nicht zu vollbringen vermochte. Diese Feuerschamanen der Urzeit waren also die ersten Götter und Priester zugleich in einer Person [1]). Was ihre Macht, ihr Uebergewicht von jener unberechenbaren Vergangenheit bis auf heutige Tage begründet hat, war, dass sie mehr wussten oder verrichten konnten, als die grosse Menge; ihre Ueberlegenheit ist also eine geistige, ja sie wurden geradezu die Träger des höchsten menschlichen Wissens. So kann es nicht wundern, wenn die bisher dem Stammältesten bezeugten Huldigungen auf die rasch mächtig werdenden Magier und Zauberer sich übertrugen, man sie als ehrfurchteinflössende erhabene Wesen betrachtete und ihnen Opfer darbrachte.

So wie also die Anfänge des Priesterthumes sich auf die Feuererfindung zurückführen lassen, so datirt von jener Epoche das Erscheinen des Fetischismus [2]). War die magische Flamme eine Schlange, — der Schlangencultus [3]) gehört zu den verbreitetsten Geistesphänomenen auf Erden [4]) — so entwickelte sich auch gar bald die fetischistische Erhabenheit von Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein, ja man begann die leuchtenden Gestirne selbst in Zusammenhang damit zu bringen. Es war der Ursprung des Sabäismus, des Sterndienstes. Das Licht hatte zugleich den Farbensinn der Völker geschärft und mit der Lichtfarbe vergesellschaftete Zauberfarben geschaffen, die zur Erweiterung des Thiercultus beitrugen. Endlich brachte die Feuerzeit eine völlig neue Begriffsbildung hervor. Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod waren stets schwer erklärliche Erscheinungen gewesen, welche das kindliche Nachdenken der Urperiode in Anspruch nahmen. Die Begriffe der Seele und des Geistes bestanden zu jener Zeit noch eben so wenig als die Gottesidee. Während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus entwickelten sich zuerst die beiden ersteren, später die letztere. Mit dem Feuer verknüpfte sich naturgemäss die Vorstellung der Wärme und der warme Menschenathem leitete demnach von selbst zur An-

[1]) Noch in der Gegenwart bedeutet *Nyaka*, der Titel des Zauberdoctor der Bechuana, keinen Priester, sondern einen Mann, dem übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen. (Fritsch, *Die Eingebornen Südafrica's.* S. 167—168.)

[2]) Fritz Schultze, *Der Fetischismus, ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte.* Leipzig 1871. 8°. Vgl. auch den trefflichen Abschnitt: Schamanismus in Peschel's *Völkerkunde.* S. 274—283.

[3]) Ueber den Ursprung des Schlangencultus vergl. die Ausführungen C. Staniland Wake's in der *British association for the advancement of Science* zu Brighton 1872. (Siehe *Nature.* VI. Bd. S. 385.)

[4]) *Die Schlangenverehrung bei verschiedenen Völkern.* (*Globus.* VIII. Bd. S. 246—250.) Die Verbreitung des Schlangencult in America behandelt E. Geo. Squier in seinem *Serpent Symbol and the worship of the reciprocal principles of Nature.* Newyork 1854.

nahme eines innerlichen glimmenden Feuers, welches den Seelenbegriff bildete. Die Seele erscheint nun als rauchender Athemdampf, die Zeugung als Feuerreibung; gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den prometheischen Funken der Seele, das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewusstsein, und gab, da eine magische, geheimnissvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag, Veranlassung zu jenem in frühester Zeit weit verbreiteten Phallusdienst, dem wir bei vielen Völkern des Alterthums begegnen.

Auch die Sitte der Leichenverbrennung, der Ahnencultus [1]) und die Menschenopfer stehen damit in Verbindung. Rasch und innig verschmolz mit dem Feuer- und Zaubercult der Gestirndienst; es erscheint dabei nicht auffällig, wenn man dazu überging, der strahlenden Sonne das flammende Opferfeuer darzubringen und freiwillig gaben sich anfangs Menschen den erhabenen heiligen Wesen hin, um bei ihnen als lichte Seelen Aufnahme zu finden. In weiterer logischer Folge ward die Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper, die Heilung dagegen als Reinigung aufgefasst. Diese Reinigung suchte man aber zunächst durch die Feuerschamanen zu erhalten, die somit auch als die ersten Heilkünstler auftraten. Noch in der Gegenwart mahnt der Medicinmann der Indianer an die ärztliche Thätigkeit des Priesters, der selbst im christlichen, gesitteten Europa noch in vielen Fällen auch ein leiblicher Helfer des Kranken zu sein hat.

Der an den Feuercult sich eng anschliessende Sonnendienst sollte eine weitere Entwicklungsphase der Urgeschichte bezeichnen, indem er zur Anbetung von Erscheinungen hinüberführte, die nicht mehr wahrgenommen, sondern nur an ihren Wirkungen erkannt werden können. Dieses Fortrücken des Causalitätsdranges bezeichnet einen grossen und erfreulichen Entwicklungsabschnitt bei jedem Volke, das ihn erreichte [2]). Die flammenden Sterne am nächtlichen Himmel dachte man sich durch ähnliche, nur noch grössere als die irdischen Magier entzündet; als aber mit der Zeit die Macht der menschlichen Zauberer auf ein gewisses Mass herabsank, je mehr man erkannte, dass die Heil- und Zauberkünste nicht immer die versprochenen Wirkungen erzeugten, tauchten hinter jenen am Himmel unfehlbaren Erscheinungen Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Macht zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher immer mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen waren die Götter. Das Wesen der Autorität, das im Menschenthume seine natürlichen Stützen und Träger hat, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch diese neuentstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Jetzt also erst war der Gottesbegriff entstanden und die

[1]) Das Verzeichniss der Völker, bei welchen Ahnencultus (Manenverehrung) herrscht, siehe bei Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 113—119.

[2]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 265.

genauere Trennung von Göttern und Priestern vor sich gegangen; aus dem Schamanen- und Zauberthume, welches für sich selbst als Urheber der wunderbaren Erscheinungen die Verehrung der Menge in Anspruch nahm, trat das eigentliche Priesterthum, welches nur mehr vorgab, der Diener jener übernatürlichen Göttermächte zu sein. Mit dem Sinken des Schamanenthums stieg naturgemäss wieder die Macht der Stammesoberhäupter, und auf diese Epoche gehen die ersten Keime jener socialen Kämpfe zurück, welche schon in der Urzeit zwischen Priester und weltlichen Fürsten stattfanden, die Völker spalteten und oft zur Auswanderung zwangen, und bei den begabtesten Nationen Ueberlieferungen und Sagenklänge bis heute hinterlassen haben.

Wohnt der hier vorgetragenen Hypothese nicht in allen Theilen nachweislich historische Wahrheit inne, so lässt sie doch zur natürlichen Erklärung der culturgeschichtlichen Phänomene an Wahrscheinlichkeit kaum irgend etwas zu wünschen übrig. Wir verfolgen aus thierischen Anfängen den Ursprung der Religion, welche wächst mit den zunehmenden Culturfortschritten.

Der Unsterblichkeitsglaube und die Todtenbestattung.

Mit den religiösen Regungen in innigstem Zusammenhange steht der Unsterblichkeitsglaube, der wiederum in den bei der Todtenbestattung üblichen Gebräuchen seinen lebhaftesten Ausdruck findet. Nothwendig ist es daher, über die letzteren eine kurze Ueberschau zu halten, doch müssen wir zuvor dem Ursprunge der Unsterblichkeitsidee einige Worte widmen. Jedermann sieht ein, dass ein solcher Gedanke erst nach der Bildung des Seelenbegriffes entstehen konnte. Zur Zeit als der Begriff der „Seele“ noch nicht entwickelt war, gab es natürlich auch keinen Glauben an eine Unsterblichkeit. Im vorhergehenden Abschnitte haben wir erfahren, wie der Urmensch sehr allmählig die Vorstellung einer „Seele“ in Folge der Erfindung des Feuerzündens gewann; erst jetzt konnte der neue Irrthum einer unsterblichen Seele Wurzel fassen, denn gleichwie Schuld Schuld gebiert, so spriesst ein Irrthum aus dem anderen hervor.

Auch in dieser Frage sind die Zeugnisse der Ethnologie am werthvollsten. Man hat freilich dieselben mit der Behauptung zu entkräften versucht, dass Naturvölker, deren religiöse Gefühle auf dem Nullpuncte stehen, von einer früheren Vollkommenheit in solchen Zustand der Barbarei herabgesunken seien. Diese Lehre beruht aber auf nicht Einem haltbaren und erweislichen Fundamente. Wohl kennen wir Beispiele des Verfalls in der Geschichte, die Ursachen der Erscheinung sind aber stets unserer Untersuchung zugänglich und lassen uns darin eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Aufwärtsstrebens erblicken. Die Annahme einer ursprünglichen Vollkommenheit ist eine absolut willkürliche, sowohl der gesunden Vernunft als der alltäglichen Beobachtung widersprechende; eben so wenig gab es von

Anfang an einen der gesammten Menschheit gemeinsamen Unsterblichkeitsglauben, von dem etwa nur einige gesunkene Völker gelassen hätten. Es ist wahr, dass diese glückliche Ausgeburt der Phantasie, dieser wohlthätige Irrthum, welchen wir „Unsterblichkeit der Seele“ nennen, zu den am weitesten verbreiteten Geistesphänomenen gehört; dennoch ist er nicht allgemein und besitzen wir glücklicherweise einige Beispiele von Läugnung der Unsterblichkeit bei Naturvölkern, an welchen selbst die spitzfindigsten Argumentationen nicht zu deuteln vermögen. Hierher gehört das geradezu köstliche Gespräch zwischen Sir Samuel White Baker und dem Africaner Commoro, einem Häuptlinge der Latuka östlich vom weissen Nil, welchen der englische Reisende vergeblich durch Kreuzfragen zur Anerkennung einer Fortdauer nach dem Tode nöthigen wollte[1]). Ist man bisher nur bei Negern auf eine Läugnung der Unsterblichkeit gestossen[2]), so haben wir doch gar keinen Beweis dafür, dass die Negervölker jemals eine höhere Culturstufe besessen, von der sie hätten herabsinken können. Ein solcher Beweis müsste aber absolut erbracht werden, ehe man den Unsterblichkeitsglauben als Gemeingut der ganzen Menschheit betrachten dürfte[3]).

Ich habe die Unsterblichkeitsidee eine glückliche Ausgeburt der Phantasie genannt, denn kein naturwissenschaftlich Geschulter wird heute wohl mehr denken, dass es eine Unsterblichkeit von Etwas geben könne, das im landläufigen Sinne genommen überhaupt nicht existirt. Wir definirten die Seele als das Resultat der Integrirung aller im menschlichen Organismus wirkenden Kräfte, und es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu erkennen, dass das Resultat der Integrirung mit dem Hinwegfallen der wirkenden Kräfte aufhören muss. Wollte aber Jemand sagen, die Einstellung im Wirken der im Organismus vorhandenen Kräfte bedeute nicht das Aufhören dieser Kräfte selbst, so steht ihm dies immerhin frei, es wird ihm aber nicht gelingen den Unbefangenen davon zu überzeugen, dass diese Kräfte nicht die Umsetzung erfahren, welche der Eintritt des Todes und der darauf folgende Verwesungsprocess in mass- und wägbarer Weise bewirkt. Wohin die den menschlichen Körper bildenden Sub-

1) Siehe dasselbe bei Samuel White Baker, *The Albert Nyanza, great basin of the Nile, and Explorations of the Nile Sources.* London 1866. 8°. I. Bd. S. 247—250. Deutsche Leser finden eine getreue Uebersetzung desselben in Herm. von Barth, *Ostafrica vom Limpopo zum Somalilande.* Leipzig 1875. 8°. S. 432—435.

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 271.

3) Diese völlig haltlose Lehre, so wie jene vom Verfall der Naturvölker trägt vor Herr Ludovic Carrau, *L'Origine des croyances relatives à la vie future.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. Dezember 1875. S. 557—576.) Ich mache aufmerksam, dass in Frankreich selbst geistreiche Männer es für ihre Pflicht halten, alle Lehren der modernen Wissenschaft zu bekämpfen, welche von den Fesseln des Glaubens zu befreien geeignet sind. Auf dieses Phänomen werde ich im zweiten Bande meines Buches näher eingehen; für hier genüge die Bemerkung, dass glücklicherweise in der trefflichen *Société d'anthropologie* zu Paris, unter der geistigen Leitung des gewiegten Paul Broca, ein Kreis jüngerer Männer herangezogen wird, welcher diesem Treiben völlig fernsteht und die Verbreitung der modernen Wissensschätze auf seine Fahne geschrieben hat.

stanzen (denen auch die Kräfte innewohnen) nach dem Tode gelangen, darauf ertheilt die Chemie genügende Auskunft, um zu wissen, dass von einem Resultate der Integrirung dieser Kräfte, welches wir Seele nennen könnten, weiter keine Rede ist. Keine Philosophie der Welt vermag daher für die Unsterblichkeit auch nur den leisesten Schein eines Beweises vorzubringen, und wenn auch das Gegentheil sich nicht strenge beweisen lässt, so springt dessen Wahrscheinlichkeit, die sich überdies mit allen sonstigen Erscheinungen in der organischen Natur allein im Einklange befindet, doch sofort in's Auge. Stehen wir also nicht an, die Unsterblichkeit der Seele für einen offenbaren Irrthum zu erkennen, so muss doch der Culturhistoriker sofort hinzufügen, dass dieser Irrthum ein überaus wohlthätiger, civilisatorischer gewesen und noch ist. Je höher die Gesittung, desto fester hängen die Völker an diesem Gedanken, desto mehr hegen und pflegen sie ihn, desto mehr vertiefen sie sich in denselben und bilden sie ihn aus. Die Unsterblichkeitsidee ist also gleichwie die Religion und das Ideale überhaupt ein wahrer Culturmesser.

Traumerscheinungen sind es wohl immer gewesen, welche den ersten Gedanken an eine Unsterblichkeit wachriefen [1]). Mag aber auch diese Erklärung nicht ausreichend befunden werden, so ist es doch immerhin ein Erklärungs**versuch**, während die Gegner der Entwicklungslehre selbst einen solchen schuldig bleiben. Weder das Bewusstsein vom „Ich" noch den Begriff einer vergeltenden Gerechtigkeit jenseits des Grabes, welche beide als Einwände gegen den Erklärungsversuch der Transmutationstheorie in's Treffen geführt werden, vermögen die Gegner selbst genetisch zu erklären. Wir thun demnach wohl am besten an den vorläufigen Erklärungen festzuhalten, solange bessere nicht gefunden sind.

Das geheimnissvolle Dunkel, welches den Tod umgibt, erstreckt sich bis zu gewissem Grade auch auf den vorhergehenden Auflösungsprocess, insofern dieser nämlich nicht durch offenkundige äussere Veranlassungen hervorgerufen worden ist. Das Natürliche wird eben auf natürliche Weise behandelt. Anders mussten innere verborgene Ursachen dem Vorstellungsvermögen ungebildeter Völker erscheinen: allenthalben begegnet man daher der ursprünglichen Auffassung, dass Krankheiten durch die Berührung mit etwas Uebernatürlichem entstehen; es heisst, der Kranke sei „besessen" [2]).

Der Geist, der den Sterblichen in Besitz genommen, kann ein an und für sich guter sein, der blos durch das Leiden den Menschen für begangenes Unrecht zu strafen beabsichtigt; weit häufiger ist es jedoch ein böser, dem Menschen feindselig gesinnter, den man für die Ursache des Uebels hält, und dem man daher auf alle mögliche Weise entgegen treten muss. Die Behandlung eines solchen Kranken ist daher auf die Vertreibung des bösen Geistes bedacht, und unter

[1]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 271.

[2]) Das Nachstehende lehnt sich an an Dr. Hans Hildebrand, *Folkens tro om sina döda.* Stockholm 1874. 8°.

Einer Voraussetzung begreift es sich, dass man den verstorbenen Dulder keineswegs für todt hält, wenn er selbst im Grabe liegt, — unter jener nämlich, dass man sich für überzeugt hält, der Verstorbene habe es besser als der in Plage und Schmerz Lebende.

Die Anschauung, dass Krankheiten durch einen ausserhalb des Menschen stehenden Geist verursacht werden, muss als eine rein menschliche bezeichnet werden; erst die Wissenschaft zeigte uns das eigentliche Wesen und die richtige Behandlung derselben. Selbst die gebildetsten Nationen der Erde suchten für die Krankheiten des Leibes gewisse mystische Ursachen; die Griechen und Römer trachteten die guten Geister durch Opfer zu versöhnen, die bösen hingegen durch noch mächtigere, wie sie selber, zu bezwingen. Hierauf fügte sich ein neues Heidenthum, das germanische, in die europäische Cultur ein; aber trotz der vielen christlichen Jahrhunderte, welche in die Periode dieser germanisirten Welt fallen, hat sich Manches von jenem Heidenthum bis auf den heutigen Tag erhalten.

War es nun eine gewisse, unbestimmbare Furcht, mit der man die Krankheit und den damit Behafteten betrachtete, so streckte sich diese zuweilen sogar auf den Todten (und dessen Besitzthümer) aus, und gab die Scheu vor dem Tode zu den seltsamsten Gebräuchen Anlass. Sogar bei Völkern, die eine Geschichte besitzen, findet man die Vorstellung von der Unreinheit des Todes; die mosaischen Gesetzbücher sowie die Magier der Meder und Perser sprechen deutlich vom Abscheu vor dem Tode.

So beruht denn die häufig lieblose Behandlung, welche bei verschiedenen Völkern dem Sterbenden und Todten zu Theil wird, zunächst auf der Auffassung des Lebens von Seite des betreffenden Volkes; damit will indess nicht geläugnet sein, dass dies nicht als ein Beweis niedriger Bildungsstufe anzusehen sei. Die Sitten vererben sich eben von Geschlecht auf Geschlecht, ohne dass man später mehr darauf bedacht wäre, von deren ursprünglichen Bedeutung sich Rechenschaft zu geben.

Dem gegenüber verschaffen sich aber auch wieder solche Gefühle Geltung, welche wir als „menschliche“ bezeichnen. Man versammelt sich um das Lager des Sterbenden, man gibt dort und am Grabe seinem Schmerze Ausdruck, man wendet Alles auf, um das Begräbniss feierlich und grossartig zu gestalten. Die Klageweiber, von denen die Propheten in Israel erzählen, sind hier zu erwähnen. Indess offenbart sich die Sorge um den Dahingeschiedenen nicht blos in Klagen; ganz besonders äussert sie sich in der Behandlung seiner Leiche. Bei historischen Völkern wissen wir, dass der Verstorbene sogar einen unanfechtbaren Anspruch auf gewisse Liebesbeweise hatte, sowie ein feierliches Begräbniss für eine heilige Verpflichtung der Hinterbliebenen gegenüber dem Dahingeschiedenen galt.

Der erste Liebesdienst, den man der entseelten Hülle erwies, bestand im Zudrücken der Augen und im Schliessen des Mundes; sodann wusch man die Leiche, salbte sie mit wohlriechenden Oelen, hüllte sie in Leinen (bei den Juden) oder in kostbare Gewänder,

meist von schneeweisser Farbe und legte sie schliesslich auf ein Paradebett im Vorsaal des Hauses, wobei die Füsse der Thüre zugekehrt waren.

Sobald die irdischen Ueberreste des Verstorbenen der letzten Ruhestätte anvertraut waren, pflegte man das sogenannte „Todtenmahl" oder den Leichenschmauss zu feiern [1]; dass dieser Brauch ein in den menschlichen Gefühlen begründeter, können uns zum Theile die Sitten der Naturvölker lehren. Es war eben der letzte Umgang, den man mit dem Verstorbenen pflog. In den ältesten Gräbern findet man daher Ueberreste von gehaltenen Mahlzeiten: dabei sass man im Freien und feierte blos das Todtenmahl im Grabe selbst. Die Römer pflegten am neunten Tag ein Todtenmahl in der Nähe des Grabes abzuhalten, und in grossen Gräbern gab es zu diesem Zweck sogar einen eigenen Speisesaal. Einzelne solcher Erinnerungsfeste wurden mehrmals gefeiert und am 21. Februar beging das ganze Volk das Fest der Todten, so wie man noch heutzutage in der ganzen katholischen Welt am Allerseelentage die Erinnerung der Verstorbenen feiert.

Auch bei den Naturvölkern gibt sich zuweilen eine grosse Besorgniss für die Dahingeschiedenen kund, und namentlich äussert sich deutlich in ihren Gebräuchen der Wunsch, die Ueberreste des Verstorbenen so nahe wie möglich bei sich zu behalten; wo dies nicht angeht, begnügt man sich mit der Aufbewahrung der wichtigsten Theile, etwa des Kopfes, und einzelne Caribenstämme nehmen sogar die pulverisirten Gebeine ihrer Angehörigen, in den Trunk gemischt, zu sich.

Letztere Sitte bekundet offenbar zugleich eine gewisse Unfähigkeit, sich das Fortleben des Menschen, sei es im Reiche der Todten, sei es im Grabe, zu denken. Machen wir noch einen Schritt weiter, so langen wir beim Cannibalismus an. Das Bedürfniss nach animalischer Nahrung ist nicht als dessen einziger Grund anzuerkennen; vielmehr scheinen noch zwei andere Factoren massgebend: die Raserei gegen den bereits überwundenen und getödteten Feind, dann der Wunsch, den Verstorbenen mit all' den Eigenschaften, die ihn auszeichneten, in sich aufzunehmen. Es läge also der Menschenfresserei eine gewisse kluge Berechnung zu Grunde; bevor aber letztere sich geltend machen konnte, musste eine grosse Begriffsverwirrung platzgegriffen haben [2].

Treten wir nun der Vorstellung von dem Zustande der Todten näher, so begegnen wir zunächst der Frage: unter welcher Gestalt wird die Auflösung des menschlichen Wesens am einfachsten aufgefasst?

Vor Kurzem noch war der Leib lebendig und bewegte sich; jetzt ist er todt und keiner freiwilligen Bewegung fähig. Etwas

[1] Vgl. hierüber das achte Capitel in A. de Gubernatis, *Storia popolare degli usi funebri Indo-Europei.* Milano 1873.

[2] Vgl. damit die Note auf S. 74.

muss verschwunden sein, die „Seele“ hat ihn verlassen und eine Reise angetreten, den Körper seinem Schicksale überlassend.

Die Vorstellungen der Völker über die Seelenwanderung sind überaus mannigfaltig: nach den Einen geht die Seele des Verstorbenen in ein anderes, menschliches oder auch thierisches Wesen über und lebt in demselben fort; tiefer steht jene Vorstellung, wonach dieselbe in Pflanzen oder Bäumen ihren Aufenthalt nimmt und folglich nur mehr ein vegetirendes Dasein führt. Es mögen verschiedene Verhältnisse zur Entstehung der Seelenwanderungslehre mitgewirkt haben, welche indess gewiss nicht aus dem naiven Volksglauben entsprang, sondern vielmehr als Ergebniss einer systematischen Geistesthätigkeit aufzufassen ist. In Indien entwickelte sie sich aus dem Buddhismus; bei den Griechen brachte sie die pythagoreische Philosophenschule in ein bestimmtes System; auch die jüdischen Kabbalisten besassen eine ausgebildete Lehre von der Metempsychose, und unter den Christen waren es die Manichäer, welche sich dazu bekannten; wenigstens sollen sie nach den Angaben ihrer Gegner gelehrt haben, dass die Seele des Sünders in ein Thier fahre.

Einer anderen Auffassung zufolge unternahm die Seele eine Wanderung nach entfernten Gegenden; und nachdem in vielen Fällen die Leiche in die Erde versenkt wurde, lag die Vorstellung nahe, dass die Reise der Seele in derselben Richtung stattfinde. Namentlich bei den Aegyptern war der Glaube an ein unterirdisches Reich der Seelen stark ausgebildet; aber auch bei den Griechen fand derselbe in den ältesten Zeiten Eingang (Hades, Elysium); erst mit der Entwicklung des Geisteslebens in Hellas erfuhr der Grundgedanke mehrfache Veränderungen, indem man allmählig der Seele eine Individualität beizulegen begann. In der Auffassung des Seelenlebens nach dem Tode findet man indess bei den verschiedenen Völkern die schärfsten Gegensätze, was sich wohl daraus erklärt, dass die Begriffe von gut und schlecht keine feststehenden sind und folglich mit ihnen auch die natürlichen Vorstellungen von der Wiedervergeltung in der anderen Welt wechseln.

Aber nicht blos in der Unterwelt suchte man eine Wohnstätte für die abgeschiedenen Seelen; auch nach dem blauen Himmel wagte man die Blicke zu erheben. Noch besitzen wir in unserer Sprache den bildlichen Ausdruck „Himmelsgewölbe“, für Kinder und Naturvölker ist dies jedoch kein blosses Bild. Als eine Nebenform dieser Auffassung ist jene zu bezeichnen, von welcher man Spuren in America und Australien findet und die den Aufenthaltsort der Seelen in die Sonne und den Mond verlegt.

In Zeiten aber, wo das geographische Wissen noch in der Kindheit lag, brauchte man nicht unumgänglich die Wohnstätte der Seelen ober oder unter der Erde zu suchen; man konnte sie ebenso gut auf der Erde selbst und zwar in weitabgelegenen, schwer zugänglichen Gegenden finden. Dies that man denn auch und namentlich scheint der Gedanke einer weiten Seereise viel Anziehendes für die Volksphantasie gehabt zu haben. Mit letzterer Vorstellung hängt

auch die Gestalt gewisser Gräber und Grabhügel zusammen, welche eine unverkennbare Schiffsform zeigen: sowie ehedem in gewissen Theilen Australiens bestatten die Araucaner in Südamerica noch heutzutage ihre Todten in Kähnen; als dann die Sitte abkam, bewahrte man die Erinnerung an den alten Brauch dadurch, dass man im Innern der Gräber ein Canoe aufhing und schliesslich blos die Schiffsform für die Grabhügel beibehielt. Wahrscheinlich sogar sind die Nietnagel, die man so häufig in Gräbern aus dem Eisenzeitalter findet, als symbolische Merkmale des alten „Todtenschiffes" anzusehen.

Die Reise, welche der Todte zurückzulegen hatte, war nicht selten mit Fährlichkeiten der verschiedensten Art verbunden, wesshalb es sich empfahl, dieselbe in grösserer Gesellschaft zu unternehmen. So sehen wir auf den Fidschi-Inseln, dass man zuerst des Verstorbenen Eheweib, dann dessen Diener umbrachte, während die Cariben die Sclaven des Todten auf dessen Grab hinschlachten. In Indien hat die englische Regierung alle Mühe, die Sitte zu verhindern, dass das Weib sich freiwillig in den brennenden Scheiterhaufen stürzt, auf dem die Leiche ihres Gatten verkohlt. In unsern Augen freilich erscheint dies Alles wüst und ungereimt; wir denken eben zu hoch vom Leben und dessen Bedeutung, als dass man dessen eigenmächtige Verkürzung nicht mit Abscheu betrachten sollte; darin gerade unterscheiden sich die Naturvölker von uns und zwar wird dieser Unterschied um so merklicher, je tiefer jene noch stehen. Letztere glauben, übrigens ganz logisch, auch an die Thierseele und betrachten diese nur in gewisser Beziehung als von der des Menschen verschieden, wesshalb wohl auch Thiere dem Verstorbenen als Reisegefährten beigesellt werden, wie bei den Eskimos, Azteken, Hindus u. a. Brauch.

Als letzten, aber greifbarsten Beweises von der Fürsorglichkeit unserer Vorfahren für ihre Todten sei endlich der Grabmäler und Ruhestätten gedacht, welche sie den irdischen Ueberresten ihrer Verstorbenen bereiteten. Wie gebildet auch ein Volk sein mochte, dauernd vermochte keines den Gedanken festzuhalten, dass die flüchtige Seele eigentlich das Bleibende am Menschen, der greifbare Körper hingegen das Vergängliche sei. Vielmehr war man stets geneigt, dem todten Körper eine gewisse Menschlichkeit zuzuerkennen. Ihren allgemeinsten Ausdruck fand diese Vorstellung in dem Umstande, dass man dem Todten einen seiner zu Lebzeiten bewohnten Behausung ähnlichen Bau zur bleibenden Ruhestätte anwies, und gewiss ist es bemerkenswerth, dass die Haus- und Kammerform allenthalben eine der gebräuchlichsten Grabgestalten bildet.

Aber nicht blos diese äussere Gestalt des Grabes deutet an, dass das Volk die Leiche für mehr als blos ein todtes Ding ansah; auch die Lage, in welcher der Todte im Grabe ruht, ist in dieser Beziehung von Bedeutung. In der frühesten Zeit in Europa, und heutigen Tages noch bei vielen Naturvölkern, werden die Todten sitzend begraben. Die Erklärungen für diese Art des Bestattens sind vielfache; doch scheint die symbolische Auslegung die annehm-

barste, wonach der Todte blos auf kurze Dauer und gewissermassen in der Gestalt in seiner einsamen Behausung Platz nimmt, dass er, nach kurzer Rast, wieder aufspringen, die Waffen und sonstigen Geräthschaften, die ihm zur Seite liegen, ergreifen, mit der vorhandenen Nahrung sich stärken und so in der Hauptsache ein seinem früheren, ähnliches Leben fortsetzen könne. Man kann indess auch in ausgestreckter Lage, sei's nun am Rücken oder auf der Seite liegend, sich ausruhen. Frühzeitig kam daher der Brauch auf, die Todten in liegender Stellung zu begraben, und so finden wir bei allen historischen Völkern der alten Welt blos liegende, niemals sitzende Leichen; letztere gehören in Europa nahezu ausschliesslich dem Steinzeitalter an.

Zur äussern Form der Grabmäler zurückkehrend, gibt es kein Land der Welt, welches so imposante Grabbauten aufzuweisen hätte, wie das alte Pharaonenreich. Dort aber sowohl wie in Babylonien und Persien (Kyrus' Grab bei Pasargadae), bei Juden und Phönikern, überall beobachtet man die gleiche, wohnhausähnliche Gestalt wo nicht der äusseren Umhüllung, doch wenigstens der engeren Grabkammer. Klein-Asien vermittelte die innerasiatische Kunst den Hellenen, und wenn Griechenland auch später, in logischer Gedankenfolgerung, das hausähnliche Grab zum Tempel entwickelte, so begegnen wir dafür ersterer Gestalt in den Grabräumen von Pompeji und Veji, dem alten Rom und Campanien, und als die Leichenverbrennung schon längst die wohnhausartige Gestalt der Todtenbehältnisse ihrer Bedeutung entkleidet hatte, bewahrte man noch in jener der Aschengefässe die Erinnerung an die einstbeliebte Form, wie etruskische Thonwaaren deutlich beweisen. Sogar die Naturvölker bieten zahlreiche Beispiele von behausungähnlichen Grabmälern dar, und somit scheint die Behauptung berechtigt: es sei menschlich zu glauben, der Todte bedürfe eines Hauses zu seiner Wohnung, und sein Körper habe dieselben Bedürfnisse wie der lebende Mensch.

Hiermit ist die weitere Ausstattung der Gräber von selber vorgezeichnet: wenigstens für die erste Zeit bedurfte der Verstorbene einiger Nahrung, so wie der Mittel um im spätern Verlaufe sich welche zu verschaffen (Münzen); auch Waffen brauchte er zu seiner eventuellen Vertheidigung, und zur Zeit als die Todten noch angekleidet bestattet wurden, versah man sie auch mit Geschmeide und Schmuckgegenständen, wobei natürlich immer die Voraussetzung zu Grunde lag, dass der Todte sich dieser Dinge bedienen und erfreuen könne.

Indess machte die Symbolisirung immer grössere Fortschritte. Endlich gelangte man dahin, das Grab selber zu symbolisiren: aus den Riesenbauten des Alterthums entwickelte sich in steter Verkleinerung, gleich der etruskischen Hausurne, der moderne — Sarg.

Bei den Naturvölkern der neueren Zeit scheinen Steinsärge ziemlich selten zu sein; man gebraucht häufiger Holz oder noch leichteres Material zu diesem Zweck; überhaupt lehrt die Erfahrung, dass man oft nichts anderes beabsichtigt, als den Leichnam in

irgend Etwas einzuhüllen, was ihn vor dem Verderben zu schützen geeignet wäre.

Nebst diesem Streben nach Aufbewahrung der Leiche macht sich in vielen Fällen, wo die Grabform nicht an sich eine besondere Andeutung hat, der Wunsch geltend, den Verstorbenen durch den Umfang oder die Gestalt seiner Ruhestätte zu ehren; bei den Aegyptern, Persern, Römern, Skandinaven u. a. war dies entschieden der Fall. Selbstverständlich wirkten verschiedene secundäre Factoren bei der Bestimmung der Grabformen mit; für die Grabhügel ist die runde Gestalt die natürliche. Für die übrigen Grabformen aber, von denen höchstens die rechteckige aus praktischen Gründen, nämlich als Einschluss eines in ausgestreckter Stellung liegenden Menschen sich erklären mag, scheint man besonderer Erklärungen zu bedürfen. Wie oben angedeutet, kann eine solche für die schiffförmigen, d. h. spitzig ovalen Grabdenkmäler mit ziemlicher Sicherheit gegeben werden. Vielleicht ist der Zeitpunct nicht mehr entfernt, wo man auch die übrigen Grabformen, zunächst die viereckige und die dreieckige, zu erklären im Stande sein wird.

Fasst man nun Alles, was bisher über Grabmäler, deren Umfang und Einrichtung, die Leichen und deren Stellung gesagt wurde, näher in's Auge, so wird sich zeigen, dass in den meisten Fällen blos von einer Bestattung der unversehrten oder grösstentheils unversehrten Leichen, d. h. von einem Begräbniss, die Rede sein konnte. Und in der That, so alt die Sitte der Leichenverbrennung auch ist, so früh sie schon bei Griechen und Römern, in Russland und Skandinavien nachweisbar sein mag, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass sie jünger ist als das Begräbniss. Dies erklärt sich wohl zum Theil auf natürliche Weise aus den oben entwickelten ursprünglichen Anschauungen über das Fortleben des Menschen nach dem Tode, welchem eine gewaltsame Vertilgung der Leiche gewiss nicht förderlich sein konnte. Es musste nothwendigerweise eine Wandlung in der Volksauffassung vor sich gegangen sein, und somit bezeichnet die Leichenverbrennung gewissermassen einen Fortschritt gegen die Beerdigung, obgleich es sehr irrig wäre, daraus den Schluss zu ziehen, dass ein leichenverbrennendes Volk in Civilisation höher stehe, als ein begrabendes. Uebrigens ist es erwiesen und bei vielen Naturvölkern noch heute zu beobachten, dass beide Bestattungsarten gleichzeitig vorkommen.

Die Anfänge der Familie[1]).

So wie das erste Auftreten des Menschen, verschleiert auch nebelhafte Ferne die Anfänge der menschlichen Gesellschaft, und wie in so vielen anderen Fällen der Urgeschichte ist es nur die

[1]) A. Giraud-Teulon, *Les Origines de la famille. Questions sur les antécédents des sociétés patriarcales.* Genève et Paris 1874. 8°. und *Revue d'Anthropologie.* Paris 1874. S. 734—744.

vergleichende Völkerkunde, welcher wir einen Wink über das dereinst Gewesene verdanken; räthselhaft klingende Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuche haben sich bei den verschiedenen Völkern der Erde erhalten und werfen im Zusammenhange mit abgerissenen Notizen alter Schriftsteller allein ein dürftiges Licht auf die menschlichen Urzustände. Auch hier gilt der Satz, dass die Sitten jener Stämme, die wir heute auf der tiefsten Sprosse der Gesittungsleiter gewahren, uns den annäherndsten Begriff von den primitiven Zuständen der menschlichen Gesellschaft geben. Die Bestrebungen, letztere schon bei ihren ersten Schritten durch eine möglichst breite Kluft von den übrigen Organismen zu sondern, erlahmen zusehends mehr und mehr an Beweiskraft, ja selbst die herrlichsten Versuche [1]) um die „Ehrenrettung" des Menschengeschlechtes dienen nur dazu, uns recht fühlbar zu machen, wie nahe das Urmenschenthum seinen thierischen Verwandten stand. Von diesem Gesichtspuncte aus, so unangenehm zartbesaitete Gemüther [2]) auch davon berührt werden mögen, liesse sich also Wenig oder Nichts gegen die von einigen Forschern [3]) ausgesprochene Ansicht von einer ehelosen Vorzeit unseres Geschlechtes einwenden. Doch wird diese Anschauung von gewiegter Seite durch den Hinweis bekämpft, dass schon bei Thieren, nämlich bei Affen, Raub- und Hufthieren, Wiederkäuern, bei Sing-Hühnern und Raubvögeln strenge Paarung sich findet [4]). Neuere Untersuchungen [5]) haben aber ergeben, dass die thierische Familiengemeinschaft ein durch Gefühl und Nutzen gehaltenes Naturbedürfniss ist, und alle jene Anekdoten, wonach die Störche mit grosser Strenge auf eheliche Treue halten sollen, unbewiesen oder die hier vorliegenden Beobachtungen einer anderen Deutung fähig sind. Nirgends ist eheliche Untreue häufiger, als gerade unter den Tauben, die uns doch als Muster des Gegentheils genannt werden, und die Menge von Bastarden in der Thierwelt, welche nicht blos im Zustande der Zähmung mit Betheiligung des Menschen, sondern auch im freien Leben vorkommen [6]), sprechen deutlich für eine ziemliche Ungebundenheit der

[1]) Wie z. B. Peschel's *Völkerkunde*, welche in dieser Hinsicht gewiss das Möglichste und Glänzendste leistet.

[2]) Otto Henne am Rhyn „bedauert" (*Deutsche Warte.* VIII. Bd. S. 23.), dass ich mit Lubbock in den Urzuständen des Menschengeschlechtes einen „Hetärismus" oder vor diesem gar noch ekelhaftere Verhältnisse annehme.

[3]) Sir John Lubbock, *The origin of civilisation and the primitive condition of man.* London 1870. 8°. S. 50—113. In der auf Grund einer neuen Auflage veranstalteten deutschen Ausgabe dieses Werkes (*Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes, erläutert durch das innere und äussere Leben der Wilden*, deutsch von A. Passow. Jena 1875. 8°. S. 59—130.) ist das betreffende Capitel noch um Vieles vertieft. — Dann John F. Mac Lennan, *Primitive Marriage: an inquiry into the origin of the form of capture in marriage ceremonies.* Edinburgh 1865. 8°. — Lewis Morgan, *Systems of consanguinity and affinity in the human family.* Washington 1871. 8°. — Dr. Alb. Herm. Post, *Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe.* Oldenburg 1875. 8°. — A. Giraud-Teulon, *La Mère chez certains peuples de l'antiquité.* Paris & Leipzig 1867. 8°. S. 8.

[4]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 239.

[5]) Jürgen Bona Meyer, *Philosophische Streitfragen.* Bonn 1874. 8°. S. 327.

[6]) *Animal Depravity.* (*The Quarterly Journal of Science.* 1875. S. 426—427.)

geschlechtlichen Beziehungen. Abgesehen also davon, würde doch diesem Hinweise, der in den monogamischen Gewohnheiten der Affen entschieden seinen höchsten Werth erhält, so wie jenem, wonach die Promiscuität der Erhaltung der Gattung schädlich sei, da sie Unfruchtbarkeit nach sich ziehe, da eine Thatsache schwerer wiegt als alles Theoretisiren, eine unverdiente Beweiskraft zugemuthet werden, wenn es richtig ist, dass noch in der Gegenwart der absoluteste Communismus der Weiber in einigen Bezirken Neuseelands, Südamerica's, auf den Andamanen und den Nicobaren herrsche [1]). Von solchen Zuständen vollkommenster Gemeinschaft der Männer und Frauen, wo also jedes Weib jedem Manne, und umgekehrt gehört, liegen Berichte [2]) aus Africa und von einer ganzen Reihe von Völkern im Alterthume vor [3]). Auch manche Indianerhorde am Columbia-River und in Neu-Mexico scheint in dem gedachten Zustande zu leben [4]). Möglich, dass es fortgesetzten Forschungen gelingt, die genannten Stämme von dem auf ihnen lastenden Verdachte zu reinigen [5]); so lange dies aber nicht geschehen, wird sich auch die Annahme einer ehelosen Vorzeit unseres Geschlechtes nicht erfolgreich von der Hand weisen lassen. Dabei soll natürlich nicht behauptet werden, dass der sociale Communismus der nothwendige Ausgangspunct für die Entwicklung aller Racen gewesen sein müsse; dem Anscheine nach aber huldigte ihm eine ziemlich ansehnliche Zahl und wahrscheinlich kennzeichnete die freie Vermischung der Geschlechter ohne Rücksicht auf Dauer oder Bande der Blutsverwandtschaft, ja mitunter sogar die Oeffentlichkeit derselben, die ersten gesellschaftlichen Zusammenballungen oder Geschlechtsgenossenschaften, deren organisches Gesetz Gemeinschaft der Güter, Kinder und Weiber war.

Ist die Frage, ob in der That ein solcher Zustand des Hetärismus oder von „Gemeinschaftehe“ allgemein der Ausgangspunct aller menschlichen Organisation gewesen, schwerlich jetzt schon spruchreif, so spricht doch unendlich viel dafür und die wissenschaftliche Forschung zieht täglich neue Thatsachen zu Gunsten einer solchen Deutung an's Licht. Der Urzustand einer reinen Weibergemeinschaft mit Ausschluss irgend eines Verhältnisses zwischen einem einzelnen Manne und einem einzelnen Weibe findet sich zur Zeit auf der Erde nur noch äusserst selten, vielleicht rein gar nicht mehr. Eine namhafte Anzahl von Sitten, Gebräuchen und Anschauungen, denen wir heute noch bei wilden Stämmen begegnen, werden aber nur unter einer solchen Voraussetzung einer vernünftigen

[1]) Giraud-Teulon, *Origines de la famille* S. 50. Leider gibt der Autor gerade für diese wichtige Stelle keine Belege.

[2]) Dapper, *Description de l'Afrique.* Amsterdam 1686. S. 223 (citirt bei Giraud-Teulon. A. a. O. S. 50).

[3]) Massageten, Nasamonen, äthiopische Auser, Garamanten, Mosynöken. (Giraud-Teulon. A. a. O. S. 52.)

[4]) A. a. O. S. 51.

[5]) Wie dies für die Australier Peschel gethan. (*Völkerkunde.* S. 238.)

Deutung fähig. So vermögen wir eine ganze Reihe von Stadien nachzuweisen, welche das gegenseitige Verhältniss der beiden Geschlechter durchlief, bis es bei der Familie und der Ehe im modernen Sinne anlangte.

Auf dieser untersten Stufe des Hetärismus waren wie in der Thierwelt Ehebruch und Blutschande dem Worte und der Bedeutung nach unbekannt, kamen täglich vor und waren sogar oft durch die Religion geheiligt. Bekanntlich galten Geschwisterehen, die heute noch im Königshause von Madagascar üblich, bei vielen Völkern des Alterthums für durchaus erlaubt und es ist gewiss ein bedeutsames Zeichen, dass in so vielen Mythologien die Götter mit ihren Schwestern sich vermählen und die Sage manches Herrschergeschlecht von einem vermählten Geschwisterpaare ableitet [1]. Selbst die germanische Edda bietet solche Beispiele. Da wir nun Geschwisterehen besonders bei schon höher gestiegenen Völkern, wie z. B. Persern, Aegyptern, Peruanern kennen, andererseits bei Völkerschaften mit urzeitlichen Zuständen eine ausserordentlich entwickelte Scheu vor blutschänderischen Ehen zu bemerken ist, so müsste man geradezu auf die verlassene und unhaltbare Theorie der ursprünglichen Vollkommenheit, von der die alten Culturnationen herabgesunken, zurückgreifen [2], will man sich nicht zu der Ansicht bekennen, dass in den Geschwisterehen der gedachten Völker ein Ueberbleibsel aus einer barbarischen, ehelosen Vorzeit, in der angedeuteten Scheu mancher Naturvölker der Gegenwart aber das Product eines späteren Entwicklungsstadiums zu erkennen sei.

Eine etwas höhere Stufe als die Gemeinschaftehe ist die, dass zwar jeder Stammgenosse eine bestimmte Frau ehelicht, aber allen Stammgenossen erlaubt ist, sie zu gebrauchen. Uebergangsformen von der ursprünglichen reinen Weibergemeinschaft bilden die polygynischen und die polyandrischen Verhältnisse. Polyandrie oder die gleichzeitige Vermählung einer Frau mit mehreren Männern ist, wenngleich nicht so verbreitet wie die Polygamie, doch viel häufiger als man denkt [3]. Wahrscheinlich sind die polyandrischen Ehen Ueberbleibsel aus einem früheren Hetärismus [4], doch können sie wohl auch durch Frauenmangel veranlasst werden [5]. In allen diesen Fällen tritt zugleich der allgemeine Gesichtspunct hervor, dass die Weiber sich ganz und gar wie sonstiges Gut vererben und mit dieser Vererbung auch zugleich der maritale Gebrauch des Weibes eintritt [6].

[1]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 95.

[2]) Dies thut auch Staniland Wake, indem er die geschlechtlichen Ausschreitungen der Naturvölker als Erschlaffung des vom Menschen in einer früheren Epoche erkannten moralischen Bandes auffasst. (*Revue d'Anthrop.* III. Vol. S. 736.)

[3]) Lubbock, *Entstehung der Civilisation.* S. 65.

[4]) Post, *Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit.* S. 22. Die Fälle, in welchen Kriegerkasten Ehelosigkeit als Gelübde vorgeschrieben war, dürfen indess mit den übrigen Fällen von Polyandrie nicht zusammengeworfen werden. (Peschel, *Völkerkunde.* S. 231.)

[5]) Lubbock. A. a. O. S. 116.

[6]) Post, A. a. O, S. 25.

Auch die polygynische Ehe ist als eine Mittelstufe zwischen Weibergemeinschaft und Monogamie anzusehen. Bei allen tiefer stehenden Völkerschaften, bei welchen nicht noch beschränkte Weibergemeinschaft oder Polyandrie besteht, ist Polygynie oder Polygamie gebräuchlich und wo, wie es häufig geschieht, ein Mann nur Eine Frau hat, da hat dies darin seinen Grund, dass er sich nicht mehr kaufen kann. Es ist nicht die Sitte, die ihn beschränkt, sondern die Noth. Die monogamische Ehe als sittlich-rechtlich allein zulässige Ehe ist stets eine Form hoher Cultur und bei manchen Völkerschaften erhält sich die polygynische Ehe noch auf weit vorgeschritteneren Entwicklungsstufen, während sie bei anderen schon verhältnissmässig früh in die monogamische übergeht [1]. Für die auffallende Häufigkeit der Polygamie besitzen wir übrigens mehrere sehr wirksame Erklärungsgründe. In der Tropenzone werden die Mädchen z. B. ungemein früh heirathsfähig; ihre Schönheit entwickelt sich bald und verwelkt eben so schnell, während die Männer dagegen ungleich länger im Besitze ihrer vollen Kraft bleiben. Ein zweiter, kaum minder durchgreifender Grund ist, dass lange nach der Entwöhnung die Milch der hauptsächlichste und wichtigste Theil der Kindernahrung bleibt. Bei Ermanglung der Hausthiere können die Kleinen daher nicht vor Ablauf mehrerer Jahre entwöhnt werden, und während dieser ganzen Zeit leben gewöhnlich die Eheleute getrennt; hat also ein Mann nicht mehrere Frauen, so sieht er sich oftmals vollständig vereinsamt [2].

Mag nun auch Vieles von dem vorstehend Angeführten dermalen noch in das Reich der unerwiesenen Hypothesen zu rechnen sein, so geht doch aus Allem die eine Thatsache ziemlich deutlich hervor, dass wir kein Recht besitzen, die heute uns geläufige Auffassung der Ehe und der Familie als die ursprüngliche, vor allem Anbeginne an gültige, weil einzig natürliche, zu betrachten. Wer vermag überhaupt angesichts der vielfachen Rösselsprünge der menschlichen Phantasie, die ja nur unserer geläuterten Denkweise als Geistesverirrungen erscheinen, entscheiden, was beim Menschen natürlich sei [3]. Mit der angeblichen Unnatur verscheuchen wir demnach das unliebsame Gespenst der ehelosen Vorzeit wohl nur bei Solchen, welche selbst nur zu gerne bereit sind, das Haupt zu verhüllen. Diese bleiben auch die Erklärung einiger der seltsamsten Culturphänomene schuldig, die sonst eine eben so ungezwungene als natürliche ist. Geht man von dem urzeitlichen Hetärismus aus, so wird verständlich, dass die Einzelehe als ein Einbruch in die Rechte Aller aufgefasst wurde und eine Sühne verlangte. Diese Auffassung hat sich bis zur Stunde in Indien erhalten. Sie erklärt die seltsame Erscheinung des gleichzeitigen Hetärismus der Mädchen bei strenger Keuschheit der Frauen [4]; sie erklärt jene eigenthümlichen religiösen

[1]) Post. A. a. O. S. 26.

[2]) Lubbock. A. a. O. S. 65. 115.

[3]) *Revue des deux Mondes* vom 1. November 1874. S. 230.

[4]) Die Erklärungen, welche Staniland Wake dafür gegeben (siehe *Revue d'Anthropologie*,

Culte des Alterthums, welche wie der Mylitta-, Anaïtis- und Aphroditendienst, das Opfer der Jungfrauschaft erheischten. Wir gewinnen kein Verständniss, wenn die nach neueren Forschungen fast allgemein verbreitete cultliche Prostitution kurzweg als sittliche Gesunkenheit bezeichnet wird, während sich aus den Sitten der lebenden Naturvölker ableiten lässt, dass die Hingebung der Mädchen die darauf folgende Periode der ehelichen Treue zu sühnen bestimmt ist. Eine ganze Reihe der merkwürdigsten Ceremonien müssen lediglich als für die Ehe dargebrachte Sühnopfer betrachtet werden, deren Vollziehung ein älteres Culturstadium noch erheischte. In Indien, in Birma, Kaschmir und Südarabien, auf Madagascar und Neuseeland gehört die Braut von Rechtswegen zuerst allen Verwandten und Freunden des Bräutigams, diesem aber erst, nachdem alle Anderen dieses *jus primae noctis* vollzogen haben. Mit wachsender Gesittung verringert sich immer mehr die Zahl der Theilnehmer an diesem Vorrechte, bis es endlich auf die Häuptlinge, Könige und Priester, d. h. auf die angesehensten des Volkes beschränkt bleibt. Was uns eine grenzenlose Abscheulichkeit dünkt, die im Mittelalter als schmachvolle Bedrückung der niederen Classen geschildert wird, war einstens aus dem Volke selbst herausgewachsen und mit nichten als qualvoll, entehrend, als „Verhöhnung der Menschenwürde“ empfunden. Wissen wir doch von einem Volke, wo es sich selbst der König zur Ehre rechnet, durch den Hohepriester diesen Act vollziehen zu lassen und ihn dafür noch besonders entlohnt [1]). In Cambodscha wird die Ceremonie des *jus primae noctis*, welches dort *Tschinthan* heisst, durch die Buddhapriester an voraus bestimmten Tagen feierlich vollbracht [2]), und in Goa, in Pondichéry und den Städten des Gangesthales begeben sich die Bräute zu gleichem Zwecke in die Tempel von Dschaggernauth. Dieses uralte Recht, das *jus primae noctis*, löst sich später in eine Abgabe auf und verschwindet endlich als solche [3]).

Die weitverbreitete antike cultliche Prostitution [4]) verschwindet mit dem Fortschreiten der Gesittung; im alten Hellas ist frühzeitig schon der obligatorische Hetärismus der Mädchen auf eine eigene Körperschaft, jene der Hierodulen, beschränkt, und die hohe Achtung,

III. Vol. S. 736—737), sind wohl nicht ausreichend. Dagegen ist es allerdings Thatsache, dass in einigen Gegenden Englands ein Mädchen nur dann einen Gatten findet, wenn sie früher schon ein Kind gehabt, und eine gleiche Sitte herrscht, wenn wir nicht irren, in Oberösterreich.

[1]) James Forbes, *Oriental Memoirs.* London 1813. I. Bd. S. 416 und Alexandre Hamilton, *A new account of the East Indies.* I. Bd. S. 310: *When the Samorin marries, he must not cohabit with his bride, till the Nambourie, or chief priest, has enjoyed her, and if he pleases, may have three nights of her company, because the first fruits of her nuptials must be an holy oblation to the god she worships.*

[2]) Abel de Rémusat, *Nouv. Mélanges asiatiques.* Paris 1829. S. 116.

[3]) Post. A. a. O. S. 37—38.

[4]) Völlig unzureichend ist wohl die Auslegung Staniland Wake's, der darin blos eine Sitte der Gastfreundschaft sieht und den im Oriente dominirenden Wunsch der Frauen, einen Sohn zu gebären, als weiteren Beweggrund annimmt. (*Revue d'Anthropologie.* III. Vol. S. 741 und ff., wo die Argumente des britischen Geistlichen als unstichhaltig widerlegt werden.)

womit das gesittete Griechenland in seiner Blüthezeit das Hetärenthum behandelte, mag wohl zum Theile ein Nachklang jener älteren Anschauungen sein. Fügen wir hinzu, dass auch in Indien die Hetären vom Nimbus der Heiligkeit umstrahlt [1]) und in Abessinien [2]) von der öffentlichen Meinung hochgehalten werden. Alles dies lässt sich erst befriedigend erklären, wenn man davon ausgeht, dass die Keuschheit eine Pflicht, ehe sie eine Tugend wurde. Darum wird Ehebruch so häufig blos als Verletzung des Eigenthums betrachtet und mit einer leichten Geldstrafe gesühnt, ohne die Ehre des Weibes zu berühren. Darum hatte auch das Benehmen der Lydierinnen, welche in den Tempeln ihre eigene Mitgift verdienten, in den Augen der Mitwelt nichts Anstössiges; in der Sahara und in Japan streichen die Eltern den aus dem Gewerbe der Töchter entspringenden Gewinnst ein, ohne irgend ein Aergerniss zu erregen. Lange Jahrhunderte mussten vergehen, der allgemeine Wohlstand musste sich ansehnlich heben, ehe die Familie dazu gelangen konnte, der Tochter eine Mitgift, eine Aussteuer zu geben und die Ehe im modernen Sinne zu ermöglichen [3]).

Nachklänge des Hetärismus der Urzeit sind auch jene Bestimmungen, welche dem Ehemanne gestatten, falls seine Frau durch seine Schuld unfruchtbar bleibt, sie zu zwingen, von einem Andern sich befruchten zu lassen. Nicht selten ist die schnöde Sitte, die Weiber und Töchter Gastfreunden zu überlassen. Mit der ursprünglichen Weibergemeinschaft steht der älteste Zustand des ehelichen Verhältnisses im genauesten Zusammenhange. Auch wo ein einzelner Mann zu einem einzelnen Weibe in ein eheliches Verhältniss tritt, ist dieses ursprünglich ein sehr loses. Es finden sich häufig Ehen auf Probe und Ehen auf Zeit, andererseits eine grosse Leichtigkeit in der Auflösung der Ehe. Ehen auf Lebenszeit und beschränkte Scheidungsgründe treten erst auf einer vorgerückten Culturstufe auf. Auch die europäischen Völker zeigen ursprünglich überall eine geringe Festigkeit des ehelichen Bandes, für welches besondere Formen anfänglich gar nicht bestehen [4]). Als solche treten später Raub und Kauf auf.

So lange der Hetärismus bei einer Geschlechtsgenossenschaft dauert, leben die Geschlechtsgenossen endogamisch, d. h. sie verkehren geschlechtlich nur unter einander, nicht mit den Angehörigen anderer Stämme. Mit dem Zerfalle der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft in kleinere Verbände und mit der allmähligen Entwicklung der individuellen Ehe tritt das umgekehrte Princip, jenes der Exogamie hervor. Es wird alsdann verboten, innerhalb der-

[1]) Lubbock, *Origin of Civilisation* S. 91.

[2]) Combes et Tamisier, *Voyage en Abyssinie*. Paris 1838. 8°. II. Vol. S. 116: *Les courtisanes jouissent, en général, d'une grande considération; ce nom, qui est devenu chez nous une insulte, est un titre honorable.*

[3]) Ein altes lateinisches Sprichwort bewahrt die Erinnerung an die einstige Art, die Mitgift zu erwerben: *tusco more tute tibi dotem quaeris corpore.*

[4]) Post. A. a. O. S. 38–48.

selben Sippe zu heirathen und jeder Blutsfreund muss seine Gattin einer fremden Sippe entnehmen. Wenn sich auf dieser Stufe eine endogamische Ehe noch erhält, so ist dies meist in anormalen Verhältnissen begründet. Diese Verdrängung der Gemeinschaftsehe durch die Einzelnehe geht Hand in Hand mit der Organisirung der Tribe, worunter wir eine Gruppe Blutsverwandter verstehen, deren Verwandtschaft ausschliesslich durch die Abkunft väterlicher- oder mütterlicherseits bestimmt wird. Die Tribe umfasst also niemals die Abkömmlinge aus communistischen, d. h. ehelosen Verbindungen, und führt uns ihr Ursprung zweifelsohne in die ältesten Perioden der keimenden Gesittung zurück. Die weitere Entwicklung kann man sich auf zweierlei Weise denken: entweder man nimmt an, dass die Einzelehe die Exogamie und dann den Mädchenmord nach sich zog [1]), oder man erblickt die Veranlassung zur Bildung der Tribe, ihr organisches Princip in der Exogamie, in dem Verbot der Ehe zwischen Individuen desselben Stammes, die sich alle als blutverwandt ansahen. Dieses Gesetz der Exogamie, welches fast über die ganze Erde verbreitet war und theilweise noch ist, erklärt die bei den Dravida's Indiens und Indianern Nordamerica's herrschende Auffassung, wonach ein Mann seinen Bruderssohn als Sohn, seinen Schwesterssohn dagegen als Neffen betrachtet, während umgekehrt eine Frau ihren Schwesterssohn als Sohn und den Bruderssohn als Neffen bezeichnet. Nur mit der Exogamie gelingt es, diese Eigenthümlichkeit zu deuten; sie verbot die Geschwisterehen, nicht aber jene mit der Frau des Bruders, welche ja einem fremden Stamme angehören musste. Wie man sieht, traf die Neuerung nur einen kleinen Kreis von Verwandten und liess die alte Weibergemeinschaft noch zum guten Theile bestehen; dennoch bekundet sie einen ansehnlichen Schritt auf der Bahn dessen, was uns als Fortschritt gilt. Der Institution der Tribe kommt der Werth einer grossen reformatorischen Bewegung, der Exogamie jener eines socialen und moralischen Principes zu, indem sie den blutschänderischen Ehen gewisse Schranken zog. Wahrscheinlich fällt die Bildung des Begriffes der Blutschande erst in jene Epochen, obwohl nichts berechtigt, die Exogamie durch den Abscheu vor derselben zu erklären; im Laufe der Zeit erhob man wohl zum moralischen Gesetze, was anfänglich blosse Nothwendigkeit gewesen. Desshalb lässt sich auch aus der Scheu heutiger Naturvölker vor blutschänderischen Verbindungen kein positiver Beweis gegen eine ehelose Vorzeit ziehen. Es entspricht sicher der Wahrheit mehr, wenn das Aufkommen der Exogamie, anstatt auf Rechnung moralischer Regungen bei den Urvölkern, auf jene der einfachen Nothwendigkeit gesetzt wird. Eine solche konnte der Mangel an Weibern sein, verursacht durch grundsätzliche Tödtung der weiblichen Kinder, wie sie jetzt noch in grossem Style bei einer Menge wilder Stämme und sogar im gebildeten China im Schwange geht. In der so weit verbreiteten Sitte des Frauen-

[1]) Lubbock. A. a. O. S. 83.

raubes, von der gezeigt wurde [1]), dass sie mit nichten als Rohheit auszulegen sei, ist eine deutliche Spur exogamischer Gewohnheiten zu erkennen [2]). Auf ihr beruht aller Wahrscheinlichkeit nach der erste Anfang aller individuellen Ehe; der enge Zusammenhang zwischen Gewalt und Ehe ist unverkennbar [3]). So lange die Weiber einer Geschlechtsgenossenschaft allen Geschlechtsgenossen gemeinsam sind, kann Keiner ursprünglich an einem bestimmten Weibe ein individuelles Recht geltend machen [4]). Nur ein Raub konnte ursprünglich einem Manne das Recht gewähren, seinen Stammesgenossen ein Mädchen vorzuenthalten und es allein und ausschliesslich für sich in Anspruch zu nehmen. Das Symbol des Raubes blieb selbst dann noch bestehen, als die Nothwendigkeit seiner wirklichen Ausführung bereits lange erloschen war [5]). Einer späteren Entwicklungsstufe gehört die Ehe durch Kauf an, welche schon das Bestehen einer individuellen Ehe voraussetzt. Doch gilt bei ihr noch vollständig die alte Anschauung, dass alle Weiber, wie das Vieh und sonstiges Gut, Eigenthum der Blutsfreunde und beziehungsweise des Häuptlings sind. Diese sind es, welche die Braut dem Bräutigam gegen Zahlung eines Brautpreises verkaufen und auch für etwaige Mängel derselben einstehen. In dieser Periode des Brautkaufs wird unehelicher Umgang mit einem Frauenzimmer lediglich als ein Rechtsbruch des Mannes wider die Rechte der Geschlechtsgenossen der Frau aufgefasst. Nothzucht, Ehebruch und ausserehelicher Verkehr werden daher ganz gleich behandelt. In der Urzeit, wo jeder Rechtsbruch masslos gerächt wird, verfällt der Verführer dem Tode; auf vorgerückteren Stufen kann der Frauenschänder seinen Rechtsbruch sühnen, und die Busse fällt anfangs den Blutsfreunden, später aber der Geschändeten selbst zu. Die Periode des Brautkaufs erreicht endlich ihr Ende, indem aus dem früheren wirklichen Kaufe allmählig ein Scheinkauf wird. Diese alte Form geht alsdann langsam, nachdem ihr Inhalt weggefallen, zu Grunde und führt damit den völligen Untergang des alten Brautkaufs herbei [6]).

Einen Einblick in die Geschlechtsverhältnisse verschiedener Völker gewähren die Bezeichnungen für Blutsverwandte. Bei einer stattlichen Reihe von Stämmen weichen diese Benennungen von den unserigen völlig ab, in der Weise, dass die Abkömmlinge eines gemeinsamen Ahnherrn oder einer gemeinsamen Ahnmutter sich, wenn sie derselben Geschlechtsfolge angehören, den Namen Bruder oder Schwester geben; sie nennen sämmtliche Zugehörige der nächst früheren Geschlechtsfolge Väter und die der nächstfolgenden Söhne. Das Bewusstsein einer individuellen Verwandtschaft besteht hier

[1]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 235. Auch diese Auffassung des Frauenraubs wird von Staniland Wake bestritten. (*Revue d'Anthropol.* III. Vol. S. 738—739.)

[2]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 104—134.

[3]) Lubbock. A. a. O. S. 87.

[4]) Post. A. a. O. S. 55.

[5]) Lubbock. A. a. O. S. 85.

[6]) Post. A. a. O. S. 54—88.

nicht; es gibt nur die Verwandtschaft mit dem ganzen Stamme; die ganze Horde hat das Kind zu Eltern. Die Benennungen Onkel, Tante, Neffe, Nichte, Vetter existiren nicht; ja es gibt nicht einmal Wörter für Vater und Mutter in unserem individuellen Sinne. Diese eigenthümliche Auffassung der Verwandtschaft hatte und hat noch eine weite Verbreitung; sie herrscht namentlich auf den Eilanden der Südsee, welche bis zu ihrer relativ jungen Besetzung durch Europäer sich einer ungestörten Entwicklungsruhe erfreuen konnten. Wenn man nun darin die Reste einer ehelosen Vorzeit, einer Periode des Hetärismus zu erkennen glaubt, so wird diese Meinung wohl kaum durch die Erwägung widerlegt, dass nicht die Grade der Blutnähe, sondern die Zeitfolge der Geschlechter und der Rang innerhalb der Familie bezeichnet werden sollten [1]), denn jedenfalls wird durch die gewählten Bezeichnungen der Begriff der Familie selbst derart erweitert, dass er unter Umständen hart an den Hetärismus streifen kann. Zudem wissen wir von Hawai ganz speciell, dass bis in's vorige Jahrhundert die dortigen Kanaken sich durch keine verwandtschaftliche Rücksicht in ihren geschlechtlichen Verbindungen beirren liessen [2]). Das besprochene Nomenclatursystem nach Geschlechtsfolgen ist in unseren Tagen mit mancherlei Modificationen noch bei vielen Völkerschaften in Uebung, obwohl das ihm zu Grunde liegende Familienwesen der Urzeit seither völlig verschiedene Formen angenommen hat. Man bemerkt, dass das Princip der Verwandtschaft nach Geschlechtsfolgen sich mit dem der individuellen Verwandtschaft combinirt, und dies tritt wiederum gleichzeitig mit der Organisirung der Tribe ein.

Die Tribe konnte sich auf zweierlei Art organisiren; nach der Abstammung, sei es durch die Weiber, sei es durch die Männer. Beide Arten bestehen heute noch, scheinen jedoch nicht der nämlichen Entwicklungsphase anzugehören, und man dürfte kaum anstehen, die Genealogie durch die Weiber für die ältere Form zu halten. In der That konnte der Begriff der Abstammung, der Zusammengehörigkeit dem rohen Urmenschen zuerst durch das Vorhandensein der Nabelschnur *ad oculos* bewiesen werden, die denn bei manchen Naturvölkern heute noch in besonderer Achtung steht [3]). Ausserdem aber beweist das Beispiel Hawai's, wo wir den Uebergang aus dem Stadium des Hetärismus in jenes der Familie beobachten können, dass dieser sich zuerst auf dem Wege der Abstammung durch die Weiber vollzog; vielleicht würden die Kanaken Hawai's, ohne die Dazwischenkunft der Europäer, ganz von selbst in der Folge von der weiblichen zur männlichen Descendenz über-

1) Peschel, *Völkerkunde.* S. 242.

2) Varigny, *Quatorze ans aux îles Sandwich.* Paris 1874. 8⁰. S. 159.

3) Die Fidschi-Insulaner beerdigen die Nabelschnur in grosser Ceremonie. (Siehe George Springer Rowe, *Fiji and the Fijians* London 1858. 8⁰. I. Bd. *The islands and their inhabitants*, by Thomas Williams. S. 176.) In Uganda und Unyoro verziert man sie mit Perlen, bewahrt sie das ganze Leben des Individuums hindurch und begräbt sie mit ihm. (John Hanning Speke, *Journal of the Source of the Nile.* London 1863. 8⁰.)

gegangen sein, wie auf den Tonga-Inseln, wo diese Wandlung in unseren Tagen vor sich geht.

Die zur Bildung bestimmter Familien inmitten der Horde leitenden Motive können in einer Steigerung des allgemeinen Wohlstandes liegen, wie ja fast alle grossen Gesittungsfortschritte an tiefgehende Aenderungen in der ökonomischen Lage der Völker anknüpfen. Eine solche war unstreitig der Uebergang vom Nomadenthume zur Bodensässigkeit; jedenfalls hat letztere mindestens zur Bildung besonderer Familien ermuthigt, um die Ausdehnung der primitiven Verwandtschaften einzuschränken; denn ein natürlicher Trieb leitet den Menschen, die Zahl der Mittheilnehmer an seiner Habe zu verringern und mit dem Communismus zu brechen. Selbstredend vollzog diese Entwicklung sich nur äusserst langsam und jede ihrer Phasen charakterisirt sich durch einen Kampf zwischen dem alten und dem sich neu bildenden Eigenthumsrechte [1]).

Die Völkerkunde versieht uns mit einer genügenden Menge von Beispielen, welche beweisen, dass das Gefühl der Vaterliebe dem Menschen nicht angeboren ist, und es lässt sich darthun, dass es als eine spätere Consequenz des Eigenthumsrechtes zu betrachten sei. Die ersten Beziehungen zwischen Vater und Kind sind jene des Herrn zum Sclaven, und bei vielen africanischen Stämmen gelten die Kinder nur was sie als Arbeiter oder Verkaufsgegenstand werth sind; bei anderen herrscht ausgesprochene Feindschaft zwischen Vater und Kindern. So scheint die Vaterliebe eher als eine Errungenschaft der Gesittung denn als von der Natur gegeben, wie ja auch im Reiche der übrigen thierischen Organismen keine Spur davon zu finden ist. Sie tritt erst dann auf, wenn aus der communistischen Habe sich der Begriff des Eigenthums ausgelöst hat. Die auf der männlichen Descendenz beruhende **patriarchalische** Familie ist im Gegensatze zu jener, welche wir die **gynaikokratische** nennen wollen, eine civilrechtliche Einrichtung. Ehe man dahin gelangte, fanden wohl verschiedene Anläufe statt, deren Spuren meist verschwunden sind. Vielleicht gehört in die Kategorie dieser Anläufe, dieser Uebergangsstadien von der weiblichen zur männlichen Descendenz, die Polyandrie unter Brüdern, wie sie bei den Tibetanern und den Todas der Nilgherries, ja selbst vereinzelt im Mahabharata vorkommt. Bemerkenswerth ist, dass die beiden Wörter für Vater *pater* und *genitor* sich auch darin unterscheiden, dass ersteres den Besitz, letzteres dagegen die physische Vaterschaft ausdrückte; allmählig erst wurden sie dem Sinne nach identisch.

Die eigentliche Vaterschaft hebt erst an, als mit der Ehe eine Art persönliches Eigenthum auftritt; nur wenn dem Manne der ausschliessliche Besitz seiner Frau für eine gewisse Zeit gesichert ist, vermag er sich als Vater seiner Kinder zu betrachten und eine patriarchalische Familie zu gründen. Kriegerische Racen, bei denen das Eigenthum grössere Stabilität genoss, konnten daher leichter

[1]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 135

Bayerische Staatsbibliothek München

zur Ehe gelangen. Schon am Beginne der Geschichte lernen wir also den Krieg und die kriegerischen Tugenden als einen civilisatorischen Factor kennen. Bei sehr vielen Völkern aber fand, wie wir sahen, die Ehe Eingang auf dem Wege des Kaufes und Verkaufes der Weiber. Wo dies der Fall, haben sich die Gewohnheiten der hetärischen Zeit länger als sonst erhalten. Als der im Hetärismus lebende Stamm Verbindungen mit Fremden einzugehen begann, verkaufte die Familie nicht das Mädchen selbst, sondern nur das Ueberlassungsrecht desselben; bei vielen Völkern muss der Ehemann zu seiner Frau ziehen. Deutlich prägt sich dieses Verhältniss in den einst üblichen *Ambek-Anak*-Ehen auf Sumátra und den *Beena*-Ehen auf Ceylon und den indischen Kocchs aus. Auch war der Kauf einer Frau für Viele keine leichte Sache; der Unbemittelte sah sich genöthigt, um die Frau zu erwerben, ihren Kaufpreis durch eigene Arbeit abzuverdienen, im Hause der Schwiegereltern Sclavendienste zu leisten, wovon selbst die Bibel ein bekanntes Beispiel verzeichnet. Endlich gewährt der Kauf der Frau nicht überall auch den Besitz der Kinder, welche der Vater wieder durch eine besondere Zahlung erwerben muss, wenn ihm dieses Recht überhaupt zugestanden wird. Unter solchen Umständen bietet ihre eigene Familie der Frau einen solchen Rückhalt, dass sie eine wahre Tyrannei über ihren Gemahl ausübt [1]).

In Africa erkennt man auch noch die männlicherseits gemachten Anstrengungen, um mit dem alten gynaikokratischen Familiensysteme zu brechen, wonach die Kinder der Mutter gehören und folgen. Wir sehen dort die Verbindung des Mannes mit seiner Sclavin sich vollziehen, und den Kindern dieser letzteren, nicht seiner eigentlichen Ehefrau hinterlässt der Vater seine Habe. Viele Berberstämme bekunden eine auffallende Neigung, fremde Sclavinnen statt Weiber aus ihrem eigenen Stamme zu heirathen. Die Vererbung des väterlichen Besitzes auf die Kinder der Sclavin ist ein sichtbarer Schritt zur Herstellung der patriarchalischen Familie [2]).

Ueber die Art und Weise, wie die Gesetze über das Eigenthum und insbesondere das Erbrecht durch die urzeitlichen Verwandtschaftssysteme beeinflusst wurden, bieten die Basken [3]) einen schlagenden Beleg. Nach altbaskischem Rechte blieb es dem Zufalle überlassen, zu entscheiden, ob die Familie sich durch weibliche oder männliche Genealogie fortpflanzen würde, je nachdem das erstgeborne Kind ein Mädchen oder ein Knabe war. Sogar jetzt noch, wo seit einem Jahrhunderte die französische Civilgesetzgebung im Lande herrscht [4]), erhält sich die alte Sitte, indem die Eltern das erst-

[1]) Ladislaus Magyar, *Reisen in Südafrica*. 1849—1857. Pesth und Leipzig 1859. 8°. I. Bd. S. 236.

[2]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 142—171.

[3]) M. Eugène Cordier, *Le droit de famille aux Pyrenées*. (*Revue hist. de Droit français et étranger*. Paris 1859. S. 257—300. 353—396. 492—520.)

[4]) Die Civilgesetzgebung der Basken ward erst 1768 reformirt.

Bayerische Staatsbibliothek München

geborne Kind, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, auf jede gesetzlich zulässige Weise bedenken, ja die jüngeren Geschwister freiwillig ihm ihren Antheil abtreten. Dieses Recht der Erstgeburt beruht in dem Wunsche, die Güter der Familie ungetheilt zu erhalten; der Erstgeborne ist weniger ihr Besitzer als ihr Verwalter, wesshalb er sich auch nie mit einem erstgebornen, also wieder erbberechtigten Kinde vermählt. Gleichen Sitten huldigen die Japaner, so zu sagen am anderen Ende des Erdballes.

Das Charakteristische der gynaikokratischen Familie, — denn nur auf diese erstreckte sich diese „Herrschaft des Weibes“ [1]), ist die Anerkennung der mütterlichen Descendenz und die juridische Erbfolge der Kinder nach der Mutter in Namen und Besitz. Fast in keinem Theile unserer Erde fehlt dieser Zustand, den man nur sehr unzutreffend ein „Recht des Schwächeren“ [2]) nennen könnte. Wäre diese Bezeichnung richtig, so würde sie allein genügen, um jedweden Glauben an einstige gynaikokratische Zustände in der Vorzeit unseres Geschlechtes zu verscheuchen, denn keine anderen als die Naturgesetze schwangen damals wie heute ihr Scepter. Naturgesetz ist aber allein das Recht des Stärkeren, und dieses wird nirgends gefährdet dort, wo heute noch das im Neffenerbrecht sich aussprechende mütterliche Princip in der Familie waltet. Ob dieses nun auf die Unsicherheit der Vaterschaft (*pater incertus, mater certa*) oder lediglich auf seltsame Vorstellungen der Wilden von der Zeugung zurückzuführen sei [3]), bleibe dahingestellt; wahrscheinlicher dünkt uns immerhin das Erstere. Eben so wenig lässt sich behaupten, dass Ungewissheit über die Vaterschaft, wie sie Frauengemeinschaft oder Vielmännerei wachrufen würde, auch bei solchen Stämmen nicht zum Neffenerbrecht geführt haben könne, welche den aus vier Welttheilen bekannten Brauch des männlichen Kindbettes (*Couvade*) beobachten [4]), denn diese seltsame Sitte wird von den Verfechtern der alten Gynaikokratie mit mehr Glück gedeutet als durch den Hinweis auf die bei einigen Horden herrschende Voraussetzung, dass noch ein leibliches Band zwischen dem Vater und dem Neugeborenen bestehe [5]). Auch diese Frage scheint im Uebrigen noch nicht spruchreif, und ist eine Entscheidung an

[1]) Eine Gynaikokratie im Sinne J. J. Bachofen's (*Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt, nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur.* Stuttgart 1861. 4°.) wird von Lubbock, Peschel und Post, wie mir dünkt, mit Recht, in Abrede gestellt.

[2]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 244.

[3]) A. a. O. S. 245.

[4]) Peschel. A. a. O. S. 246. — Siehe bei Tylor, *Researches into the early history of mankind and the developement of civilisation.* London 1865. 8°. S. 288, dann bei Peschel, A. a. O. S. 26 das Verzeichniss jener Völkerschaften, bei welchen die Sitte der Couvade herrscht. Dr. Ploss führt in einem Vortrage in der Leipziger anthropologischen Gesellschaft (abgedruckt im 10. *Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde.* Leipzig 1871) diese Sitte auf die mir fremde Anschauung der Naturvölker zurück, wonach das Kind noch directer vom Vater als von der Mutter abhänge.

[5]) Peschel. A. a. O. S. 26.

dieser Stelle auch gar nicht zu fällen nöthig. Dass gynaikokratische Sitten bei allen Völkern sich dereinst eingestellt, so zu sagen ein nothwendiges Durchgangsstadium in der Entwicklungsgeschichte der Familie gewesen, wagen die Anhänger dieser Theorie selbst nicht zu behaupten, zumal weder Arier noch Semiten irgendwelche Spuren davon aufweisen. Wohl aber mag dies bei jenen Völkern der Fall gewesen sein, welche ihnen auf dem jetzigen Boden vorangingen oder die sie verdrängten. Im Mahabharata spricht sich wiederholt der Abscheu gegen die Blutschande aus; wesentlich tiefer stehen die diesbezüglichen Ansichten der Semiten, da die hebräische Legende die Entstehung des Menschengeschlechtes direct aus Blutschande hervorgehen lässt [1]. Was die beiden classischen Culturvölker des Alterthumes anbelangt, so hatten sie anfänglich wohl exogamische Gewohnheiten [2], doch ist die Ansicht ausgesprochen und zu begründen versucht worden, dass für die römische *gens* der Ursprung in der mütterlichen Descendenz, welche vor der väterlichen geherrscht hätte, zu suchen sei [3]. Der Gegensatz zwischen dem väterlichen und mütterlichen Rechte spiegelt sich auch in der confusen Verwirrung der Hellenen ab, während das Civilrecht der Römer den Charakter einer Reaction gegen die früheren Einrichtungen trägt. Die Untersuchungen über die Stellung des Weibes im alten Aegypten, wo besonders der Schwester des Königs eine wichtige Rolle zukam, leiten zu der Ansicht, dass das patriarchalische Regiment in mehreren Theilen Africa's auf dem Wege der Eroberung eingeführt wurde. Und hier offenbart sich sofort ein tief einschneidender Contrast, indem die nach männlicher Descendenz geordnete Familie zugleich auch eine aristokratische, die gynaikokratische hingegen eine demokratische Gesellschaft bezeichnet. So begegnen wir der Demokratie, die man gemeiniglich als eine fortgeschrittene Phase der Gesittung schildert, die man sogar als das Ziel der jetzigen Civilisation auszugeben liebt, schon auf den alleruntersten, längst überholten Stufen der socialen Entwicklung. Nicht unmöglich, dass die patriarchalische Ordnung ursprünglich nur den reichen Familien und höheren Ständen eigen, von denen sie auf die Volksmassen überging [4]. Unter allen Umständen dürfte man die, gleichviel ob monogamische oder polygamische Ehe mit dem Familienprincipe der männlichen Descendenz für das Ergebniss eines langen, langsam gereiften Entwicklungsprocesses zu betrachten berechtigt sein [5].

[1]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 185 und Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* Wien 1873. 8°. S. 38.

[2]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 131. In gleichem Sinne deutet den Raub der Sabinerinnen Peschel, *Völkerkunde.* S. 235.

[3]) Giraud-Teulon. A. a. O. S. 203—234.

[4]) A. a. O. S. 235—284.

[5]) Diese Auffassung theilt auch Herr Barbier, indem er sagt: *persuadé que je suis que l'histoire de l'humanité n'est qu'un long progrès vers la civilisation.* (*Revue d'Anthropol.* III. Vol. S. 744.)

Die Arbeit ein Naturgesetz.

Wir vermögen nimmer die Anfänge der Cultur mit Erfolg aufzudecken, ohne zu vergleichenden Blicken auf die Naturvölker der Gegenwart unsere Zuflucht zu nehmen. Gleichwie nach den Lehren der Biologie die graduelle Entwicklung des Embryo die Geschichte des ganzen Stammes in kurzen Zügen darstellt, so weisen uns die bestehenden Culturabstufungen der Völker der Gegenwart den Gang, den die Gesittung des ganzen Geschlechts eingeschlagen. Die Frage nach der Planetenstelle, wo zuerst eine Culturentwicklung begann, muss leider unbeantwortet bleiben; wir vermögen sie nicht zu bezeichnen. Mit ziemlicher Gewissheit lässt sich indess vermuthen, dass sie in der gemässigten Zone lag. In der heissen Zone herrscht nämlich eine erstaunliche Geschichtslosigkeit. Sieht man ab von dem schmalen Nordrande Africa's und dem fruchtbaren Nilthale, wo schon frühzeitig Cultur erblühte, so findet man im weiten Innern dieses Welttheiles nur barbarische Stämme auf tiefer Gesittungsstufe, ohne Geschichte, unbeachtet dahinschwindend. Freilich war diese Gesittungsstufe noch lange nicht so tief als gemeinhin behauptet und geduldig vernommen wird; jedenfalls muss man die Völker dieser heissen Landschaften noch hoch über jene stellen, welche den sibirischen Norden Asiens und die seebedeckten Ebenen des vereisten Nordamerica bewohnen. Dort ist nur eine schwache Spur dessen zu finden, was man menschliche Gesellschaft nennt. Aehnliches trifft man an der dem kalten Südpole zugewendeten Spitze Patagoniens und des Feuerlandes, wo das sturmumbrauste Cap Horn auf trauriger Felseneinöde in den Ocean hinausragt. Die gemässigte Zone erscheint demnach als allein zur Entwicklung der geistigen Cultur geeignet. Nach früheren Begriffen glaubte man dies dahin erklären zu müssen, dass in den nordischen Gegenden die Kälte, in den südlichen hingegen die Hitze das Gedeihen der zum Leben erforderlichen Thiere und Pflanzen hemme, sie also unfruchtbar mache, während die gemässigte Zone allein den Vorzug besitze, alle Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Wenngleich für den höchsten Norden richtig, lässt sich diese Behauptung nicht auf die Tropengebiete anwenden, welche an Productenreichthum im Gegentheile alle anderen Länder übertreffen. Fast wäre man also verleitet zu folgern, wenn schon die gemässigte Zone der Sitz der Cultur geworden, so sollten um so viel mehr die Tropen mit ihrer überschwenglichen Fülle, ihrem Ueberflusse aller Art, mit noch weit höherer Cultur ausgestattet sein. Dass dem nicht so, findet seine Begründung darin, dass der Gesittungsaufschwung bedingt wird nicht dadurch, d a s s die Natur das zum Lebensunterhalte Erforderliche, sondern w i e sie es hervorbringt. Nicht blos weil das heisse Klima auf Geist und Körper erschlaffend wirkt, sondern eben w e i l die Tropennatur in üppiger Fülle und ohne Betheiligung des Menschen selbst alles Nothwendige erzeugt, waren die Erdstriche zwischen den Wendekreisen nicht befähigt, der Ursitz der Cultur zu werden. Hier bedarf der

Mensch zu seinem Unterhalte weder der Arbeit noch der damit verbundenen geistigen Thätigkeit; gedankenlos pflückt er zur Nahrung sich die saftige Frucht vom Baume, wie heute noch auf manchen Eilanden des Stillen Oceans, und bleibt dabei Naturmensch. Anders in gemässigten Himmelsstrichen, wo die Natur weniger freigebig, wo dem Boden erst durch Mühe und sauere Arbeit die Frucht entlockt werden will, wo die Beeren des Waldgebüsches und die wenigen einheimischen Obstgattungen kaum genügten, das nackte Leben zu fristen. Hier musste der Mensch sinnen und arbeiten.

Und hiermit stehen wir an der Schwelle des Culturbeginns. Der erste Culturmensch war jener, der zuerst arbeitete. An die Arbeit knüpft sich die gesammte Culturentwicklung der Menschheit, sie ist ihr bedingender Factor. Die Arbeit, die materielle Arbeit erheischte zuerst Thätigkeit des Geistes und mit ihrer Entwicklung musste auch diese sich steigern. Was aber zur Arbeit trieb, das war die Noth, ein anderes völlig materielles Moment. Dies verdient vor Allem betont zu werden Jenen gegenüber, welche für das Erwachen des Geistes nach übernatürlichen Ursachen spähen. Wir gewahren in der Arbeit die erste culturhistorische, zugleich aber auch die erste volkswirthschaftliche That, indem sie als die Bekämpferin der Noth auftritt. Und da sich das Schicksal des Menschengeschlechts, die Entwicklung der Staaten und Völker auf ökonomische Gesetze zurückführen lässt, so erfordert das Erscheinen der Arbeit, welche jede volkswirthschaftliche Bewegung beherrscht, eine besondere Beachtung. Die Arbeit ist eines jener Phänomene, die, wandelbar wie auch die Culturregungen der Menschheit gewesen, doch stets als ein Beständiges, ihrem inneren Wesen nach Unveränderliches sich darstellt. Die Form, in welcher die Arbeit verrichtet, geleistet wird, wechselt mit den Zeiten und den Völkern, sie selbst, die Arbeit, bleibt mit all' ihren Mühen, Beschwerden und tyrannischen Heischesätzen. Sie muss verrichtet werden und ist auch, ob so oder anders, allezeit verrichtet worden. Es ändert nichts an ihrem Wesen, dass sie sich mit zunehmender Cultur als geistige wie als materielle Arbeit uns aufdrängt. Und wenn wir, um das Wesen der Arbeit zu erklären, nach Vergleichen in der Natur suchen, so begegnet uns unwillkürlich das ganze Zeugungsgeschäft in derselben als eine ewige Arbeit der Naturkräfte. Jede Verrichtung einer Kraft ist Arbeit und wenn auch die Werkstätten der Natur mitunter noch geheimnissvoll dem Forscherauge sich entziehen, das Keimen, Sprossen und Blühen ist doch die Arbeit, die sich im organischen Reiche mit unerbittlicher Nothwendigkeit vollzieht. Mit anderen Worten, in der Natur wie im Menschenleben ist die Arbeit das Werden, der Werdeprocess. Damit ist zugleich erklärt, warum die Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Entfaltung unabänderlich eine beherrschende Stellung einnimmt und stets einnehmen wird, denn die Arbeit ist ein Naturgesetz [1]).

[1]) Sehr schön dargelegt durch Carl Russ, *Arbeit in der Natur*. (*Neue freie Presse* vom 9. März und 17. April 1871.)

Die primitiven Formen des Eigenthums.

Das natürliche Resultat der Arbeit war das Gut, das Erworbene, das Eigenthum. Insoferne diese Arbeit sich ursprünglich auf rohe Kraftäusserung beschränkte, wird gegen den berühmten Satz: „Eigenthum ist Diebstahl“ [1]) sich nur wenig Erhebliches einwenden lassen. Es däucht uns ganz unhaltbar die von J. G. Fichte, Immanuel Fichte, von Renouard und Andern vertretene Ansicht, welche am besten in der folgenden Exposition Ahrens' ausgedrückt ist: „Das Eigenthum ist für jeden Menschen Bedingung seines Lebens und seiner Entwicklung. Es ist in der Natur des Menschen selbst begründet und muss daher als primitives, absolutes Recht betrachtet werden, das von keinem äusserlichen Act, wie Occupation, Arbeit, Contract abhängt. Das Recht entstammt direct der Natur des Menschen und es genügt Mensch zu sein, um Eigenthumsrecht zu besitzen.“ Das Eigenthum hat sich vielmehr durch die Besitzergreifung, d. h. durch die Arbeit gebildet; sie enthielt in ihrer Macht das Eigenthum und musste es durch die Entwicklung ihrer Gesetze hervorbringen. Diese Thatsache war allerdings kein Recht in dem Sinne, wie dieses sich später entwickelt hat; „das Eigenthum, das natürliche Product der Besitznahme und der Arbeit, war ein Princip des Vorgreifens und der Eroberung“ [2]); sein Entstehen fällt noch in eine rechtlose Zeit. Zustände, wo unter Menschen Eigenthum nicht unterschieden worden wäre, liegen also jenseits der Grenze unseres Forschens [3]). Dagegen vermögen wir wohl die verschiedenen Formen zu erkennen, unter denen das Eigenthum in der Geschichte der menschlichen Cultur aufgetreten ist.

Wie wir auf den Anfangsstufen des geschlechtsgenossenschaftlichen Lebens Weiber- und Kindergemeinschaft finden, so finden wir auch allgemeine Gütergemeinschaft. Wie es keine individuelle Ehe gibt und keine individuelle Vater- und Mutterschaft, so fehlt es auch an jedem individuellen Eigenthum, und die Entstehung eines solchen hält genau Schritt mit der Entstehung einer individuellen Ehe und einer individuellen Elternschaft. Der Communismus ist die Urform der Gesellschaft, aus welcher die Civilisation die Menschen herausgeführt hat, nicht die Form, zu der, wie die modernen Communisten lehren, zu welcher sie hinführt. Er bildet das tiefste, nicht das höchste Niveau menschlicher Gesittung. Die älteste Ge-

[1]) Proudhon. A. a. O. II. Bd. S. 301.

[2]) A. a. O. II. Bd. S. 219. Herr Ubell (in der *Grazer Tagespost*, *Literaturblatt* vom 13. September 1874), welcher übersehen hat, dass obiger Satz von Proudhon herrührt, meint es werde hier „eine haarsträubende Begriffsconfusion zum Besten gegeben“, ein Compliment, das also an die Adresse des französischen Denkers zu leiten ist. Wenn aber der Kritiker meint, ich, resp. Proudhon, wolle zwischen Arbeitseigenthum und Raubeigenthum unterscheiden, vermöge aber nicht diesen Unterschied klar zu machen, so ist er im Irrthum. Ich meinestheils kenne einen solchen principiellen Unterschied nicht, bemühe mich daher auch nicht ihn klar zu machen.

[3]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 521.

schlechtsgenossenschaft besitzt alles Gut, bewegliches sowohl wie unbewegliches, gemeinsam und ungetheilt. Wie Keiner ein Weib für sich hat, so hat auch Keiner irgend ein Gut für sich.

Den ersten Anfang zu einem individuellen Eigenthume finden wir darin, dass einzelne Gegenstände des beweglichen Vermögens, welche eine hervorragende Beziehung zu einem einzelnen Geschlechtsgenossen haben, als diesem allein gehörig betrachtet werden. Ueberhaupt entsteht ein individuelles Eigenthum zuerst am beweglichen Vermögen, während beim Immobiliareigenthum noch lange die alte Vermögensgemeinschaft bestehen bleibt. Alles Grundeigenthum steht in der ältesten Zeit im ungetheilten Besitze der Geschlechtsgenossenschaft, sei es des Stammes, sei es der kleineren Sippenverbände. Wenigstens gilt dies dann, wenn die Völkerschaften sesshaft geworden; denn so lange sie noch ein Jäger- oder Nomadenleben führen, kann man von einem Grundeigenthum nicht sprechen; es finden sich an dessen Stelle nur abgegrenzte Jagd- oder Wanderungsbezirke, wie solche z. B. in Brasilien und Australien vorkommen [1]). Einen solchen socialen Charakter besitzt denn auch das Eigenthum in allen historisch bekannt gewordenen primitiven Gemeinschaften, in Asien, Europa, Africa, bei den Indern, Slaven und Germanen. Bei allen diesen Stämmen sicherte das Recht jedem Einzelnen den Genuss eines bestimmten Eigenthums zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, in so ferne er das Land als Gemeingut benützen kann; hört aber seine persönliche Nutzung auf, so tritt das alte Stammeseigenthum wieder in Kraft. Ein individuelles Eigenthumsrecht des einzelnen Geschlechtsgenossen an Grund und Boden fehlt ursprünglich ganz. Alles Eigenthum erscheint unveräusserlich und unvererblich. Eine Vererblichkeit des Grundeigenthums ist immer schon ein Zeichen vorgeschrittener Entwicklung; auch eine Veräusserlichkeit tritt erst spät ein. Berechtigt zur Nutzung des Stammlandes ist nur der Stammesgenosse. Fremden ist eine solche Nutzung nicht gestattet. Die Ungetheiltheit des Gemeineigenthums in der ältesten Zeit hat vielfach auch eine gemeinsame Bearbeitung desselben zur Folge [2]). Am vollständigsten ausgeprägt ist dieses System heute noch in der russischen Dorfgemeinschaft, *Mir*, und in jener auf Java, *Dessa* genannt. E. de Laveleye [3]) hat gezeigt, wie schon hier das Princip der Individualität, der Sparsamkeit mächtig ist, der Trieb zu Verbesserungen durchaus nicht abgeht, dagegen manche Vorzüge, welche unserer heutigen Lebensart fehlen, dort vorhanden sind. Dies kann durchaus nicht befremden, wenn wir bedenken, dass jede Civilisationsstufe, auch die niedrigste, Vorzüge besitzt, welche den höheren abgehen und umgekehrt, womit jedoch noch keineswegs ein Zurücksehnen solch entschwundener Culturperioden gutgeheissen wird. Jede neue Entwicklungsphase vermehrt zwar im Ganzen die

[1]) Post. A. a. O. S. 114—115.

[2]) Post. A. a. O. S. 115—122.

[3]) E. de Laveleye, *De la propriété et de ses formes primitives.*

Summe der Culturphänomene, nicht aber ohne manche Erscheinung der Vergangenheit zu zerstören, darunter auch solche, welche einen wahren Vorzug begründeten. So fehlte den antiken Dorfgemeinschaften vor Allem jene Geissel unserer westlichen Civilisationen, das Proletariat; es kann nicht entstehen, denn jeder besitzt die nöthigen Lebensmittel und jede Familie sorgt für Kranke und Greise. Die Familienliebe, welche bei uns beinahe alle Kraft verloren hat, vereinigt dort alle Glieder. Jedes Mitglied der Gemeinde ist sein eigener Herr; jeder arbeitet für sich selbst, rechnet auf seine Zukunft und lebt ruhig, während bei uns der Arbeiter stets um seinen Lohn besorgt sein muss. Dabei muss immer noch bedacht werden, dass die Wohlthaten dieses Systems durch die lange Aufrechterhaltung der Leibeigenschaft, welcher überhaupt alle Vorwürfe zu machen sind, die man gewöhnlich dem Dorfsystem macht, beeinträchtigt wurden. Das russische Dorfsystem hat ferner für die Colonisation dieses grossen Reiches ähnlich gewirkt, wie im Mittelalter die Klöster und hat so Resultate verwirklicht, welche der individuellen Kraft unmöglich zu erreichen gewesen wären. Aehnliches finden wir in den freilich ziemlich spärlich vorhandenen Dessas. In allen diesen Gemeinschaften herrschen die einfachsten ökonomischen Verhältnisse. Die Gründe werden weder verkauft, noch vermiethet, noch testirt, Contracte sind beinahe unbekannt, Zinsen werden kaum geahnt. Der Tausch beschränkt sich auf die wichtigsten Lebensmittel; Concurrenz existirt nicht und das Herkommen bestimmt die Preise. Unsere Lebensregel, am billigsten zu kaufen und am theuersten zu verkaufen, ist hier unbekannt und das Leben hat etwas vom Vegetativen, es ist einfach und regelmässig. Auch das Erbrecht zeigt grosse Vorzüge. Jeder ist an dem gemeinschaftlichen Fond betheiligt, sobald er das productive Alter erreicht: er hat nicht erst den Tod der Eltern abzuwarten, ein Verhältniss, welches bekanntlich zu monströsen Thaten führt und an das traurige Ereigniss des Hinscheidens der Eltern zumeist frohe Gefühle knüpft. Auch kann Niemand anders prosperiren als durch seine eigene, auf das gemeinsame Productionswerkzeug angewendete Arbeit, Niemanden trifft unverdiente Strafe, wenn der Vater verschwenderisch war, Niemand unverdienter Lohn, wenn der Vater grosse Schätze sammelte; Jeder ist seines Glückes Schmied und so haben wir denn auch die richtige Triebfeder des Individualismus entdeckt.

Die Freiheit und das Eigenthum *pro indiviso* für Alle, das waren auch bei den germanischen Stämmen — wie wir aus Diodor, Tacitus, Horaz etc. wissen — die wesentlichen, gewissermassen inhärenten Rechte der Persönlichkeit. Diese egalitäre Organisation gab dem Individuum eine ausserordentliche Kraft, welche es erklärlich macht, dass nicht sehr zahlreiche Barbarenhorden das römische Reich unterwarfen, trotz seiner künstlichen Administration, seiner vollständigen Centralisation und seinem Civilrechte, welches man die geschriebene Vernunft nannte. Aber selbst bis in's classische Alterthum lassen sich die unwiderleglichsten Spuren des Gemein-

eigenthums verfolgen; wir finden dasselbe in Griechenland und Rom, wie dies Mittheilungen aus Diodor, Strabo, Aristoteles bestätigen. Für das Gemeineigenthum sprechen die vielen Spuren, welche dasselbe in der Lykurgischen Gesetzgebung zurückgelassen, spricht in Rom die älteste Form des Eigenthumserwerbs, die *mancipatio*, welche auf Grundeigenthum nicht angewendet werden konnte, spricht die älteste Bezeichnung für das Vermögen, *pecunia, familia pecuniaque*. Dessgleichen lässt sich aus der Thatsache, dass sowohl bei Griechen als bei Römern in ältester Zeit das Viehgeld existirte, der Schluss ziehen, dass hier das Grundeigenthum allgemein gewesen sein muss. Noch mehr wird aber diese Thatsache dadurch bestärkt, dass weder in Griechenland noch in Rom Immobilien testirt werden konnten, was wohl beweist, dass dieselben dem individuellen Willen nicht unterworfen waren. Das alte Recht kennt das Testament nicht, weder in Athen, Sparta, Corinth, Theben noch in Rom, ebenso bei den Germanen (*nullum testamentum*). Finden wir uns hierdurch in der Ueberzeugung bestärkt, dass in der That das Gemeineigenthum eine allgemeine und bei allen Völkern auf einer gewissen Culturstufe wiederkehrende Erscheinung ist, so finden wir anderseits hierin auch neuerdings die Bestätigung der Ansicht Maine's, dass das Testament durchaus kein Naturrecht, sondern das Resultat der Rechtsentwicklung in einem gewissen Stadium, vielleicht eine Erfindung der Römer sei.

Das Gemeineigenthum bildet die älteste Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Eigenthums. Auf einer weitern Stufe erscheint das Familieneigenthum. Nachdem das Gemeindeeigenthum und die periodische Theilung in Vergessenheit geriethen, wurden Grund und Boden nicht unmittelbar individuelles Eigenthum, sondern erst unveräusserliches Erbgut der in Hausgemeinschaft lebenden Familie. Es ist nicht möglich, dieses Moment der Evolution, welche das Grundeigenthum vom Alleigen zum Sondereigen führte, überall wahrzunehmen; aber wir können es noch als lebensfähige Institution bei den Südslaven der österreichischen Militärgrenze und der Türkei studieren. In früherer Zeit, und zumal im Mittelalter aber, waren diese Hauscommunionen sehr verbreitet, so namentlich in Frankreich und Italien, welch' letzteres auch heute noch manche Spuren derselben aufweist, ja, wie uns bekannt, findet Leslie neuerdings in der Auvergne manche Reminiscenzen dieser Form des Grundeigenthums. Aus der Hauscommunion hat sich erst in Folge zahlreicher Einflüsse das schroffe, unbeschränkte Eigenthumsrecht an Grund und Boden entwickelt. Dasselbe ist heute allgemein verbreitet, obwohl nie vergessen werden darf, dass selbst gegenwärtig die Benutzung und die Eigenthumsverhältnisse an Grund und Boden ziemliche Verschiedenheiten aufweisen. Laveleye erwähnt in erster Linie die für ihn mustergiltige Institution der Allmenden in der Schweiz, die in Holland unter dem Namen *beklemregt*, in Italien als *contratto di livello*, in Portugal als *aforamento*, in der Bretagne als *quevaises*, im Elsass als Erbpacht bekannte Emphyteuse,

die in den sandigen Gegenden der Niederlande noch erhaltene germanische Mark, die bereits genannten russischen und südslavischen Systeme, endlich die in neuerer Zeit in England und Deutschland errichteten cooperativen Landgenossenschaften.

Aus dem Gesagten lässt sich, wie man sieht, durchaus nicht die absolute Nothwendigkeit irgend einer bestimmten Form des Eigenthumsrechts folgern. Eben so wenig besteht eine solche für die Ehe und die Familie. Die beste Ordnung ist nicht dieselbe für Wilde und für civilisirte Menschen. Eine Eigenthumsordnung, welche hier die grösste Production und die beste Vertheilung garantirt, mag dort von den ungünstigsten Resultaten begleitet sein. Welches für einen gegebenen Moment die beste Eigenthumsordnung ist, kann nur das Studium der Natur des Menschen, seiner Bedürfnisse, seiner Gefühle, der gewöhnlichen Folgen seiner Handlungen lehren. Diese beste Ordnung ist dann das Recht. Denn es ist der kürzeste, der rechte Weg zur Vervollkommnung. Alles was in dieser Ordnung jedem gebührt, ist sein individuelles Recht, jene Thätigkeit, für welche Jemand am geeignetsten ist und wo er den übrigen am nützlichsten sein kann, *the right man in the rigth place*. Die für diese Thätigkeit nöthigen Productionsmittel, in dem Maasse als sie vorhanden, bilden sein legales Patrimonium. So lange die Menschen nur Jagd, Weide und Ackerbau kennen, ist dieses Patrimonium ein Theil des Bodens, das Allmend. In den Städten des Mittelalters, wo die Industrie sich entwickelte, war es ein Platz in der Corporation, mit einem Eigenthumsantheil an allem, was dieser Corporation gehörte. Die Gleichheitsbewegung, welche die gegenwärtige Gesellschaft so tief durchwühlt, wird wahrscheinlich dahin zielen, von neuem das Eigenthumsrecht erkennen zu lehren und dessen Uebung zu garantiren durch Institutionen, welche den gegenwärtigen Anforderungen der Industrie und den Forderungen der souveränen Gerechtigkeit gemäss sind. Im Allgemeinen aber erkennen wir, dass das Eigenthumsrecht immer dem Interessenkreise der Gesellschaft folgt, und da wo dieser Interessenkreis mit den Grenzen des Dorfes zusammenfällt, Gesammteigenthum wird, wo er sich bis auf die Familie einengt, Familieneigenthum wird, wo dieser Interessenkreis endlich nur das Individuum an sich umfasst, wie in unsern vom Selbstinteresse beherrschten Gesellschaften, zu der schroffen Gestaltung des Individualeigenthums führt [1]).

Die Entstehung des Eigenthums, sagten wir oben, fällt noch in eine rechtlose Zeit. Obwohl sich gegenwärtig kaum ein Volk nennen lässt, bei welchem nicht einige, wenn auch noch so grobe Rechtsbegriffe vorhanden wären, so kann doch nicht daran gezweifelt werden, dass es eine Zeit gab, wo selbst diese gröbsten Begriffe fehlten. Das Recht ist nämlich rein menschlich, von selbst hervorgewachsen aus der Gruppirung zu gesellschaftlicher Gemeinschaft. Nirgends in

[1]) Béla Weisz, *Die primitiven Formen des Eigenthums*. (*Ausland* 1875. Nr. 29. S. 565 ff.)

der Natur ist ein Analogon zu finden; ein „Naturrecht“ kennt die Wissenschaft nicht. In der Natur herrscht nur Ein Recht, welches kein Recht ist, das Recht des Stärkeren, die Gewalt. Die Gewalt ist aber auch in der That die oberste Rechtsquelle, indem ohne sie keine Gesetzgebung denkbar ist. Im Verlaufe meiner Darstellung wird sich unschwer ergeben, wie im Grunde genommen das Recht des Stärkeren auch in der Menschengeschichte zu allen Zeiten seine Giltigkeit bewahrt hat. Zugleich aber ist es allemal das Resultat des Kampfes um's Dasein, der von den Epochen des Elch und Höhlenbären bis auf die Gegenwart unter stets wandelnden Formen die Menschheit in Athem hält. Nur eine dieser Formen, aber der acutesten eine, ist der Krieg. Hier lodert der Kampf um's Dasein so recht zu hellen Flammen auf, hier bricht die Gewalt mit Gewalt sich Bahn, hier springt die Rechtlosigkeit des Eigenthums, des Besitzes grell in die Augen. Dem Sieger, dem Stärkeren verbleibt die Beute, das Eigenthum. Der Krieg ist gleichfalls eine der ältesten Naturerscheinungen, für dessen Berechtigung die gesammte Natur in die Schranken tritt. Er liegt im Grundcharakter aller organischen Wesen und kann auch mit zunehmender Gesittung an seiner Schärfe nichts verlieren. Denn die Cultur mehrt die Interessen, geistige wie materielle, und damit zugleich die Conflicte, die schliesslich im Kriege ihre letzte Lösung finden. Nüchterne culturhistorische Studien müssen die Truggebilde von einem „ewigen Frieden“ rasch verscheuchen.

Jäger- und Fischervölker.

Die Quelle des Eigenthums, die Arbeit, vermissen wir selbst in den untersten Culturstadien nicht, wenn auch begreiflicherweise die Summe derselben damals noch ausserordentlich gering gewesen. Sie steigerte sich natürlich mit jeder zunehmenden Bildungsstufe. Die alten Culturgeschichtschreiber haben für diese wachsende Bildung eine Schablone ersonnen, wonach sie überall annahmen, dass die Menschen zuerst Jäger, dann Hirten und zuletzt Ackerbauer gewesen seien. Dies ist nun sicherlich nicht richtig in dem Sinne, dass jedes Volk diese Stufenleiter durchlaufen haben müsse; richtig dagegen ist, dass in diesen Stadien, welche gegenwärtig noch, wenn auch kaum in voller Reinheit angetroffen werden, in der That verschiedene Culturabstufungen vorliegen, deren jede einzelne auch ein verschiedenes Arbeitsquantum erheischt. Desshalb scheint mir eine nähere Prüfung derselben nicht völlig überflüssig. Ich beginne mit der untersten dieser Stufen, jener der Jäger- und Fischervölker.

Kaum geboren, verlangt der Mensch nach Nahrung; die Jagd, das Tödten des Wildes ist das einfachste Mittel zu deren Beschaffung; überall beinahe ist sie ausführbar, will der Mensch nur bescheiden mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen, denn nirgends auf Erden

entbehrt der Mensch der Gesellschaft der Thiere. Die Jagd ist aber zugleich an und für sich eine Arbeit, eine Anspannung physischer Kräfte, und dass sie als Arbeit, nicht etwa als Vergnügen von den wirklichen Jägerstämmen aufgefasst wird, darüber sind wir erst kürzlich an dem Beispiele der patagonischen Tehuelchen belehrt worden [1]). Sie ist auch mit den Attributen der Arbeit ausgestattet, indem sie, freilich sehr primitive Güter erzeugt. Das Gut ist aber das Product der Arbeit; jede Arbeit muss einen Gewinn ergeben [2]), sonst unterzieht sich ihr Niemand. Der Gewinn, das erworbene Gut der Jagd besteht nun einfach in dem Erwerbe der Nahrung durch das Fleisch des erlegten Wildes und in dessen Fell, welches als Schutz gegen die Unbill der Jahreszeiten dient. Weitere Bedürfnisse kennt der Mensch auf der Stufe des Jagdlebens eben nicht. Bach- oder Quellwasser ist ihm Trank, die Bäume des Waldes wölben sich ihm zum Dach während der Nachtruhe oder es birgt irgend eine Felsenhöhle den ermüdeten Jäger. Der Geselligkeit bedarf er noch nicht; er sorgt für sich und nur für sich, wozu das Erträgniss seiner Jagd vollkommen ausreicht. Seine Arbeit endet also mit dem Beschaffen des täglichen Mundvorrathes; der Mensch verhält sich der Natur gegenüber als Raubthier; er bezwingt ihr Leben nur, indem er es tödtet [3]), denn lebend bringt es ihm keinen Nutzen. Jägervölker bewohnen daher vorzugsweise den Wald, weil sich hier zumeist das reichste Thierleben entfaltet, und es ist demnach die Vermuthung nicht unstatthaft, dass in der Urzeit, welche wir uns nach den hinterlassenen Spuren zu urtheilen von Jägern bevölkert denken, auch die Verbreitung der Wälder eine viel grössere gewesen. Da aber weiters ausgedehnte Waldungen die Ebenen und das wellenförmige Hügelland mit grösserer Vorliebe als das Hochgebirge aufsuchen, so folgt daraus, dass wir uns auch die Jägervölker zunächst an die schwächeren Erhebungen der Erdrinde gebannt zu denken haben. An den Jagdstämmen der Jetztzeit erhält dieser Satz eine treffliche, allerdings nicht ausnahmslose Bestätigung.

An diese Erwägung anknüpfend ward der Gedanke ausgesprochen, dass die Cultur nicht in den Tiefen entstanden, sondern ein Kind der Gebirge sei. So anmuthig das Gewand, worin sich dieser geistreiche Gedanke hüllt, so wäre es doch verfehlt, sich davon bestechen zu lassen, denn nur theilweise kann man ihm zustimmen. Ist es einerseits ein Uebersehen, dass die Jägerhorden der Niederungen doch immerhin im Besitze einer gewissen Cultursumme sich befinden müssen, ohne welche wir es nicht wagen dürften, sie als die erste Culturstufe zu betrachten, so entbehrt es andererseits der völligen Genauigkeit, dass von den Höhen die

[1]) Siehe Chaworth Musters, *At home with the Patagonians. A year's wanderings over untrodden ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro.* London 1871. 8°. S. 174 und „*Ausland*" 1872. Nr. 8. S. 173.

[2]) P. J. Proudhon, *Die Widersprüche der Nationalökonomie oder die Philosophie der Noth.* Deutsch von Wilhelm Jordan. Leipzig o. J. 8°. Zweite Ausgabe. I. Bd. S. 113.

[3]) Wuttke, *Geschichte des Heidenthums.* Breslau 1852. 8°. I. Bd. S. 46—47.

Cultur niedersteige. So sprechen mehrere Anzeichen dafür, dass in den europäischen Alpen wenigstens die Pfahlbauer von der Tiefe in die Höhe stiegen [1]), und das unter allen Americanern höchstgereifte Volk der Maya lebte auf der flachen yucatekischen Halbinsel. Wir sind also wohl zu dem Ausspruche berechtigt, dass die niedrigen Jägerstämme zwar allerdings aus den Hochlanden verbannt, nicht aber dass die höheren Gesittungsanfänge ausschliesslich an diese gefesselt erscheinen.

Der Natur der Sache nach konnten die Heimstätten der Jäger, die Waldgebiete nur spärlich bewohnt sein; im steten Kampfe mit dem flüchtigen Einzelwesen des Wildes bedarf der rohe Jäger zu seinen Lebenszwecken eines weiten Raumes, grösser als in irgend einer anderen Entwicklungsphase der menschlichen Gesellschaft; auf grösstem Raume treffen wir unter den Jägern die geringste Bevölkerung. Die Jagd ist ferner unverträglich mit dem Aufschwunge zu einem erhöhten Culturleben, denn die Entwicklung der Völker steht in strenger, wenn auch nicht absoluter Abhängigkeit von ihrer Ernährungsweise. Nur dort finden wir die frühesten und lange Zeit vereinsamten Lichtpuncte der menschlichen Gesellschaft, wo sich die Bevölkerung am leichtesten verdichten konnte. Die Jagd auf einem gewissen Gebiete von gewissem Wildreichthume kann dagegen nur eine genau und karg bemessene Bevölkerung ernähren. Mehrt sich ein Stamm über den Fleischertrag seiner Reviere hinaus, so werden die Männer theils von Mangel theils vom Bewusstsein ihrer überlegenen Zahl getrieben, die Jagdgründe ihrer Nachbarn zu betreten. Die unausbleibliche Folge sind dann Fehden — geführt im Kampfe um's Dasein — wo der stärkere Stamm den schwächeren entweder aufreibt oder verdrängt, in welch' letzterem Falle dieser wiederum verdrängen oder ausrotten muss. Starke Jägerstämme können sich daher wohl ausbreiten, nicht aber sich verdichten [2]).

Den Jägern schliessen sich die Fischervölker an, dermalen jedoch nur in geringer Anzahl über die Erde verbreitet. Die Urheber der dänischen und sonstigen Kjökkenmöddinger mögen einem solchen Fischervolke vielleicht angehört haben. Meistens an der Seeküste, seltener an Flussufern lebend, dürfen wir auch die Fischer zu den Bewohnern der Ebene zählen. In ihrer Bildung überragen sie den Jäger nur um ein weniges, doch ist eine Gesittungszunahme — wenn auch sehr unbedeutend — nicht zu verkennen. Der Fischer hat den Kampf nicht mehr blos gegen ein Einzelwesen, sondern auch gegen eine allgemeine Naturmacht, das Wasser, aufzunehmen und durchzuführen; das Bewältigen der Natur ist so zu sagen in die zweite Potenz getreten; ein Doppeltes ist zu umspannen. Die Fischer wohnen daher auch näher an einander und sind oft bei der Tücke des zu bekämpfenden Elementes auf gegenseitige Hilfeleistung

[1]) Carl Vogt, *Von Congress zu Congress.* (*Köln. Zeitung* 1869.)

[2]) Oscar Peschel, *Die Abhängigkeit der menschlichen Gesittung von den Ländergestalten.* (*Ausland* 1868. Nr. 13. S. 291.)

angewiesen. Bei ihnen also wird man die ersten Spuren geselligen Zusammenlebens, der menschlichen Gesellschaft zu suchen haben. Der Raum, welchen der Einzelne zu seinem Lebensbedarfe beansprucht, ist minder ausgedehnt als bei dem Jäger, und hier und da bemerkt man die rohesten Uranfänge der Schifffahrt, welche freilich durch die jeweilige Beschaffenheit der Küsten gefördert oder gehemmt wurde [1]).

Hirtenvölker.

Das Hirtenleben, der Heerdenbetrieb kennzeichnet die nächste Culturstufe. Hier wird das Thier als lebendes Wesen dem Menschen dienstbar; die Natur wird nicht mehr dadurch bewältigt, dass das Lebende getödtet, sondern, dass es erhalten und dem Menschen unterworfen wird. Ein kleineres Gebiet genügt für die Bedürfnisse des Einzelnen; der Mensch wird milder, sein Gemüth sanfter, seine Neigungen wenden sich den milchgebenden Thieren zu, die seinen Reichthum bilden und deren Zucht ihn vermehrt. Der erste Schritt zur Milderung der Sitten ist damit geschehen. Mag es auch nur erst gewissermassen ein Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen nahrungspendenden thierischen Hausgenossen sein, immerhin dürfen wir darin den Keim der Gefühle erblicken, welche die gegenseitige Annäherung der Menschen an einander, wenn auch durch anderweitige zwingende Umstände veranlasst, befördern helfen.

Das Hirtenleben ist mit dem Nomadenthume innig verwebt. Jäger und Fischer, wenngleich mehr Raum für den Einzelnen benöthigend als der Hirte, können nicht eigentlich Nomaden genannt werden. Wohl streift der Jäger planlos durch die Wälder und kehrt vielleicht zur Stelle nimmer zurück, von der er ausgegangen; er gehorcht dabei aber keinem sichtbaren Gesetze der Nothwendigkeit; anders der Hirt: er muss die abgeweideten Triften verlassen und seinen Heerden neue Nahrung suchen; er kehrt aber wieder zurück, sobald der Nachwuchs stattgefunden und verlässt im eigentlichen Sinne ein gewisses Gebiet nicht. Der Nomade ist fast stets ein Sohn der Steppe, jener weiten Grasfluren, welche in beiden Erdhalben unabsehbare Räume bedecken. Der nomadisirende Hirte ist jedoch eine der alten Welt allein eigenthümliche Culturerscheinung. Dies allein zeigt zur Genüge, wie sehr Jene in die Irre gehen, welche an einer schablonenhaften Culturentfaltung der Menschheit festhalten. Die americanischen Völker haben die Milchwirthschaft und daher das Hirtenleben nie gekannt; desto ausgebreiteter waren die Nomadenstämme in den weiten Steppen Asiens, von denen man sich keine allzu düstere Vorstellung machen darf [2]). Im Allgemeinen

[1]) Siehe Peschel, im *„Ausland"* 1868. Nr. 8. S. 169—176 und in seiner *Völkerkunde*. S. 202—216.

[2]) Selbst in einer der gemiedensten Steppen, in der barabinzischen, hat Middendorff ein wonniges Plätzchen, ein Paradies auf Erden entdeckt. (A. v. Middendorff, *Die Barabá*.

erscheint das Leben der Nomaden in der Steppe einförmig[1]; es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge; um die Heerden und um den Krieg; denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann. Am Kampfe liegt ihm nichts, er will nur Beute machen; desshalb trachtet er ganz besonders darnach, Verwirrung in die Heerden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Dabei kommt es denn manchmal zu blutigen Handgemengen.

Ueberschauen wir den Culturgewinn der Hirtenstufe, so kann seine Bedeutung dem denkenden Beobachter nicht entgehen. Das Leben ist ein vielbeschäftigtes geworden, die Bedürfnisse haben sich gemehrt, der Mensch hat erlernt sich ein luftiges Haus zu bauen, dem freilich noch der Mangel der Unstabilität anklebt. Während die Jäger sich wegen der ungeheuren Ausdehnung der Landstrecke, die zur Ernährung eines einzelnen Menschen erforderlich ist, im günstigsten Falle in kleinen Stämmen von mehreren Hunderten oder höchstens Tausenden zusammenfinden, vereinigen sich die Hirten schon zu hunderttausenden unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, welchem sie, gerade wie die Jäger ihren Häuptlingen, der Natur der Dinge nach eine despotische Gewalt einräumen, weil in dieser Entwicklungsperiode die Gewalt des gemeinsamen Oberhauptes über Leben und Tod das fest gegliederte Gesetz ersetzen muss[2]. Es ist ferner das Wort „Reichthum" genannt worden; in der That darf bei den Hirten schon von einem solchen die Rede sein; der Besitz, das Eigenthum hat concrete Formen angenommen und in der natürlichen Fruchtbarkeit der Heerdenthiere war auch die Vermehrung des Besitzes eingeschlossen; zudem wächst der Reichthum in jenem Zustande der Ungetheiltheit, wo der Handel Nichts ist, wo Jeder Alles noch für sich allein producirt und die Arbeit sich noch im geringsten Stadium der Freiheit befindet, wie die Zahl der Individuen. Das Hirtenleben zeigt jedoch im Vergleiche zu den niedrigeren Stufen schon eine wesentliche Verdichtung, die Hauptbedingung zu jedem höheren Aufschwunge der Cultur.

Uebergang zum Ackerbau.

Gleichwie mit der vormetallischen Zeit sich für uns die vorgeschichtliche Periode abschliesst, so darf uns auch die Stufe des Hirtenlebens, das Nomadenthum so zu sagen, als eine prähistorische Erscheinung gelten. Mit dem Gebrauche der Metalle und der Einführung des Ackerbaues hebt die culturhistorische Gegenwart an. Ich beeile mich

St. Petersburg & Leipzig 1870. 4°.) Vgl. auch das Capitel: Wüsten- und Steppenbilder in meinem Buche: *Die Russen in Centralasien.* Augsburg 1873. 8°. S. 29—38.

[1]) S. B. Zaleski, *La vie des steppes Kirghizes, descriptions, récits et contes.* Paris 1865. fol. und die zahlreichen Schilderungen Atkinson's, des englischen Malers, der jahrelang das Innere Hochasien's durchstreifte.

[2]) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 13.

jedoch gegen die etwaige Ansicht Verwahrung einzulegen, als ob diese beiden Ereignisse als gleichzeitig aufzufassen wären. Andererseits ist sehr ernst davor zu warnen, geistige Gesittungsstufen mit irgend einer bestimmten Ernährungsweise unwiderruflich verknüpft zu denken. Nichts ist zum mindesten weniger erweislich [1]). Baumzucht treffen wir beispielsweise nicht blos in der Südsee, sondern bei den rohen Völkern Guyana's, wie umgekehrt die nomadischen Beduinen Arabiens vor und während Muhammeds Auftreten, ja noch jetzt als die besten Richter über Grammatik und für feine Kenner der Poesie galten und gelten [2]). So wie ferner in der Geologie und Ethnologie gibt es auch in der Geschichte kein streng gesondertes Aufeinander, sondern nur ein zusammenfliessendes Ineinander. Es ist auch keineswegs ausgemacht, dass die Völker die verschiedenen Culturabstufungen, wie sie hier angegeben sind, jede einzeln durchleben mussten. Manche Stämme überspringen die eine oder andere, manche sind auf der untersten Stufe stehen geblieben. So bietet ja die Gegenwart genügende Beispiele von Jäger-, Fischer- und Hirtenvölkern, genau wie sie die Steinzeit bei einzelnen Indianerstämmen Nordamerica's erhalten hat. Bei der Entdeckung dieses Welttheiles — noch sind es nicht vierhundert Jahre her — standen seine grossen Culturreiche noch mit halbem Fusse im vormetallischen Alter und das zweitausendjährige Culturmetall der europäischen Gegenwart gehörte zu den unbekannten Dingen. Noch im Kampfe mit den deutschen Ordensrittern bedienten sich die lettischen, den Slaven stamm- und sprachverwandten heidnischen Preussen steinerner Streitäxte. Mit Recht darf man aber diese Erscheinungen als archaistische bezeichnen, als an Epochen gemahnend, die längst hinabgerollt in den Schooss der Zeit. Ganz dasselbe gilt bekanntlich von einer Menge Gebräuche und Sitten im Alltagsleben der modernen Culturnationen, über deren Entstehung und Bedeutung sich nur der Forscher Rechenschaft zu geben weiss; sie ragen eben als Ueberbleibsel der Vergangenheit — Ueberlebsel nennt sie Tylor — mitunter seltsam contrastirend, in die Jetztwelt herein.

Nicht nur also dass an eine Gleichaltrigkeit der Bronze und des Ackerbaues gar nicht zu denken ist, scheint es kaum zweifelhaft, dass letzterer unbedingt weiter in's Alterthum zurückreicht. Dafür sprechen mehrere gewichtige Umstände. Zunächst wird die Bronze in Verbindung mit Völkernamen genannt, bei welchen, wie z. B. bei den Phönikern, das Bestehen des Ackerbaues historisch beglaubigt ist. Ackerbau trieben indess auch, dies steht fest, die Bewohner der europäischen Pfahlbauten. Eine grosse Zahl der Pfahlbauten, namentlich jene in der Schweiz, gehören aber noch der vormetallischen Zeit an. Die Bronze tritt erst viel später in denselben auf.

Im Gegensatze zum Nomadenthume ist der Ackerbau ein Kind

[1]) Dies bedingt keinen Widerspruch gegen das auf S. 110 hierüber Bemerkte.

[2]) *Ausland* 1870. Nr. 17. S. 386.

der Berge. In den Gebirgen liegt nämlich der weniger ergiebige Boden und dieser wurde bei Besiedlung der Erde zuerst in Cultur genommen; allmählig erst und stufenweise ward mit den geschichtlichen Fortschritten der Civilisation zu den besseren Bodengattungen übergegangen. Auch um dieses Gesetz aufzudecken, musste der Vergleich mit den Vorgängen der Gegenwart dienen, welche am besten in den Colonisationsversuchen uncultivirter Landstriche America's beobachtet wurden. Hier kann man die Hindernisse bemerken, welche den Menschen in seinen ersten Bewirthschaftungsbemühungen gerade von der Beackerung des üppigsten Bodens abhielten. Was aber das heutige Geschlecht nicht zu leisten vermag, konnte vor Jahrtausenden noch viel weniger geleistet werden. In den ersten Stadien seiner Entwicklung konnte der Mensch den besseren Boden nicht in Angriff nehmen, weil dieser seinen Bearbeitungskräften unbedingt unzugänglich war. Der fruchtbarste Boden liegt gewöhnlich in den Niederungen der Flussthäler und ist häufig überfeucht, so dass er ohne Entwässerung nicht brauchbar ist und überdies durch die von ihm aufsteigenden giftigen Dünste Gesundheit und Leben gefährdet. Ein Volk, welches eben erst zum Ackerbaue übergeht, daher an Anzahl verhältnissmässig unentwickelt sein muss, kann aber solche umfassende Arbeiten nicht ausführen, es kann weder Entwässerungen vornehmen, noch Moräste trocken legen. Nur durch das allmählige Steigen der Bevölkerung und die sich hieran knüpfende Entwicklung der Fähigkeiten, nur durch die vereinigte und künstlich gesteigerte Kraft einer dichten und in der Technik fortgeschrittenen Volksmenge kann die Landwirthschaft auf den fruchtreichsten Boden übertragen werden. Schon die üppige Vegetation, womit die vom Menschen ungebändigte Natur den an inneren Vorzügen reichsten Boden bedeckt, ist eine Hemmung, zu deren Ueberwindung so viel Menschenkraft gehört, als den dünn bevölkerten und eben zum Ackerbaue übergehenden Gemeinwesen der Vorzeit nicht zu Gebote stand. Ursprünglich thut also der Mensch, was er vermag; aber er vermag eben nur das weniger ergiebige Land, also besonders die Bergabhänge, anzubauen. Erst allmählig steigt er nach Massgabe der wachsenden Kraft seines Geschlechtes in die Thäler nieder und folgt so dem Laufe der Flüsse, an deren Quellen ihm seine Ansiedlungen zuerst gelungen waren. Dabei kommt der natürliche Wasserabzug, durch die Schwerkraft ausgeübt, dem Menschen, ohne dass er es weiss, zu Statten. Einzig darauf eingerichtet, dem Boden überhaupt Erträge abzugewinnen, greift die Cultur ganz von selbst zu den Ländereien, welche leicht aufzulockern sind und natürlichen Wasserabzug besitzen. Die Bergabhänge sind in dieser Hinsicht ursprünglich die geeignetsten und auf ihnen gedeihen daher auch die ersten Ansiedlungen [1]).

[1]) Eugen Dühring, *Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft.* München 1865. 8°. S. 63—66. Dann in ausführlicher Behandlung bei H. C. Carey, *Socialökonomie.* Nach dem americanischen Originale übersetzt. Berlin 1866. 8°. S. 30—52.

Es wäre durch den hiermit angedeuteten Besiedlungsgang der Erde abermals dargethan, in welch' tiefer Abhängigkeit der Mensch von der Beschaffenheit der äusseren Natur sich befindet, und für eine Menge von Folge-Erscheinungen wieder eine natürliche Erklärung gewonnen. Wenn der reichste Boden von dem wilden Jäger oder Nomaden mit dem besten Willen nicht bearbeitet werden kann, so gehen eben so wenig rohe Horden zum Ackerbaue über dort, wo das Bodenerträgniss nicht die Mühe lohnt und mindestens zum Lebensunterhalte hinreicht, denn von Natur aus ist der Mensch nicht arbeitsam; er unterzieht sich der Arbeit, weil er nicht anders kann, weil sie ein Naturgesetz, und beschränkt sich auf das Minimum dessen, was dieses Gesetz von ihm fordert. Kein eigentlich wildes oder halbbarbarisches Volk bequemt sich zur mühsamen Arbeit, so lange nicht der Sporn der Noth und Gefahr es dazu drängt. Dem Wilden erscheint die Arbeit als eine Qual und erst mit der Gewöhnung an dieselbe versöhnt er sich mit ihr [1]). Ein solches mit Arbeitsvermehrung verbundenes Aufsteigen ist aber dort schon gar nicht zu hoffen, wo die natürlichen Bedingungen dazu fehlen. Der Jäger wird nie zum Hirten in Gegenden ohne Weideland, aus dem einfachen Grunde, weil die Thierwelt ebenfalls in genauem Zusammenhange mit der äusseren Natur steht, das Vorkommen und Gedeihen milchspendender Säugethiere also an das Vorhandensein von Weideland geknüpft ist. So hat die ungleiche Vertheilung der Thiere auf der Erde nicht wenig zur rascheren oder langsameren Entwicklung der Menschheit beigetragen. Die Wiederkäuer, in allen Zonen leicht zu acclimatisiren, sind dem africanischen Jäger wie dem Mongolen, dem Malayen und dem kaukasischen Menschen gefolgt. Obwohl mehrere Säugethiere und viele Pflanzen den nördlichen Gebieten der alten und neuen Welt angehören, besitzt America doch nur als Repräsentanten der Rinder den Bison und den Moschusochsen, deren Weibchen trotz der fetten Weidegründe nur wenig Milch geben. Der americanische Jäger war daher auf den Ackerbau nicht durch die vorhergehende Pflege der Heerde und die Gewohnheiten des Hirtenlebens vorbereitet; niemals war der Andenbewohner versucht, das Lama, das Alpaca, oder das Guanaco zu melken und es bedarf

[1]) Moritz Wagner. *Ausland* 1867. Nr. 18. S. 418. Von den Indianern America's ist es bekannt, dass sie nur für den allernothwendigsten Bedarf sorgen. Ein Gleiches erzählt auch der Americaner Frank Vincent jun. von den Siamesen in Sesupon: . . . „*we could see evidences of the great fertility of the soil, and that the natives were too lazy to cultivate anything more than the bare necessities of life, and selected even of them those which required the least possible exertion for a return.*“ (*The Land of the White Elephant. Sights and scenes in southeastern Asia; a personal narrative of travel and adventure in farther India, embracing the countries of Burma, Siam, Cambodia and Cochinchina* [1871—72]. London 1873. 8⁰. S. 193.) Clavairoz fragte auf Haiti einen Neger, warum man das Geld nicht nützlich verwende, und erhielt zur Antwort: „Wozu? der liebe Gott hat für uns Bananen wachsen lassen und Schatten finden wir unter den Palmen!“ (*Globus.* VII. Bd. S. 127.) Aber sogar von höher stehenden Völkern wissen wir, dass sie nur das Nothwendigste arbeiten; so baut z. B. der Bulgare wenig mehr als sein eigener Bedarf erfordert. (F. Kanitz, *Donaubulgarien und der Balkan.* Leipzig 1875. 8⁰. I. Bd. S. 52.)

dann wohl keiner übernatürlichen Erklärung, wenn der Gang der dortigen Culturentwicklung seine eigenen, abgesonderten Pfade eingeschlagen hat.

Dort wo also der Erde fruchtbarem Schoosse in genügender Menge nahrhafte Vegetabilien entspriessen, dort kann der Mensch Ackerbau treiben und sich niederlassen, ansässig werden. Erst aber mit der Baumcultur trat die strenge Sesshaftigkeit ein, denn die Geschichte weiss allerdings von ackerbautreibenden Völkern, die doch Nomaden waren, wie z. B. die alten Germanen [1]), wie heute noch viele Indianerstämme des nördlichen America. Bäume aber wollen langsam gezogen werden und verändern nie den Ort, daher auch der Begriff des Eigenthums an unbeweglichen Gütern erst mit der Baumzucht sich verschärfen konnte [2]). Für die Sesshaftigkeit ist also der dauernde Betrieb des Ackerbaues das Kriterium [3]). Was der Boden in einem Jahre gewährt, wird er an Ernte auch im künftigen nicht versagen und der Mensch braucht nicht mehr in der Ferne zu suchen, was er stets zur Hand hat. Dieser Zustand der Dinge ist der günstigste zur Staaten- und Nationenbildung. Der Mensch ist ein geselliges Thier und verabscheut die Vereinzelung; als Nomade irrte er mit seinen Stammesgenossen einher, jetzt genügt ihm ein noch weit kleinerer Raum um sich zu ernähren; er tritt seinem Mitmenschen räumlich näher, die Bevölkerung verdichtet sich und es entsteht allmählig die Gesellschaft.

Wer nun mit einem grossen Sophisten in der menschlichen Gesellschaft das Ergebniss einer freien Vereinbarung [4]) erblickt, der wird Jenem grollen, der mit rauher Hand dieses Wahngebilde zerstört und die Bildung der Gesellschaft [5]) auf das Gesetz der Nothwendigkeit zurückführt. Einem Naturgesetze folgend sind die Menschen gezwungen, sich in Völkergruppen, in Staaten zu organisiren, welche zwar je nach Race und Bildungsgrad des Geschlechtes eine verschiedene Gestalt annehmen, aber gleichwohl in allen Stufen der Cultur eine überraschende Aehnlichkeit zeigen [6]). Die Gesellschaft findet nun ihren, wenn auch nicht alleinigen, so doch wichtigsten Ausdruck im Staate, und dieser ist weder von dem Volkswillen noch von der Vernunft, noch von einem göttlichen Willen, sondern lediglich von der Natur ausgegangen [7]). Unter Natur ist hier selbst-

[1]) Jul. Caesar, *De bello gallico.* VI. 22.

[2]) *Ausland* 1870. Nr. 17. S. 386 nach Victor Hehns trefflichem Buche.

[3]) Hermann Doergens, *Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte.* Leipzig 1872. 8°. S. 59.

[4]) J. J. Rousseau's *Contrat social.*

[5]) Vgl. auch Carey, *Socialökonomie.* S. 74—93: Die Entstehung der Gesellschaft. Nach seiner Ansicht bringt erst der Austausch von Diensten eine Gesellschaft oder mit anderen Worten eine Association hervor. Dies ist ganz richtig, nur vergisst der americanische Philosoph hinzuzufügen, dass dieser Austausch von Diensten nicht freiwillig geschieht, sondern durch die Nothwendigkeit erzwungen wird.

[6]) M. Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 11.

[7]) Constantin Frantz, *Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft.* Leipzig und Heidelberg 1870. 8°.

redend das Zusammen- und Ineinandergreifen aller jener Umstände zu verstehen, welche ausserhalb der menschlichen Machtsphäre liegen. Der Staat entsteht durch natürliche Kräfte und ist nach seiner Grundlage ein Naturproduct[1]).

In welche Zeit die Bildung des ersten Staates fällt, Niemand vermag es zu sagen. Offenbar lag dieser Staatenbildung ein langwieriger Process zu Grunde, dessen Dauer völlig unabsehbar ist. Religion und Priesterschaft, Kriegerthum und Familie müssen schon eine bestimmte Entwicklung durchlebt haben, ehe jedes einzelne dieser Elemente mit den anderen in Wechselbeziehung treten konnte, wie es das Wesen des Staates erfordert. Wir dürfen demnach wohl voraussetzen, dass zur Zeit der Staatenbildung die Völker jeweils aus der Periode der vormetallischen Zeit in jene der Metalle getreten waren.

1) A. a. O. S. 15.

Europa's vorgeschichtliche Cultur.

Begründung der ethnologischen Geschichtsbehandlung.

Cultur oder Civilisation im weitesten ethnographischen Sinne ist jener Inbegriff von Wissen, Glauben, Kunst, Moral, Gesetz, Sitte und allen übrigen Fähigkeiten und Gewohnheiten, welche der Mensch als Glied der Gesellschaft sich angeeignet hat [1]). Welches das erste Stadium dessen gewesen, was wir in obigem Sinne als Cultur zu bezeichnen pflegen, vermag im Grunde genommen Niemand genau zu sagen, da heute, wie schon wiederholt betont, nirgends mehr Menschen im Urzustande leben. In den Wilden der Gegenwart haben wir keinen Anfang, sondern das Ende der Anfänge der Gesittung vor uns. Dennoch besitzen wir untrügliche Mittel, um in die vorgeschichtlichen Tiefen unserer Culturanfänge hinabzusteigen. Es erweist sich nämlich, dass ein jeder Mensch, im strengen Einklange mit dem biologischen Gesetze, wonach die Geschichte des Embryo die abgekürzte Geschichte des Stammes ist [2]), die Abkürzung der ganzen Weltgeschichte in der folgerechten Entwicklung vom Säugling und vom Kinde an bis zur vollen Reife real darstellt [3]). Nachweisbar zeigen die Kinder höherer und höchstgestiegener Racen die nämlichen Eigenschaften und Geistesemanationen, welche die Wilden, die sogenannten „Naturvölker“ — im blossen Gegensatz zu den civilisirteren Nationen — an den Tag legen. Letztere sind also wahre Kinder, und die physische Ausbildung ihrer höheren Organe steht auf keiner anderen Stufe als bei den wirklichen Kindern der Culturvölker. Das Gehirn des Negers ist kleiner, als das des Europäers, überhaupt thierähnlicher; seine Windungen sind weniger zahlreich. Ihr ganzes Nervensystem ist minder fein entwickelt als beim Culturmenschen, und es kann auch gar nicht anders sein, wenn wir bedenken, dass durch sein feineres, edleres, höher entwickeltes Nervensystem der Mensch sich allein vom höchst entwickelten Thiere unterscheidet, dieser Unterschied aber gerade das Resultat der geschichtlichen Entwicklung des Menschen ist [4]). Dass wir sogar die Feinheit unserer Sinne der historischen Entwicklung verdanken, ist bekannt genug; ward doch unser höchstes, äusseres Organ, das Auge, durch beständige Anregung in unendlichen Reihen von Jahren während der paläontologischen Entwicklung der Thierwelt hervor-

[1]) Tylor, *Die Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 1.

[2]) Siehe oben S. 26.

[3]) Paul v. Lilienfeld, *Die Socialwissenschaft der Zukunft.* II. Bd. S. 114.

[4]) Lilienfeld. A. a. O. S. 73.

gerufen, und wenn auch die Meinung, dass noch Homer Blau und Schwarz nicht zu unterscheiden vermochte, kaum stichhaltig ist [1]), so steht doch gar nichts der Annahme im Wege, dass vor 3000 Jahren das menschliche Auge noch nicht so fein organisirt war wie heutzutage [2]). Lassen wir aber sogar alle Schlüsse, die sich aus dem späten Auftreten sprachlicher Bezeichnungen der mittleren Farben etwa ergeben möchten [3]), bei Seite, so haben doch neuere physiologische Entdeckungen im Allgemeinen sehr wahrscheinlich gemacht, dass die im Laufe der Generationen geschehene allmählige Differenzirung der Netzhaut zu Nervenstäbchen, die mehr und mehr verfeinerte Abstufungen der Farbe gesondert zum Bewusstsein führen, als Grundlage des Farbensehens zu betrachten ist. Ward nun bisher, meines Wissens, von keinem Naturvolke solch ein kindlicher Mangel des Farbensinns berichtet, so besitzen wir doch ein ganz treffliches Analogon in dem gut gesicherten Factum, dass manche Wilden nicht über eine bestimmte, oft sehr niedrige Zahl, zu zählen vermögen.

Die Bezeichnung der Naturvölker als Kinder ist bisher im Grunde immer nur bildlich geschehen. Etwas ganz anderes ist aber die Anerkennung der Realität der allmähligen Entwicklung des Menschen vom Standpuncte des Entwicklungsgesetzes der Geschichte aus. Letzterer muss den Parallelismus zwischen der Keimesgeschichte der höheren Nervenorgane eines jeden Menschen mit der Stammesgeschichte des ganzen Menschengeschlechtes als etwas eben so Reales anerkennen, wie solches in Betreff des Parallelismus zwischen der embryologischen und paläontologischen Entwicklung in der organischen Natur der Fall [4]). Wenn also im Nachfolgenden Ausdrücke, wie „Kindheit der Menschheit", „volle Reife", „jugendliche" oder „alternde Völker" gebraucht werden, so ist damit stets ein positiver, realer, kein bildlicher Sinn verknüpft; man komme desshalb nicht mit dem Einwande, dass die Heranziehung der Analogie von Kindheit, Jünglingsalter u. s. w. im Völkerleben nicht viel austrage, um unser Erkennen und Verstehen schärfer und eindringlicher zu gestalten. Es handelt sich eben um keine Analogie mehr, sondern um eine Realität; die Analogie erklärt freilich nichts, die Realität aber Alles.

Desshalb ist das Studium der Naturvölker als des wichtigsten Vergleichsmittels, für unsere Aufgabe von so hohem Werthe; nur dadurch vermag man in die Geheimnisse der vorgeschichtlichen Cultur einzudringen, deren Höhe annähernd abzuschätzen. Und für die Berechtigung, die gegenwärtig noch herrschenden Zustände dieser

1) Siehe Wilh. Jordan's *„Einspruch gegen Homer's Blaublindheit"*. (*Ausland* 1872. Nr. 15. S. 357.)

2) Bekanntlich ist selbst in der Gegenwart eine sehr verschiedene, höhere oder niedrigere Entwicklung dieses Organes zu beobachten. Das Auge des Astronomen, durch Uebung geschärft, sieht mehr als das anderer Menschen, und manche Farben im Spectroskop werden gleichfalls nur von feiner organisirten Augen wahrgenommen.

3) Siehe *„Ueber Farbensinn in sprachlicher Entwicklung"*. (*Ausland* 1872. Nr. 13. S. 294.)

4) Lilienfeld. A. a. O. S. 207.

Naturvölker zur Reconstruction der menschlichen Urzustände heranzuziehen, directe Schlüsse aus dieser Gegenwart auf die Vergangenheit zu folgern, bürgt das Gesetz der dreifachen Uebereinstimmung des Nach-, Neben- und Uebereinander, dafür liefert endlich einen sprechenden Beweis der sonst unerklärliche Umstand, dass fast ausnahmslos alle jene Denkmäler, die wir für die ältesten Spuren menschlichen Schaffens halten müssen, in nahezu identischer Form bei den heutigen Naturvölkern vorkommen. Dies gilt von Dolmen und Muschelhügeln, von Pfahlbauten und Hünengräbern. Das Verständniss der urgeschichtlichen Culturphasen wird desshalb — dies lässt sich mit Bestimmtheit behaupten — am meisten durch die vergleichende Völkerkunde gefördert, welche sich für die Auffassung auch der ferneren Entwicklung immer unentbehrlicher herausstellt.

Die vorgeschichtlichen Zeitalter.

Um die bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der Urgeschichte besser übersehen zu können, hat man bereits die gewonnenen Resultate übersichtlich geordnet und den unmessbaren Zeitraum, über den sie sich erstrecken, in verschiedene Perioden getheilt. Wie man in der Geschichte der Staaten und Völker von Alterthum, Mittelalter und Neuzeit spricht, theilt man die Urgeschichte der Menschen in ein Zeitalter der Steine oder richtiger vormetallisches und in ein Zeitalter der Metalle ein. Fast überall nämlich ergab sich, dass der Benützung der Metalle jene des Steines zu Werkzeugen, Waffen u. dgl. vorangegangen ist, genau wie unsere eigenen Kinder bei ihren Spielen und Verrichtungen des Steines als Hammer oder Werkzeuges sich heute noch bedienen. Spuren eines solchen Steinalters, welches sich jedoch auf jene allerfrüheste Culturstufe (etwa der Zeit der schwäbischen Höhlen entsprechend) beschränkt, auf welcher in der That der Gebrauch jedweden Metalles unbekannt war, finden sich in Aegypten wie in China, und manch zurückgebliebene Völkerschaft lebt noch darin. Die beiden grossen Zeiträume der vormetallischen und der Metallzeit umfassen wiederum verschiedene Unterabtheilungen, welchen jedoch bis jetzt ausschliesslich die Verhältnisse Nord- und Mitteleuropa's zu Grunde liegen. Sie besitzen daher nur localen Werth. Alle diese Perioden und Unterabtheilungen sind durch die allmähligsten Uebergänge miteinander verbunden, fliessen ineinander und spielen auch vielfach durcheinander oder laufen nebeneinander her, so dass eine Bestimmung der Gleichaltrigkeit in vielen Fällen unmöglich. Im Allgemeinen aber bezeichnen sie doch richtig den Gang der culturgeschichtlichen Entwicklung. Die vormetallische Zeit zerfällt darnach in folgende Epochen:

1) Das Zeitalter des Höhlenbären und des Mammuth oder der ausgestorbenen Thiere;
2) die Renthierzeit oder der ausgewanderten Thiere;
3) die Epoche der polirten Steingeräthe.

Zeiten.	Zeitalter.	Alte französische und englische Eintheilungen.	Grosse Eintheilungen nach der Industrie.	Industrie-Epochen.	Vorzüglich charakteristische Lager.	Geologie und Meteorologie.	Fauna.
Vorgeschichtliche Zeit.	Vormetallische Zeit.	Eolithische Periode.		Epoche von Thenay.	Thenay (Loir et Cher).		
		Geschlagener Stein. Archäolithische oder paläolithische Periode.	Ausschliesslich aus Stein geschlagene Werkzeuge.	Epoche von Saint-Acheuil. Typen: Grosse mandelförmige Steininstrumente.	Anschwemmungen der Hochebenen: Saint-Acheuil, Abbeville, Thénne (Somme); Sotteville-les-Rouen (Untere Seine); Vaudricourt (Pas-de-Calais); San Isidor (Madrid). Plateaux: Beaumont (Vienne); Tilly (Allier); La Gauterie (Côtes-du-Nord); Vallées de la Sausse und de la Ceillonne (Haute-Garonne).	Präglacial gemässigt.	Hippopotamus, Elephas antiquus. Mensch von niedrigstem Typus. Neanderthal, Eguisheim, Naulette, Denise.
				Epoche von Moustier. Typen: Feuersteinspitzen auf Einer Seite zugeschlagen und Schaber (Racloirs).	Höhlen und ganz freistehende Fundstätten: Moustier (Dordogne); Chez-Poure (Corrèze); la Martinière und l'Ermitage (Vienne); la Mère-Grand (Saône und Loire); Buoux (Vaucluse); Néron (Ardèche); Goudenans-les-Moulins (Doubs); Coeuvres (Aisne); Brèches des Genay und Ménétreux-le-Pitois (Côte-d'Or). Anschwemmungen der Niederungen: Grenelle, Levallois, Clichy (Seine); le Pecq (Seine und Oise); Montguillain (Oise).	Glacial, kalt und feucht.	Häufiges Vorkommen des Höhlenbären; Rhinoceros. Dolichokephaler Mensch von noch sehr niedrigem Typus. Engis, l'Olmo.
				Epoche von Solutré. Typen: In Lorbeerblattform auf beiden Seiten geschlagene Feuersteinspitzen.	Freiliegende Fundstätten, Zufluchtsorte und Höhlen; Solutré (Saône und Loire); Laugerie-Haute, Badegols, Saint-Martin d'Excideuil (Dordogne).	Kalt und trocken.	Brachy- und mesatikephaler Mensch, unsern gegenw. Racen nahekommend. La Lesse, Cro-Magnon, Laugerie-Basse, Baoussé-Roussé, Solutré.
			Geschlagener Stein mit Knochen-Werkzeugen.	Epoche von Madeleine. Typen: Gezähnte Pfeilspitzen aus Knochen und Feuersteinmesser.	Höhlen und Zufluchtsstätten: La Madeleine, les Eyzies, Laugerie-Basse (Dordogne); Bruniquel (Tarn und Garonne); Massat (Ariège); Montrejeau (Haut-Garonne); Aurensan (Hautes-Pyrenées); Murceint (Lot); les Morts, Champs und Puy de Lacan (Corrèze); le Placard (Charente); Arcy (Yonne); Salève (Haute-Savoie); le Scé (Vaud); Baoussé-Roussé (Vintimille); Furfooz (Dinaut). Freiliegende Fundstätten: Schussenried (Württemberg).	Postglacial.	Renthier, Auerochs und Ur sehr häufig in dem Schoosse der Ansiedelungen Frankreichs und Belgiens; Mammuth, Hyäne, gr. Katze.
		Polirter Stein. Neolithische Periode.	Geschliffene Stein-Werkzeuge.	Epoche von Robenhausen. Typen: Geschliffene Aexte aus Stein und gezähnte Pfeilspitzen aus Feuerstein.	Pfahlbauten: Robenhausen, Meilen (Zürich); Mooséedorf (Bern); Saint Aubin (Neuchatel); Concise (Vaud); Clairvaux (Jura); Wangen (Constanzer See). Dolmen: Morbihan und die ganze Bretagne; Argenteuil und La Justice (Seine und Oise). Werkstätten: Grand-Pressigny (Indre und Loire); Camp-Barbet (Oise); Londinières (Untere Seine); Spienne (Mons); Vibrata (Ascoli). Camps ou oppidums: Chassey (Saône und Loire); L'Hastedon (Namur).	Heutiges Klima.	Hausthiere; brachykephale und dolichokephale Menschenracen, schon stark gemischt, analog den gegenwärtigen.
	Metallzeit.	Bronze.	Bronzegiesser.	Epoche von Morges.	Kleine Station von Morges (Waadt).		
			Kessel- und Hammerschmied.	Epoche von Larnaud.	Larnaud, Nantes, Notre dame d'or. Réallon, Manson, Frouard, Vaudrevanges, le Theil. Pfahlbauten zu le Bourget, Morges, Auvernier, Moeringen.		
Protohistorische Zeit.		Periode der Tumuli.	Erstes Erscheinen des Eisens.	Epoche von Hallstadt.	Friedhöfe: Hallstadt (Oberöstreich), Villanova (Emilia), Golasecca (Lombardei). Tumulus: Amancey, Refranche, La Serraz (Doubs); Chilly, Clucy (Jura); Cerilly, Auvenay, Magny, Lambert etc.		
		Gallische Periode.	Auftauchen der Münzen.	Epoche der Marne.	Friedhöfe: Bussy le Chateau, La Cheppe, La Croix en Champagne, Somme. Tourbe, Suippes, St. Hilaire le Grand u. s. w. Pfahlbau: La Tène.		
Historische Zeit.		Römerzeit.	Glanzzeit der röm. Industr.	Epoche von Lyon.			
			Verfall der röm. Industr.	Epoche von Champdolent.			
		Merowingerzeit.	Neue Industrie.	Epoche von Waben.			

Sieht man von der noch nicht genügend sicher gestellten eolithischen Zeit ab, die noch in's Tertiär fiele, so nimmt man für die vormetallische Zeit vorläufig zwei Epochen an: die paläolithische und die neolithische. In ersterer bereitete man die wichtigsten Waffen und Werkzeuge aus Stein blos durch Schlagen [1]), letztere weist bereits auf eine wesentliche Verbesserung der Handarbeit durch Schleifen hin, und die Verwendung des Steines ist durchaus keine ausschliessliche mehr. Wenigstens findet man in den Gräbern der sogenannten Steinzeit nicht nur Bronze, sondern sogar Eisen. Die neolithische Zeit wird daher nur durch die geschliffenen Steingeräthe charakterisirt, die paläolithische ist hingegen jene, wo der Mensch mit den ausgestorbenen und den nach Norden ausgewanderten Thieren zusammenlebte. Da aber auch schon in dieser Epoche ein merklicher Fortschritt sich geltend macht, so kann man die Zeit der ausgestorbenen Thiere das Alterthum, die Renthierzeit das Mittelalter der vormetallischen Zeit nennen.

Die Metallzeit fällt in Europa mit ihren Anfängen auch noch in die vorhistorische Zeit, d. h. wir wissen nichts davon, wie und wann das Metall zuerst von den Menschen in Gebrauch genommen ward. Wir begegnen hier dem Eisen und der Bronze. Fürderhin kann man nicht mehr wohl von einer Bronzezeit, die man sich früher als dem Eisenalter vorangegangen dachte, sprechen, wenn man darunter eine Periode verstanden haben will, in welcher das Eisen gänzlich unbekannt und Bronze das einzige, sowohl zu Waffen als Werkzeugen verwendete Material war. Zahlreiche Nachweise ergaben auf das unwiderleglichste, dass die Verwendung des Eisens sich bis zurück in die frühesten Perioden der Geschichte verfolgen lässt und dass eine besondere Bronzezeit für Europa wenigstens nicht existirt. In America ging ihr ein reines Kupferalter voraus, und ein Gleiches war bei den alten „Tschuden" im Altaï der Fall.

Zwischen die vorgeschichtliche und die historische Zeit schiebt sich sehr passend die protohistorische Periode ein, in welche die Anfänge der Metalle und zugleich die ersten geschichtlichen Documente fallen. Besser als mit Worten erklären wir dieses Ineinandergreifen der Perioden durch beiliegende, von Gabriel de Mortillet herrührende Uebersichtstabelle, die ich mit einigen Abänderungen dem heutigen Stande der urgeschichtlichen Forschungen am entsprechendsten finde.

[1]) In neuerer Zeit haben sich gegen die paläolithische Periode gewichtige zweifelnde Stimmen erhoben (Siehe: *Zweifel an dem künstlichen Ursprunge unpolirter Steingeräthe. Ausland* 1869. Nr. 9. S. 214—215, dann: F. Sandberger, *Eine Mahnung zur Vorsicht. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte.* 1873. Nr. 2. S. 13—14), doch vermochten sie nicht durchzudringen. Hofrath Prof. Dr. Alexander Ecker hat sogar erst kürzlich des Menschen Hand an Renthierknochen des Löss und in unzweifelhafter Verbindung damit rohe Steinwerkzeuge bei Munzingen nachgewiesen. (*Archiv für Anthropologie.* 1875. VIII. Bd. S. 87—103.) Derselbe Gelehrte hat auch in seinem Aufsatze: *Zur urgeschichtlichen und culturgeschichtlichen Terminologie* (*Beil. zur Allg. Ztg.* vom 8. März 1876) den heutigen Standpunct unseres prähistorischen Wissens genau präcisirt und bin ich in Obigem ihm gefolgt.

Paläolithische Epoche [1]).

Die ältesten Spuren des Menschen finden sich in der Mitte der Tertiärzeit in den oberen Schichten der Miocän-Ablagerungen; doch sind diese Spuren noch keineswegs als gesichert zu betrachten. Genauere Forschungen müssen erst die Existenz des tertiären Menschen bestätigen. Der Uebergang des Miocän zum untersten Pliocän, bei uns von der Molasse dargestellt, wurde durch einen bemerkenswerthen Temperaturfall gekennzeichnet, ein Wechsel, der ungefähr die heutigen klimatischen Verhältnisse in Mitteleuropa einführte. Es herrscht kein Zweifel mehr, dass um die Mitte des pliocänen Zeitalters die so lange verkannte erste Glacialperiode stattgefunden mit ihrer weit grösseren Ausdehnung, als die am längsten bekannte zweite Eiszeit, welche mit dem Eintritte der Quaternärzeit zusammenfiel. Ein so bedeutender Temperaturfall zerstörte die üppige Vegetation und vernichtete grösstentheils die ganze Fauna Europa's. Die Mastodonten und eine Anzahl Arten von Wiederkäuern, Raubthieren u. s. w. starben aus oder wanderten südwärts. Noch keine Spur von unserem Geschlechte findet sich in den Ablagerungen der ersten Glacialperiode in Europa. Das europäische Klima, die Kälte jener Zeit gestattete damals dem Menschen nicht zu leben. Als sich aber die oberen Pliocänschichten bildeten und die Temperatur wieder eine gemässigtere ward, trat eine Fauna zu Tage, weit verschieden von der vorigen. Der Mensch erschien wieder in unserer Gegend zugleich mit *Elephas meridionalis*, *Hippopotamus meridionalis*, *Equus robustus* und bisher ungekannten Arten von Hirschen, Bären, Tapiren und Rhinocerossen.

Das Festland unseres Erdtheiles war damals bei weitem ausgedehnter als jetzt; und daraus erklären sich die fast gleichzeitigen Wanderungen der Thierarten, welche durch die ganze Uebergangsperiode von der tertiären zur quaternären Zeit ihren Fortgang hatten. In der That erschienen zur nämlichen Zeit neben der obenerwähnten Fauna in Mitteleuropa noch zwei andere analoge, ausgeprägte Faunen, durch verschiedene Arten derselben Gattungen gekennzeichnet, die eine in den hyperboräischen Gegenden, die andere in Africa. Nachdem aber aus unbekannten Ursachen Mitteleuropa's eigenthümliche Fauna mit Ausnahme einiger Arten (z. B. der Höhlenbär) mit reissender Schnelligkeit ausgestorben war, führte die Strömung einer doppelten Wanderung die Thiere der hyperboräischen und africanischen Fauna nach Mitteleuropa. Gleichzeitig mit dem Aufhören dieser doppelten Wanderung trat allmählig eine mächtige Umwälzung in der äusseren Gestalt des Festlandes ein und bildete den Anfang einer neuen geologischen Periode, der quaternären. Ihren Beginn bezeichnet eine neue Ausdehnung der

[1]) Mit Anlehnung an den Aufsatz von François Lenormant „der fossile Mensch" in dessen *Anfänge der Cultur. Geschichtliche und archäologische Studien.* Jena 1875. 8°. I. Bd. S. 3—45, den ich für eine der besten Uebersichten dieser verwickelten Studien halte.

Gletscher, die wenn auch geringer als jene des mittleren Pliocän, immerhin noch ausserordentlich war und unverkennbare Spuren zurückliess.

Die Zeugnisse menschlicher Existenz in der Quaternärzeit seit dem Beginne dieser Periode sind mannigfacher Art. Die Knochen der Thiere finden sich bei den bearbeiteten Feuersteinen und einigen anderen steinernen Werkzeugen, deren Bearbeitung, zwar äusserst roh, einer sehr niedrigen Culturstufe angehört, immerhin aber einen recht merklichen Fortschritt seit der ersten Pliocänzeit andeutet. Es finden sich dergleichen in den Sandgruben und in den Kiesbänken der Flüsse Suffolks und Bedfordshire's, in den Ablagerungen der Somme- und Oisethäler, in den Sandschichten des Champ de Mars und von Levallois-Clichy bei Paris, sowie in den meisten quaternären Anschwemmungen Osteuropa's, Frankreichs, Englands, Belgiens, Deutschlands, Italiens und Spaniens. Wie viel Zeit erforderlich war, dass die Somme ihr Bett von der Schicht der Kieselgeräthe bis auf ihren heutigen Stand vertiefte, lässt sich gar nicht aussprechen, sondern es wird in uns nur das unbestimmte Gefühl erweckt, dass hier wohl nach Jahrzehntausenden gerechnet werden müsste [1]). Aus derselben Zeit scheinen die mit Knochen gefüllten Höhlen der Pyrenäen zu stammen, 150—250 Meter über den heutigen Thälern liegend, und andere Grotten des Périgord, z. B. die von Moustier, deren bearbeitete Feuersteine denen von Saint-Acheuil und Abbeville gleichen.

Im Uebrigen lässt sich ein ziemlich genaues Lebensbild der damaligen Wilden entwerfen. Ackerbau und Viehzucht waren ihnen unbekannt, sie irrten in Wäldern umher oder suchten Schutz in den natürlichen Gebirgshöhlen, als Troglodyten in Gesellschaft mit Mammuth und Renthier hausend. Die Bewohner der Seeküsten ernährten sich von Fischen, die sie zwischen den Felsen harpunirten, und von Muscheln; die im Innern des Festlandes umherstreifenden Stämme vom Fleische der Thiere, die sie mit Steinwaffen erlegten. Gierig sogen sie das Mark der Knochen aus, wie die fast constante Bruchart der längeren Knochenröhren zeigt; einige Stämme scheinen sogar dem Menschenfrasse ergeben gewesen zu sein. Das Dasein war ausschliesslich der Befriedigung der rohen sinnlichen Bedürfnisse gewidmet, und diese konnte der Mensch nur im erbitterten Kampfe gegen eine starke, an physischer Kraft überlegene, thierische Umgebung erringen. Krieg hiess die Loosung in jenem unwirthlichen Paradiese des Diluvialmenschen. Bezeichnend für seinen Culturzustand bleibt, dass von den fünf in der Höhle von Cro-Magnon aufgefundenen menschlichen Individuen der ausgewachsene Mann die vernarbte Spur einer gewaltsamen Verletzung am Beine erkennen lässt und der weibliche Schädel offenbar durch ein spitzes Instrument, wahrscheinlich ein Steinbeil, gewaltsam verletzt war [2]).

[1]) *Ausland* 1870. Nr. 9. S. 200.

[2]) Zittel, *Aus der Urzeit.* S. 522. 526.

Man sieht, der Mensch der Quaternärzeit war noch ebenso wenig in der Cultur fortgeschritten, als heute der Wilde der andamanischen Inseln oder Neu-Caledoniens. Dennoch sind wir nicht mehr berechtigt, ihn mit dem Thiere auf gleiche Stufe zu stellen; vielmehr musste er eine grosse Reihe früherer Vorstufen schon durchlaufen haben, um sich die zum sachgemässen Verfertigen der ersten Geräthe nothwendige Schlussfähigkeit im Nachdenken zu erwerben, [1]); auch war er bereits seit der Miocänzeit im Besitze des Feuers.

Wir kennen jetzt eine Anzahl von Ueberbleibseln menschlicher Skelette aus dem Anfange der Quaternärzeit und wissen, dass in unseren Gegenden eine hochgebaute, dolichokephale Race vor der kleinen, brachykephalen lebte, welche letztere anfänglich als die erste westeuropäische Bevölkerung erachtet wurde. Auf französischem Boden erscheinen diese Brachykephalen zuerst am Ende der Quaternärzeit, damals wohl durch eine Wanderung von Norden her dahin gekommen. Damit stimmen auch die Ergebnisse der Höhlenforschung im Wesentlichen überein; wie auch die Höhlendeposite beweisen, waren Geographie und Klima Europa's in alter Zeit namhaft verschieden von den gegenwärtigen. Ausserdem ist ziemlich bestimmt anzunehmen, dass die paläolithischen Völkerschaften mit der eigenthümlichen pliocänen Fauna von Osten aus in der Präglacial-Periode in Europa einwanderten, zugleich mit den arktischen Säugethieren verschwanden [2]) und nur die Eskimos als ihre Repräsentanten zurückliessen.

Mit der allmähligen Abnahme der höhlenbewohnenden Raubthiere gewann das **Ren** an Verbreitung, — es kam die Renthierperiode, ein neues Zeitalter für die Entwickelung der Menschheit mit einem merklichen Fortschritte in Bearbeitung der steinernen Waffen. Auch jetzt noch bestehen alle Werkzeuge und Waffen aus unvollkommen behauenen Steinen (meist Feuersteinen) oder aus gespaltenen und geschnitzten Knochen und Geweihen; es zeigt sich indess schon der Beginn eines gewissen Luxus in der Production höchst primitiver Schmucksachen, wie durchbohrte Kugeln und Scheiben, zu Ketten und Ringen zusammengereihte Schneckenhäuser u. dgl. Ja, sogar künstlerische Versuche, plastische oder bildliche Darstellungen von Thieren und Ornamenten fanden sich, namentlich in den südfranzösischen Höhlen [3]); denn noch lebte der Mensch vorzugsweise in Höhlen

[1]) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 253.

[2]) W. Boyd Dawkins, *Cave-hunting: Researches on the Evidences of Caves respecting the early inhabitants of Europe.* London 1874. 8⁰. S. 359.

[3]) An der Spitze dieser Zeichnungen steht als entschieden überraschendste die in der Grotte de la Madelaine entdeckte. Die Zeichnungen aus den Dordogne-Höhlen sind trefflich abgebildet auf mehreren Tafeln (der Serie B) zu Lartet & Christy, *Reliquiae aquitanicae; being contributions to the archeology and palaeontology of Périgord and the adjoining provinces of Southern France.* London seit 1865. 4⁰., ein Prachtwerk dessen genaues Studium nicht warm genug empfohlen werden kann. Jüngst ward zu Thayingen eine kaum minder überraschende Renthierzeichnung zu Tage gefördert. Siehe darüber: Prof. Albert Heim, *Ueber einen Fund aus der Renthierzeit in der Schweiz.* Zürich 1874. 4⁰.

oder unter dem Schutze vorstehender Felsen in Flussthälern. Die Nahrung dieses Troglodyten des Périgord, Angoumais und Languedoc bestand aus Fleisch, vorwiegend vom Ren und Ross, dann aber, jedoch seltener, vom Auerochsen; auch werden Gebeine vom Steinbock und der Gemse getroffen, welche später nach den Alpen und den Pyrenäen sich zurückzogen, ferner vom Eber und eines Ziesels (*Spermophilus*), letzteres eine abermalige Andeutung, dass das örtliche Klima im Vergleiche zur Gegenwart ein strengeres gewesen sein müsse. Hausthiere, vielleicht mit einziger Ausnahme des Hundes, kannte der Renthiermensch eben so wenig wie sein diluvialer Vorgänger; trotzdem ist der Fortschritt zur Civilisation bedeutend und gekennzeichnet durch das Auftreten der Töpferei, von welcher Ueberreste einer allerdings sehr rohen, schwärzlichen Waare erhalten sind. Feuersteinmesser werden in ungeheurer, dagegen Aexte in verhältnissmässig weit geringerer Anzahl vorgefunden. Weil der Mensch der französischen Renthierhöhlen sich mit einer rothen Farbe salbte, wie hinterlassene Stücke weichen rothen Ockers und Spuren eines Schabinstrumentes verrathen, darf man schliessen, dass er ganz oder halb nackt war, denn die Hautmalerei nimmt ab, wenn die Bekleidung zunimmt. Weisen die aus der Renthierzeit stammenden Reste in den Höhlen bei Furfooz in Belgien auf eine Race von kleiner aber sehr kräftiger Natur hin, so haben jene der Höhle von Cro-Magnon in Frankreich einem athletischen Menschenschlage angehört. Die Bewohner dieser Höhle lebten von Jagd und Fischfang, unterschieden sich aber von den übrigen „Renthier-Franzosen", dass sie keine Schnitzwerke hinterliessen. Die Entwicklung ihres Stirnbeins, das schöne elliptische Profil des Vorderkopfes und der Orthognatismus der Kiefern sind Kennzeichen, die man sonst nur bei Culturvölkern findet. Dagegen deuten die starken Muskelfugen, die schiefe Stellung der Zähne, die grosse Breite des Gesichts, der athletische Körperbau sämmtlich auf rohe Lebensgewohnheiten. Die Cro-Magnon-Leute waren also „Wilde", aber Wilde von hoher geistiger Begabung, einer Entwicklung fähig [1]). Von den Höhlen-

[1]) *Die Renthier-Franzosen.* (*Ausland* 1870. Nr. 1. Seite 1 bis 8.) Diesen Ausdruck hat Herr Otto Henne am Rhyn (*Deutsche Warte.* Januar 1875. Seite 23) zu beanstanden für gut befunden; derselbe habe schlechterdings keinen Sinn. Die weitere Argumentation des Kritikers ist ein solches Curiosum, dass ich sie hier folgen lasse: „Ohne Franken keine Franzosen"; sagt Herr Henne am Rhyn — „wie sollen also die Gallier der Renthierzeit zu diesem Namen kommen? Warum nicht Renthier-Gallier? Da könnte man Briten der Urzeit auch Renthier-Engländer nennen, ohne zu berücksichtigen, dass es damals noch keine Angelsachsen in Britannien gab, oder die Pfahlbauleute Helvetiens gar Schweizer, ehe Schwiz existirte!" Man sollte es kaum glauben, dass derlei heute noch geschrieben werden könne. Gewiss darf man von Renthier-Engländern und Renthier-Schweizern eben so gut und richtig sprechen als von Renthier-Franzosen. Weiss denn Herr Henne am Rhyn nicht, dass dieser Ausdruck wissenschaftlich gang und gäbe und nichts anderes bedeutet als: die zur Renthierzeit im heutigen Frankreich lebenden Menschen? Den Ausdruck „Renthier-Gallier" können wir aber doch nicht im Ernste nehmen, denn wir sind vollauf überzeugt, dass ein Culturhistoriker vom Range des Herrn Henne am Rhyn genau wisse, dass die Cro-Magnon-Leute keine Gallier gewesen sind. Es hiesse ja der primitivsten Kenntnisse der Anthropologie baar sein, wollte man eine solche Identificirung der alten Barbaren des Vezère-Thales mit den keltischen, also

bewohnern des Périgord zur Zeit der Renthiere wissen wir, dass sie schon das Zählen kannten. Sie hatten eine Methode erfunden, einzelne Gedanken mit Hülfe von Knochentäfelchen aufzuzeichnen, auf denen verabredete Einschnitte auch aus der Ferne Mittheilungen vermittelten. Dieses System stimmt ganz mit jenem überein, welches nach den griechischen Schriftstellern noch sehr spät bei den Skythen in Gebrauch war. Selbst eine gewisse Religion dürfte der Mensch der Renthierzeit schon besessen haben, wenn der Todtencult hierauf einen Schluss gestattet. Bei Aurillac, Cro-Magnon und Mentone wurden in regelrecht angelegten Grabstätten aus dieser Zeit viele Menschen sorgfältig bestattet.

Von den beiden Racen, der dolichokephalen und brachykephalen, welchen wir damals schon nebeneinander begegnen, bewohnte letztere, so scheint es, die Höhlen des Périgord und war auch die civilisirteste. Die oben erwähnten Zeichnungen und Schnitzereien verdanken wir auch wohl diesem Stamme, der anatomisch die innigste Uebereinstimmung mit den hochnordischen Eskimos und Tschuktschen besitzt, was um so merkwürdiger und auffallender, da noch heute in den Behausungen dieser Völker unter den nordischen Gletschern genau die nämlichen Sitten, Gebräuche und Werkzeuge wie bei den Troglodyten der Renthierzeit herrschen.

Wahrscheinlich ganz gegen Ende dieser Periode, deren Dauer nicht einmal annähernd abschätzbar, fällt die Errichtung der dänischen Muscheldämme, *Kjökkenmöddinger* (Küchenunrathhaufen, Küchenabfälle), grossartiger Bänke am jetzigen Meeresufer, meist aus Muschelschalen, dann aus einzelnen Thierknochen, sowie verirrten Steingeräthen bestehend und wallartig am Strande auf grosse Entfernungen sich erstreckend. Aehnliche Reste wurden seitdem an vielen Orten in Nordamerica, Brasilien [1]), im Feuerland, Australien und Schottland entdeckt [2]). Die dänischen Küchenabfälle bestehen aus den fester Ueberresten von vier Muschelarten: der Auster *(Ostrea edulis)*, der essbaren Herzmuschel *(Cardium edule)*, der Miesmuschel *(Mytilus edulis)* und einer Strandschnecke *(Littorina littorea)*. Die Thiere aller vier Arten werden noch jetzt als Nahrung genossen. Mit Bestimmtheit lässt sich aussprechen, dass die Dänen der Kjökkenmöddinger nicht etwa blos im Sommer an dem Strande verweilten, sondern das ganze Jahr über, denn die Knochen der Säugethiere beweisen, dass sie in allen Stufen des Wachsthums verzehrt wurden.

arischen und in relativ nah liegenden Zeiten nach Frankreich eingewanderten Galliern auch nur für möglich halten.

[1]) *Sambaquis* nennt man sie dort; sie kommen in den Provinzen Espiritu Santo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul als kegelförmige Hügel auf breiter Grundlage vor. Was J. J. von Tschudi im IV. Bande seiner *Reisen durch Südamerica* davon berichtet, findet sich im wesentlichen Auszuge im *Ausland* 1868. Nr. 33. S. 771. Vgl. ferner: Prof. Georg Schütz de Capanema, *Die Sambaquis oder Muschelhügel Brasiliens* (in Petermann's *Geograph. Mitth.* 1874. S. 228—230) und Dr. Carl Rath, *Die Sambaquis oder Muschelhügelgräber Brasiliens.* (*Globus.* XXVI. Bd. Nr. 13 S. 194—198, Nr. 14 S. 214—218.)

[2]) *Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen.* (*Globus.* V. Bd. S. 149—152.)

Die zahlreich gefundenen Thierknochen gehören zumeist dem Ur und Auerochs, Hirsch, Reh, Wildschwein, Fuchs, Wolf, Biber und Seehund an und sind behufs Herausnahme des Markes zerschlagen. Bis jetzt ward in den Kjökkenmöddingern von geschliffenen Steinen nur ein einziges Muster aufgetrieben, demnach gehören sie einer Gesittungsstufe an, die den Uebergang bildet vom paläolithischen zum neolithischen Zeitalter und stellen sich in der geschichtlichen Reihenfolge den ältesten Dolmen zur Seite. Dass sie ferner jünger sind als die Höhlenbewohner der Dordogne, ergibt sich daraus, dass in den Kjökkenmöddingern das Ren schon fehlt, dafür aber die Gebeine wenigstens eines Hausthieres, des Hundes vorkommen. Geschliffene Steingeräthe kannten die französischen Renthierjäger gar nicht, und wenn sie sich auch schon auf das Nähen verstanden, so war die Kunst des Spinnens ihnen doch noch völlig fremd, während Spinnwirteln in den dänischen Küchenabfällen nicht gänzlich fehlen. Wie alt nach Jahrtausenden gemessen die Kjökkenmöddinger sind, lässt sich nicht schätzen, sie erwecken in uns nur die Ahnung eines sehr hohen Alterthums. Wenn nämlich Dänemark jetzt bedeckt mit Buchenwäldern ist, so waren dereinst keine Buchen, sondern lauter Eichen dort vorhanden. Vor den Eichenwäldern aber waren Festland und Inseln mit Tannenwäldern bedeckt und in dieser Zeit entstanden die Muschelbänke, denn die Küchenabfälle enthalten die Gebeine des Auerhahns *(Tetrao urogallus)*, der sich von den Sprossen der Tannen ernährt [1]). Eine grosse Analogie mit den Funden in Dänemark und Schonen zeigen die offenbar in dieselbe Periode menschlicher Culturgeschichte gehörenden Terramare Italiens, verlassene Wohnplätze aus vorhistorischer Zeit. Neuere Entdeckungen Professor Chierici's ergaben, dass die Ansiedlungen, von welchen die Terramaren ihren Ursprung herleiten, Pfahlbauten gewesen, die theils in sumpfigen Niederungen, theils in künstlichen Wasserbecken, theils jedoch auch auf trockenem Boden und sogar auch auf Hügeln errichtet wurden [2]). Einige Terramarenlager haben sich selbst noch nach Einführung der Metalle gebildet.

Die neolithische Zeit.

Wohlerwiesenermassen war zu Anfang der heute noch fortdauernden geologischen Periode, womit die ersten Anzeichen des neolithischen Zeitalters oder des geglätteten Steines übereinstimmen, der grössere Theil der brachykephalen, hyperboräischen Stämme in ihrer Wanderung dem Renthiere gefolgt, welches für sie die wichtigste Lebensbedingung bildete. Ein unbestimmter Zeitraum, nicht

[1]) *Die Anfänge der menschlichen Gesittung* (*Ausland* 1870. Nr. 9. S. 193—200.) — *Die Renthier-Franzosen.* (*Ausland* 1870. Nr. 1. S. 1—3.) — Büchner, *Die Stellung des Menschen.* S. 53—56. — Carl Vogt, *Von Congress zu Congress.* (*Kölnische Zeitung* 1869.)

[2]) *Die Entstehung der Terramaren.* (*Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie.* 1875. Nr. 1. S. 6 und *Ausland* 1875. Nr. 36. S. 718.)

nach Jahren berechenbar, trennte diese paläolithischen Menschen von ihren Nachfolgern in der neolithischen Zeit. Mit dem geglätteten Steinbeil bewaffnete Horden treten mitten unter den Resten der Völker der Renthierepoche auf und unterjochen sie ohne Mühe. Diese späteren Völkerschaften kamen mit Cerealien und Hausthieren aus dem Südosten; auch sie waren Troglodyten und benutzten die Höhlen als Begräbnissstätten, doch wissen wir etwas mehr von ihnen als von ihren Vorfahren. Sie waren von bräunlicher Hautfarbe *(melanochroi)*, dolichokephal, klein und zeichneten sich oft durch eine eigenthümliche Abplattung der Schienbeine *(Platycnemismus)* aus [1]). Sie lebten als Hirten und begruben ihre Todten, wenn sie keine Höhlen hatten, in kammerartig abgetheilten Grabstätten. Ihrer Race ist das Denkmal aus unbehauenen Steinen, der Dolmen [2]) eigenthümlich, das merkwürdigste Zeichen des neolithischen Zeitraumes, welches sich immer mehr und mehr vervollkommnete. Den aus mächtigen, unregelmässigen Steinen gebildeten Gräbern, die gleichsam als riesenhafte Pfeiler eine grosse Horizontaltafel tragen, folgen neue, aus anderen, mit einiger Kunst zusammengestellten viereckig behauenen Steinen aufgebaut. Diese Steintische, auch Cromlechs oder Menhirs genannt, erfreuen sich einer ungemeinen Verbreitung in Europa, aber auch in Nordafrica, Algerien, Tunesien und Tripolis; sogar weiter nach Osten, am Libanon, ja selbst in Indien kommen Dolmen vor, und alle zeigen unverkennbare Aehnlichkeit, wenn nicht gar Uebereinstimmung. Im Norden stehen die Dolmen wohl in Zusammenhang mit den Ganggräbern (schwedisch: *Gånggrifter*), in Dänemark Riesenkammern *(Jaettestuer)* genannt. An beide schliessen sich die entschieden jüngeren Hünengräber, Hünenbetten an, in ganz Europa, von Russland bis Frankreich und Spanien verbreitet [3]). Diese Denkmale können daher unmöglich das Werk eines einzigen Volksstammes sein; vielmehr sind sie die Reste einer Entwicklungsperiode, welche die verschiedenen Zweige des Menschengeschlechtes durchmachten, ehe sie in ein neues Stadium des Fortschrittes eintraten. Aber die einen blieben auf jener niederen Stufe Jahrhunderte lang stehen, während für andere diese Zeit sehr kurz gewesen. Der berühmte Sphinxtempel in Gizeh zeigt deutlich den Uebergang vom megalithischen Monumente zur eigentlichen Architektur. In allen diesen megalithischen Bauten ist fast noch keine Spur eines metallischen Gegenstandes wahrzunehmen. Man

[1]) Boyd Dawkins, *Cave-hunting.* S. 188.

[2]) James Fergusson, *Rude stone monuments in all countries.* London 1872. 8°. verficht die seltsame Ansicht, die Dolmen wären in dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung von den damals halbcivilisirten Völkern Europa's errichtet worden. Einer ähnlichen Auffassung begegnen wir auch bei W. Copeland Borlase, *Naenia Cornubiae. A descriptive essay illustrative of the Sepulchres and funereal Customs of the early inhabitants of Cornwall* London 1872. 8°., welcher gleichfalls meint, dass einige der wichtigsten Bauten von Cornwallis in die frühchristliche Epoche fallen (S. 253—275), da im Morvah Hill z. B. Münzen gefunden wurden.

[3]) W. Bär und Friedr. v. Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch.* Leipzig 1874. 8°. S. 261—309.

beobachtet hier, neben den irdischen Ueberresten der Todten, nur Geräthschaften und Waffen aus Feuerstein, Quarz, Nephrit, Serpentin und Thongeschirre. Zu jener Zeit gab es aber schon Mittelpuncte der Industrie, besondere Orte, wo Gewerbefleiss herrschte. Daher musste es auch eine Art Handel geben. In der That gelangten Materiale zur Verwendung, die blos auf Handelswegen von ihren oft weit entfernten Ursprungsstätten bezogen werden konnten. Die nächste Heimat des in der neolithischen Zeit so vielfach verarbeiteten Nephrits ist wahrscheinlich der centralasiatische Kuen-Luen [1]), wo ihn die Gebrüder Schlagintweit in Khotan anstehend fanden [2]).

Die interessantesten Ueberreste aus der neolithischen Zeit sind die Pfahlbauten oder die in Seen erbauten menschlichen Ansiedlungen. Diese Sitte kann uns nicht mehr überraschen, seitdem wir die gewaltige Ausdehnung der modernen Pfahlbauten in Ostasien kennen. Ueberall in Birma, Siam und Cambodscha sind die Bambuhütten auf Pfahlrösten erbaut und mehrere Fuss über dem Erdboden erhaben, während auf den grossen Strömen, vornehmlich am Menam, wahre schwimmende Städte angesiedelt sind. Siam's Hauptstadt, Bangkok selbst, ist vielleicht das grossartigste Muster einer solchen schwimmenden Stadt, Battambang dagegen eine Stadt auf Pfahlbauten. Auch die Papûa Neuguinea's leben in Pfahlwohnungen und solche finden sich in Africa sowohl bei den Mangandschas, als bei den Bassanegern auf der Insel Loko im Benue. Endlich ward die nämliche Sitte in America beobachtet. In der Schweiz und den benachbarten Ländern muss sie sich viele Jahrhunderte erhalten haben, denn die dortigen Pfahlbauten gehören sehr verschiedenen Zeiten an und reichen durch die ganze Bronzeperiode bis selbst in's Eisenalter. Nur die erste Epoche der Pfahlbautengeschichte gehört noch der vormetallischen Aera an, indem blos Waffen und Werkzeuge aus geschliffenen Steinen oder Knochen vorkommen. Form und Behandlung der Arbeit stehen hier jener aus den Dolmen und Torfmooren Frankreichs, Grossbritanniens, Belgiens und Skandinaviens sehr nahe; nur ist die Mannigfaltigkeit der Gegenstände grösser; auch zeigt sich ein erfreulicher Fortschritt in der Cultur. Die Pfahlbauleute trieben nebst Viehzucht schon Ackerbau, welcher den Höhlenmenschen der Renthierzeit noch völlig fremd, und verstanden sich auf die Mehlbereitung und den Bau künstlicher Wohnungen; auch die Anfänge der Schifffahrt fallen wohl in diese jüngere Steinzeit [3]); endlich

[1]) Nephrit ist allerdings zu Schwemmsal, aber nur als vereinzelter erratischer Block vorgekommen; anstehender Nephrit aber, der etwa diesen Block hätte liefern können, ist noch nicht aufgefunden worden. Europa hat nach Fischer's diesbezüglichen Forschungen bis jetzt kein nachweisbares Vorkommen von Nephrit zu verzeichnen. (Heinrich Fischer, *Nephrit und Jadeit nach ihren mineralogischen Eigenschaften sowie nach ihrer urgeschichtlichen und ethnographischen Bedeutung.* Stuttgart 1875. 8°. S. 5.)

[2]) Siehe Hermann von Schlagintweit, *Ueber Nephrit nebst Jadeit und Saussurit im Künlün Gebirge.* (*Ausland* 1874. Nr. 10. S. 181.)

[3]) G. de Mortillet, *Origine de la navigation et de la pêche* (*Revue archéologique* vom

finden sich noch in den ältesten Pfahlbauten, wie z. B. in Robenhausen, Stücke von Kleidungsstücken; man fing also bereits an, die Leinfaden zu Geweben herzurichten. So charakterisiren jene Seedörfer im westlichen Europa so recht das Ende des neolithischen Alters, und die Völkerschaften, von denen sie herrühren, bewohnten sie selbst noch in der Zeit, als sie sich schon der Metalle bedienten. Auch diese neolithischen Völkerschaften sind aber verschwunden und haben als ihre Repräsentanten die Basken, Berber und Kabylen zurückgelassen [1]).

Industrie der vormetallischen Zeit.

Die Industrie der Urzeit liefert den ersten und auffallendsten Beleg für das Gesetz der progressiven Entwicklung. Bis zu einem gewissen Grade sehen wir nämlich überall in der Culturgeschichte Uebereinstimmung in der Aufeinanderfolge der Erfindungen und Kunstthätigkeiten. Bis nun ward der Mensch ohne Werkzeuge weder in den diluvialen Erdschichten, noch auch im Urzustande gefunden. Schon diese ersten Werkzeuge lassen auf eine sehr richtige Ueberlegung und wohlbedachte Wahl schliessen; unzweifelhaft eignet sich z. B. der Feuerstein, den wir zuerst als Werkzeug sehen, unter allen Naturproducten so vortrefflich zu technischen Verrichtungen, dass wir ihn noch heute wählen würden, wenn uns keines der Hilfsmittel der Civilisation zu Gebote stünde. Wo immer dieser Feuerstein oder ein ähnliches sprödes, hartes Gestein — wie Jaspis, Nephrit oder Obsidian — dem Menschen zur Verfügung stand, und wo immer wir seine Spur verfolgen konnten, hat er sich auch wirklich dieses trefflichen Materials bedient, und es ist charakteristisch, dass die Lagerstätten dieses Materiales auch vorwiegend zu Ansiedelungsplätzen dienten.

Nach der Ansicht der französischen Forscher ist die Feuersteinwaffe von Saint-Acheuil und Abbeville aus dem Sommethal die älteste. Auf beiden Seiten convex, mandelförmig zugehauen, wurde sie mit der Hand geführt. Vielleicht war diese Waffe das einzige Werkzeug desjenigen Menschen, der mit *Elephas antiquus* und *Hippopotamus* noch vor der Eiszeit jene Gegenden bewohnte. Als eine spätere Form erscheint die von Moustier, nur auf einer Seite convex und bei gleichen Umrissen rundum scharfkantig. Diese wurde schon in ein gespaltenes Holz geklemmt. Gegen Beginn der Renthierzeit vervollkommnet sich die Industrie des Feuersteines sehr bedeutend. Wir haben da schon die rundliche Form der Grattoirs, die lorbeerblätterförmige Lanze, die kantigen Splitter, als Messer benutzt und den als Pfeil verwendeten Splitter. Erst mit diesen schon sehr

10. October 1866. S. 269—282.), liefert den Nachweis, dass man schon in der Steinzeit das Meer beschiffte (Elba, Pianosa) und bringt Abbildungen verschiedener Piroguen aus jener Zeit.

[1]) Boyd Dawkins, *Cave-hunting*. S. 223.

vervollkommneten Werkzeugen und Waffen, welche an Stielen und Handhaben befestigt wurden, ward eine Bearbeitung der Knochen und Geweihe vorgenommen.

Nun tritt in der Zeit der letzten grösseren Ueberschwemmungen und des häufigen Vorkommens des Ren eine sich schnell fast zu künstlerischer Höhe aufschwingende Industrie des Knochen- und Hornmateriales ein. In den Höhlen Belgiens, des Périgord und der Dordogne sowohl, wie in den Erdschichten des Seinethales unmittelbar bei Paris gebrauchte man nicht nur Knocheninstrumente aller Art, sondern auch plastisch gearbeitete, mit thierischen Emblemen gezierte Gegenstände als Luxusartikel, wobei wir schon von künstlerischen Motiven sprechen dürfen. Wirklich sind die auf grösseren Renthierschaufeln eingeritzten Bilder und die plastisch gearbeiteten Thierköpfe richtiger gezeichnet, naturalistisch trefflicher aufgefasst, als es heute noch vom Durchschnitte der ländlichen Bevölkerung zu erwarten.

Ausser den genannten Gegenständen aus Renthierhorn kannte diese Epoche noch eine grosse Anzahl von spitzen Instrumenten, Nadeln, Pfriemen u. s. w., und andere mit rundlichem, glatten Endtheile, die zur Abhäutung und Glättung der Häute gedient zu haben scheinen; diese Instrumente führten zur Vermuthung, dass unsere Urbewohner sich mit den Fellen der Thiere bekleideten, wobei die Nadeln zum Zusammenfügen gebraucht wurden. Auch Schmuckgegenstände treten hier zum erstenmale auf: durchbohrte Muscheln, manchmal aus weiter Ferne, vom Meeresstrande stammend, und Zähne der erlegten Thiere, die an der Wurzel durchbohrt am Halse getragen werden konnten.

Ueber das Vorkommen der Töpferwaaren herrschen noch verschiedene Ansichten. Viele Fundstätten der Mammuthzeit, sowie der späteren Renthierzeit entbehren dieses Geräthes. In anderen wurden indess Gefässtrümmer gefunden. Die Anwendung des Lehms und dessen Verhärten durch Erwärmung wäre also auch eine sehr alte Erfindung und wir müssen die Zweckmässigkeit bewundern, mit der von vornherein diese Industrie betrieben wurde. Der Lehm ward nämlich mit grobem Sande, meist Quarzsand, reich gemengt, geknetet und das dickwandige, aus der Hand geformte Gefäss am offenen Feuer gebrannt. Die Festigkeit, durch das Bindematerial des groben Quarzsandes erhöht, war nicht unbedeutend und man konnte Gefässe auf diese Art herstellen, dauerhaft genug, um der Feuchtigkeit des Bodens sehr lange zu widerstehen.

Die jüngere Steinzeit, die zweite grosse Epoche der menschlichen Ansiedlungen, zeichnet sich ausser dem Besitz sehr vieler Culturpflanzen und der meisten Hausthiere, in der Industrie wesentlich dadurch aus, dass sie ausser dem Feuerstein den Serpentin in allen seinen Uebergangsformen, ferner den Sandstein, Hornblende und eine grosse Anzahl anderer Gesteine durch Zuschleifen als Waffen nutzbar zu machen weiss. Sie wird desshalb auch die Zeit des polirten Steines genannt. In Dänemark und Schweden werden

9*

die Feuerstein-Waffen in dieser Zeit ganz meisterhaft und wirklich künstlerisch zubehauen, zum Theil auch geschliffen. Die Topfwaaren zeigen schon einen grossen Reichthum an Formen und vielfältige Verzierungen. Der Ausbreitungsbezirk dieser Steinzeit umfasst fast ganz Europa mit Ausschluss von Preussen, wo eine entwickelte Steinzeit nicht gefunden wurde, wenn auch Pfahlbauten nicht selten sind. Es gehen aber diese Pfahlbauten bis in die historische Zeit herauf und Venedig selbst verdankt seinen ersten Ursprung wahrscheinlich der fortgeerbten Erinnerung an diese Bauweise. Die ältesten Pfahlbauten scheinen jene der östlichen Schweiz, Oesterreichs und Mecklenburgs zu sein, die aber doch später als die Kjökkenmöddinger Dänemarks zu setzen sind. Dann kommen die Terramare Italiens und die Crannogas in Irland, in denen, sowie in den Pfahlbauten der westlichen Schweiz, die Bronze vorkommt. Die Pfahlbauten Preussens und des Neuenburger-Sees führen bereits Eisenwaffen; im südlichen Frankreich reicht ein Pfahlbau gar bis in die carolingische Zeit herauf und in den Südseeländern kommen, wie schon erwähnt, Pfahlbauten noch in der Gegenwart vor.

Im Zusammenhange mit der erhöhten Culturstufe der vormetallischen Zeit entwickelte sich auch die Industrie. Die wichtigste Neuerung für den Menschen war unstreitig die Bereitung des Brodes. Auf flachen Steinen wurde mit den runden, handlichen Kernquetschen das Getreide zerdrückt und auf heissen Steinen wieder mit Wasser gemengt ausgebacken.

Zur Gewinnung des Feuersteins aus grösseren Tiefen, wo er sich leichter für die Bearbeitung eignet, grub man Schächte durch die Erdschichten, die auf der Kreide und dem Feuerstein lagern, und holte ihn aus einer Tiefe von 8—10 Metern heraus. In Belgien, bei Spienne, fanden sich solche Feuersteinbergwerke. Tausende von halbvollendeten Steinwaffen überdecken heute noch die Oberfläche und es scheint, dass dieser Artikel als Handelswaare nach all' jenen Ländern ging, welche minder guten Feuerstein besassen. Die Formen in dieser Periode sind mannigfach, die Bearbeitung sehr vollkommen. Nur Messer und Feuersteinsplitter behalten noch die ursprüngliche Form. Die Pfeil- und Lanzenspitzen wurden mit Pech und Flachsfäden an den Schaft befestigt, die Splitter vielleicht auch nur seitlich in eine Keule eingetrieben. Derartige Waffen standen bei den Südsee-Insulanern und Indianern America's vor der Einführung der Feuerwaffen allgemein im Gebrauch.

Die polirte Steinwaffe, der Serpentin, erregt die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade. Es erscheint auf den ersten Anblick sowohl die Bearbeitung des Steinbeiles als die Bohrung der Steinhämmer sehr mühsam. Indessen verdankt man den Bemühungen der Archäologen einen ziemlich klaren Einblick in die antike Technik, welche die Herstellung dieser mühsamen Arbeiten ermöglichte.

Der Zeitaufwand, den die Bohrung erfordert, kommt nicht in Betracht, da bei dieser sowie bei den übrigen Industrien vorzüglich das W e i b als Arbeiter, somit wesentlich als Culturträgerin erscheint.

Eine weitere Industrie, die Töpferei, ist in den ältesten Pfahlbauten manchmal so entwickelt, dass eine Art der Drehscheibe auch damals schon bekannt sein musste. Vermuthlich ward, ob zwar sehr unvollkommen, dieselbe wie die ursprüngliche Drehbank oder der Webstuhl durch das unmittelbare Bedürfniss hervorgerufen. So leicht die kleinen Gefässe aus freier Hand geformt sein können, so ist es bei grösseren doch kaum möglich, die Wände zu bilden und den Boden zu ebnen, ohne den Thonklumpen auf eine Basis zu stellen und diese irgendwie herumzudrehen. Nun sind aber die meisten Böden der grösseren Gefässe flach und an den Wänden innere kleine Umlaufsringe bemerkbar, die von den Hautfurchen der Fingerspitzen herrühren. Die rundlichen meiselförmigen Knochen-Instrumente gleichen ausserdem ganz den Hölzern, wie die Töpfer sie heute noch anwenden. Mit spitzigen Knochentheilen, mit Fingernägeln und Fingerspitzen wurden die Verzierungen gebildet. Der Henkel beginnt mit einem Knopf, der nur einer Schnur den Durchgang erlaubt und vergrössert sich bis zu der noch heute gebrauchten Form. Die Stylistik, die Contouren dieser Gefässe sind edel, die Verzierungen so mannigfach, dass sie als Grundlage der hochentwickelten Motive etrurischer und keltischer Zeit gelten könnten. Wir finden an typischen Formen: das bombenartige Gefäss, die urnenartige Form, mit verschiedenartigen Modulationen des rundlichen Untertheils, die Form des Kruges und der Schüssel. Als Verzierungsmotive den Punct, den Kreis, das Dreieck und die Linie; gebrochene mäanderartige Linienverbindungen, wiederholte Kreise und Kreisfragmente sind nicht selten, nie aber in dieser Zeit ein Pflanzen- oder Figurenmotiv.

Ausser der Anwendung bei der Fertigung der Thonwaaren kamen die Knochenwerkzeuge gewiss auch bei den verschiedenen Flecht-, Webe- und Lederarbeiten zur Geltung. In Robenhausen fanden sich vielfach Mattenflechtereien aus Schilf und Bast. Die Weberarbeiten aber erregen besonders unser Erstaunen. G. Pauer ist es gelungen, einen sehr einfachen Webstuhl herzustellen, auf dem alle Webearbeiten, die man in Robenhausen fand, verfertigt werden konnten und welcher auch als Urbild des altnordischen Webstuhles gelten kann.

Auch die Drehung des Bastes zu Stricken, sowie dessen Verknüpfung zu Maschen und Netzen wurde mehrfach angewendet. Zu den durchbohrten Zähnen kommen in dieser Zeit auch noch kleine Ringelchen von Bernstein, von weichen Gesteinsarten, ja selbst von Steinkohlen als Schmuck hinzu [1]).

[1]) Nach einem Vortrage den Gundacker Graf Wurmbrand über „*die Anfänge der Industrie*“ am 13. März 1873 im österreichischen Museum für Kunst und Industrie zu Wien gehalten. (*Mittheilungen des k. k. österr. Museums für Kunst und Industrie.* 1873. Nr. 91. 92. 93.)

Zeitalter der Erze.

Alle Zweige des Menschengeschlechts haben ohne Ausnahme die verschiedenen vormetallischen Entwicklungsstufen betreten, und überall finden sich hierzu Beweisstücke. Doch erreichten die verschiedenen Völker die verschiedenen Stufen der Entwicklung keineswegs gleichzeitig. Es ist das vormetallische Zeitalter keine abgeschlossene Epoche; vielmehr ein Zustand des menschlichen Fortschrittes, welcher in Betreff des Zeitpunctes beträchtlich in dem einen wie in dem anderen Lande wechselt. Ganze Völkerschaften waren am Schlusse des letzten Jahrhunderts und selbst in unseren Tagen noch nicht einmal aus der Steinzeit herausgekommen. Die Pfahlbauten der Schweiz, Savoyens und der Dauphiné waren wahrscheinlich noch, wenigstens zum Theil bewohnt, als Marseille und andere Städte von den Griechen gegründet wurden. Höchst wahrscheinlich besassen, als bei uns die Dolmen zuerst aufgeführt wurden, die Völker Asiens bereits seit Jahrhunderten Bronze und Eisen nebst allen Geheimnissen einer materiell weit vorgeschrittenen Cultur [1]).

Ob die Bronze oder das Eisen unseren Vorfahren zuerst bekannt ward, ist dermalen noch unentschieden. Lange nahm man allgemein das erstere an, und erst jüngst erhoben sich gewichtige Stimmen zu Gunsten der zweiten Ansicht. Nach Jules Oppert wäre im Orient wenigstens die Bearbeitung des Eisens der Bronzeindustrie vorangegangen [2]) und Lenormant thut dar, dass in den meisten Ländern beide Metalle fast gleichzeitig bekannt, in ihrer Anwendung aber durch locale Umstände beeinflusst wurden [3]). Doch liess das Bekanntwerden mit der Metallbearbeitung nicht sogleich alle Steinwaffen und Steinwerkzeuge verschwinden. Die altgewohnten Geräthe wurden aus ökonomischen Rücksichten noch lange beibehalten. Bei den meisten wilden Stämmen, welche Metall bearbeiten, wie z. B. den Negern, bildet diese Beschäftigung innerhalb des Stammes selbst wieder eine gewisse Art von Geheimkunst, welche gewisse Familien vom Vater auf den Sohn vererben, ohne sie Anderen aus dem Volke mitzutheilen. In manchen Fällen fand sogar ein durch äussere Umstände bedingter Rückschritt zum Steinalter statt, ein Ausnahmefall, der, durch natürliche Momente veranlasst, möglicherweise z. B. bei der australischen Race eingetreten ist.

Der rasche Aufschwung der Cultur nach der Einführung metallener Geräthe offenbart sich in jenen Schweizer Seeansiedlungen, welche den Uebergang von der vormetallischen in die Metallzeit überdauerten. Ohne besonderen kriegerischen Sinn hielten die Pfahlbaubewohner viel auf Putz und Schmuck, und auch für die Frauenarbeit wurden zweckmässige Geräthe aus Erz hergestellt. Webstuhl, Spindel, Kochheerd,

[1]) Lenormant, *Die Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 58—59.

[2]) *Revue d'Anthropologie.* III. Bd. S. 501.

[3]) Lenormant. A. a. O. I. Bd. S. 66.

Handmühle u. s. w. bilden nothwendige Einrichtungsstücke in den Wohnungen der Metallzeit. Die meisten Pfahlbauten dieser Epoche liegen in der Westschweiz, doch auch in anderen Theilen Europa's, in den Alpenseeen Oberitaliens, Bayerns und des Salzkammergutes fehlen sie nicht. Westwärts zieht die Kette dieser Ansiedlungen über Savoyen (See von Bourges) und dem südöstlichen Frankreich (See von Paladra bei Grenoble), wo sie in die Eisenzeit reichen, bis an die Pyrenäen, sich hier in den Thälern von dem Mittelmeer bis an den atlantischen Ocean ausdehnend. Die Pfahlbauten Brandenburgs und Hinterpommerns gehören indess der Eisenzeit, in Mecklenburg mehrere aber der Steinzeit. Dagegen stammen die eigenthümlichen Crannoge's (Holzinseln) Irlands sicher aus dem Metallalter; desgleichen die meisten Terramaren, die besonders in Parma, Modena und Reggio häufig. Waffen weisen sie nur wenige auf, Hausstand- und Ackergeräthe, dann Schmucksachen herrschen vor. Gussformen und Schlacken deuten an, dass die Terramarenbewohner ihre Bronzegeräthe selbst zu giessen verstanden. Ein Vergleich derselben mit denen der Schweizer Seedörfer zeigt eine überraschende Uebereinstimmung der Formen, nur dass die Schweizer-Erzeugnisse eine ungleich reichere und mannigfaltigere Entwicklung verrathen.

Wahrscheinlich kamen die Erbauer der Pfahlbauten in Piemont, der Lombardei und Venetien noch vor der Kenntniss der Metalle von Norden her über die Alpen und empfingen später auf demselben Wege die ersten Bronzegeräthe. Dieses Volk verbreitete sich alsdann weiter gegen Süden, überschritt den Po und siedelte sich in den Terramaren an, wo es lange genug sesshaft blieb, um sich mit den neuen Metallgeräthen zu befreunden und sie selbst giessen zu lernen. Einige Schwärme drangen noch weiter südwärts, bis sie, wie es scheint, in Latium auf ein anderes Volk stiessen, welches ihr Fortschreiten hemmte und sich bereits im Besitze einer blühenden Cultur befand, die sowohl durch Styl als Material der beweglichen Habe ihre Herkunft aus den Culturländern des Orients und fortdauernden Verkehr mit denselben verrieth. Dieses hochgebildete Culturvolk dehnte danach sich seinerseits nach Norden aus, überschritt den Apennin und liess sich in der fruchtbaren Ebene Oberitaliens nieder, wo es das Reich der Etrusker gründete und eine Industrie entfaltete, welche in späterer Zeit weit über die Alpen hinausdrang und die Cultur der mittel- und nordeuropäischen Völker beeinflusste. Ob die oberitalienischen See- und Sumpfwohnungen nach dem Erscheinen der Etrusker sofort verlassen wurden, ist ungewiss, sicher jedoch, dass sie zur Römerzeit bereits längst aufgegeben waren.

Im Norden unseres Welttheiles begegnen wir einer Bronzecultur, die in gewissen Gebieten an der Nord- und Ostsee sich in ihrer Eigenart viel länger erhielt und zwei Perioden unterscheiden lässt, sowohl durch den Charakter der Artefacte, als durch eine verschiedene Begräbnissweise gekennzeichnet. Die Typen der jüngeren Periode nähern sich den süd- und westeuropäischen; unter den

älteren aber sind einige dem Norden ausschliesslich eigen, den übrigen Gruppen dagegen völlig fremd. Der Hauptsitz der nordischen Bronzecultur liegt am Südwestgestade der Ostsee: auf der kimbrischen Halbinsel, den dänischen Eilanden, in Schonen; doch erstreckt sie sich in ihren Ausstrahlungen nach allen Richtungen, bis nach Norrland und selbst Finnland. Im Gegensatze zum Süden herrschen hier Waffen mannigfachster Art, besonders Angriffswaffen, ungemein vor; seltener dagegen Schutzwaffen, wie Helm, Panzer und Schild. Letzterer, von runder Form, war noch am gebräuchlichsten. Unter den Geräthen verdient die ausgebildete Fibula [1]) Erwähnung, ein ausschliessliches Eigenthum der nordischen Gruppe, in der südlichen tritt die Fibula erst mit dem Eisen auf. Geld, geprägte Münzen, kennt die mittel- und nordeuropäische Bronzezeit nicht; nicht einmal das *aes rude* oder Ringgeld der älteren Eisenzeit. An Bernsteinschmuck ist die Metallzeit ärmer als die vormetallische Epoche, doch war die Kleidung schon bei beiden Geschlechtern eine wesentlich complicirte. Nach den Höhlenwohnungen in Mecklenburg zu urtheilen, lebte man auch in der Metallzeit in ähnlichen Behausungen, wie alte Wohnplätze bei Görz, am Ebersberg u. s. w. zu bestätigen scheinen.

Spuren irgend welcher Schriftzeichen kannte die nordische Bronzecultur nicht, es sei denn eine Bilderschrift, wie deren die halbcivilisirten Völker aller Welttheile besitzen. Hierher gehören wohl die Felsenbilder [2]) *(Hällristningar)* in Schweden, namentlich in Bohuslän, aber auch im alten Götaland, und sogar in Norwegen. Auf dieselben scheint die jüngere Bronzeperiode das grösste Anrecht zu haben.

Die Bronzemenschen begruben ihre Todten in vollem Kleiderschmucke entweder in einem ausgehöhlten Baumstamm (Baumsarg) oder in einer aus grossen Steinen gebildeten Kiste. Letztere wurden in England und Sylt sogar noch errichtet, als von auswärts die Sitte der Leichenverbrennung eingeführt worden. Eine andere Art weitverbreiteter Grabdenkmäler sind endlich künstlich aufgeschüttete Hügel ohne Grabstätte *(Tumuli)*.

Die Begräbnissceremonien stehen in naher Beziehung zu dem religiösen Cultus. Die Gräber lagen in der Nähe der Wohnplätze, oder des Heiligthums, ja fielen bisweilen mit diesem zusammen. Doch sind Tempelstätten aus der Bronzezeit in Mittel- und Nordeuropa wenigstens nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Dunkle An-

[1]) Die beste Arbeit über die Fibel ist wohl Dr. Hans Hildebrand, *Studier i jämförande fornforskning. Bidrag till spännets historia.* (*Antiquarisk Tidskrift för Sverige.* Stockholm 1872. *Fjerde Delen.*) Einen Auszug davon theilte ich mit im *Ausland* 1873. Nr. 52. S. 1021: *Die Fibel als Culturmerkmal.*

[2]) Die wichtigsten Arbeiten über diese Felsenbilder sind jene von C. G. Brunius (*Försök till förklaringar öfrer hällristningar.* Lund 1868. 15 Tafeln), A. E. Holmberg (*Skandinavien's Hällristningar.* Stockholm 1848, mit 46 Tafeln) und Hildebrand. Einen übersichtlichen, auf die genannten Arbeiten gegründeten Aufsatz veröffentlichte J. Mestorf im *Globus.* XVII. Bd. S. 360—362.

deutungen eines Sonnencultus bei den Barbaren des Nordens und gar eines Sonnentempels finden wir gleichwohl in den Schriften der Alten. Wir werden kaum irren, wenn uns die mit der Ausbildung des Heroencultus steigende Vielgötterei (Polytheismus) als die Religion jener Epoche gilt. Man kann sie eine Abstraction, eine Läuterung des Fetischismus nennen, welcher mit der Totem-Wählerei eine gemeinsame niederste Religionsstufe der ungebildeten Steinzeitvölker bezeichnet. Dass alle Religion mit Polytheismus angefangen habe, ist wohl nicht erweislich; ebenso zweifelhaft ist aber die Meinung Max Müller's, wonach die Urreligion der Menschheit ein primitiver Monotheismus, eine Art Elohismus, gewesen wäre, denn eine Urreligion der gesammten Menschheit hat es wohl ebenso wenig gegeben wie eine Ursprache. Positiv ist nur, dass der Fetischismus eine Phase ist, die jedes Volk, das in naturgemässer Entwicklung zu religiösen Begriffen hindurchdringt, durchschreiten muss so gut wie die vormetallische Zeit selbst. Die nächstfolgende Entwicklungsstufe, den „Totemismus", charakterisirt das erste Auftreten religiöser Begriffe. Daraus entwickelte sich der Polytheismus und der Sonnendienst, letzterer also weder eine Urreligion noch eine absolut nothwendige Phase religiöser Entwicklung [1]). Im polytheistischen Sabäismus (Gestirndienst) wurden alle irgend durch Besonderheit in's Auge fallenden Himmelskörper, Sonne, Mond, Planeten und Fixsterne als Gottheiten betrachtet, die beiden ersten den Anderen natürlich voran. Zwischen diesen Beiden findet insofern ein Rangstreit statt, als in den heissesten Ländern, wo die Sonne das Land versengt und schadet, sie dem Monde den Platz des am meisten verehrten Gestirnes hier und da abtreten musste. Doch bei der weitaus grösseren Ueberzahl der Völker nimmt die Sonne den gebührenden ersten Rang ein, und wir können es fast schrittweise verfolgen, wie bei ihnen die Mitbewerbung anderer Phantasie-Beherrscher um den Thron des Weltalls von der Sonne überwunden wird, so bei den Assyrern, Medern und Persern, den alten Aegyptern, Phönikern und den nördlich wohnenden Indogermanen, den Peruanern und vielen anderen Völkern. Erst mit Beginn der Eisencultur scheint die Sonne ihren Platz einem persönlichen Beherrscher der Götter und Menschen geräumt und sich selber mit dem Range eines Symbols begnügt zu haben. Wie aus dem untergeordneten Fetischismus der Steinzeit die übersichtlichere Vielgötterei der Bronzezeit, so ging durch fernere Begriffsverfeinerung aus dieser die Idee eines alleinigen und höchsten Gottes hervor. So ist der Monotheismus ein Kind des Polytheismus und speciell des Sonnendienstes, auf welchen bekanntlich die Hauptfeste und Symbole auch des Christenthums zurückzuführen sind [2]).

[1]) A. Passow, *Die Entstehung des Sonnendienstes.* (*Ausland* 1875. Nr. 35. S. 685—688.)

[2]) Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 408—413.

Herkunft der Bronze.

Schon das ausgedehnte Vorkommen der Bronze macht die Frage nach ihrer Herkunft überaus heikel. Für eine Menge Erzeugnisse primitivsten menschlichen Kunstfleisses fällt es ungemein schwer zu glauben, ihre Erfindung sei eine concrete, nur einmal vollbrachte That gewesen, und habe sich allmählig von ihrem Entstehungscentrum aus über die ganze Erde verbreitet. Bekanntlich herrschte die Bronzecultur auch im neuen Continente [1], wo sie freilich eine viel spätere Entwicklungsstufe bezeichnet, doch weisen die urgeschichtlichen Funde in America, dem Alter nach zweifellos jünger als die europäischen und asiatischen, eine in jeder Hinsicht auffallende Uebereinstimmung mit jenen auf. Erwiesenermassen sind alle Vermuthungen über einen antiken Culturverkehr zwischen Altamerica und dem Oriente mehr oder minder haltlos und ohne wissenschaftliche Berechtigung. Für die Ursprünglichkeit der altamericanischen Civilisationen besitzen wir dagegen eine Fülle kaum widerlegbarer Argumente [2]; man wird also wohl oder übel einräumen müssen, dass die Erfindung der Bronze ein zweitesmal in Altamerica sich wiederholt hat. Die alten Bearbeitungsmethoden der Metalle lassen aus nicht bestreitbaren Thatsachen erkennen, dass diese Methoden von drei, der Gegend nach ganz verschiedenen Erfindungsmittelpuncten ausgingen: der erste und älteste lag in Asien, wo der vorderasiatische Orient eines der wichtigsten Gebiete der Bronzecultur bildet, der zweite in Africa, inmitten der schwarzen Race, welche ohne die Bronze überhaupt zu kennen, doch schon den ersten Schritt zur Darstellung des Eisens gethan; der dritte endlich gehört der rothen Race in America an [3].

Was nun die europäische Bronze anbelangt, so meint man, dass ihre Erfindung im östlichen Asien, ja sogar in China gemacht ward, und sich von dort nach Westasien verbreitete zu Zeiten, die weit vor den Fahrten der Phöniker nach den Zinninseln liegen. Ueber das Alter der Bronze in China besitzen wir nur geringe Anhaltspuncte. Bei dem hohen Alter der chinesischen Cultur überhaupt ist indess zweifellos auch die Verwendung der Bronze dort uralt. Die Chinesen selbst verlegen den Gebrauch des Eisens schon in mythische Epochen [4]. Bemerkenswerth ist dagegen, dass die etwa vor dem Jahre 1200 vor unserer Zeitrechnung vermuthete Einwanderung koreanischer Stämme nach Japan noch im Steinzeitalter stattfand, welches dort selbst noch sehr lange darnach fortbestand [5].

[1]) Siehe über die Bronzezeit in America: *Ausland* 1867. Nr. 24. S. 502—506.

[2]) Siehe bei Peschel, *Völkerkunde.* S. 470—482.

[3]) Lenormant, *Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 61.

[4]) Chevreuil, *Note historique sur l'âge de pierre à la Chine* (*Comptes rendus* vom 13. August 1866. Vol. 63. Nr. 7. S. 281), mit einem Zusatze von Stanislas Julien, welcher aus chinesischen Autoren Nachweise der Steinzeit liefert.

[5]) O. Mohnike, *Die Japaner.* Münster 1872. 8°. S. 70.

Jüngst ward nun die Ansicht entwickelt, dass es mongolische Völker gewesen seien, welche den Indogermanen die Kenntniss der Bronze gelehrt hätten, dass schon das Urvolk der Indogermanen eine Kenntniss des Erzes und seiner Bearbeitung besass, die Indogermanen also bei ihrer Besiedlung Europa's diese wichtige Kenntniss schon mitbrachten. Dies würde das Alter der Bronze beträchtlich zurückschieben, während bisher im Gegentheil die vorgeschichtlichen Perioden der Gegenwart wesentlich näher gerückt gedacht wurden. Den Hauptbeweis für diese Meinung sucht man in der bei den meisten Völkern indogermanischen Stammes nachweisbaren Gemeinschaft von Vorstellungen und Begriffen, die sich auf den Gebrauch der Bronze beziehen. Sie gibt sich zu erkennen in der ausschliesslichen Verwendung der Bronze für heilige Geräthe, in der sprachlichen Verwandtschaft der Ausdrücke für Erz und der Verwandtschaft der Sagen von schmiedenden Göttern und Heroen. Diese führen nun darauf, dass der indogermanische Stamm nicht selbst das Erz entdeckt und seine Bearbeitung erfunden, sondern von einem fremden, wahrscheinlich mongolischen Stamme diese Kenntniss erhalten habe. Eine bisher unberücksichtigt gebliebene Bestätigung dafür bieten gewisse Erzfunde im nördlichen Asien dar [1]), wo sich eigenthümliche Kunstformen zeigen, zum Theile merkwürdig mit den europäischen übereinstimmend. Endlich findet sich bei den Indogermanen eine Uebereinstimmung gewisser religiöser Anschauungen in der allen gemeinsamen Sitte der Leichenverbrennung, die in der häufigen Verbindung zwischen Aschenkrug und Bronze erkennen lässt, wie sich jene Sitte mit dem bronzekundigen Volksstamme über Europa verbreitete [2]). Unter Voraussetzung der Richtigkeit dieser Theorie, wäre es nicht ganz unerlaubt, an uralte chinesische Einflüsse zu denken, insoferne, als die Chinesen, ein Volk mongolischen Stammes, bei dem in der That der Gebrauch der Metalle seit uralten Zeiten heimisch ist, ihre Kenntniss sehr wohl bis an die Ufer des Jenissei, den Hauptsitz der erwähnten „tschudischen" Alterthümer verbreiten konnten.

Eine sehr ähnliche, noch besser begründete Ansicht vertritt Lenormant, welcher gleichfalls in den ältesten Vorfahren der turanischen, d. h. ural-altaischen Völker, zu denen die Mongolen und Turkotataren gehören, die ersten Metallarbeiter erblickt. Den ersten Erfindungsherd der Bronze sucht er dort, wo Zinn- und Kupferlagen dicht neben einander vorkamen, in einem Lande, dessen Boden beide Mineralien zugleich bot. Ein solches ist das Bergland von Wakhan, Bâdachschân und Ostturkestân am Rande des Plateau

[1]) Ueber die sogenannten „tschudischen" Alterthümer habe ich das Nöthigste zusammengestellt in meinem *Centralasien*. Leipzig 1875. 8°. S. 81—84. Vgl. ferner „*über altsibirische Bronzen*" (*Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*. Jahrgang 1873. S. 94).

[2]) Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Unger, *Ueber den Ursprung der Kenntniss und Bearbeitung des Erzes in Europa*. (*Mittheilungen aus dem Göttinger anthropologischen Vereine*. Erstes Heft. S. 1—35.)

von Pamir. Das Zinn bezog man aus dem benachbarten Paropamisus, der lange vor den Fahrten der Phöniker nach den Cassiteriden ausgebeutet ward. In diesem Gebiete lag Khotân, der Mittelpunct eines Metallhandels, den man als einen der ältesten der Welt betrachten kann [1]).

So wäre denn die in Asien heimische Kunst des Erzgusses als ein Erbgut wandernder Völkerstämme mit diesen nach Europa gekommen. Etliche siedelten sich in Südeuropa, andere in Mitteleuropa an, andere zogen weiter nordwärts; jedes entwickelte das gemeinsame Erbtheil nach der im Laufe der Zeit sich in ihr ausprägenden Eigenart, und so kommt es, dass wir in den Bronzealterthümern der verschiedenen Ländergebiete Europa's bestimmte Gruppen unterscheiden, die eine nicht zu verkennende Verwandtschaft, aber bei aller Aehnlichkeit doch wiederum einen ganz verschiedenen Charakter offenbaren [2]).

Nach einer anderen Auffassung wäre Nordeuropa's Bronzecultur als selbständige Entwicklungsstufe seiner Ureinwohner zu betrachten, nahm sie bei den nördlichen Völkern des Steinalters ihren Anfang und verbreitete sich allmählig über den Süden unseres Welttheiles; ihr Ursprung aber wäre auf die britischen Inseln zurückzuführen [3]). Wenn aber dabei der Anschauung, wonach aus den Fundstätten mit dem Auftreten der Bronze auch plötzliche Aenderungen gewisser bedeutungsvoller Sitten und Gebräuche zu erkennen sind, nur geringes Gewicht beigemessen wird, so liegt hierin ein Negiren der Wirkungen, welche das Eindringen eines fremden Volkselementes einem allgemein giltigen ethnologischen Gesetze zufolge hervorrufen muss. Nun hat eine solche Einwanderung thatsächlich stattgefunden: jene der Arier, gleichgiltig ob deren Ursitze in Asien oder nur im östlichen Europa lagen. Entweder also hätte diese Einwanderung gar keine Spuren hinterlassen, was wenig wahrscheinlich und allen sonstigen Beobachtungen in ähnlichen Fällen widerspricht, oder die Steinzeitvölker müssten selbst schon Arier gewesen sein. Als Völker der Steinzeit lernten wir aber Iberer (Basken), Berber und Kabylen, nämlich Nichtarier, kennen. Wahrscheinlich also kam die Bronzecultur nicht ohne fremden Einfluss, nicht ohne fremde Einwanderung auf; das eingewanderte Volk braucht aber nicht die ursprünglichen Einwohner gänzlich vertilgt zu haben, sondern trat zu ihnen in das natürliche Verhältniss des Siegers zum Besiegten, des Herrn zum Sclaven [4]). Diese neue Völkerwanderung, welche Europa vom Osten überfluthete, waren die Arier, hochge-

[1]) Lenormant. A. a. O. I. Bd. S. 83—89. — In der *Revue d'Anthropologie* 1875 S. 650—663 stellt Gabriel de Mortillet die Ansicht auf, dass Indien die Heimat der Bronze sei.

[2]) Bär & Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch*. Leipzig 1874. 8°. S. 315.

[3]) Dr. Ferdinand Wibel, *Die Cultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropa's*. Kiel 1865. 8°.

[4]) Gundacker Graf Wurmbrand, *Die Anfänge der Industrie*. (*Mittheilungen des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie*. Nr. 93. S. 382.)

wachsene, breitschulterige Kelten, brachykephal und von heller Hautfarbe; sie brachten Metallbearbeitungen mit sich, Bronze- und Eisengeräthe und ein höheres Civilisationsstadium. Die ehemaligen Basken wurden von der arischen Völkerwoge, die sich stetig westwärts bewegte, verdrängt und nur hier und dort blieb eine isolirte Iberer-Bevölkerung zurück, z. B. in Ligurien, Sardinien u. s. w. [1]).

Dieser Gruppe von Ansichten stehen jene entgegen, welche die nordische Bronzecultur als das unmittelbare Product eines fremden Importes ansehen. Als Importeure betrachten nun die Einen die Etrusker, die Anderen die Phöniker. Letztere Hypothese darf dermalen wegen unzureichender Begründung als ziemlich verlassen gelten. Dagegen lässt man die Einflüsse des kunstsinnigen Etruskervolkes weit über die Alpen nach Norden dringen; man wies die weiten Wege des etruskischen Landhandels nach und scheint geneigt, für die Bronzealterthümer Deutschlands etruskischen Ursprung anzunehmen. Zweifelsohne fand schon in alter Zeit ein Handelsverkehr zwischen den Völkern südlich und nördlich der Alpen statt und auf solchen antiken Handelsstrassen drang sicher mancher fremde Einfluss nach dem Norden. Dies lässt sich unbedenklich zugeben, ohne doch die gesammte Bronzecultur unserer Gegenden für etruskisch zu erklären. Ja selbst griechische Einflüsse sind kaum gänzlich in Abrede zu stellen [2]). Desshalb ist nach Lenormant das Bronzezeitalter anzusehen als die Zeit des grossen Einflusses der asiatischen Civilisationen, hier durch die Phöniker, dort durch die Etrusker, anderswo durch den Karawanenhandel mit dem schwarzen Meere ausgeübt, als die ersten Entwicklungsstufen der Cultur der Eingebornen, wie diese unter dem Einflusse der asiatischen Völkerschaften auf einander folgten [3]). Wie man sieht, betreten wir hiermit schon den Boden der geschichtlichen Zeit, wohlbekannte historische Völkernamen tönen an unser Ohr, und dies ist nicht zu verwundern, da wohl erst im II. oder III. Jahrhunderte unserer Aera, also in einer Epoche, wo die classischen Culturen des Alterthums schon im Sinken begriffen, der allgemeine Gebrauch des wohl längst bekannten Eisens im europäischen Norden jenen der Bronze verdrängte. Allem Anscheine nach entwickelte sich die Bronzeindustrie unabhängig im Süden wie im Norden Europa's; nach einer gewissen Frist erlangte jedoch jene des Südens einen bestimmten Einfluss auf die des Nordens, womit deren Verfall und Ende eingeleitet ward [4]).

[1]) Boyd Dawkins, *Cave-hunting.* S. 228—230.

[2]) C. J. Wiberg, *Ueber den Einfluss der Etrusker und Griechen auf die Bronzecultur.* (*Archiv für Anthropologie.* IV. Bd. S. 11 ff.)

[3]) Lenormant. A. a. O. I. Bd. S. 108.

[4]) *Revue d'Anthropologie.* II. Bd. S. 114.

Das Reich der Mitte im Alterthume.

Ursprung und Alter der chinesischen Cultur.

Das vornehmste Volk der mongolischen, richtiger hochasiatischen Race, die Chinesen, sind nach der Tradition vom Westen in die Becken des Hoang-ho und Yang-tse-Kiang eingewandert. Vor ihnen aber sass im Lande bereits ein anderes Volk, dessen Ueberreste, die Miao-tse und andere jetzt barbarische Stämme nunmehr den gebirgigen Süden China's bewohnen [1]). Diese Stämme sind nicht Angehörige einer verschiedenen Race, sondern nur eines anderen Volkes und hängen mit den Hinterindiern oder Malayochinesen zusammen. Es muss also der Einwanderung der Chinesen jene dieser Aboriginer vorangegangen sein [2]). China ist ein von drei Gebirgen eingeschlossenes und drei mächtigen Strömen, dem Hoang-ho, Yang-tse-Kiang und Tschu-Kiang, durchschnittenes grosses Becken. Die Gebirge liefern alle Minerale, deren die Civilisation bedarf, während Fauna und Flora der Ebenen Alles darbieten, des Menschen Bedürfnisse zu befriedigen und neue zu wecken. Im Osten, wo das Meer die Grenze, liegen gut gegliederte Küsten, um einen Verkehr zwischen den einzelnen Theilen aufkommen zu lassen, ohne jedoch zur Schifffahrt besonders zu verlocken.

So weit die Kunde reicht, wohnte hier ein Volk, welches ohne näheren Verkehr mit den Völkern des westlichen Asiens und Indiens aus sich selbst eine eigenthümliche Cultur erzeugte. Grundverschieden von jener des Abendlandes, der sie in keiner Beziehung nachsteht, hat sie eine eben so grosse, wenn nicht grössere Anzahl von Völkern beeinflusst. Doch kann sie überhaupt mit dieser vermöge ihres

[1]) Prichard, *The natural history of man.* London 1855. 8°. 4. edit. I. Bd. S. 230, ferner Karl v. Scherzer, *Einige Beiträge zur Ethnographie China's.* Wien 1859. 8°. S. 2—4. Die Miao-tse (Miáu-tsz) werden auch von den Chinesen für die Ureinwohner des Landes gehalten. Ueber ihre Geschichte siehe: *Revue d'Anthropologie.* III. Bd. S. 699. Vgl. auch *Sitten und Gewohnheiten im Kwei-Tschéu* (*Ausland* 1872. Nr. 5. S. 115—118), wo über die Miao-tse und andere wilde Stämme berichtet wird. Ferner: Dr. Ch. E. Martin, *Etude éthnographique sur les Chinois et les Miao-tse.* Paris 1873. 8°.

[2]) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie.* (Behm's *Geographisches Jahrbuch.* IV. Bd. S. 314.) Vgl. auch: John Chalmers, *The origin of the Chinese; an attempt to trace the connection of the Chinese with the western nations in their religion, superstitions, arts, language and traditions.* Hongkong 1866. 8°. Der Zweck dieses Büchleins ist, zu zeigen, dass die chinesische Nation mit uns von gleicher Abstammung ist.

heterogenen Charakters gar nicht verglichen, geschweige denn an ihr gemessen werden [1]).

Werden wir nach dem Alter der chinesischen Cultur befragt, so müssen wir zunächst antworten, dass 2000 Jahre v. Chr. die chinesische Nation noch nicht bestanden hat. Die beglaubigte Geschichte wird von den Chinesen bis auf Yao oder nach der herkömmlichen Zeitrechnung auf 2357 v. Chr. zurückgeführt, und die vorhandenen Sagen sprechen von noch weit höherem Alter. Allein alle Traditionen über das Alterthum der Einwohner der „blumigen Mitte" sind reine Fabel. Sie zeigen uns das Volk in einem Urzustande, wo selbst das Feuer noch zu den unbekannten Dingen gehörte; ohne feste Wohnsitze, in Thierfelle gekleidet, zogen, diesen Schilderungen zufolge, die chinesischen Urväter umher, von Wurzeln und Insecten sich nährend [2]). Die mit Sicherheit festgestellte chinesische Chronologie reicht aber nur in relativ viel jüngere Epochen zurück, nämlich bis 775 [3]), höchstens 841 [4]) v. Chr. Was man sonst aus Angaben von Sonnenfinsternissen zu berechnen versuchte, hat eine sorgfältige Prüfung als unzuverlässig dargethan [5]).

Der grösseren Uebersichtlichkeit halber kann man China's Geschichte in vier Perioden zerlegen. Die erste, das halbhistorische Zeitalter, beginnt mit Yao und reicht bis auf Confucius, also nach gewöhnlicher Annahme von 2357 bis 552 v. Chr.; die zweite, das Alterthum, geht bis zur Tang-Dynastie, 618 n. Chr.; die dritte, das Mittelalter und zugleich die Zeit der höchsten Blüthe bis zur Vertreibung der Mongolen 618—1368, die vierte endlich, die Neuzeit von 1368 bis auf die Gegenwart.

Ueber die halbhistorische Zeit China's ist nur Weniges bekannt. Als die „Hundert Familien" ihre Wiege im Kuen-Luen verliessen und den ersten Grund zu ihrer Schrift legten, befanden sie sich noch im Steinalter. Das Studium der 200 ersten Hieroglyphen, der Grundlage für das Schriftsystem der Chinesen, zeigt, dass diese damals noch keine Metalle besassen, obgleich sie schon neun bis zehn verschiedene Waffengattungen führten. Aber die Miao-tse, von den „Hundert Familien" nach dem Süden verdrängt, waren mit kurzen, selbstgeschmiedeten eisernen Schwertern und Beilen versehen. So wurde hier ein Volk, welches schon die Metalle zu bearbeiten verstand, durch ein anderes überwunden und vertrieben, das nur Steinwaffen kannte. Auf diesen Triumph eines Volksstammes, der barbarischer als die Miao-tse, folgte bald die eigene Entwicklung der chinesischen Cultur, unabhängig und fern von der übrigen Welt. Seit den Zeiten Yü's, zwanzig Jahrhunderte vor unserer Aera, kannten die Chinesen bereits alle Metalle; sie verarbeiteten aber

[1]) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. XVI—XVII.

[2]) Prichard, *Natural history of man.* I. Bd. S. 230.

[3]) Nach Legge, *Chinese classics.* Part. III. Prolegomena. S. 90.

[4]) Nach Dr. Heinr. Plath, *Ueber die chronologischen Grundlagen der alten chinesischen Geschichte.* (*Sitzungsberichte der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.* II. 1. München 1867.)

[5]) A. a. O. Siehe auch *Ausland* 1867. S. 1041.

weder Eisen noch Zinn, sondern schmiedeten nur reines Kupfer, Gold und Silber. Unter der Dynastie der Tscheu dagegen (1123—247 v. Chr.) blühte das Zeitalter der Bronze, deren Mischungsverhältnisse jedoch keinem der antiken vorderasiatischen und occidentalischen entsprechen. Am Ende der Tscheu-Dynastie endlich begann die Eisenverarbeitung [1]). Innerhalb seiner viertausendjährigen Lebensdauer machte China eine Entwicklungskrankheit durch, indem ein Zerfall der kaiserlichen Macht und das Emporkommen von kleinen Sonder- und Raubstaaten überstanden werden musste, bis unter den Thsin die kaiserliche Gewalt stärker denn je sich wieder aufrichtete. Der grösste Herrscher jener Dynastie und vielleicht der bedeutendste Monarch der chinesischen Geschichte, Schihoangti war es, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. die berühmte grosse Mauer aufführen liess, nicht wie Manche gerne behaupten zur Abwehr etwaiger abendländischen Belehrungen, sondern zum Schutze der nördlichen Reichsgrenze gegen die Einfälle der Hunnen. Noch zu Confucius' Zeiten, um 550 v. Chr., erstreckte sich das Reich nordwärts nicht bis an den Yang-tse-Kiang, und das Gebiet des ersten Herrscherhauses hatte noch Raum in dem grossen Ellenbogen, den der Hoang-ho in der Provinz Schansi bildet. Erst 537 v. Chr. wurde Tschekiang einverleibt und Süd-China, das heisst Fokien, Fuangtung, Kuangsi, Kwei-tscheu im Süden der Nanlingkette durch Colonisten seit 214 v. Chr. auf friedlichem Wege erworben.

Sprache und Schrift der Chinesen.

Auf sehr hohes Alter der chinesischen Gesittung weist zweifellos die Sprache. Es ist dies die „Wortstammsprache", welche aus lauter einsilbigen Wörtern besteht; es gibt hier keine Declination oder Conjugation. Dieselbe Lautgruppe vermag alle grammatischen Functionen auszuüben, ja es ist eigentlich zur Wortbildung noch gar nicht gekommen, sondern die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt nur durch die Stellung zu andern Wurzeln. Auf dieser Stufe standen vormals alle anderen höheren und höchsten Sprachen. Es gab Anfangs nur Wurzeln, keine Worte, und erst durch die Berührung von Wurzel mit Wurzel erhielt das Gedachte seine Umrisse. Die Stellungsgesetze des Chinesischen aber genügen vollständig, nicht blos für den Verkehr in Haus und auf dem Markte, für die Gesetzgeber volkreicher Gesellschaften, sondern auch für den dichterischen Liebeserguss, für den fesselnden Roman, für die Schauspiele mit Staatsactionen, ja selbst für den Philosophen, der sie dialectisch zum Aufbau wunderlicher Gedankengebäude missbrauchen will. Wie man mit einfachen Mitteln Grosses leisten kann, haben die Chinesen durch ihre Sprache gezeigt [2]).

[1]) Lenormant. A. a. O. I. Bd. S. 62—63.

[2]) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872. Nr. 14. S. 315.) Ueber die chinesische Sprache vgl. auch die erste Abhandlung in Prof. Robert K. Douglas' Buche:

Gleich originell und eigenthümlich ist die chinesische Schrift, die wir jedoch erst verstehen lernen, wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Schrift überhaupt werfen. Wie alles Andere entwickelt sich auch die Schrift aus unscheinbaren Anfängen, und geht mit der ganzen Entwicklung des Menschen, vor Allem mit seiner auf die Begriffsbildung gerichteten Geistesthätigkeit und seiner Sprache Hand in Hand [1]). Die Schrift wurde also nicht erfunden, sondern ist allmählig entstanden [2]). Im Zustande der Schriftlosigkeit ist der Mensch an die Gegenwart hingegeben, auf mündliche Ueberlieferung angewiesen; als Stütze des oft treulos im Stiche lassenden Gedächtnisses stellen sich dann Formen und Bräuche ein, als Mahner dienende Gegenstände, wie Merk- und Wahrzeichen, Sinnbilder, Kerben, Marken, Knoten und Kreuze, kaum aber wie ein deutscher Forscher glaubt [3]), die Hautmalerei. Alle diese Dinge sind aber keinesfalls Schrift, nicht einmal Vorstufen dazu. Die Knotenschrift der alten Chinesen [4]) und Peruaner (die *Quippu's*) werden gleichfalls nur irrthümlich zur eigentlichen Schrift gerechnet. Wirkliche Schrift entspringt aus der Malerei, welcher wir so ziemlich bei allen Naturvölkern begegnen. Einen merklichen Fortschritt gegenüber der Schriftmalerei bezeichnet schon die Bilderschrift, dennoch steht sie der eigentlichen Schrift noch ziemlich fern. Sie geht eben so wenig wie erstere von der Sprache aus, der lautlichen Darstellung des Gedankens, sie bringt gleich dieser nicht den Laut, sondern den Gedanken selbst zur Darstellung. Ein weiterer Fortschritt besteht in der Ablösung des Lautes von der durch ihn repräsentirten Anschauung auf sprachlicher Seite und in der Substituirung eines bestimmten leicht zu erkennenden Bildes für den einer Reihe von Vorstellungen gemeinsamen Laut auf Seite der Schrift. Für diesen Fortschritt müssen aber in der durch die Schrift darzustellenden Sprache selbst die Bedingungen vorhanden sein, d. h. sie muss diverse Reihen von Homophonien besitzen, die wiederum nur in einer Sprache möglich sind, worin der grösste Theil der Wörter oder wenigstens der Wurzelwörter im Zustande der Einsilbigkeit sich befindet. Diese Bedingungen erfüllen unter den Sprachen der alten Culturvölker blos zwei, jene China's und des alten Aegyptens. Beide haben es auch wirklich zu einer ihren Be-

The language and literature of China. Two lectures delivered at the Royal Institution in May and June 1875. London 1875. 8°.

[1]) Friedrich Müller, *Grundriss der Sprachwissenschaft.* I. Bd. I. Abth. S. 150.

[2]) Eine gelungene, übersichtliche Behandlung dieser Frage bietet der Aufsatz des geistvollen Alfred Maury, *Les Origines de l'Ecriture* in der *Revue des deux Mondes* vom 1. September 1875. S. 121—161.

[3]) Heinr. Wuttke, *Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alphabetarisch schreibenden Völker.* Leipzig 1872. 8°. I. Bd. In der Tätowirung, welche der gelehrte Verfasser als Aetzschrift auffasst, können wir keine Anfänge der Schrift erkennen.

[4]) Die eingewanderten Stammväter der Chinesen bedienten sich wie andere Mittel- und Nordasiaten zuerst verschlungener und geknüpfter Bänder oder Stränge mit Knoten, also einer sogenannten Knotenschrift, die sich bis auf die Gegenwart bei den Miao-tse erhalten hat.

dürfnissen vollkommen angemessenen Lautschrift gebracht. Diese ist zunächst Wortschrift, d. h. sie bringt die ganzen den Anschauungen entsprechenden Worte zur Darstellung und hat von der Zusammensetzung der Worte aus einfacheren Elementen kein Bewusstsein. Vermöge des einsilbigen Baues der chinesischen Sprache ist auch innerhalb derselben ein Fortschritt von der Wortschrift zur Silben- und Buchstabenschrift nicht möglich. Er wurde ausserhalb derselben und zwar nur in der ersteren Richtung, nämlich zur Silbenschrift, auf dem Gebiete des Japanischen vollzogen [1]).

Die chinesische Schrift war ursprünglich eine Bilderschrift, welche die verschiedenen Anschauungen durch die entsprechenden Bilder darstellte. Zu ihrer Entwicklung bedurfte auch sie einer langsamen Reife; spät erst trat die Wendung zu lautlicher Bezeichnung und die Vervielfältigung der Zeichen für das Nämliche ein. Die Ausbildung der Schrift war demnach eine sehr allmählige und viele Erfinder haben fort und fort an ihr geschaffen. So wie sie heute noch besteht, ist sie so eigenartig, dass sie zur Wiedergabe fremder, nichtchinesischer Sprachlaute principiell unfähig ist, und nur durch Annahme eines eigentlich willkürlichen, aber conventionell bestimmten Systems nothdürftig für jenen Zweck benutzt werden kann. Zu diesem allgemeinen Nothstande tritt noch der besondere, dass gewisse, unseren arischen und semitischen Sprachen ganz geläufige Laute, wie *b*, *d*, *g*, und namentlich *r* im Chinesischen entweder ganz fehlen, oder mindestens im Anlaut des Wortes nicht gesprochen werden können [2]).

So einfach die Sprache und so unbehilflich die Schrift der Chinesen uns nun bedünken mag, so sind diese doch dadurch in den Besitz einer der ältesten und reichsten Literaturen der Welt gelangt. In frühester Zeit gab es schon fleissige Geschichtsschreiber, deren Treue zwar Einige etwas in Zweifel ziehen. Auch die übrige Literatur China's, die gelehrte wie die poetische, ist zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen. Wie früh man aber eigentlich Annalen besass, ist nicht ermittelt. Im *Schu-king* liegt nur eine Sammlung einzelner alter geschichtlicher Documente vom Kaiser Yao bis auf Ping-wang, nach gewöhnlicher Zeitrechnung von 2357 bis 720 v. Chr. vor. Wo der Schu-king aufhört, beginnt Confucius' Chronik seines Vaterlandes Lu in Schan-tung und der anderen kleinen damaligen Reiche 720—480 v. Chr.

Aelteste Culturschätze.

Für die Beurtheilung der alten Cultur der Chinesen ist es wichtig zu erfahren, dass die chinesische Reichschronik schon mit völlig geordneten Zuständen beginnt. Unter Yü, dem Stifter der

[1]) Friedr. Müller. A. a. O. S. 151—162.

[2]) Bacmeister, *Zur Völkerkunde der alten Chinesen.* (*Ausland* 1872. Nr. 25. S. 578.)

ersten Dynastie, werden bereits Canäle ausgestochen. Im Rathe der Krone geniesst der Minister der öffentlichen Arbeiten eine bevorzugte Stellung und das Ackerland wird nach Bonitätsclassen besteuert, denn die Chinesen waren von jeher vorwiegend ein ackerbauendes Volk, welches das vom Gelben und Blauen Flusse angeschwemmte Doppeldelta gegen die Strom- und Meeresfluthen sicherte und dadurch dem Ackerbaue gewann. Es gab im alten China schon eine geschäftige Polizei, Passwesen und Thorschreiber; ferner Jagdverbote zur Brüt- und Werfezeit, Schutz der Eier im Neste der Singvögel vor räuberischen Händen, Verbote gegen Tragen von Waffen oder scharfes Reiten durch die Gassen. Die Erfindung der Reitkunst ist bei den Chinesen jedenfalls sehr alt, da schon in der Geschichte der Dynastie Schang bei Gelegenheit einer angeblich in das Jahr 2155 v. Chr. fallenden Sonnenfinsterniss im Schu-king von reitenden Mandarinen die Rede ist [1]). Wagen sollen schon im dritten Jahrtausende v. Chr. in Gebrauch gewesen sein [2]). Die Cultur der Seide ward seit Jahrtausenden betrieben [3]); irdenes Geschirr kannte man ebenfalls seit dem grauesten Alterthume, während die Porcellanbäckerei sich erst etwa 187—185 v. Chr. entwickelte und 130 v. Chr. die Rebe gleichzeitig mit dem an die *herba medica* erinnernden Kraute *Moso*, einem vorzüglichen Pferdefutter, nach dem Reiche der Mitte eingeführt wurde. Der Thee war ursprünglich nicht bekannt; wohl desshalb, weil sich die damaligen Reichsgrenzen noch nicht über die botanische Heimat des Tschastrauches, nämlich über den Süden erstreckten. Indessen scheinen doch einige wenige und dunkle Aussprüche bei sehr alten chinesischen Schriftstellern darauf hinzudeuten, dass der Thee wenigstens als medicinische Drogue bereits lange vor der christlichen Zeitrechnung bekannt war [4]); das Theebrauen ward aber erst durch buddhistische Mönche verbreitet und ist vielleicht nicht älter als unsere Zeitrechnung. Papier war noch nicht erfunden, man schrieb auf Bambutafeln, auch verewigte man Begebenheiten wohl in Erz. Die Erfindung des Papieres fällt aber erst in das Jahr 153 v. Chr., jene der Tusche [5]) gar in die Epoche 220—419 n. Chr. Dass die Chinesen die grössten und weittragendsten Erfindungen der Neuzeit, nämlich den Buchdruck und die Bereitung des Pulvers, welch letzteres sie allerdings nur zu Feuerwerken verwandten, schon lange vor uns besassen, ist erwiesen;

1) Max Jähns, *Ross und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen.* Leipzig 1872. 8°. II. Bd. S. 7.

2) Wells-Williams, *Das Reich der Mitte.* Uebersetzt von Collmann. Cassel 1852. 8°. I. Bd. S. 490 u. 530 und Adolf Schlieben, *Die Pferde des Alterthums.* Neuwied und Leipzig 1867. 8°. S. 19.

3) Die chinesischen Seidenzeuge werden bereits vom Propheten Ezechiel (XVI, 13) erwähnt.

4) *Ausland* 1872. Nr. 39. S. 924.

5) Siehe J. Goschkewitsch, *Ueber die Methode der Tuschbereitung* in: *Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft zu Peking über China.* Aus dem Russischen von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin 1858. 8°. II. Bd. S. 481—493.

in Bezug auf den Buchdruck [1]) blieben sie bei der Herstellung hölzerner Platten stehen; sie mussten es wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Sprache; zwar soll auch bei ihnen die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken (1041 — 1049 n. Chr.), erfunden worden sein; natürlich waren es keine beweglichen Buchstaben, sondern die cursiv gewordenen Silbenbilder der chinesischen Schrift, auf beweglichen Stücken Porcellan zusammengesetzt. Diese Kunst musste aber wieder in Verfall gerathen, weil der Letterndruck doch nur bei Buchstabenschrift mit grossem Erfolge sich anwenden lässt. Von allen Völkern der Erde sind die Chinesen das einzige, welches liest, schreibt und druckt, ohne das Buchstabiren erfunden zu haben [2]).

Damit sind jedoch die materiellen Culturschätze der Chinesen noch nicht erschöpft. In jüngster Zeit wurde sogar zu beweisen versucht, dass die Sternkunde aus China stamme, von wo die übrigen alten Völker des Westens sie entlehnt hätten [3]). Die Nordweisung der freischwebenden Magnetnadel, dies ist gewiss, kannten die Chinesen seit 121 n. Chr., vermochten aber weder von ihr noch von den anderen nautischen Instrumenten den gehörigen Gebrauch zu machen. Ihre Fahrten erstreckten sich daher in der Regel nicht weiter als nach Japan, den Philippinen, Java und der Halbinsel Malakka, ausnahmsweise einmal nach Dschidda am Rothen Meere. Damit soll übrigens nicht etwa angedeutet sein, dass den Chinesen Handelsgeist fehlte; ganz das Gegentheil ist der Fall. Geprägtes Metallgeld besassen sie zwar nicht, Papiergeld dagegen haben sie schon seit 109 v. Chr. in Umlauf gesetzt. Mit Zahlen wussten sie überhaupt von jeher geschickt umzugehen; sie sind nicht nur die Erfinder des Rechnenbrettes [4]), sondern verwenden beim Kopfrechnen die Glieder der Finger an der linken Hand als Ziffern bis zu einer Grösse von 99999 [5]) und zwar so, dass jeder Finger vom kleinen angefangen einen höheren decimalen Stellenwerth besitzt als der nächste. Da sie nach dem Decimalsysteme zählten, ihrer Zeiteintheilung sogar an Stelle unserer Wochen Decaden zu Grunde gelegt hatten [6]) und den Pythagoraeischen Lehrsatz, wenn auch in graphischer, rein empirischer Weise kannten, so bleibt der sich bis in die Gegenwart erhaltende Gebrauch des Rechnenbrettes immerhin eine auffallende Erscheinung.

1) *Chinese writing and printing.* (*Chambers Journal* Nr. 482.)

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 388.

3) G. Schlegel, *Uranographie chinoise, ou preuves directes que l'astronomie primitive est originaire de la Chine, et qu'elle a été empruntée par les anciens peuples occidentaux à la sphère chinoise.* La Haye. 8⁰. 2 Bde. mit Atlas.

4) Siehe darüber Goschkewitsch, *Ueber das chinesische Rechnenbrett* in *Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft.* I. Bd. S. 296—310.

5) *Ausland* 1868. S. 718. *Fingerrechnen bis 100000 in China*, dann *Chinesische Arithmetik.* (*Aus der Natur* 1873. Nr. 6. S. 94.)

6) *Ausland* 1867. S. 1040.

Die angebliche Erstarrung der chinesischen Cultur.

Die aufgezählten Erfindungen und Culturbereicherungen zwingen uns nicht nur eine hohe Achtung vor dem Höhepuncte der alten chinesischen Gesittung ab, sondern widerlegen auch die sehr oberflächliche Ansicht, China sei eine erstarrte Säule, ein Volk, dessen Cultur sich seit Jahrtausenden nicht von der Stelle bewegt, dem der Fortschritt ein völlig unverständlicher Begriff. Neuerdings las man zur grelleren Bezeichnung dieser Zustände sogar das Wort „Versteinerung." Die oben vorgebrachten Zeitangaben ergeben stillschweigend, dass die Bewohner des himmlischen Reiches fort und fort theils durch eigenes Nachdenken, theils durch Aufnahme fremder Gedanken ihre Zustände verbessert haben. Dabei hatten wir die technischen Fortschritte ausschliesslich im Auge; leicht lässt sich zeigen, dass auch auf den anderen Gebieten des Volkslebens kein Stillstand stattgefunden. Oder wäre das etwa Versteinerung zu nennen, wenn auf religiösem Felde d r e i neue Religionssysteme auftreten, Wurzel fassen und jedes für sich weite Verbreitung finden können? Oder ist darin etwa Versteinerung zu erblicken, dass das chinesische Alterthum kein Privateigenthum am Grundbesitze kannte, die Gegenwart aber wohl? Musste nicht mit einer so einschneidenden Veränderung eine bedeutungsvolle Umgestaltung der socialen Verhältnisse Hand in Hand gehen? So weit sich die chinesische Entwicklung überschauen lässt, herrscht auch hier stete Bewegung, ist auch hier das Völkerleben in beständigem Flusse. Wahr, dass dieser nicht mit so gewaltigem Toben und Gepolter über Katarakte stürzt, wie bei anderen Nationen, sondern im ebenen Bette einer stillen Entwicklung ruhig dahinfliesst, dass er aber versiegt sei, ist eine haltlose Behauptung. Dies soll noch eine weitere Betrachtung der chinesischen Cultur illustriren.

Die Nahrung eines Volkes ist bedingt durch Land und Klima, durch Beschäftigung — ob es ein ackerbauendes oder Jäger-, Hirten- und Fischervolk ist — dann durch seinen auswärtigen Verkehr; was aber die Zubereitung der Speisen betrifft, durch seine technische Geschicklichkeit. Obwohl nun die Chinesen niemals ein Nomadenvolk gewesen, so hielten sie doch auch Vieh, und Jagd wie Fischfang waren ihnen nicht unbekannt. Sie lebten von Fleisch- und Pflanzenkost. Auch Fische wurden gegessen und selbst Hundefleisch, bei Hungersnoth oder Belagerung wohl auch Menschen nicht verschmäht; doch galt im Allgemeinen das Schlachten von Thieren dem milden Sinne ihrer Weisen für abstossend. Selbst in dieser so materiellen Ernährungsfrage brachten spätere Zeiten eine Neuerung; auch auf diesem Gebiete ist man in China nicht stehen geblieben oder erstarrt, denn von der jetzigen grossen Entenzucht und dem künstlichen Ausbrüten der Eier findet sich im Alterthume noch keine Spur. Ueberhaupt ist der Chinese der Gegenwart pantophag geworden, d. h. er isst Alles, selbst Holothurien, bei deren Anblick

schon den Ungewöhnten leises Schaudern anwandelt. Früher war aber selbst die Kost vollständig normirt und auf gewisse Dinge beschränkt. Die Pflanzenkost bestand zunächst aus fünf Feldfrüchten, Reis, den zwei Hirsearten *Schu (Milium globosum)* und *Tsi (Holcus sorghum)*, dem Sommerweizen und dem *Panicum verticillatum (So)*. Dass die Chinesen sich nicht sorgfältig gegen jede Neuerung verschlossen, zeigt, dass sie später unter ihre Nahrungsmittel auch den Mais aufnahmen, der wahrscheinlich erst nach der Entdeckung America's in's Land kam. Auch das Zuckerrohr ward erst später angebaut und die Kenntniss der Zuckerbereitung verdanken sie erst den Indern. Die feineren Gewürze, Gewürznelke, Kardamom, Muscatnuss und Muscatblüthe, dann Kampher und Aloeholz kamen erst 630 n. Chr. aus dem Süden, d. i. wohl aus dem indischen Archipel nach China. Dass mit dem Import solcher Artikel gleichzeitig eine allgemeine Verfeinerung der Genüsse Platz greifen musste, leuchtet ein. Was die Getränke betrifft, so war wie schon erwähnt, der Thee *(tscha*, in Fo-kien *te)*, der jetzt in China eine so grosse Rolle spielt, den alten Chinesen noch unbekannt; eben so aber Kuhmilch, und Butter und Käse sind noch jetzt nicht in Gebrauch. Da sich fast kein Volk der Erde nennen lässt, dem der Genuss berauschender Nahrungsmittel fremd wäre, so besassen auch die Chinesen schon von Alters her ihren Wein, nämlich ein gegohrenes Getränke aus Reis oder Hirse und die ältesten Schriftdenkmale enthalten schon Klagen über unmässiges Zechen. Hanfpräparate gebrauchte man bereits im III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als chirurgische Betäubungsmittel. Die Chinesen bezeichnen die Pflanze mit dem auf das Sanskrit weisenden Namen *Huang*. Zur Zubereitung der Speisen diente nebst Essig Salz, dessen Gewinnung schon in den entferntesten Zeiten in eben so hoher Achtung stand, wie der Ackerbau. Im Alterthume wurde in China das Salz vorzugsweise durch Auskochen aus dem Seewasser gewonnen; erst unter der Dynastie Tan, seit 620 n. Chr., fing man an, Salz aus den Landseen mittelst Austrocknens an der Sonne zu ziehen [1]). Und um noch einen anderen Culturfortschritt aufzuzählen, sei noch hinzugefügt, dass die alten Chinesen ihre Mahlzeiten auf der Erde sitzend, auf Matten einnahmen. Stühle und Tische sollen erst unter der Dynastie Liang, 502—556 n. Chr., aufgekommen sein [2]).

Ist schon, wie hieraus hervorgeht, auf diesem Gebiete des Volkslebens von einem Stillstande, einem Stehenbleiben keine Rede, so ist dies noch weniger im übrigen der Fall. Das alte China war kein erobernder Staat; die Urbevölkerung wurde nicht wie anderwärts unterjocht, sondern trat allmählig in den chinesischen Culturstaat ein. Das alte China kannte daher auch keine Sclaverei, wenigstens keine Privatsclaven; dagegen lebte stets die Frau vom Manne, der Sohn

[1]) P. Zwehtkoff, *Bemerkungen über die Salzproduction in China.* (*Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft.* II. Bd. S. 497.)

[2]) Dr. Joh. H. Plath, *Ueber die Nahrungsweise der alten Chinesen nach den Quellen.* (*Ausland* 1869. Nr. 51. S. 1212—1214.)

vom Vater in beständiger Unterworfenheit, so dass, so lange dieser lebte, er nicht einmal Eigenthum erwerben konnte. Schon oben gedachte ich der tiefeingreifenden Veränderungen, welche das Eigenthum am Grundbesitze in China durchgemacht; im Alterthume gab es wie gesagt gar keinen Privatgrundbesitz; unter den ersten drei Dynastien war der Staat der einzige gesetzliche Eigenthümer aller Ländereien, welche er zur Bearbeitung unter die Familien vertheilte. Jeder musste ausserdem einige Tage im Jahre frohnen, um die öffentlichen Arbeiten, Wege, Canäle u. dgl. zu beschaffen. Ganz China erscheint also damals wie ein grosses Pachtgut oder eine Reihe von grossen Landgütern. Erst seit der vierten Dynastie (seit 230 v. Chr.) bildete sich das Privateigenthum am Grundbesitze immer mehr aus. Ein aufmerksames Studium der mannigfachen Phasen, in welche die Grundbesitzfrage in China getreten, lehrt, dass jede derselben nicht nur, wie leicht begreiflich, eine sociale Umwälzung zur Folge hatte, sondern auch stets die Denkkräfte der chinesischen Staatsmänner auf das Regste angespannt hat. Wohl und Wehe der immer mehr anschwellenden Bevölkerung hingen von der jeweiligen Regelung dieser hochwichtigen Frage ab, die an sich allein genügte, die Geister nie in Stagnation verfallen zu lassen [1]).

Bei den angedeuteten Verhältnissen des Grundeigenthumes konnte von einer Ausbildung des Privatrechtes, wie später in Europa, nicht die Rede sein. Blieb aber die Entwicklung des Privatrechtes beschränkt, so war die Polizeigesetzgebung um so ausgedehnter. Fortwährend fanden Zählungen des Volkes in den einzelnen Districten statt, die dann von den höheren Behörden zusammengestellt wurden, um darnach eine genaue Uebersicht der gesammten Bevölkerung zu haben. Ehelosigkeit war nicht Sitte; ein eigener Beamter hatte daher für die Verheirathung der Unverehelichten zu sorgen; er schlichtete auch alle nicht criminellen Ehestreitigkeiten und führte genaue Geburtslisten. Man begreift, wie in dem durch und durch organisirten Reiche und bei der Freude, welche die Chinesen überhaupt am Kindersegen haben, sie zu einem Volke von mehr denn 300 Millionen Köpfen anschwellen konnten.

Es gab ferner besondere Aufseher über die Berge, Wälder, Wasserläufe und Teiche; besondere Beamte hatten die Canäle und Gräben anzulegen, andere für Reinlichkeit der Strassen zu sorgen; es gab eine eigene Marktpolizei und eine Passpolizei unter besonderen Passbeamten. Wer eine längere Reise antrat, bedurfte eines Passes mit Angabe des Wanderzieles. Nachtwächter patrouillirten die Nacht hindurch und verhafteten die Herumschweifenden. Was die Criminalgesetzgebung betrifft, so besass sie keine bestimmte Definition der einzelnen Verbrechen, und fiel dort manches dem Criminalrecht anheim, was im Abendlande nur als Vergehen gegen die Moral gilt.

[1]) Für eine eingehendere Erörterung dieser gemeiniglich sehr oberflächlich abgefertigten Frage fehlt hier leider der Raum; dankenswerthe Belehrung findet der Leser aber in der interessanten Schrift von J. Sacharow, *Ueber das Grundeigenthum in China.* (*Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft.* I. Bd. S. 1—45.)

Bemerkenswerth ist, dass der Chinese ein Recht des Aufstandes gegen tyrannische Herrscher anerkennt. Die Strafen waren im Allgemeinen und im Gegensatze zu der späteren Praxis [1]) nicht zu hart, wenn auch einzelne Tyrannen besonders grausame Strafen ersannen. Tortur und Gottesurtheile kannte man nicht. Vor Gericht galt kein Unterschied der Stände oder des Geschlechtes [2]).

Im Wesentlichen haben sich diese Einrichtungen im Laufe der chinesischen Geschichte hindurch erhalten, wenn auch jede einzelne ihren eigenen Gestaltungsprocess durchlief. Denn es lässt sich nicht läugnen, dass der Chinese mit einer gewissen Leidenschaft am Alterthümlichen und Uranfänglichen hängt. Dies auch der Grund, warum er bei ungenügend tiefer Betrachtung noch so zu sagen auf einer der ersten Stufen zu stehen scheint, auf der sich die menschliche Gesellschaft zu gliedern beginnt. Jeder Befehl in China kommt aus väterlichem Munde, Gehorsam ist die erste heilige Kindespflicht, und Todesstrafe droht Jedem, der sich an seinen Eltern vergreifen wollte. Die unbedingte Macht der Monarchen gründet sich auf den Rechtssatz, dass sie die Väter der chinesischen Gesellschaft sind. Die Machtfülle der bürgerlichen Obrigkeit beruht wesentlich nur auf dem moralischen Ansehen, denn China hatte bis vor Kurzem als stehendes Heer nur seine acht Banner Mandschu-Soldaten, jedes von 10,000 Mann, die sich in dem weiten Reiche vollständig verloren. Die Diener der öffentlichen Sicherheit sind an Zahl ebenfalls verschwindend klein, so dass der Mandarin einer Provinz oder Stadt von physischen Zwangsmitteln völlig entblösst ist. Wohl darf es unsere Bewunderung, fast unseren Neid erregen, dass 300 Millionen Menschen mit einem geradezu geringfügigen Aufwand von Staatssöldnern ohne Störung ihren Beruf verfolgen. So etwas ist nur denkbar innerhalb einer Gesellschaft, die seit Jahrtausenden bereits den Schulzwang eingeführt hat, welche kein Amt verleiht ohne günstig bestandene Prüfung, wo jedes Verdienst erworben sein will, und wo es keinen erblichen, sondern nur einen persönlichen Adel gibt. Freilich müssen wir auch der Schattenseiten gedenken, welche diese Sparsamkeit am Verwaltungsaufwande mit sich bringt. Leben und Eigenthum geniessen in China nur mangelhafte Sicherheit, die Küstengewässer werden ohne Unterlass von Piraten beunruhigt und es hat fast nie eine Zeit gegeben, wo in dem grossen Reiche nicht irgend ein Aufruhr geherrscht hätte. Der Hang zu geheimen Gesellschaften, den die Chinesen auch als Auswanderer überall mitbringen, trägt das meiste dazu bei, dass die Fackel des Bürgerkrieges bald da, bald dort auflodert.

[1]) Siehe darüber: *Globus*. VII. Bd. S. 112–116.

[2]) *Gesetz und Recht im alten China*. (*Ausland* 1867. Nr. 25. S. 609–612, nach Plath's Forschungen in den *Abhandlungen der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften*.)

Familien- und Geschlechtsleben.

Auch sonst bewahrten die Chinesen gleich anderen Völkern manche Sitte aus grauer Vorzeit. Wir rechnen dazu die Scheu vor Ehen zwischen Blutsverwandten, die bei ihnen so weit geht, dass sie nur Frauen heirathen, die einen anderen Familiennamen führen. Diese Familiennamen reichen hinauf in ehrwürdiges Alterthum. Während in Europa selbst Dynastien ihre Ahnherren urkundlich höchstens ein Jahrtausend zurückverfolgen können, leben in China noch Nachkommen des Kung-fu-tse, die nicht blos ihren Stammbaum bis auf diesen Moralphilosophen zurückführen, sondern auch beweisen können, dass ihr Ahnherr selbst wieder seinen Familiennamen schon 1121 v. Chr. nachweisen konnte. So erklärt sich der Sinn der spöttischen Frage, welche Chinesen an europäische Fremdlinge richten: „Habt ihr auch Familiennamen?“ nämlich so altbeglaubigte wie wir. Jene Scheu vor blutsnahen Mischungen theilen sie mit Völkern, deren Zustände die frühesten Stufen der Gesittung noch vergegenwärtigen, mit den Australiern, den Arowaken Guyana's, den Ostjaken und Samojeden, bei denen stets die Ehe der Namensverwandten verboten war, mit Kafirn und Hottentotten, welch letztere jede Blutschande mit dem Tode bestraften. Umgekehrt finden wir gerade bei Völkern von hohem Culturschliffe das Gegentheil. Bei den Inca-Peruanern, den Aegyptern, und zwar nicht nur unter den Ptolemäern, sondern sogar im alten Reiche, endlich bei den Altpersern und Hellenen war die Ehe selbst mit der Schwester verstattet, der wir doch in Bezug auf Blutmischung näher stehen, als selbst unseren Müttern oder Töchtern. Das alterthümliche Gepräge des Chinesenthums hat den Irrthum veranlasst, dass wir dieser Nation Abneigung gegen Fortschritte zuschreiben [1]).

Ward Auffrischung des Blutes in China als Grundsatz stets befolgt, so weisen doch die Beziehungen der Geschlechter zu einander nicht dieselbe Stabilität auf. Als höchstes Glück schätzt zwar auch heute noch der Chinese das Familienglück, und die Ehe ist ein hochwichtiger Act; die Stellung der Frau besitzt eine sociale Geltung, wie kaum irgendwo im Oriente, und für weibliche Tugenden hat der Chinese feines Verständniss. Allein die Reinheit der ehelichen Verhältnisse ward im Laufe der Zeit durch die eingerissene Sittenverderbniss, wenn dieser Ausdruck zulässig, wesentlich beeinträchtigt. Und darin wieder ist kein Stillstand bemerkbar. Die sogenannte Sittenverderbniss steht nämlich in directem Verhältnisse zum Wachsthume der Civilisation; obwohl oft genug den Untergang der Völker beschleunigend, ist sie doch kein Rückschritt, sondern eine ganz natürliche Entwicklungsphase. Ein Blick auf die frühesten Zustände der gesitteten Völker lehrt, dass sie von einer grösseren Einfachheit der geschlechtlichen Sitten begleitet waren, wobei jedoch keineswegs eine den Begriffen des Alltagslebens entsprechende „Moralität“ ge-

[1]) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872. Nr. 14. S. 316.)

meint ist. Vielmehr wurden nach einem alten classischen Sprüchworte manche Dinge in primitivster Natürlichkeit aufgefasst und darnach behandelt. Die Scham wie das Erröthen sind von keiner übersinnlichen Macht in den Menschen gelegt, sondern haben wohl ursprünglich überhaupt eben so wenig bestanden, wie gegenwärtig noch beim Thiere. Heute wissen wir jedoch, dass die Möglichkeit der Entfaltung dieser physischen Vorgänge schon im Thierreiche gegeben war [1]). Sie stellten sich erst mit dem Heraustreten aus den Urzuständen ein und sind ein Product wachsender Gesittung [2]). So darf man mit Gewissheit annehmen, dass nirgends die monogamische Ehe das Ursprüngliche, Natürliche ist, sondern erst mit der Zeit, tieferer Einsicht und veränderten geistigen Bedürfnissen aus der Polygamie sich entwickelt hat. Dafür spricht, dass es kein Volk auf Erden, ob roh oder gebildet, gibt, wo neben den wie immer geregelten ehelichen Beziehungen der Geschlechter nicht auch mehr oder minder ausgebreitete Prostitution herrscht. Die Prostitution ist aber so alt als die Geschichte unseres Geschlechtes und entwickelt sich mit zunehmender Gesittung, so dass man sagen darf, man könne aus ihren mehr oder minder präcisirten Formen genau eben so richtig auf die Culturhöhe eines Volkes schliessen, wie aus jenen des ehelichen Lebens selbst. Je höher die Begriffe von der Strenge der ehelichen Bande, desto entwickelter im Allgemeinen das Gewerbe der Prostitution. Für diese Erscheinung gibt es eine eben so einfache als natürliche Erklärung. Die Prostitution ist nichts anderes, als die Folge der durch die zunehmende Cultur erheischten grösseren Einschränkung eines Naturtriebes, dessen Befriedigung aber ein ewiges Bedürfniss des menschlichen Thieres bleibt. Da in den Anfängen die Ehe selten in ihrer vollen Reinheit auftritt, sondern gewöhnlich noch vermischt mit Polygamie, so steht natürlich auch die Prostitution noch auf tiefer Stufe. In China kann man dies recht wohl beobachten. Trotz aller Freude am Kindersegen, trotz der Heiligkeit, welche so zu sagen der Ehe innewohnte und die Gattin mit einem besonderen socialen Schimmer umstrahlte, war dem Chinesen von jeher das Halten von Concubinen *(Tsie)* in unbestimmter Anzahl neben der einen Frau *(tsi)* verstattet. Aus den in den zahlreichen Romanen [3]) und Sittenschilderungen der chinesischen

[1]) Medicinische Beobachtungen ergaben, dass die Einzelnheiten, aus denen sich diese Erscheinung zusammensetzt, die Beschleunigung des Herzschlages, die geistige Verwirrung und die Röthe, welche sich gleichzeitig über Antlitz und Brust ergiesst, auch sehr schnell beim Einathmen von Amylnitrit eintreten. W. Filehne zeigte nun vor Kurzem, dass diese künstliche wie die natürliche Scham Beide gleichmässig dadurch entstehen, dass eine Gehirnpartie, welche die Blutgefäss-, Athmungs- und Herznerven gleichzeitig beeinflusst, ihre regelnde Thätigkeit vorübergehend einstellt. Es wurde ferner nachgewiesen, dass die meisten Säugethiere in denselben Zustand versetzt werden konnten, dass also die Anlage, unter Herzklopfen zu erröthen und in Verwirrung zu gerathen, schon bei den Thieren vorhanden ist. (Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 346—347.)

[2]) Siehe hierüber das interessante Capitel über das Erröthen bei Darwin, *The Expression of the Emotions in Man and animals.* London 1872. 8°.

[3]) Z. B. „Die Oelverkaufsbude, welche das schönste Mädchen hatte", — „Der Weisheitsbeutel" — „Erotica aus dem Jaspisthurm".

Schriftsteller eingestreuten Bemerkungen, Anekdoten u. dgl. ist das Zunehmen der Prostitution, die Ausbildung ihrer Formen ersichtlich; wenn also gegenwärtig in China die Prostitution eine Ausdehnung und Ausbildung gewonnen hat, von der man sich nur schwer eine Vorstellung macht [1]), so lässt sich daraus völlig sicher schliessen, nicht nur dass sich das sociale Leben im Allgemeinen erheblich verfeinert, sondern auch die ehelichen Beziehungen in so ferne eine Veränderung erlitten haben müssen, als die Bande gegenwärtig straffer geschnürt sind denn zuvor. Es ist also auch hier von einem Stillstande nichts zu bemerken. Mit der Entwicklung der Prostitution ist aber nicht im Geringsten eine Degradation des Weibes und seiner socialen Stellung verbunden, und nichts falscher, als für die chinesische „Frau" die entwürdigende Stellung einer Sclavin anzunehmen. In der Familie bleibt allerdings der Hausvater unumschränkter Gebieter und im Leben sind die beiden Geschlechter von einander strenge geschieden, so dass dem Weibe, in China durch Bescheidenheit und Eingezogenheit ausgezeichnet, als Wirkungskreis nur die Familie bleibt; allein alle Beobachter stimmen darin überein, dass der „moralische" Standpunct der chinesischen Frauen trotz der obengeschilderten Verhältnisse immer noch ein höherer sei, als jener der Damen des alten Rom.

Religiöse und geistige Entwicklung der Chinesen.

Die alte Volksreligion der Chinesen, wie sie in ihren canonischen Büchern niedergelegt ist, hängt mit dem Schamanismus der übrigen hochasiatischen Race zusammen, aus dem sie sich entwickelt hat. Dieser gründet sich auf die Verehrung der grossen Naturdinge, wie Sonne, Mond, Sterne, Himmel, Erde, Berge, Flüsse, Seen, Feuer u. s. w., so wie der Geister der abgeschiedenen Vorfahren. Gegenstand der Verehrung der alten chinesischen Volksreligion sind demnach die drei Grundwesen *(san tsai)*; der erhabene Himmel *(hoang tian)*, die Erde *(ti)* und der Mensch *(dschin)*. Der Himmel breitet sich über Alles aus, die Erde trägt und nährt Alles und aus der Vereinigung beider entsteht Alles — und auch der Mensch. Die ganze Natur ist von Geistern belebt, denen man gleich den beiden grossen Erzeugern des Alls, Himmel und Erde, opfern muss. Im Uebrigen ist diese Religion von überraschender Einfachheit; sie kennt keine Offenbarung, es gibt nur eine heilige, unabänderliche Ordnung der Natur; trotz der vorgeschriebenen Opfer [2]) kennt sie keinen Priesterstand, weder Götterbilder noch Tempel; da es keinen

[1]) Gustav Schlegel, *Iets over de prostitutie in China.* (*Verhandelingen van het Batav. Genootschap van Kunsten en wetenschappen.* XXXII *Decl.* 1866. 4°.) und Dr. C. v. Scherzer, *Zur Geschichte der Prostitution in China.* (*Ausland* 1867. Nr. 2 S. 34—39, Nr. 3 S. 57—61.)

[2]) Von den frühesten Zeiten an haben die Chinesen gesucht, Schang-ti „die höchste Gottheit" mit dem Blute von Stieren und Ziegen zu versöhnen. Sie brachten ebenfalls Brandopfer wie die Juden. (*Ausland* 1868. S. 398.)

Priesterstand gab, so bildete sich auch keine Dogmatik aus, es gibt keinen ausserweltlichen Gott und keine Schöpfung der Welt durch denselben aus Nichts. Beide Sätze erscheinen dem Chinesen absurd. Obwohl er an ein Fortleben nach dem Tode glaubt, kennt er dennoch weder Belohnung noch Strafe; vielmehr meint er, dass den Thaten schon hiernieden Belohnung und Strafe unmittelbar nachfolge. Die Idee einer Erbsünde ist ihm vollständig unbekannt. Nur der Manencultus hat sich stark entwickelt und in einer Hinsicht als Culturhemmniss erwiesen, denn gewiss hätten die Chinesen schon Eisenbahnen erbaut, wenn nicht die Scheu, bei einem Durchstiche auf alte Begräbnissplätze zu stossen und die Ruhe der Todten zu stören, das Gewissen eines Volkes belasten müsste, das eifrig dem Ahnendienst obliegt [1]).

Diese in kurzen Zügen geschilderte Religion ist die noch heutzutage in China officielle. An ihr, kaum mehr denn verblümter Materialismus, wurde stets von den Personen gewöhnlicher Durchschnittsbildung festgehalten. Die Philosophen vertieften dieselbe zu einem Systeme mit zwei Principien an der Spitze, einem starken, männlichen *(yang)* und einem schwachen, weiblichen *(yin)*. Aus der Verbindung beider ist die Welt hervorgegangen.

Diese alte Volksreligion empfing dann später eine weitere Ausbildung durch die Schriften der Classiker, deren Bedeutung nicht genugsam gewürdigt werden kann. Die neun canonischen Bücher Chinas *(King)* haben einen gewaltigeren und nachhaltigeren Einfluss auf den chinesischen Geist geübt, als irgend ein anderes Werk auf eine gleich grosse Bevölkerung, die einzige Bibel vielleicht ausgenommen [2]). In ihnen finden wir die Hauptquellen des religiösen und politischen Lebens, zugleich aber den Ursprung des Aberglaubens, der die Handlungen des Volkes so mächtig beeinflusst. Unter diesen Classikern glänzt in erster Reihe der Name eines Zeitgenossen des Pythagoras, Confucius *(Kung-fut-se)* [3]), der die Werke der Alten gelichtet und gesichtet, ja die Doctrin der Alten zu der seinigen gemacht hat. Seine Commentatoren zählen in China nach Tausenden, stimmen aber selten mit einander überein. Confucius stiftete eigentlich keine Religion; er that im Grunde nichts, als die

[1]) Siehe: *Moralische Hindernisse des Eisenbahnbaues in China.* (*Ausland* 1869. S. 768.)

[2]) Vgl. darüber Douglas, *The language and literature of China.* London 1875. 8⁰.

[3]) Confucius, in seiner Kindheit *Tschung-ne* genannt, wurde geboren 549 v. Chr. im Staate Lu, im Districte Kin-fu-hien der jetzigen Provinz Schan-tung und starb 477 v. Chr. Für jene, welche sich in das Studium des chinesischen Philosophen versenken wollen, citire ich nachstehende Schriften, die selbstverständlich hier nicht alle benützt wurden: Amiot, *Abrégé historique des principaux traits de la vie de Confucius.* Paris 1784. 4⁰. Marshmann, *Works of Confucius.* 1809. Deutsch von Dr. Wilh. Schott. 1826. 8⁰. (ohne Werth). Das beste mir bekannte Werk ist jenes von James Legge, *The life and teachings of Confucius with explanatory notes.* London 1867. 8⁰. Neuere Bücher sind: E. Faber, *Lehrbegriff des Confucius* und *Quellen zu Confucius und dem Confucianismus.* London 1873. 8⁰. *Confucius. Essai historique par un missionnaire.* Rome 1874. 8⁰. J. H. Plath, *Confucius und seiner Schüler Leben und Lehren.* München 1874. Confucius, *Ta-hio. Die erhabene Wissenschaft. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt* von Reinhold v. Plänckner. Leipzig 1875. 8⁰.

Lehren der Alten in ein politisch-moralisches System zu bringen, wobei er immer den bürgerlichen Nutzen zum höchsten Zweck hatte. Seine Sittenlehre muss daher in idealistischen Augen tief unter der buddhistischen stehen; sie beschäftigt sich nämlich ausschliesslich mit dem Staate und dessen Grundlage, der Familie. Auf ein Jenseits oder die Gottheit geht sie gar nicht ein, sie verwirft sogar den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, ist also gleichfalls ein verfeinerter Materialismus. Seinen Schülern empfahl er Unrecht mit Gerechtigkeit und Wohlwollen mit Wohlwollen zu vergelten. Ganz in diesem Sinne schärfte er die Pflichten der Blutrache ein. Nüchternheit, scharfer Verstand und weltmännische Klugheit charakterisiren die Moralsätze des Confucius, und es ist gewiss nicht richtig, darin die Ursache der langsamen Entwicklung China's zu suchen, denn eine unmittelbare Consequenz derselben ist die Werthhaltung der Arbeit. Nur durch ihren Bienenfleiss aber, durch ihre Arbeit erklommen die Chinesen so früh eine hohe Gesittungsstufe; und wenn sie in späterer Zeit ihre wirthschaftliche Grösse nicht in gleichem Verhältnisse vermehrten, so trifft die Schuld wohl hauptsächlich jene Religionssysteme, die unter verschiedenen Formen die Faulheit predigen.

In China nämlich, so wenig wie anderwärts, konnte der Confucianismus, eine Religion ohne Priesterstand und Dogmatik, welche über diese Welt nicht hinausgeht, dem gemeinen Volke mit seinen verschiedenen Bedürfnissen und Anlagen des Gemüthes auf die Dauer Befriedigung gewähren. Es ist dies das erste grosse Beispiel in der Geschichte von dem so oft wiederholten Scheitern des Materialismus an der Glaubensbedürftigkeit der menschlichen Psyche. An der trostlosen Oede seiner Lehren vermochte sich nicht einmal ein so durchaus praktisch angelegtes Volk wie die Chinesen zu beruhigen, und blieb er auf die höheren Stände, die gebildeten Classen beschränkt. So sehen wir überall die Verbreitung der realistischen Weltanschauung an ein vermehrtes Wissen gebunden, weil dieses allein theilweisen Ersatz für den mangelnden Glauben zu bieten vermag. Wo aber dieses Wissen fehlt, begehrt der Mensch nach jener ausgiebigen Befriedigung seiner Phantasie und seines Gemüthes, womit der Idealismus, der süsse Irrthum, seine Anhänger beglückt. Desshalb fanden auch in China zwei andere Religionssysteme, das *Tao* und der Buddhismus bei der Menge grossen Beifall.

Der Gründer der Tao-Religion ist Li-pe-Yang, gewöhnlich Lao-tse (altes Kind) genannt, ein Zeitgenosse des Confucius und 604 v. Chr. in der heutigen Provinz Honan geboren. Der *Tao-te-king*, das Glaubensbuch Lao-tse's und seiner Secte, *Tao-sse*, leidet indess so sehr an Dunkelheiten, dass schon der Name *Tao* oder der des höchsten Wesens eine Menge Deutungen zulässt[1]). Das Wort Tao soll ursprünglich „Weg", dann ein thätiges Princip bedeuten,

[1]) Lao-tse, *Tao-te-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt* von Reinhold v. Planckner. Leipzig 1870. 8°. S. VII.

von dem etwas ausgeht. Lao-tse lehrte ein höchstes logosartiges Wesen als Schöpfer der Körperwelt, durch dessen wahre Erkenntniss, die nur durch Intelligenz möglich ist, und durch das Im Herzen Tragen dieses Gottes, was allein durch Herzensreinheit, Geistesruhe und Herrschaft über die Begierden möglich ist, er in Jedem die sittliche Vollkommenheit im Individuum schaffen will. Die Sittenlehre des Weltweisen war also eine durchaus reine, sie predigte Sanftmuth und Duldung, wie die buddhistische; ihr Zweck ist die Befreiung des Menschen von den Uebeln durch Enthaltsamkeit von den Genüssen dieser Welt und durch Bezähmung und Ausrottung der Begierden, denn „nur der, welcher ganz von Leidenschaften frei ist, wird im Stande sein, das höchste geistige Wesen zu erfassen; der dagegen, dessen Seele beständig von Leidenschaften getrübt ist, sieht nur das endliche — die Schöpfung.“ Lao-tse lehrte auch die Unsterblichkeit der Seele und sagte: „Nicht ist das Verlassen des Körpers für uns ein Unglück, sondern in Wahrheit wird es heissen: wir haben das ewige Leben empfangen.“

Im Munde des Confucius sind längst schon Lehren entdeckt worden, die fast wörtlich in der Bergpredigt wiederkehren. Aber auch bei Lao-tse kommen Sätze vor, vom reinsten evangelischen Klange und die oft wie aus dem neuen Testamente herausgeschnitten erscheinen; desshalb meinten die Jesuitenmissionäre des XVII. und XVIII. Jahrhunderts, es müsse das Geheimniss des Christenthums den Chinesen ein halbes Jahrtausend vor Christo geoffenbart worden sein. Wie die Lehre Zeno's und wie das Christenthum empfahl die Tao-Religion Abtödtung des Fleisches, Entsagung und Zurückgezogenheit von allen Geschäften des täglichen Lebens als einziges Mittel der Befreiung. Gleich wie den Stoikern und den Christen gilt den Tao-sse daher der unthätige beschauliche Einsiedler für den vollendetsten der Menschen, und als ob ein Fluch auf allen Religionen lastete, brachten Lao-tse's Schüler und Nachfolger, die sich Doctoren der Vernunft nannten, sich und die Tao-Lehre durch verächtlichen Schamanistenbetrug bald in Missachtung; durch ihre Verirrungen und Abgeschmacktheiten sind sie seitdem zur Zielscheibe des öffentlichen Spottes geworden. Einen schärferen Gegensatz als jenen zwischen den Schülern Confucius' und Lao-tse's kann man sich demnach nicht denken.

Eine weit grössere Verbreitung als die Tao-Lehre fand in späterer Zeit unter dem gemeinen Volke der von Indien eingeschleppte **Buddhismus**, der bei den Anhängern Lao-tse's gerade wegen der ähnlichen Tendenzen auf heftige Opposition stiess. Der Buddhismus passt indess mehr für ein passives Volk, weniger für eines, das gleich den Chinesen an harte Arbeit gewöhnt ist. Der chinesische Buddhismus (dort Foismus [1]) genannt) weicht auch von jenem auf

[1]) Die Chinesen konnten das Wort Buddha so gut aussprechen wie wir, allein schreiben, den Ton nachmalen, das konnten sie mit ihrer Schrift nicht; denn es gab nun einmal im Chinesischen keine Silbe *bu* und eben so wenig eine Silbe *ddha* oder *da*. Dem Chinesen blieb nun nichts anderes übrig, als für *bu* und *da* zwei Silben zu unterlegen, die wenigstens an-

Ceylon und Hinterindien bedeutend ab, indem er durch die nüchterne chinesische Weltanschauung gemildert und popularisirt ward [1]). Wir haben somit hier ein eclatantes Beispiel für die Beeinflussung religiöser Systeme durch äussere Umstände.

Den Chinesen steht Mang-tse [2]) oder wie er mit seinem latinisirten Namen heisst, Mencius als Philosoph sogleich nach Confucius selbst. Beinahe zwei Jahrhunderte nach seinem grossen Vorgänger, in China's trübster Zeit geboren, überkam er das Prestige, das derselbe für alle Lehrer der abstracten Wissenschaften gewonnen, zugleich mit den Erfahrungen, welche dieser Philosoph an den Höfen der Fürsten, denen zu dienen er sich herabgelassen, gesammelt hatte. Allein die Lehren beider Männer sind so verschieden, wie ihre Erziehung, Lebensweise, Erscheinung, Art und Weise. Mit all den Hauptereignissen im Leben des Confucius, seinem Benehmen am Hofe, seinem Verhalten während eines Gewitters, ja selbst der unveränderlichen Art seines im Bette Liegens, sind wir vertraut: von Mencius aber wissen wir nur ungemein wenig Persönliches. Seine chinesischen Biographen erzählen, dass er 371 v. Chr. im Staate Tsow, d. i. der modernen Provinz Shantung, geboren war und das Alter des Plato, 84 Jahre, erreicht haben soll. Sein Vater starb, als er sich noch in früher Kindheit befand, und er war nun ganz seiner Mutter Tschang-shi überlassen, die alle chinesischen Schriftsteller als Musterbild einer Matrone preisen.

Eines seiner wichtigsten Erlebnisse ist seine Begegnung mit den Schülern des Heu-Hing; obwohl den Abendländern kaum dem Namen nach bekannt, war dieser chinesische Denker doch aller Wahrscheinlichkeit nach der erste Mensch, der sich, was heute so alltäglich, für die Rechte der Arbeiter erhitzte, und die Argumente, die in der Begegnung zwischen ihm und Mencius gebraucht wurden, sind seither tausendmal von Streitern wiederholt worden, welche von der Existenz des chinesischen Communisten keine blasse Ahnung besitzen. Mencius antwortete mit einer gleichfalls oft benützten Theorie: Die einen, sagte er, arbeiten mit dem Kopfe, die andern mit den Händen; die mit dem Kopfe arbeiten, regieren die anderen; die mit den Händen arbeiten, werden von anderen regiert; jene, welche von anderen regiert werden, haben diese zu erhalten; jene, welche regieren, werden von ihnen erhalten.

Mencius' ausserordentliche Verdienste fanden nicht, wie bei Confucius, die verdiente Würdigung sofort nach seinem Hinscheiden, vielmehr dauerte es mehrere Jahrhunderte, ehe seine Werke in die

nähernd so zu klingen schienen, und so wurde aus Buddha der chinesische *Fo-to*, oder abgekürzt *Fo*, wie er noch heute in China heisst. (Bacmeister im „*Ausland*" 1872. Nr. 25. S. 578.)

[1]) Siehe hierüber: Ernest J. Eitel, *Buddhism: its historical, theoretical and popular aspects*. London 1873. 8⁰.

[2]) *Mengtseu vel Mencium edidit latina interpretatione* Stanislas Julien. Paris 1824, eine treffliche Arbeit. Neuestens erschien die verdienstvolle Uebersetzung von Dr. James Legge, *The Life and works of Mencius. With Essays and notes*. London 1875. 8⁰., an welche sich Obiges anlehnt.

Reihe der Classiker aufgenommen wurden. Zwei grosse Dinge waren es, womit die politischen und ethischen Doctrinen des Mencius sich vorwiegend befassen: die Beziehungen des Regenten zu den Regierten, und die moralische Natur des Menschen. Seine Regierungsprincipien werden noch zur Stunde als Autorität in allen religiösen, politischen und commerciellen Fragen angerufen, und in der That haben wenige Denker einfachere und gesündere Regierungsaxiome aufgestellt, als dieser alte Lehrmeister der Chinesen. Sein erster Grundsatz lautet: das Volk ist das wichtigste Element in einer Nation. Wer in dem gewöhnlichen Wahne befangen, dass die Freiheit ein hellenisches Gewächs, dass die freiheitlichen Doctrinen hellenischer Inspiration ihren Ursprung verdanken, wird mit Ueberraschung diesen Satz, die Grundlage jeder rationellen Freiheit, in China ausgesprochen finden, dem Lande, welches uns als die Wiege des starrsten Conservatismus und Despotismus gilt. Nach dem Volke kommt, Mencius zufolge, das Reich und erst in dritter und letzter Reihe der Fürst. Die Berechtigung des Tyrannenmordes, den man in der Gegenwart nicht übel Lust hat für eine jesuitische Erfindung auszugeben, verficht er mit den nämlichen Gründen wie Milton zweitausend Jahre später.

In ethischer Hinsicht kämpfte Mencius gegen damals sehr verbreitete, nach seiner Ansicht das Volk zu corrumpiren geeignete Lehren an. Drei Philosophen insbesondere hatten den scharfen Stachel seiner Argumentation zu fühlen, worin er Confucius zweifellos überlegen war: zunächst Yang-Tschu, dessen Lehre mit dem steten Refrain *Vanitas Vanitatum* endet. Die Philosophie des Yang-Tschu, dem kyrenaischen Hegesias nicht unähnlich, gelangt zu dem Schlusse, dass jeder nur für sich selbst leben und alle moralischen Erwägungen über Bord werfen solle. Es war die Philosophie des Egoismus, denn Yang sagte, wenn er das Reich mit einem einzigen Haare retten könnte, er würde es nicht ausreissen. Solche Lehren konnten das Verhältniss zwischen Monarchen und Unterthanen ernstlich trüben, die allgemeine Wohlfahrt gefährden. Der zweite, gegen den Mencius' Zorn sich wandte, war Mih-Teih oder Mih-tse, entschieden der originellste Denker des himmlischen Reiches. In dem von Parteien durchwühlten Lande erhob er sich, ein philanthropischer Träumer, um 600 Jahre vor Christo die Lehre allgemeiner Menschenliebe zu predigen; zudem hatte er in zwei Bänden die Irrthümer des Confucianismus dargelegt; er bemühte sich nicht blos die Ehrfurcht vor dem verblichenen Weltweisen zu untergraben, sondern auch die Entfernung zwischen Fürst und Unterthan zu verringern; endlich erhob er seine Stimme gegen die Leichenceremonien, die er für zu kostspielig und langweilig erklärte, womit der chinesische Bentham freilich höchst unpopulär wurde. Der Grund, warum Mencius gegen Mih's philanthropische Lehrsätze sich auflehnte war, dass nach seiner Ansicht eine Liebe, welche gleichmässig alle Menschen umfasst, unverträglich sei mit der besonderen, intensiveren Liebe, welche man den Eltern schulde, ein Argument, das an die seit

Confucius' Tagen tiefsten und heiligsten Gefühle der Chinesen appellirte. Sein dritter Gegner endlich war der Zeitgenosse Kau, welcher bestritt, dass zwischen Tugend und Laster ein essentieller Unterschied bestehe.

Die wichtigsten positiven Lehrsätze Mencius' sind leider nur zum Theile klar und verständlich, ja gerade seine Haupttheorie über das *Ke* ist völlig dunkel. Wie so viele Philosophen und die christliche Glaubenslehre selbst ging auch er von dem Satze aus: Ursprünglich ist die menschliche Natur gut; das Gefühl des Mitleids sei allen Menschen gemeinsam; in seinen diesbezüglichen Argumentationen anticipirte Mencius augenscheinlich die Doctrinen von Hutcheson und Hume; dagegen finden wir ihn in Uebereinstimmung mit Plato und Butler, wenn er erklärt, der Mensch sei für die Tugend geschaffen, denn seine Natur beruhe auf einer Constitution, worin das Höhere dem Niederen dient. Zweifelsohne haben des Mencius' politische Maximen einen wohlthätigen und befruchtenden Einfluss auf Charakter und Institutionen seiner Volksgenossen geübt; Beweis dessen, dass sie stets von Tyrannen und Bedrückern angefeindet wurden und beim Volke wie bei den Weisen als die *Magna Charta* der schwarzhaarigen Race galten. Der Mann, der so gewaltigen Einfluss geübt auf Generationen einer nach vielen Millionen zählenden Bevölkerung, kann sich kühn in eine Reihe stellen mit seinen westlichen Zeitgenossen Aristoteles, Zeno, Epicur und Demosthenes.

Dieser Blick auf die philosophische Bewegung im alten China zeigt uns zugleich den Hegelianismus, Benthamismus und Positivismus des neunzehnten Jahrhunderts, deren Theorien über Moral und Philosophie vor mehr denn zweitausend Jahren an den Ufern des Hoang-ho vorgetragen wurden. Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne.

Noch kurz haben wir, ehe wir von China scheiden, seine geistigen Erzeugnisse, Literatur und Wissenschaft zu betrachten. Von jeher stand die Volksbildung in China auf hoher Stufe; die Staatsbürger China's zerfallen in vier Classen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute [1]). Der Stand der Gelehrten bildet den streng persönlichen Adel, woraus die Beamten für die öffentlichen Aemter gewählt werden; in den Gelehrtenstand kann jeder Staatsbürger eintreten, sobald er die erforderliche Bildung sich aneignet und durch Prüfung darüber ausweisen kann. Der Pöbel — nicht die Armuth, welche überhaupt nicht verachtet wird — ist von Ehrenämtern ausgeschlossen. Man kann darnach ermessen, dass in China auf allgemeine Bildung ein unendliches Gewicht gelegt wird, da sie allein den Weg zu socialer Höhe erschliesst. Wie aber überall, wo die Volksbildung allgemein, entspricht auch in China derselben nicht der Stand der Wissenschaften. Während die Chinesen in universeller

[1]) Als ausserhalb der Staatsbürger oder des „ehrlichen Volkes" stehend werden betrachtet: Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler und alle jene Personen, welche kein bestimmtes Obdach haben.

Bildung manchem europäischen und vielleicht dem ganzen Abendlande überlegen sind, — in früherer Zeit zweifelsohne — lässt sich von den Wissenschaften nicht das Gleiche behaupten. Die ganze Naturanlage drängt die Chinesen nur nach praktischen Dingen hin, und alle ihre Entdeckungen und Erfindungen sind nicht so sehr Resultate wissenschaftlicher Vorbildung und Nachforschung, als Folge praktischer Handgriffe und Verbesserungen [1]). Ihre Literatur ist reich und mannigfaltig; grosse Dichtwerke von erhabenem Schwunge wurden allerdings nicht geschaffen, jedoch der Wurf im Kleineren gelang vorzüglich. Das übliche absprechende Urtheil über die chinesische Literatur rührt eben nur von der Unkenntniss derselben her. Dass auch hierin eine Reihe ganz verschiedener Entwicklungsstadien zu verzeichnen, darüber beruhigen uns Jene, die sich mit dem allerdings schwierigen Studium der chinesischen Sprache und Literatur wirklich befasst haben.

In Allem und Jedem gewahrt man also in China eine beständige Entwicklung. Diese Culturbewegung geht langsamer vor sich als anderwärts, aber sie ist da; dem aufmerksamen Beobachter kann sie nicht entgehen. Den langsameren, einseitigeren Entwicklungsgang verschulden aber mehrere Factoren: zunächst eine Racenanlage, nämlich die Biegsamkeit des chinesischen Menschenschlages, der, allen Gegensätzen der Lufterwärmung zum Trotz, in Maimatschin an der sibirischen Grenze, wo das Quecksilber jeden Winter in der Thermometerröhre gefriert, eben so unangefochten gedeiht, wie in der Treibhauswärme Singapurs, wo die Muskatnuss als Handelsgewächs gebaut wird. Die Einfälle von Wanderhorden unterbrachen daher nur auf kurze Zeit das stetige Wachsthum, denn der siegreiche Fremdling auf dem Throne erlag bald der geistigen Ueberlegenheit der Beherrschten. Mongolen und Mandschu mochten Dynastien stiften, geändert wurde aber in China damit nichts, als der Name des Herrscherhauses.

Dazu trug der fernere Umstand bei, dass die Chinesen rings umgeben waren von Völkern gleicher Abstammung, nämlich von Mongoliden, die von ihnen frühzeitig durch ihre Gesittung überragt wurden. Die tellurische Abgeschlossenheit, deren sie sich ausserdem erfreuen, vergönnte ihnen Jahrtausende ruhiger, innerer Entwicklung, ehe sie von überlegenen Völkern Störungen zu befürchten hatten. Freilich hat diese geographische Abgeschiedenheit, die man sich indess nicht so gross vorstellen darf, wie gewöhnlich geschieht [2]),

1) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* S. 186.

2) Siehe hierüber: Bacmeister, *Zur Völkerkunde der alten Chinesen.* (*Ausland* 1872. Nr. 25. S. 579—580), dann E. Bretschneider, *On the knowledge possessed by the ancient Chinese of the Arabs and Arabian colonies and other western countries.* London 1871. Arabische Gesandtschaften kamen seit 651 n. Chr. an den chinesischen Hof. Dagegen sind die Annahmen Reinaud's über einen alten Handelsverkehr des römischen Reiches mit Indien und China nicht stichhaltig. (Reinaud, *Relations politiques et commerciales de l'Empire romain avec l'Asie orientale*, im *Journal asiatique* 1863.) Vor ein paar Jahren hat Capitän P. Cave in einer Studie über die *Geschichte der Entwicklung der Beziehungen Europa's zu China* — die ich jedoch

andererseits ihre Schatten auf sie geworfen, indem sie ihnen die acutesten Formen des Kampfs um's Dasein versagte und dadurch von raschem Vorwärtsstürmen zurückhielt. Jede ruhige friedliche Entwicklung — dies sei **nie** vergessen — ist auch eine langsame [1]). Je heftiger aber der Kampf um's Dasein entbrennt, desto grösser der Culturgewinn.

Aus diesen beiden Factoren, dem Racenelement und der örtlichen Beschaffenheit ihres Landes erklären sich befriedigend die scheinbaren Widerprüche in dem Culturgange der Chinesen. „Sie unter allen hochgestiegenen Völkern verdanken am wenigsten fremden Anregungen, wir, das heisst die Europäer, und vorzugsweise die Nordeuropäer verdankten bis etwa um das XIII. Jahrhundert fast Alles, mit Ausnahme unserer Sprache, der Belehrung fremder Völker. Wir sind Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen, die Chinesen sind Autodidakten. Dabei blieb es aber. Ueberall bemerken wir, dass die Chinesen nicht über eine gewisse Höhe geistiger Entwicklung hinaus gelangten. Sie haben selbständig eine eigene Schrift, aber nur Silbenzeichen, nicht Lautzeichen erfunden; sie hatten den Plattendruck längst gekannt, aber die früh benutzten beweglichen Typen wieder aufgegeben. Sie hatten die Nordweisung der Magnetnadel entdeckt, aber benutzten sie nie als Compass, sie kannten das Pulver, aber nie die Feuerrohre, sie haben das Rechnenbrett, aber nicht den Stellenwerth der Zahlen erfunden, astronomische Vorgänge seit Jahrtausenden beobachtet, aber die Thierkreistheilung von auswärts sich zuführen lassen. An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert, und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick, der uns den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen enthüllt. Wenn die Chinesen in dieser Geistesrichtung noch völlig unentwickelt neben uns stehen, so wird hier wiederum die Macht der geographischen Verhältnisse fühlbar. Die Chinesen waren in ihrer östlichen Abgeschiedenheit, wie erwähnt, umgeben von Völkern, an denen sie wenig zu beneiden fanden, und wodurch sich ihre Eitelkeit auf ihre alte Cultur einigermassen erklärt. Vorbilder in anderen Völkern bekamen sie erst

nur aus einem Berichte in der *Allgemeinen Zeitung* 1872 Nr. 246 kenne — gesagt, dass chinesische Schriftsteller des Alterthums in sehr schmeichelhaften Ausdrücken von der römischen Civilisation sprechen und uns Kunde geben von diplomatischen Beziehungen, welche China vor 19 Jahrhunderten, durch Absendung einer Gesandtschaft nach Rom, mit dem Westen angeknüpft hätte. Die Redaction erinnert in einer Fussnote an eine Stelle in **Humboldt**'s *Kosmos* IV. Bd. S. 51, wonach auch unter Marc Aurel, dem *An-tun* der Historiker der Han-Dynastie römische Legaten über Tunkin nach China gekommen wären. **Humboldt** theilt dieses Factum jedoch ohne Quellennachweis mit, und die ganze Verbindung China's mit dem alten Rom ist trefflich widerlegt im *Ausland* 1863. Nr. 47. S. 1122—1126. Ueber die alten Verbindungen mit Indien vgl. **Renaudot**, *Anciennes relations des Indes et de la Chine*. Paris 1817, dann die überaus trefflichen Arbeiten des Franzosen **Stanislas Julien**, *Voyages des pèlerins bouddhistes*, enthaltend die Reisen des Hiouen-thsang.

[1]) „Friedfertigkeit, wenn wir die Vorgänge der belebten Schöpfung richtig verstehen, bedeutet aber so viel wie Erstarrung." **Peschel**, *Völkerkunde*. S. 347.

dann zu Gesicht, als diese ihnen bereits weit vorausgeeilt waren. Jetzt aber bedrängt sie eine reifere Cultur im Norden und an ihrem Seegestade, und nach Jahrtausend langer Ruhe wird ihnen zum erstenmal ein geistiger Kampf angeboten, deren Ausgang bei einer Gesellschaft von 300 Millionen mit tief gewurzelten Sitten und einfachen gesunden Verhältnissen menschliche Kurzsichtigkeit nicht voraussehen kann“ [1]).

[1]) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872. Nr. 14. S. 318) und *Völkerkunde.* S. 398–400.

Die ostarischen Völker.

Die älteste Cultur der Arier.

Die grosse Reihe wichtiger Völker, welche man unter dem Namen der Indogermanen oder Arier [1]) begreift, besteht bekanntlich aus nahe verwandten und ursprünglich zusammengehörigen Stämmen. Die hervorragendsten und durch ihre historische Rolle bedeutenden Glieder dieser Kette sind die arischen Inder, frühe nach dem von stammesfremden Völkern bewohnten Hindustân eingewandert, die Perser mit ihren nächstverwandten Stämmen, von Baktrien bis Armenien hin wohnend, die Griechen und Römer, die Kelten, Slaven und Germanen. Zunächst sollen nur Inder und Perser, nämlich die ostarische Gruppe, die zuerst im Alterthume zu bedeutsamer Culturhöhe sich emporschwang, betrachtet werden. Die vergleichende Sprachforschung hat die Verwandtschaft und gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen aller obengenannten Völker nachgewiesen; ebenso wichtig ist die Erkenntniss, dass die Grundzüge der Religion und Sitte gemeinsam waren, während tiefe Unterschiede die Völker dieses Stammes sowohl von den Hamiten als von den Semiten trennen [2]); gleichwohl gehören alle drei Stämme, Indogermanen, Semiten und Hamiten der nämlichen, mittelländischen Race an.

Die Urheimat der Indogermanen wird in Centralasien, speciell in den Hochlanden nördlich von Erân, in neuerer Zeit aber im südlichen Europa [3]) gesucht. Wenn nun die erstere dieser beiden Ansichten gemeiniglich vorgetragen wird, als ob man es hier mit einer unerschütterlichen historischen Thatsache zu thun hätte, so mag

1) Die vorgeschlagene Unterscheidung zwischen Arier (als Bezeichnung für die vereinigten Hindu und Erânier) und Indogermanen (wozu auch die meisten Europäer zu zählen), dünkt mir durchaus nutzlos und angesichts des einmal eingerissenen Sprachgebrauches nur verwirrend. Die wenigsten Gelehrten halten übrigens an dieser Entscheidung fest. Ebenso theile ich die sehr gegründeten Bedenken gegen die Benennung Indogermanen, ohne doch diese usuell gewordene Bezeichnung durch eine zwar richtigere, aber minder allgemein verständliche zu ersetzen.

2) Rudolf Friedrich Grau, *Ursprünge und Ziele unserer Culturentwicklung.* Gütersloh 1875. 8⁰. S. 77—78.

3) Joh. Gust. Cuno, *Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde.* Erster Theil. *Die Skythen.* Berlin 1871. 8⁰.

sofort daran erinnert werden, dass die Ursprünge der Indogermanen für uns noch immer in das tiefste Dunkel gehüllt sind und die Hypothese ihrer Herabkunft von dem erânischen Hochplateau in der Nähe des Hindukuh eben so wenig für historisch gelten kann, als die von ihrer Herkunft aus der Tiefebene Südeuropa's. Das erste wirkliche Licht gewähren die ältesten Schriften der Hindu. Wir finden die Verfasser der Vedas und ihr Volk noch nicht in Indien selbst ansässig, sondern nur an dessen Grenzen, im Pundschâb oder Fünfstromlande. Die Berührungen der Anschauungen dieser ältesten Inder mit denen der ältesten Erânier sind noch auffällig genug und die Trennung in zwei Völker kann nicht sehr lange vorher stattgefunden haben; alles deutet hin, dass gerade wie später das Vordringen der Indogermanen oder Aryas nach Osten von Erân aus erfolgt sei. Ob dies lediglich durch Völkerwanderung geschah, wissen wir nicht; doch möchte rathsam sein, mit den „Völkerwanderungen" weniger Verschwendung zu treiben. Die Ausbreitung der Aryas dürfte sich eher ihrer allmähligen Ausdehnung als der Wanderung eines grossen Volkshaufens zuschreiben lassen [1]). Indem das indogermanische Urvolk sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Grenzen andere Völker nicht blos in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mussten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialecten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige immer fester begründete Existenz. Natürlich muss man für solche Vorgänge einen sehr langen Zeitraum annehmen, dessen Anfänge weit vor unserer Geschichte liegen, doch lässt sich hierdurch die Trennung der Völker völlig ungezwungen und naturgemäss erklären.

Ehe sich die Indogermanen spalteten, waren schon die wesentlichsten Grundlagen der Cultur vorhanden, und die getheilten Stämme nahmen sie als gemeinsames Erbe mit in die Fremde. Schon das indogermanische Urvolk sprach eine herrliche, überaus reiche, wohlklingende Sprache, woraus sich dann die einzelnen Idiome allmählig entwickelten. Jene Ursprache nun lässt auch die Grundzüge des damaligen Culturzustandes erkennen. Da war schon Haus und Hof und Feld und Vieh; ja es gab schon Dörfer und grössere Zusammenwohnungen. Fast in derselben Mannigfaltigkeit umgeben unsere Hausthiere den Besitzer, vornehmlich Stier und Kuh, aber auch Pferd, Schaf, Ziege und Schwein; dazu kommt Gans und Ente; schon schützte den Herrn und sein Haus der treue Hund. Noch in seinen frühesten Sitzen trieb das indogermanische Urvolk Viehzucht und auch einen gewissen Ackerbau. Es gab ein umfriedetes, bebautes Feld, auf dem der Pflug seine Arbeit hatte und es wuchs da ein Getreide, das die Mühle für den menschlichen Gebrauch zurüstete. Um aber den Acker mit dem Pfluge zu bestellen, musste man die Thiere unter das Joch bringen; ein Wagen führte die Früchte des

[1]) Friedrich Spiegel, *Das Urland der Indogermanen.* (*Ausland* 1871. Nr. 24. S. 553—558.)

Feldes heim. Im Hause wie auf dem Altar loderte das Feuer; doch würzte Salz [1]) noch nicht die Speisen. Man kannte auch Metalle, Gold, Silber und vielleicht Erz; nicht das Eisen. Aber man gebrauchte die Edelmetalle nicht als Tauschmittel, sondern als Kleinodien oder Leibesschmuck. Das Metall der Waffen war das Erz. Dass es aber auch schon Rasirmesser [2]) in der indogermanischen Urzeit gegeben habe, — die Sitte des Bartscheerens würde einen schon sehr ansehnlichen Culturgrad verrathen — däucht mir durchaus unerwiesen. Als Werthmesser galt das Vieh *(pecunia)* [3]). Wahrscheinlich befanden sich die Indogermanen noch in jenem eigenthümlichen Zwischenzustande, in welchem der Ackerbau nur zeitweilig und der Viehzucht untergeordnet betrieben wird, wie noch bei Araberstämmen der Jetztzeit zu beobachten.

Einfach und gesund erscheint das Familienleben. Die Gattin und Mutter hat eine Stellung, welche die Vielehe ausschliesst, dem Manne nicht als Sclavin unterworfen, sondern an Ehre und Würde nebengeordnet. Und wie dem Manne das krafterfordernde Arbeiten zukam, so den Frauen Spinnen und Nähen. Die wichtigsten Verwandtschaftsverhältnisse erscheinen als altgeheiligt und unwandelbar, wie noch später bei den alten Germanen, welche offenbar das Ursprüngliche bewahrten [4]). Die uns als ursprünglich dünkenden Gesittungsmerkmale sind zweifelsohne die Errungenschaft langer vorhergegangener Entwicklung, für uns aber in der Nacht der Zeiten verborgen. Uebrigens überschätze man diese älteste Cultur der Indogermanen nicht, denn dass sich manche Zweige der Arier, Italiker erwiesenermassen, Hellenen sehr wahrscheinlich, bei ihrer Einwanderung nach Europa auf sehr niedriger Culturstufe befanden, ergibt sich unwiderleglich aus den Funden. Sie müssten also — an sich wenig wahrscheinlich — nach der Trennung wesentliche Elemente der altarischen Cultur eingebüsst haben. Dass die Reinheit des Familienlebens sich mit tiefer Barbarei paaren könne, lehren die nämlichen späteren Germanen, Halbwilde im Vergleiche zu den gesitteten Nationen des Alterthums. Für unsere Ansicht spricht, dass von einem Staatsleben bei den alten Ariern kaum die Rede sein kann. Zwar stand an der Spitze der einzelnen Stämme ein Häuptling, König; aber war dessen Gewalt schon über seinen Stamm eine äusserst beschränkte, so war der Zusammenhang der Stämme selbst

[1]) Sowohl nach Victor Hehn (*Das Salz. Eine culturhistorische Studie.* Berlin 1873. 8⁰. S. 16—17) als nach M. J. Schleiden (*Das Salz. Seine Geschichte, seine Symbolik und seine Bedeutung im Menschenleben.* Leipzig 1875. 8⁰. S. 5). Im entgegengesetzten Sinne liess sich jedoch Theodor Benfey vernehmen in seinem Vortrage: *„Die Indogermanen hatten schon vor ihrer Trennung sowohl Salz als Ackerbau.“* (*Beil. zur Allgem. Zeitung* 1875. Nr. 208. 209.)

[2]) An diese knüpfte sich jüngst eine Controverse zwischen Theodor Benfey (*Beilage zur Allgem. Zeitung* 1875. Nr. 96), welcher aus linguistischen Gründen das hohe Alter der Rasirmesser verfocht, und Prof. Dr. Wolfgang Helbig (A. a. O. Nr. 117), welcher aus archäologischen Motiven dasselbe bestritt.

[3]) Das griechische *βοῦς* bedeutet auch Geldstück, analog wie *pecunia*, und auch auf ägyptischen Wagen erscheinen Thiere als Gewichte für die werthvollen Gold- und Silberringe.

[4]) Grau. A. a. O. S. 78—81.

ein ganz loser. Dagegen mag die individuelle Freiheit des Mannes und Familienoberhauptes in hohem Grade entwickelt gewesen sein.

Selbst noch die vedischen Hindu besassen weder Tempel noch Idole. Sie verehrten ihre Götter als lebende Existenzen, und vollzogen Opfer und Gebete, die Ceremonien ihres eigenen häuslichen Ritus ohne Mithilfe irgend einer Priesterkaste. Treten wir in den Umkreis der religiösen Vorstellungen der Indogermanen, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Grundanschauung des Göttlichen vom Hellen, Leuchtenden, vom Lichte ausging. Wollen wir aber concretere Ideen von der Lichtgottheit gewinnen, wie sie jenes Urvolk sich gedacht haben mag, so dürfen wir am ehesten an den Varuna-Uranos und die Aditja der Arier denken, wie ihre schon im Hinschwinden begriffenen Gestalten in den ältesten Vedaliedern erscheinen. Zum Wesen Varunas und der Aditja gehört, dass diese Lichtgottheiten nicht minder sittliche Gewalten als Naturmächte sind. Varuna ist zugleich der Urheber aller Naturgesetze; als Götter des Lichtes verabscheuen Varuna und die Aditja Sünde und Unrecht, das seiner Natur nach dem Dunkel angehört. Wiederum als Lichtgötter sind sie aber auch im Stande, das Böse zu entdecken und zu strafen. Varuna überschaut und durchdringt Alles, kennt Aller Menschen Gedanken und Thaten.

An Stelle Varuna's trat später Indra, einer der Aditja, an dessen Namen sich eine Religion knüpft, welcher die Mythologie Homer's oder der Götterkreis der Germanen entspricht. Es sind die concreten, sinnlich gebildeten, greifbaren Göttergestalten in ihrer sich ergänzenden und zugleich ausschliessenden Mannigfaltigkeit mehr den Eindruck erweckend, sie seien vergötterte Menschen als göttliche Mächte. Als dieser Uebergang von der Varuna-Religion zur Indra-Religion im Bereiche der noch vereinigten Arier sich vollzog — wir dürfen dafür vielleicht die erste Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. ansehen, — da fand in einem Theile derselben, den Erâniern, eine Reaction hiergegen statt, in der Ormuzdreligion des Zarathustra zum Ausdrucke gelangend und offenbar in dem Bewusstsein vollzogen, dass mit jenem Uebergange eine wesentliche Veränderung der alten Gottesvorstellungen eingetreten sei. Indem nun aber die Erânier das Alte festzuhalten oder zum Alten zurückzukehren vermeinten, geschah auch hier, was meist in solchen Fällen eintritt; es entwickelte sich auch dort ein Neues, welches freilich wesentliche Züge jenes Alten bewahrte, aber keineswegs das Alte selbst war. Die Zarathustrareformation fand nämlich nicht ohne die Sanctionirung des Ackerbaulebens und der Ansässigkeit statt, im Verhältnisse zum Nomadenleben der indischen Arier die spätere Entwicklung. Indem Zarathustra als Prophet der Ormuzd-Religion auftrat, konnte er sich im Gegensatze zur sinnlichen Indra-Religion auf die geistigen Erinnerungen an Varuna und die Aditja berufen; aber er musste doch zugleich den erhabeneren Begriff des Ahuramazda auf philosophischem Wege neu aufstellen und begründen. Und so geschah bei den Erâniern früh, was viel später bei den

Indern in der Brahmareligion eintrat: die philosophische Auflösung der Mannigfaltigkeit der sinnlichen Göttergestalten in die Einheit einer umfassenden Gottheit [1]). Desshalb betrachten wir zunächst die ältere erânische Ormuzd-Religion, ehe wir die religiöse Entwicklung bei den Hindu weiter verfolgen.

Zarathustra's Lehre.

Zarathustra, der grosse Prophet der Erânier, gewöhnlich nach der von den Griechen überlieferten Form Zoroaster *(Ζωροάστηρ)* genannt, dessen Name im Zend übrigens eine schmucklose Bedeutung besitzt [2]), war geboren in der Stadt Urmia am gleichnamigen See. Im dreissigsten Lebensjahre verliess er die Heimat, zog östlich in die Provinz Aria und verbrachte dort zehn Jahre in der Einsamkeit des Gebirges mit der Abfassung des Avesta beschäftigt. Nach Verfluss dieser Zeit wandte er sich nach Balkh, verkündete seine neue Lehre und behauptete göttliche Sendung. Zarathustra fand natürlich viele Gegner, namentlich in den Priestern der alten Religion, nach und nach aber gewann er Anhänger und bald verbreitete sich seine Lehre schnell über das baktrische Reich; allenthalben entstanden Feueraltäre, denn das war das Zeichen des neuen Glaubens: unter freiem Himmel ein von Mauern umgebener Altar, worauf ein heiliges Feuer loderte. Tempel keine. Zarathustra erreichte hohes Alter, ganz der Ausbreitung seiner Lehre und der Abfassung seiner Schriften lebend. Ihn für eine mythische Person zu halten sind wir nicht berechtigt [3]); seine Zeit aber zu bestimmen wird nie möglich sein, da es dafür an allen chronologischen Anhaltspuncten gebricht; doch ist für das Entstehen seiner Lehre immerhin ein hohes Alter anzunehmen [4]). Schon die medischen Eroberer Babylon's sollen Anhänger Zarathustra's gewesen sein, und ist es auch nicht erlaubt, darunter im strengen Sinne das neue Gesetz, welches Zarathustra verkündigte, zu verstehen, so darf man doch unbedenklich die Verbreitung dieser Lehre in eine viel frühere Zeit verlegen, als die des ersten Dareios aus dem persischen Geschlechte der Achämeniden.

Die Religion Zarathustra's ist ein einfacher Deismus, indem sie nur Einen Gott, den Schöpfer, Regierer und Erhalter der Welt erkennt, welcher ohne Gestalt und unsichtbar ist. Es ist daher kaum

[1]) Grau. A. a. O. S. 83—89.

[2]) Die Bedeutung des Namens *Zarathustra* als „Goldstern" ist längst widerlegt und von Prof. Friedr. Müller erklärt als „muthige Kameele besitzend". Siehe Friedr. Müller, *Zendstudien*. I. (*Sitzungsberichte der phil. hist. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien*. December 1862. XL. Bd. S. 635.)

[3]) Das Leben Zarathustra's siehe ausführlich bei Ed. Röth, *Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unserer speculativen Ideen*. Mannheim 1846. 8°. S. 375—391. Ferner auch bei Fr. Spiegel in den *Sitzungsber. der phil. histor. Classe der Münchener Akademie*. München 1867.

[4]) Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 754. Siehe auch: M. Haug, *A lecture on an original speech of Zoroaster* (*Yaçna 45*) *with remarks on his age*. Bombay 1865.

verstattet den Zoroastrismus den dualistischen Religionen beizuzählen [1]). Diese Urgottheit *(Zaruana qkarana)* vereinigte doppelseitig in sich einen weissen oder heiligen und einen dunkeln oder finsteren Geist. Ihm, dem *Ahurômazdâo*, wie der Name des höchsten Gottes, des absolut guten Princips in den Zendbüchern lautet [2]), verdanken wir alles Gute [3]), allen Segen. Von ihm kann kein Abbild gemacht werden. Er ist ein unendliches Licht, von welchem alle Erhabenheit und Güte ausfliesst; er ist der Allmächtige, Allgerechte und Allgütige. Seine Gnade ist endlos wie er selbst. Jede andere Anbetung ist Gotteslästerung. Diese tiefere Lehre aber verdunkelte sich im Verlaufe der Zeiten. Die Licht- und die Nachtseite des göttlichen Willens trennten sich ab als doppelte Wesen: Ormuzd und Ahriman. Die Herren des Lichtes und der Finsterniss streiten sich seitdem um den Sieg, der übrigens von Anbeginn entschieden ist [4]).

So begegnen wir bei den alten Erâniern zum ersten Male dem Wahngebilde einer sittlichen Weltordnung, eine Vorstellung, zu der nur höher gestiegene Völker gelangen und deren Einfluss auf die Culturentfaltung von unberechenbarem Werthe ist. Daran schloss sich die Lehre von der Auferweckung der Todten, ebenfalls ein echt zoroastrischer Glaubenssatz. Doch hinderten diese nach idealistischer Redeweise geläuterten Vorstellungen nicht das Fortbestehen eines alten Fetischwahnes, der übrigens geschickt mit dem Grundgedanken der Lehre Zarathustra's versöhnt wurde. So verehrte man Mithra, die Sonne als Auge Ormuzd's, aber von ihm geschaffen. Der schamanistische Haoma-Trank behielt gleichfalls seine ungeschwächte Zauberkraft wie in der Vorzeit [5]).

So wie die sittlichen Begriffe die Vorstellungen von der Gottheit erfüllen, wirkt der Irrthum als der stärkste Hebel der Veredelung; am frühesten haben die Erânier Göttliches und Sittliches innig zusammengeschmolzen [6]). Die drei Hauptbegriffe der Moral, das ganze Avesta durchziehend, sind: *Homuté*, d. i. Reinheit der Rede; *Hukhté*, Reinheit der Handlung und *Vurusté*, Reinheit des Gedankens. Nur Tugend bringt in dieser Welt Glück und ist der Pfad des Friedens; sie ist ein Kleid der Ehren, Gottlosigkeit ein Kleid der Schande. Die Gott wohlgefälligsten Opfer sind gute Handlungen, aber Absicht wie Handlung müssen gut sein. Der beste

[1]) Diesen Irrthum begeht Peschel, *Völkerkunde*. S. 295—299. Siehe Dr. Julius Jolly's Widerlegung: *Kann man die Religion Zarathustra's dualistisch nennen?* (*Ausland* 1874. Nr. 32. S. 621.)

[2]) In der älteren Form und zwar in den Keilinschriften lautet er *Auramazdâ*, in der neueren Form bei den Parsen *Hormezd*, bei uns gewöhnlich *Ormuzd* nach dem Griechischen *Ὡρομάσδης*.

[3]) Röth. A. a. O. S. 392—398.

[4]) Die Kosmogonie und Kosmographie der Parsen ist in sehr bündiger Form niedergelegt im „Bundehesch", verfasst in der Pehlvisprache nach den altbaktrischen Religionsbüchern. Siehe Ferd. Justi, *Bundehesch*. Leipzig. Die erste Ausgabe des Originaltextes, transcribirt, verdeutscht und glossirt.

[5]) Peschel, *Völkerkunde*. S. 296—299.

[6]) A. a. O. S. 295.

Richter ist ein gutes Gewissen; Wahrheit die Grundlage jeder Trefflichkeit, Unwahrheit eine der strafbarsten Sünden; Faulheit die Mutter von Mangel und Schande, Fleiss aber schützt die Unschuld vor Versuchungen. Gastfreundschaft, allgemeine Menschenliebe, Wohlwollen werden strenge eingeschärft. Reinheit des Körpers muss jede andere Reinheit begleiten. Das böse Princip, der Urheber alles Uebels, Ahriman, dessen Angriffen der Mensch beständig ausgesetzt ist, muss unablässig bekämpft werden. Desshalb ist das schamanistische Gebet eine der ersten Pflichten. Der Priester betet für sich und alle Bekenner der Zoroasterlehre, besonders für den König, und vereinigt sein Gebet mit dem aller vor Ormuzd angenehmen Seelen, welche existirt haben oder existiren werden bis zur Auferstehung; denn Zarathustra lehrt die Unsterblichkeit der Seele. Die Gebete beginnen stets mit einem Sündenbekenntnisse. Feuer und Sonne gelten in ihrer Reinheit nur als Symbole Gottes; desshalb soll ihnen der Betende sein Gesicht zuwenden. Das Feuer ist also lediglich das Symbol, worunter Gott angebetet wird und Aufgabe der Priester ist es, das ewige Feuer zu hüten [1].

Im Vergleiche zu der indischen Brahma-Religion kann man nicht umhin, die Lehre Zarathustra's — dem in der Gegenwart noch die Parsen oder Gueber anhängen — als eine höhere Stufe der Weltanschauung zu betrachten. Während die Brahmanenlehre zur geistigen und körperlichen Unthätigkeit führte, zeigten Zarathustra und sein Parsismus in der Welt einen grossen Kampfplatz, auf dem Jeder mitzukämpfen berufen ist — den Kampf um's Dasein! Sicherlich mag hierin zu gutem Theile der Grund dafür liegen, dass die Erânier eine grosse politische Rolle spielten und eine Weltherrschaft gründeten, während die Inder stets nur von Eroberern misshandelt wurden. Mit stiller Freude bemerken wir aber noch, dass die Erânier ein ganz unvergleichlich edler und reiner Volksstamm gewesen sein müssen. Wie schon erwähnt, ging es den Erâniern über Alles die Wahrheit zu sprechen und ihr Sagenschatz enthält Mythen, deren Moral in der Macht der aufrichtigen Sprache gipfelt, der gegenüber der Schlechte von innerlicher Ohnmacht befallen wird. Eine solche Moral musste naturgemäss eine vortheilhafte Charakterbildung erzeugen, und so konnten schon die Alten von den Persern einstimmig berichten: Wohlanständigkeit im Reden, Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit mit strengem Worthalten seien hervorstechende Züge ihres Nationalcharakters.

[1]) Ueber die zoroastrische Religion vergleiche: Anquetil du Perron, *Zendavesta, ouvrage de Zoroastre, contenant les idées théologiques, physiques et morales de ce législateur, les cérémonies du culte religieux qu'il a établi.* Paris 1771. 4⁰. 3 Bde. und Eugène Burnouf, *Commentaire sur le Yaçna.* Paris 1833. — Dadabhai Nooroji, *The manners and customs of the Parsees. The parsee religion* London. Das treffliche Buch von C. P. Thiele, *De godsdienst van Zarathustra.* Haarlem 1864. 8⁰. — Dr. M. Haug, *Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees.* Bombay 1862. 8⁰. Einen Auszug aus diesem werthvollen Werke siehe im *Ausland* 1860. Nr. 40. — Prof. Ferd. Justi, *Ueber die zoroastrische Religion.* (*Ausland* 1871. Nr. 10 S. 217—223, Nr. 11 S. 249—257.)

Heroenalter der Hindu.

Der Zeitpunct der arischen Einwanderung nach dem indischen Süden ist historisch genau nicht mehr festzustellen und schwankt zwischen 2000 bis 1300 Jahre v. Chr. So lange die Aryas im Lande der fünf Ströme weilten, bewohnten sie eine Gegend, deren Gewächse noch nicht den eigenthümlichen Charakter der indischen Flora tragen. Jenseits der Dschumna erst erschloss sich ihnen eine neue Welt der mannigfaltigsten, kostbarsten Erzeugnisse. Vergegenwärtigt man sich welch' tiefes Gefühl für die Natur und ihre Erscheinungen die vedischen Lieder aussprechen, so ward zweifellos das Gemüth der alten Inder von dieser neuen Welt gewaltig angeregt. In diesem Lande musste der Ackerbau die vorherrschende Beschäftigung werden, die Viehzucht zurücktreten. Nachdem grosse Gebiete eingenommen waren, deren Producte so verschieden, trat auch das Bedürfniss eines Austausches durch Handel ein [1]. Eine vielverbreitete Anschauung will in der indischen Halbinsel das biblische Ophir erkennen, von wo die syrischen Gestade des Mittelmeeres manch werthvolles Erzeugniss bezogen. Mag auch die Ophirfrage immer noch zu den unausgetragenen gehören, sicher ist doch, dass schon etwa um 1000 v. Chr., vielleicht noch früher, indische Producte nach dem Westen wanderten, ob direct bezogen oder ob durch fremde, etwa arabische Handelsplätze vermittelt, ist an und für sich gleichgiltig. Besonders war das Zinn von sehr hohem Werthe, da es als Beimischung zum Härten des Kupfers dienen musste, wodurch die Bronze entstand. Ob nun die westlichen Culturvölker, ehe die Zinngruben Britanniens erschlossen waren, ihren Zinnbedarf aus Indien, und zwar wie behauptet wird, zur See bezogen, bleibt bei dem in Indien selbst dem Zinne beigemessenen hohen Werthe freilich zweifelhaft. In Zeiten, für die uns bisher ein chronologischer Ausdruck fehlt, siedelten aber schon seefahrende Hindu sich an der Mündung der erythräischen Strasse auf der Insel Socotora an, die sie die „Glückliche" nannten [2]. Im Gegensatze zu den Chinesen waren die Inder ein seefahrendes Volk, wozu freilich das für den Schiffbau so vorzüglich geeignete Holz der indischen Teakwaldungen das Seinige beitrug. Zur Zeit, als sich ein solcher Handelsverkehr entwickeln konnte, mussten die Aryas jedenfalls schon von dem indischen Gangâlande Besitz ergriffen haben.

Weitere Jahrhunderte mögen verflossen sein, bis die Inder nach dem Süden vordringend ihre Herrschaft über die dunkle Race der Eingebornen ausbreiteten. Den Hauptstock der Letzteren bildeten die Dravida-Völker im sogenannten Dekkan [3], zahlreich und viel-

[1]) Christian Lassen, *Indische Alterthumskunde.* Bonn & London 1847. 8°. I. Bd. S. 816—817.

[2]) Sanskrit *Dvipa sukhatara*, durch Zusammenziehung Dioscorida, der Name, den die Insel im Alterthume führte. (Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 748. II. Bd. S. 580.)

[3]) Die fünf wichtigsten Dravida-Stämme sind die Tamulen (Tamil), Telinga's, Kanaresen (Kannadi), Malayala's und Tuluva's.

namig, und obwohl sie offenbar schon einen gewissen Civilisationsgrad erreicht und die Eindringlinge viel von ihnen zu lernen hatten, wurden sie zumeist als Barbaren, Riesen, Ungeheuer geschildert. In der That verräth das dravidische Vocabular eine noch wenig fortgeschrittene Gesittung; es kennt keinen Gott, keine Seele, keinen Tempel, keinen Priester, kein Buch, keine Schrift, keine Grammatik; ja selbst ein Wort für Wille fehlt; man konnte nicht bis zu Tausend zählen, und kein dravidisches Idiom kann den abstracten Sinn unseres Haben und Sein wiedergeben [1]). Dagegen benützten die Dravida zum Jagdgebrauche eine eigenthümliche Waffe, einen Wurfstock [2]), der lebhaft an den sinnreichen Bumerang der Australier und die Wurfwaffen [3]) der alten Aegypter erinnert. Ein ziemlich grosses Volk, Namens Nagas oder Schlangenanbeter, war allem Anscheine nach civilisirt, lebte unter einer organisirten Regierung und selbst die arischen Eindringlinge zollten ihm gewisse Achtung. Es war seiner schönen Frauen und grossen Schätze willen berühmt. Das Dekkan bildete sein Königreich und seine Hauptstadt befand sich wohl an der Stelle des modernen Nagpur [4]). Hat die arische Einwanderung zweifelsohne den Entwicklungsprocess der Dravidasprachen aufgehalten, so handelte sie doch im Ganzen civilisatorisch an ihnen; sicher ist, dass ihr die Dravida ihre Schrift verdanken, und die reiche Literatur dieser Völker stammt insgesammt aus späteren Perioden her [5]). Geschichtliche Nachrichten über die Kämpfe der Aryas, welche das Zurückdrängen der Dravida nach dem Süden veranlassten, fehlen gänzlich. Sowohl hier wie im Norden, wo ihrer einzelne zurückblieben, nahmen sie die Cultur der Aryas an, doch nicht Alle, denn noch leben entschieden wilde Stämme im heutigen Indien. Während jedoch die nördlichen Dravida auch ihre Sprache verlernten und ganz in den Eroberern aufgingen, behielten die Bewohner des Südens, wo sie als compacte Masse sich behaupten konnten, ihre ursprünglichen Idiome bis heute unverändert bei. Wie es scheint, fanden später zwischen Dravida und Aryas bedeutende Mischungen statt, wobei der reine Typus Beider zu Grunde ging. Hätten wir nicht in den beiderseitigen Idiomen unverfälschte Zeugnisse ihrer Abstammung, so müsste man sie in Betreff ihrer physischen

[1]) Abel Hovelacque, *La Linguistique.* Paris 1876. 8°. S. 83.

[2]) Sir Walter Elliot, *On some of the earliest weapons in use among the older inhabitants of India.* (Siehe darüber *Nature.* Vol. VI. S. 386.)

[3]) Wurfhölzer, *Trumbasch* genannt, sind heute noch im oberen Sennaar gebräuchlich. Georg Schweinfurth hat ganz ähnliche Waffen aus Eisen, sogenannte *Pingah's*, bei den centralafricanischen Niamniam gefunden und beschrieben in seinen *Artes africanae. Abbildungen und Beschreibungen von Erzeugnissen des Kunstfleisses centralafricanischer Völker.* Leipzig 1875. fol. Taf. XII.

[4]) Die verschiedenen eingeborenen Völker, mit welchen die Arier auf ihrem Wege südwärts in Berührung kamen, erwähnt in einem besonderen Capitel Talboys Wheeler im dritten und letzten Bande seines classischen Werkes: *The History of India from the earliest ages.* London 1874. 8°.

[5]) Hovelacque. A. a. O. S. 83—85.

Complexion einer und derselben Race zuweisen [1]). Doch zeichnen im Allgemeinen die südlichen Dravida sich durch dunklere Hautfarbe aus. Was die Urbewohner der Insel Ceylon anbelangt, so scheinen sie mit den Dravida Eines Stammes zu sein, wiewohl auch hier frühzeitig Vermischung der eingebornen Bevölkerung mit den eingewanderten Indern eintrat. Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass durch die arische Einwanderung die Autochthonen theils zur Auswanderung getrieben, theils vernichtet, theils endlich dem Joche der Aryas unterworfen und nach dem Kriegsgebrauche in Sclaverei versetzt wurden. Jene, die sich freiwillig unterwarfen, Sprache, Gesetz und Sitte der Sieger annahmen, mussten als Knechte und Diener an den Höfen der Aryas ihr Leben fristen; Grundeigenthum durften sie nicht erwerben, dieses vertheilten die Aryas unter sich. So sehen wir unter den veränderten Lebensverhältnissen, — Folgen der Eroberung — allmählig die Kasten entstehen, also gleichfalls eine indirecte Folge der Eroberung. Die Kastenbildung stellt sich dar als der historische und sociale Ausdruck der Unterjochung einer untergeordneten durch eine geistig weitaus überlegene Race.

Ursprung und Entwicklung der Kasten.

Den vedischen Hindus waren strenge Kastenunterschiede noch unbekannt [2]). Doch sind die Keime hierzu in jeder menschlichen Gesellschaft verbreitet, stehe sie nun auf tiefster oder höchstentwickelter Stufe; unter verschiedenen Namen, unter mehr oder weniger prägnanten Formen trifft man sie allerwärts [3]); nur gelangten sie in Indien zu ihrem schärfsten Ausdrucke. Der Ursprung des Kastenwesens ist also jedenfalls sehr alt und wurden wohl die vorhandenen

[1]) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* S. 138. Ueber indische Ethnologie siehe auch: J. Campbell, *The Ethnology of India* (*Journal of the Asiatic Society of Bengal* 1866. Part. II.), dann J. Forbes Watson and J. W. Kaye, *The people of India.* London, ein wahres Prachtwerk; M. Henry Elliot, *Memoirs on the history, folklore and distribution of the races of the North-western provinces of India.* Edited by John Beames. London 1869. 8°. 2 Bde.

[2]) H. Kern will die Kasteneintheilung auch bei den alten Erâniern erkennen. Name und Begriff der Priester, Krieger und Ackerbauer Indiens und Erân's decken sich vollkommen nach Kern, was ein helles Streiflicht auf den engen Zusammenhang der Hindu mit den Persern werfen würde, denn es wäre dann der Schluss berechtigt, dass diese Einrichtungen und Anschauungen in eine Zeit des gemeinsamen Zusammenlebens zurückreichen. Vgl. hierüber: H. Kern, *Indische Theorieën over de Standenverdeeling.* (*Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen.* Afdeeling Letterkunde. 2de Reeks Deel. II. Amsterdam 1871.) Die geweihte Priesterkaste hiess *Soschianto.* (Mart. Haug, *Religion of the Parsees.* Bombay 1862. S. 250.) Gegen diese Ansicht aber spricht sich Professor Friedrich Spiegel aus: *Kasten und Stände in der arischen Vorzeit.* (*Ausland* 1874. Nr. 36 S. 705, Nr. 37 S. 725.)

[3]) So weist z. B. Joseph Halévy heute noch das Bestehen von Kasten in Südarabien nach (siehe: *Voyage en Nedjrân*, im *Bulletin de la société de géographie* vom Dezember 1873. S. 587) und ein Gleiches thut Heinrich v. Maltzan, *Reise nach Südarabien und geographische Forschungen im und über den südwestlichen Theil Arabiens.* Braunschweig 1873. 8°. S. 181—192. Auch das alte Japan hatte seine Kasten.

Keime bei Eintritt auf indischen Boden nur in markirtere Formen ausgebildet. Man darf zugleich aus dem hohen Alter der Kasten schliessen, dass selbst in der Urzeit des indischen und erânischen Volkes bereits staatliche Zustände existirten, welche eine mit der Art des Nahrungserwerbes innig zusammenhängende Gliederung der Stände [1]) begründeten, womit die Gränzen nomadischer Rohheit überschritten waren.

Bei Beurtheilung des Kastenwesens müssen wir also zuvörderst damit beginnen, in demselben ein Zeichen höherer Gesittung zu gewahren. Das Kastenwesen ist eine sehr concrete Form, worin sich die Gliederung der Stände manifestirt, immerhin aber hat sich — und dies ist das Wesentlichste — diese Gliederung schon vollzogen. Wo eine solche Gliederung noch nicht besteht, dürfen die gesellschaftlichen Zustände auf Cultur überhaupt noch keinen Anspruch erheben. Die „Stände" selbst aber sind eine jener socialen Erscheinungen, deren innere Wesenheit im Verlaufe der Zeit sich nie verändert, wenn auch die jeweilige Form ihres Ausdrucks mit Zeit und Ort dem mannigfachsten Wechsel unterworfen ist. Das Bestehen von „Ständen" ist nämlich mit der Natur menschlicher Dinge innig verwachsen. Die Unterschiede zwischen „hoch" und „niedrig" sind einfach naturnothwendig und ergeben sich von selbst [2]). Denn wie ein Grundgesetz des Kampfes um's Dasein in der physischen Natur erheischt, dass die grosse Masse der durch die Ueberproduction erzeugten Lebenskeime dem Untergange geweiht sei, so herrscht ein analoges Gesetz im gesellschaftlichen Leben des Menschen hinsichtlich jener Eigenschaften, wodurch der Einzelne eine bevorzugte Stellung erwirbt und behauptet: die Keime der Befähigung und Neigung zu einer bevorzugten Stellung sind in Massen ausgestreut und die grosse Mehrzahl ist von der Natur zur Verkümmerung bestimmt. Der Umstand, dass der Mensch diese Verkümmerung empfindet, mitunter tief schmerzlich empfindet, beirrt den eisernen Gang der Natur nicht im Mindesten. Hier gilt mit voller Schärfe das Wort: „Viele sind berufen, Wenige auserkoren". Hat aber einmal solch' ein Auserkorener eine bevorzugte Stellung inne, so nimmt schon nach einiger Zeit seine ganze Persönlichkeit einen anderen Habitus an; die bevorzugte Stellung hat sein Wesen in mehrfacher Beziehung vervollkommnet. Und was für den Einzelnen gilt, ist auch für die Mehrheit wahr; dasselbe Naturgesetz, welches uns den Kampf um's Dasein aufnöthigt, wirkt auch dahin, den bevorzugten Classen ein stets wachsendes Uebergewicht zu verleihen, bis endlich eine völlige Spaltung in eine höhere und niedere Race als Resultat dieser Differenzirung hervortritt. Da nun die im Leben erworbenen Eigenschaften durch Vererbung theilweise auf die Nachkommen übergehen, so entsteht dort, wo sich gleiche Eigenschaften in mehreren Generationen

[1]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 252.

[2]) Auch dort wo man, wie in den Vereinigten Staaten der Gegenwart, Ständeunterschiede nicht zu kennen wähnt.

gesellen, ein immer bestimmterer, neuer Charakter, der sich im Laufe der Zeit immer mehr ausprägt und unmerklich mehr und mehr den Verhältnissen anpasst. Alles Unzweckmässige, alle Zwischenstufen werden durch den Kampf um das Dasein vertilgt, und das Vollkommenere oder den Verhältnissen der Existenz besser Angemessene behauptet das Feld. In jeder Absonderung einer Adels-Genossenschaft, welche sich nur unter sich fortpflanzt, liegt somit auch der Keim zu einer neuen beherrschenden Race, welche mit der Zeit die Abkömmlinge der anderen Menschheit in die Rolle untergeordneter Wesen herabzudrücken strebt, eine Rolle, die sich durch langen Sclavenstand zuletzt auch im Aeusseren und in der ganzen geistigen und leiblichen Befähigung der Unterdrückten ausprägt. Unläugbar haben wir einen bedeutenden Anfang dieser Wirkungen in vielen grossen und deutlich sprechenden Erscheinungen der Geschichte vor uns.

Die Kasten in Indien nun stammen wohl theilweise von ursprünglich verschiedenen Volksstämmen ab, wie es feststeht für die Çudra, die dienenden Nachkommen der dravidischen Autochthonen; mehrere aber sind nur durch die verschiedene Stellung in der Gesellschaft allmählig in ihrem ganzen Wesen so verschieden geworden, wie wir sie zum Theil noch sehen, und auch die unterdrückten Abkömmlinge der Urbewohner sind in einem durch Jahrhunderte vererbten Zustande der Unterjochung physisch und geistig zurückgeblieben. Der Adel zeichnet sich gemeiniglich nicht nur durch ein anerzogenes vornehmes Wesen, sondern auch durch angeborne, namentlich physische Vorzüge aus. Wie aber diese Vorzüge zusammenhängen mit besserer Nahrung, körperlicher Uebung, Musse und Entfaltung der Kräfte in ernstem Kampfe oder heiterem Spiele, so übt auch einförmige und anstrengende Arbeit oder mühsame und schwierige Kunstübung ihren bleibenden Einfluss auf das Individuum aus; die Folgen dieser Einflüsse vererben sich und bilden allmählig durch die Verbindung von Erziehung und Vererbung immer bestimmtere Typen von Arbeiterclassen. In jeder weit getriebenen Theilung der Arbeit steckt der Keim zur Kastenbildung und in den älteren Perioden der Geschichte finden wir allenthalben eine starke Neigung zur Vererbung der Handwerke und Künste, dagegen aber auch zur Erstarrung der blos gewohnheitsmässigen Vererbung zu einer festen gesetzlichen Schranke. Durch diese kastenmässige Theilung der Arbeit bildeten sich einerseits Fähigkeiten aus, ohne welche die fast unglaublichen Leistungen mancher Arbeitszweige bei den so äusserst geringen technischen Hülfsmitteln des Alterthums kaum zu erklären sein würden; andererseits aber ging jede solche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbende Specialisirung der menschlichen Anlagen stets mit einer Verkümmerung Hand in Hand, unter welcher das allgemeine Wesen des Menschen leiden musste [1]). Und man wähne ja nicht, dass diese Zustände in den seither verstrichenen Jahr-

1) Lange, *Arbeiterfrage*. S. 47–57.

tausenden anders geworden; die Kasten freilich sind verschwunden, allein der Unterschied der Stände in geistiger wie in physischer Beziehung lebt und die Wirkungen des grossen ökonomischen Gesetzes, der Theilung der Arbeit sind in keiner Weise abgeschwächt. In der Oekonomie der Gesellschaften steckt da, wo ein anscheinender Widerspruch liegt, allemal eine verborgene Wahrheit. Die Theilung der Arbeit ist die erste Phase der ökonomischen Entfaltung sowohl als des geistigen Fortschritts; zugleich aber verdanken wir diesem neuen widerstreitenden Gesetze die beiden ältesten Krankheiten der Civilisation, die Aristokratie und das Proletariat. Auch die indischen Kasten sind nichts anderes als die scharf zugespitzten Ausdrücke für diese beiden socialen Gegensätze, die noch nie aus einer nur halbwegs gesitteten menschlichen Gesellschaft hinweggeräumt werden konnten. Arm und Reich, Hoch und Niedrig fallen für den Culturhistoriker eigentlich zusammen; überall gewahrt er, dass der Arme zu Grunde gehen muss, um das Vermögen des Eigenthümers zu sichern [1]), und da in gewissem Sinne das Eigenthum stets eine Aristokratie bildet, so bleibt trotz allen Versuchen diese anscheinend unnatürlichen, in Wahrheit aber sehr natürlichen Schranken zu durchbrechen, der Arme, Niedrige, Schwache und Dumme allerorts und zu allen Zeiten der Diener und wo es geht, der Sclave des Reichen, Hohen, Mächtigen und Klugen.

Eine nüchterne Beurtheilung des indischen Kastenwesens führt demnach zu einer von der gewöhnlichen sehr abweichenden Anschauung. In dem Kastenwesen gelangt zunächst die Theilung der Arbeit zum bestimmtesten Ausdrucke. Eigentlich kannten die Inder blos drei Kasten: die *Vaiçja*, Bauern, Handwerker und Handelsleute, — die *Xatrija* oder Krieger [2]) — und die *Brahmanen* oder die Priester, zugleich die Gelehrtenwelt. Mit diesen drei Kasten war eigentlich der altindische Staat vollendet; sie sind die *Arja* und die *Dviga* oder zweimal Geborenen; zum vollständigen Staate gehört jedoch nach dem Gesetze auch der *Çudra*. Dieser wurde der *dâsa* oder Diener der übrigen Kasten, denen er ohne Neid gehorchen soll. Alle sonstigen Beschäftigungen sind den unreinen Kasten zugewiesen. Diese lässt Manu's Gesetzbuch entstehen aus der Mischung der reinen oder der unreinen Kasten unter einander und dieser mit den reinen. Dazu gehören die *Paria's*, *Tschandala's* u. s. w. Hieraus dürfen wir in zweiter Linie die Erkenntniss schöpfen, dass das Kastenwesen in

[1]) Proudhon, *Widersprüche der Nationalökonomie.* I. S. 133—141.

[2]) Diese beiden Kasten sind dermalen fast ganz erloschen; Abkömmlinge der Xatrija's sind noch die Radschputen, der edelste und stolzeste Stamm Indiens. Mit Ausnahme der Juden gibt es vielleicht kein älteres und unvermischteres Volk. Sie bilden eine militärische Aristokratie von feudalem Typus, sind tapfer und ritterlich und ungemein sensitiv im Ehrenpuncte, namentlich was ihre Frauen anbelangt. Sie stellen das Mittelglied zwischen dem alten und dem modernen Indien dar, und würden, hinderte es nicht der Einfluss der englischen Regierung, blutige Fehden generationenlang fortsetzen oder verheerende Kriege führen bis zur Ausrottung. Siehe über die Radschputen das sie betreffende Capitel im III. Bande von Talboys Wheeler, *History of India.*

der That auch auf einer ethnischen Grundlage fusste [1]). Zwischen den reinen Aryas und den Çudra, den Nachkommen des unterworfenen niedrigen Stammes, besteht eben auch ein physischer Unterschied, der heute noch eben so deutlich wahrnehmbar, unverwischt ist, als zu Manu's Zeiten. Die Natur ist und bleibt einmal die ärgste Aristokratin, und die Reinerhaltung des Blutes innerhalb ihres Stammes ein angeborner Trieb der Naturvölker. In seiner vollsten Kraft begegnen wir ihm im Anfange aller Culturentwicklung; erst nach langen Zeiträumen und mit steigender Gesittung wird er zurückgedrängt; sein gänzliches Verschwinden ist wohl kaum je zu erwarten. Die Kasten sind also in Indien einer socialen wie einer ethnischen Nöthigung entsprungen und erklären sich in ungezwungenster Weise, als Nichts anderes denn ein primitiver Versuch, die gleich einem rothen Faden alle Culturentfaltung durchziehende „sociale Frage" auf ihre Art zu lösen oder richtiger in bestimmte Schranken einzudämmen.

Zwischen den Kasten wurden daher unübersteigliche Schranken gezogen. Kein Talent, kein Genie konnte sie überspringen, kein Gefühl des Herzens galt ihnen gegenüber. Die Geburt bestimmte unabweislich das Schicksal des Menschen; eigene Abzeichen unterschieden die Stände; auch die Reinigungsformen wechselten nach ihnen und für jede Kaste gab es eine eigene Formel der Begrüssung; hinsichtlich der Ehe verbot das Gesetz die Zwischenheirathen; am strengsten spricht es sich gegen den Tschandala aus, nennt ihn den verächtlichsten Sterblichen; er darf nicht in Dörfern und Städten wohnen; seine Begegnung verunreinigt. Niemand wollte das Mitglied einer niederen Kaste als sich ebenbürtig anerkennen; und obwohl später, zum grössten Theile in Folge des die Kasten aufhebenden Buddhismus, nach und nach eine Reihe von Mittelkasten [2]) entstand, und bei Ankunft Alexanders und der Makedonier die dienende Kaste schon ihre Unabhängigkeit errungen hatte, vermochte diese neue Lehre doch niemals das Kastenwesen ernstlich zu erschüttern [3]); ein

1) Der dunkle Teint, die glatte Nase, die kleinen Augen der vedischen *Dasyus* — so hiessen den arischen Hindu diese vorgefundenen Stämme — sind noch heute an ihren Nachkommen kenntlich, an den *Sonthal*, die vor der Ankunft der arischen Race das Pendschâb oder Colar besetzten. (Vgl. *The travels of a Hindoo in various parts of Bengal and Upper India*, by Bholonauth Chimder with an introduction by Talbot Wheeler. London 1869. 2 Bände.) Schon Lassen und andere deutsche Gelehrte haben die Çudra mit den *Σύδροι* der alten Griechen identificirt; auf die *Dasyu* weisen ferner hin Max Müller in seiner Abhandlung *On caste* (in den *Chips of a german workshop*. II. Bd. S. 297—356), Muir, Vivien de Saint Martin (*Bulletin de la Société de géographie de Paris*. November 1872. S. 541) und Friedrich Spiegel (*Ausland* 1874. Nr. 36. S. 706).

2) So gibt es nach Elphinstone blos in Puna etwa 150 Kasten.

3) Ueber das heutige Kastenwesen handelt ganz besonders eingehend und die Wandlungen der alten Kasten berücksichtigend das trotz mancher Fehler treffliche Werk des französischen Tribunalspräsidenten zu Pondichéry Hrn. Esquer, *Essai sur les castes dans l'Inde*. Pondichéry 1870. 8o., ferner das umfangreiche, zwar vorzüglich locale Verhältnisse berücksichtigende Werk des Rev. M. A. Scherring, *Hindu tribes and castes as represented in Benares* Calcutta 1872. 4o.

Beweis, dass gegen Zustände, die im Volke oder in den äusseren Verhältnissen wurzeln, auch die religiöse Macht wirkungslos bleibt [1]).

Die Kasten sind also nicht das Product religiöser Entwicklung, vielmehr trachtete der Brahmanismus sich den Kasten anzupassen und dieselben bestmöglich auszunützen. Eine Verkettung zwischen den religiösen und socialen Verhältnissen ist überall wahrnehmbar, das Ursprüngliche ist aber hier nicht das Religiöse, sondern das Sociale. In dem Gesetzbuche Manu's, dem religiösen Codex der Brahmanen, erscheint zugleich die sociale Einrichtung des indischen Staates codificirt; es ist aber grundfalsch, dass das Religionswesen die Grundlage aller socialen Einrichtungen in Indien bildete; die Kasten entwickelten sich demnach auch keineswegs nach den „Bestimmungen" von Manu's Gesetzbuch; dieses bestimmte gar nichts, es war nur der Ausdruck für die Entwicklungsform der indischen Gesellschaft, die es schon vorfand. Damit entschlüpfen wir auch dem Widersinne, der in einem Athem aussprechen lässt, das Religionswesen bilde die Grundlage aller socialen Einrichtungen und „das Kastenwesen" bilde die Grundlage der gesammten bürgerlichen und staatlichen Ordnung. Was sind denn nun die socialen Einrichtungen anders als die gesammte bürgerliche und staatliche Ordnung? Es kann also nur entweder das Eine oder das Andere ihre Grundlage bilden.

Die Sclaverei.

Neben den Kasten kannte Alt-Indien noch die Sclaverei. Die Begierde nach Sclavenarbeit regt sich nämlich sogleich mit dem Sesshaftwerden und dem Ackerbau [2]). Sclaverei, Leibeigenschaft, Hörigkeit, Peonie, Gesindewesen und freie Arbeit — sie sind aber alle nur verschiedene Formen der Arbeitsleistung. Die Sclaverei, eine der ältesten Einrichtungen im Völkerleben, mag in der Vorzeit ihren Hauptentstehungsgrund der Besiegung im Kriege verdanken. Da die Jägervölker die besiegten Feinde, wenn sie zu Knechten gemacht, nicht hätten ernähren können, so erschlugen sie alle. Von solchem Zustande zu jenem des sclavenhaltenden Nomaden besteht sicherlich ein sogenannter Humanitätsfortschritt. Wir wissen aber auch fast von keinem ackerbautreibenden Volke des Alterthums ohne Sclaverei. Sehen wir näher, so gewahren wir zudem, dass, sowie bei der indischen Kastenbildung, auch bei der Sclaverei stets ethnische Verschiedenheit im Spiele ist; zugleich bietet sie eines der merkwürdigsten Beispiele von der Umbildung der moralischen Begriffe.

[1]) Als zweites Beispiel wäre hierfür anzuführen, dass es der indischen Religion nicht gelungen ist, den Genuss von Thierfleisch völlig zu verhindern; das Gesetz betrachtet denselben zwar als die grösste Sünde; aber das Bedürfniss war stärker als die Macht des Gesetzes. Blieb zwar Indien vorwiegend auf Pflanzenkost beschränkt, so wurden doch nebenbei Fische, Schweine, Raubvögel, dann Rhinoceros und Krokodil, niemals aber Rindfleisch verzehrt.

[2]) Peschel, *Völkerkunde*. S. 253.

Heute ein Gegenstand des Abscheu's, hat sie in früherer Zeit so wenig Anstoss erregt, dass es im Mittelalter noch in Italien, Frankreich und England öffentliche Sclavenmärkte gab, wo fremde Kaufleute anderwärts geraubte oder gekaufte Menschen feil hielten. In dieser Wandelbarkeit der Anschauungen liegt wohl ein erneuerter, schlagender Beweis für den nichtsupranaturalistischen Ursprung der sittlichen Ideen. Die Hauptursache der Sclaverei im Frieden ist jedoch meist die wirthschaftliche Abhängigkeit. Im Alterthume gab es wegen der geringeren Arbeitstheilung, also geringeren Civilisation, sehr wenig bewegliches Capital. Letzteres bestand vorzugsweise in Boden, Vieh und Ernten. Da nun die Länder im Grossen damals durch Eroberung erworben und die Grundflächen unter die Sieger als Eigenthum vertheilt wurden, so war es für den Sclaven und späteren Leibeigenen sehr schwer sich eine selbständige Existenz zu verschaffen; viele die sich sogar freigekauft, kehrten freiwillig in die Knechtschaft zurück; viele die ursprünglich frei, geriethen durch Armuth und Verschuldung in die Nothwendigkeit, ihre Freiheit gegen den Lebensunterhalt zu verkaufen. Die wirthschaftlichen Ursachen der Sclaverei in ihrer härtesten Form fielen erst weg, nachdem durch Herstellung guter Verkehrswege der Getreidehandel, durch grössere Arbeitstheilung eine rüstige Industrie entstanden war. Im Alterthume war also die Sclaverei eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Im Uebrigen ist es ganz unmöglich sie aus der Welt zu schaffen, so lange diese von Menschen bewohnt wird; die Form ändert sich, das Wesen bleibt. Was aber die Freiheit anbelangt, so wächst das Bedürfniss derselben nur im Verhältnisse der Geistesbildung. Desshalb ist auch die Unfreiheit in den ersten Perioden der Menschengeschichte für die Unfreien gar nicht so drückend; das Gefühl sittlicher Entwürdigung, welches die Sclaverei gegenwärtig hervorruft, ist einem ganz frühen Zeitalter ebenso unbekannt, wie heute noch den Racen von rohem Culturschliffe. Solche Worte sind freilich geeignet das Herz der Humanisten mit Trauer zu erfüllen, allein zu allen Zeiten sind die Humanisten herzlich schlechte Ethnologen gewesen. Fest klammern sie sich an den Satz „der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren", in dem die ernste Wissenschaft nur die Grösse der dichterischen Phantasie bewundern darf. Die trockene Wirklichkeit dagegen spricht: kein Mensch wird „frei" geboren. Das Höchste was sich zugestehen lässt, ist eine Anlage zur Freiheit. Diese Anlage aber will entwickelt, jedes Volk zur Freiheit erzogen sein [1]).

Das brahmanische Indien.

Ueber alle Kasten, selbst über jene der Xatrija's schwang sich der Stamm der Priester oder Brahmanen, der ursprünglich eine

1) Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Anschauung schreibt M. Carriere in der *Gegenwart* 1872. Nr. 40. S. 258: „Der Mensch ist ja nicht frei geschaffen, sondern nur freiheitsfähig."

sehr untergeordnete Stellung einnahm. Die Macht, das Ansehen, welche dieser Stand auch in Indien errang, darf nicht Wunder nehmen, denn die Brahmanen waren zugleich die Besitzer der Wissenschaft und ihre Kaste repräsentirte einfach die Macht des Wissens überhaupt. Gleichwie unter allen Umständen Ein Kluger einer ganzen Schaar von Dummen überlegen ist, sichert auch überall das Wissen unzerstörbares Ansehen und gestattet einer geringen Anzahl die Beherrschung der unwissenden Massen. Nun ist es bezeichnend sowohl für die Geschichte der Menschheit als für die Entwicklung und Fortbildung gewisser Ideen, dass allerorts der Priesterstand, wenigstens in der Zeit seiner Jugend und Blüthe, unter einem Volke die möglich grösste Summe menschlichen Wissens darstellte. Dieses Wissen sicherte seinen Einfluss und damit seine Macht; und die Ueberzeugung, dass diese um so mehr schwinden müssen als ihr eine gleich grosse oder selbst stärkere Wissenschaft unter dem Volke entgegentreten könnte, — diese Ueberzeugung veranlasste den Priesterstand einerseits jede Forschung, die zu höherem Wissen führen konnte, als frevelhaft zu verdammen, andererseits aber gewisse persönliche Beziehungen zwischen dem höchsten Wesen und ihrer Person als unerschütterliche Glaubenssätze hinzustellen, an denen zu zweifeln schon Sünde wäre. Dies in kurzen Worten die Geschichte der Priesterschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Wenn aber auch die Priesterschaft stets — in Folge des jedem Menschen innewohnenden Selbsterhaltungstriebes — darauf bedacht war den frommen Sinn der unwissenden Menge zu ihrem Nutzen auszubeuten und manch willkürliche Einrichtungen schuf, so ist dies doch niemals — wie sogenannte Volksaufklärer thun — so aufzufassen, als ob die Religion selbst das Hypothesengebäude der Priesterschaft wäre. Der grosse religiöse Irrthum geht allemal vom Volke, vom Menschen aus, und die Priesterschaft ist nur eine Consequenz der sich bildenden oder schon gebildeten Religion. Nach den tiefsten Regungen der Volksseele, durch die unwillkürlich mythenbildende Phantasie haben sich die Religionen ursprünglich gestaltet, nicht aber als Werk priesterlicher Schlauheit [1]). Beweis dafür, dass die Ausbildung eines eigenen Priesterstandes stets als ein Merkmal höherer Gesittung betrachtet wird und in der That jene Völker am tiefsten stehen, wo nicht einmal der Priester, und wäre er der elendeste Schamane, ein Ansehen geniesst. Ueberall wo das Uebersinnliche, Ideale in noch so roher Gestalt zur Religion sich gestaltet, ist die Priesterschaft unausbleiblich nothwendig und ganz vergebliches Beginnen ist es, Beide von einander zu trennen. Gleichwie der menschliche Geist sich kein Wesen denken kann ohne eine bestimmte Form, ist auch eine Religion nicht denkbar ohne Priesterschaft. Nur in der Form der Letztern gelangt das Wesen der Ersteren zu greifbarer Gestalt. Ein leuchtendes Beispiel hierfür bieten die alten Chinesen, die kein Priesterthum, dafür aber auch

[1]) M. Carriere. A. a. O.

keine Religion, sondern im günstigsten Falle einige Morallehren besassen. Mit dem Irrthume der Religion hängt also die Existenz der Priesterschaft auf das Engste zusammen und nur mitleidiges Lächeln verdient der moderne Wahn, welcher den Vernichtungskampf gegen das Gefäss zu führen, dabei aber eine Verletzung seines Inhaltes nicht zu beabsichtigen vorgibt. Blos mit völliger Beseitigung des Irrthums, also der Religion selbst, wäre auch eine Vernichtung der Priesterschaft und ihrer Macht zu erreichen. Sattsam sprechen hierfür alle Lehren der Geschichte.

Auch in Indien waren die Priester an religiöser Kenntniss wie überhaupt an Bildung den Laien weit voraus und wahrlich ein Vertiefen in die Weisheit der Brahmanen zwingt uns eine hohe Achtung vor ihnen ab. Ihren Aufzeichnungen verdanken wir die Vêda's [1]), worin die ältesten religiösen Anschauungen der Inder in ihrem unverkennbaren Zusammenhange mit Schamanismus niedergelegt sind, und einen grossen Theil der überaus reichen indischen Sanskritliteratur. Sie waren die Verbreiter der arischen Civilisation [2]). So konnte man der Brahmanen bald nicht mehr entbehren, und da nach Eroberung des Gangâ-Thales Ruhe eintrat und die Kriegerkaste naturgemäss weniger mehr zu bedeuten hatte, alle aber das Wohlwollen der Götter wünschten, musste die Beschäftigung der Brahmanen bald als die wichtigste und würdigste gelten und die Priesterkaste die erste aller Kasten werden.

Mittlerweile hatte sich auch die religiöse Anschauung nach und nach weiter ausgebildet; der Gedanke, dass das göttliche Wesen Eins sein müsse, brach sich in den hervorragenden Köpfen der Priesterschaft Bahn; die alten Götter, nur Personificationen einzelner Naturkräfte, konnten sich nicht länger halten. So entstand *Brahma* [3]), das Heilige, worin die Einheit des Gottgedankens erreicht ward; doch blieb der Inder noch weit entfernt vom Begriffe des persönlichen Gottes, wie ihn das Christenthum lehrte: Brahma ist nur die Weltseele, das Leben, das sich durch die ganze Natur hindurch zieht, Schöpfer der Natur und Natur zugleich. Er hat die Welt nicht mit freiem Willen durch sein allmächtiges Schöpferwort geschaffen, sondern sie ist aus ihm hervorgegangen, zuerst die alten Götter, dann die Geister der Luft, dann die Priester, dann die Krieger, dann die Bauern und Handwerker, dann die Sclaven, dann die Thiere, Pflanzen, Kräuter und Steine. So ist die Stufenleiter der Stände, welche sich im Laufe der Dinge gebildet hatte, als göttliche Ordnung festgestellt; jeder gehört von Gott aus einer Kaste zu, die er nicht überschreiten darf. Alles ist aus Brahma ausgegangen, Alles muss wieder in ihn zurückkehren; im Bestande der Einzelnheit liegt die Beschränktheit, in dieser die Sünde. Der Glaube an Un-

[1]) Fr. Spiegel, *Die Mythologie der Vedas.* (*Ausland* 1870. Nr. 29. S. 679—685.) Bericht über das wichtige Werk von J. Muir, *Original Sanskrit texts on the origin and history of the people of India, their religion and institutions.* London. Bis jetzt 5 Bde.

[2]) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* I. S. 578.

[3]) M. Haug, *On the Origin of Brahmanism.* 1863.

sterblichkeit der Seele ist altes Stammeseigenthum der Inder [1]). Wer stirbt in Sünde, kann nicht in Brahma eingehen, er kommt in die Hölle, er muss nach langen Qualen die Stufenleiter der Schöpfung wieder durchmachen bis er in Brahma zurückkehren kann. Daher die Lehre von der Seelenwanderung. Wer nach diesem Leben zu Brahma eingehen will, muss sich ganz losschälen von dieser Welt, seine Sinnlichkeit ganz unterdrücken, seine Selbständigkeit ganz aufgeben; dies leistet er als Einsiedler — *Vanaprastha.* Studium der Vêdas und Betrachtung des höchsten Wesens sei sein einziges Geschäft. Dann geht seine Seele in Brahma ein, er wird mächtig über die Natur und die Götter, er wird selbst Brahma und nicht wieder geboren. Die überwältigende Macht der indischen Natur, der gegenüber die Menschen bald erlagen, deren berauschender Macht gegenüber der Mensch bald erkannte, dass er Nichts, dass Gott Alles sei, trug wohl nicht wenig zum Siege dieser Lehre bei [2]). Doch müssen wir uns vor Ueberschätzung dieses Momentes sorgfältig hüten. Wohl drangen und dringen noch jetzt manche fromme Hindu als Pilger bis zu den erhabensten Stellen der indischen Alpen, zu den Heiligthümern an den Gletschern, aus denen die beseelt gedachten und geheiligten Ströme der Dschumna und Gangâ durch enge Schluchten brechen; aber nicht aus Scheu vor der strengen Grösse des Quellengebietes wurden jene Andachtsstätten gegründet, sondern weil das fliessende Wasser dem Inder überhaupt als verehrungswürdig erschien, denn auch über den Quellen der Nerbudda im Innern des Dekkan in einer völlig zahmen Landschaft erheben sich ebenfalls ihre Tempel [3]). Sicher ist aber, dass die Brahma-Lehre die Heldenkraft der Nation gebrochen und es den Indern unmöglich gemacht hat, das Höchste zu erreichen, wozu sie durch ihre Begabung befähigt erschienen.

Der hier in oberflächlichen Umrissen geschilderte Pantheismus entstand im Gangâthale etwa 1000—700 v. Chr., nicht jedoch ohne auf Widerstand zu stossen; doch ist nicht erhalten wie und durch wen; eben daselbst ist auch die Geburtsstätte von Manu's Gesetzbuch, welches sich auf dieses System stützt; es ist dieses natürlich nur ein Ideal, auf Grund dieser pantheistischen Weltanschauung aufgestellt, dem das Leben selbst steten Widerstand leistete. Es entstand nach und nach; die Zeit seiner Vollendung ist noch nicht endgiltig gesichert [4]); vollständig durchgedrungen ist es nicht einmal im Gangâthale, und im Fünfstromlande gelangte es erst viel später zur Geltung.

[1]) M. Haug, *Brahma und die Brahmanen.* München 1871.

[2]) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 80—82.

[3]) Peschel, *Die Zone der Religionsstifter.* (*Ausland* 1869. Nr. 18. S. 410.) Ueber die Tempel an der Nerbudda und ganz besonders über die schrecklich geheimnissvolle geheiligte Schlucht *Dschampo-Durp* siehe das schöne Buch von Capt. J. Forsyth: *The Highlands of Central-India: notes on their forests and wild tribes, natural history and sports.* London 1872. 8°. Auszüge davon siehe in *Chambers Journal* Nr. 432, und im *Ausland* 1872. Nr. 39. S. 930—932.

[4]) Man nahm früher das VI. Jahrhundert v. Chr. für die Abfassungsepoche dieses Gesetzbuches an; neuere Forschungen rücken dieselbe aber in's Jahr 350 und Max Müller gar in eine Zeit später als 200 v. Chr.

Nach dem Gesetze Manu's ist die Regierung streng monarchisch, die Welt elend ohne König; wenn sich nun dadurch eine despotische Herrschermacht in Indien festsetzte, welcher die Priesterkaste rathend und begünstigt zur Seite stand, so ward doch eine Priesterherrschaft niemals angestrebt. Der Macht des Königs gegenüber gibt es keine Schranken, als jene, welche im guten Willen des Herrschers, in der Macht der Religion und Sitte und in der Widerstandskraft der Geschlechter und Kasten liegen. Der König soll vor Allem ein strenger Richter sein, hat aber das Recht der Begnadigung; die Strafen sind strenge, die Todesstrafen sind Verstümmelungen des Leibes, mitunter der schmachvollsten Art und nicht selten, nur die Brahmanen sind frei von Leibesstrafen. Auf Ungehorsam gegen den König und Ehebruch stand der Tod. Sehr strenge sind die Gesetze gegen den Diebstahl; der König kann jeden auf der That ertappten Dieb hinrichten lassen.

Manu's Gesetz befürwortet die Ehe sehr; das Weib muss immer unter dem Manne stehen, der Vater schütze es in der Kindheit, der Gatte in der Jugend, die Söhne im Alter. Doch ist nicht wahr, dass die Stellung des Weibes, wie manchmal behauptet wird, eine elende gewesen. Vielmehr wird das Weib im Ganzen zart und liebevoll behandelt und ist immer vollkommen frei, durchaus keine Sclavin; dieser Freiheit des Weibes sind vielleicht sogar die milden Sitten der Inder zuzuschreiben. Selbst in's Theater durften die Frauen unverschleiert gehen. Ein Weib darf nicht hingerichtet werden, denn, sagt das Gesetz, das Schwert ist nicht für das Weib geschaffen, nicht einmal mit einer Blume soll es geschlagen werden. Die Mädchen wurden wie die Knaben früh im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Götterlehre und in praktischen Sprüchen unterrichtet; die Wittwe darf jedoch nicht wieder heirathen, sondern soll als Büsserin im steten Andenken an ihren Gatten eingezogen und strenge leben. Von der Wittwenverbrennung weiss Manu's Gesetzbuch Nichts; diese ward erst später, zu Alexander's Zeiten Sitte und auch nichts als Sitte, niemals religiöses Gebot.

Es ist ferner eine merkwürdige juridische Erscheinung, dass das volle Eigenthumsrecht der Frau zu viel früherer Zeit in den Gesetzen der Hindu anerkannt worden zu sein scheint wie unter den Römern. Ein noch weit grösseres, freilich anormales Phänomen aber ist jenes, dass anstatt sich wie in Westen weiter zu entwickeln, die diesbezügliche Einrichtung von der späteren Gesetzgebung des Orients verstümmelt und verkümmert wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, dass was die Römer *dos* nannten, zu einer gewissen Zeit unter den Hindu eine weit grössere Rolle spielte wie heutzutage, so wie dass die Autorität der verheiratheten Frau über dieses ihr mitgebrachtes Heirathsgut weit ausgedehnter war, als dies nachweislich bei der römischen Frau der Fall gewesen [1]).

[1]) Sir Henry Sumner Maine, *Ueber das Eigenthumsrecht des Weibes.* Siehe Londoner *Athenäum.* Nr. 2379 vom 31. Mai 1873. S. 694.

Den Geist der Gesetze des Manu illustriren noch folgende charakteristische Sätze: „Unermüdlich vollführe täglich die dir gesetzte Arbeit; und einen Freund zu erlangen — den sicheren Gefährten in einer künftigen Welt — sammle dir einen Vorrath an Tugenden gleich den Ameisen, die ihre Schätze in einem Hügel aufhäufen; denn weder Vater, Mutter, Weib noch Sohn, noch Verwandter wird dir dann zur Seite bleiben, wenn du hinübergehst in jene andere Heimat. Deine Tugend wird dein einziger Gefährte sein.“ — „Allein wird jede lebendige Creatur geboren, allein geht sie über in eine andere Welt, allein verzehrt sie die Früchte böser Thaten, allein die Früchte des Guten; und wenn sie den Körper verlässt, wie ein Holzblock oder ein Haufen Erde auf dem Boden, da gehen die Verwandten davon und die Tugend allein steht an ihrem Grabe und begleitet sie durch das schauerliche, spurlose Dunkel“ [1]).

Mit nachfolgender Stelle wollen wir unsere Citate aus dem Codex des Manu schliessen: „Verwunde Keinen, wie sehr er dich auch herausgefordert; thue niemand Schaden, weder in Gedanken, noch in der That; sprich kein Wort, das ein Mitgeschöpf schmerzen könnte; sage die Wahrheit, sprich keine gefällige Falschheit. Behandle niemanden mit Verachtung; ertrage Schmähreden mit Geduld; zürne niemals einem Zornigen; erwidere Flüche mit Segenssprüchen.“ Der christliche Geist dieser Sprüche ist auffallend, allein sie wurden zweifellos vor der Geburt Christi geschrieben, Professor Monier Williams datirt sie fünfhundert Jahre weiter zurück [2]).

Geistige Höhe der Inder.

Von der reichen Begabung der Hindu legt das glänzendste Zeugniss ihre Literatur ab, deren ungeheurer Umfang sich auf fast alle Gebiete des menschlichen Wissens erstreckt. Man hat dabei zwei Perioden zu unterscheiden: die Vêdische und die Sanskritperiode; in der ersten ist das herrliche, vollkommene, geschmeidige und wohlgebaute Sanskrit noch Volkssprache, in der zweiten nur mehr Sprache der Gebildeten, während das Volk Prâkrit spricht. Wann diese Scheidung in eine Hoch- und eine Volkssprache vor sich ging, ist unbekannt; sicher ist, dass aus 260 v. Chr. Inschriften in der Volkssprache vorhanden sind.

Die vedische Periode ist so benannt nach den Veden oder Vedâs, den heiligen Büchern der Brahmanen, deren ältester Theil, der Rigveda, eine Sammlung heiliger Lieder enthält, nach den

1) Es ist interessant, diese Stelle mit den Schlussworten des Herkules im „Philoctetes“ des Sophokles zu vergleichen.

ἡ γὰρ εὐσέβεια συνθνήσκει βροτοῖς,
κἂν ζῶσι, κἂν θάνωσιν, οὐκ ἀπόλλυται.

2) Ueber das Gesetzbuch des Manu siehe das X. und XI. Capitel in Monier Williams' *Indian Wisdom; or Examples of the Religions, Philosophical and ethical doctrines of the Hindus. with a brief History of the chief Departements of Sanskrit Literature.* London 1875. 8⁰. I. Bd.

Sängerfamilien geordnet, denen man sie zuschrieb; sie sind nicht durchwegs religiöser Natur, manche gehören auch der weltlichen Poesie an und betreten selbst das Gebiet des Scherzes. Sowohl der Rigveda als die drei anderen in der Folge hinzugekommenen Bücher wurden durch die Brahmanen sehr erweitert und in drei grosse Abtheilungen gebracht; in die Samhita, die eigentliche Lieder- und Gebetsammlung; in die Brahmana, welche die ältesten Ritualvorschriften, Spracherklärungen, Legenden u. dgl. enthalten, und in die Sutra, worin die wichtigsten Satzungen der Glaubenslehre, dann die Opfer- und Religionsvorschriften niedergelegt sind. Das zweite und dritte Buch, die Samadeva und Jadschur Veda enthalten Liederverse, Opfersprüche und Gebetsformeln zu gottesdienstlichen Zwecken, und endlich die jüngste Sammlung, die Atharvaveda, kann als Ergänzung des Rigveda angesehen werden.

In den Upanishads, ziemlich obscuren metaphysischen Abhandlungen, finden wir eine Art Bindeglied zwischen der alten vedischen und der modernen Hinduwelt. Die Upanishads sind von verschiedenem Alter, einige bis auf 500 Jahre v. Chr. zurück zu datiren. In ihnen spricht sich der erste speculative Versuch der Hindu aus, die Mysterien der Schöpfung und des Lebens zu durchdringen. Sie bilden gewissermassen die Wurzel des philosophischen Geistes im Hinduismus. Der Rig Veda ist zum formalistischen Gebrauche herabgesunken; seine Verse werden zwar bei nahezu jeder Ceremonie recitirt, aber ohne Verständniss, als geheiligte Formeln, deren Worten eine magische Gewalt innewohnt, ob ihr Sinn nun begriffen wird oder nicht. Allein die Upanishads, die, obwohl viel späteren Ursprunges, doch stets den vedischen Büchern zugezählt werden, zeigen sich immer noch als den Gedankengang der Hindu in seinen Grundzügen beherrschend. Sie sind das geheiligteste Product indischen Alterthums und ihr Pantheismus hat den Nationalgeist gesättigt; in ihnen sind die Keime all der späteren philosophischen Systeme enthalten. Es finden sich in der Upanishad Sätze, welche offenbar, als sie niedergeschrieben wurden, nur wild hingeworfen, in ihrer Tragweite gar nicht aufgefasste Muthmassungen waren, durch spätere Denker aber zu logisch ausgearbeiteten Grundsätzen entwickelt, später zum Angelpuncte verschiedener mit einander in Hader liegenden Schulen wurden und Millionen und aber Millionen Hindu beeinflussten [1]). Die älteren Upanishads sind offenbar den philosophischen Systemen vorausgegangen, doch gehört es zu den schwierigsten Aufgaben hindu'scher Literaturgeschichte, ihr Alter zu bestimmen, so sehr als das der sechs orthodoxen philosophischen Schulen und ihrer Beziehung zu dem späteren Buddhismus.

[1]) Folgender Vergleich weist eine merkwürdige Aehnlichkeit mit einer berühmten Stelle im Phädrus auf: „Wisse, dass die Seele der Fahrgast, der Körper der Wagen, der Intellect der Lenker ist, wie der Verstand der Zügel. Sie sagen, dass die Sinne die Pferde und die Wege deren Ziele sind. Wer unklug ist und die Zügel niemals anwendet, dessen Sinne sind ungebändigt wie schlimme Pferde des Lenkers; aber wer klug ist und stets den Verstand anwendet, der hat seine Sinne gebändigt, wie gute Pferde des Lenkers.“

In der Sanskritperiode sind die Werke der Wissenschaft in eben so poetischer Form behandelt als die Werke der Poesie; Prosa findet sich nur selten und bruchstückweise. In der Poesie waren das Epos, das Drama, die Lyrik und das Lehrgedicht gleich gepflegt. Ueber die epischen Riesengedichte des *Mahâbhârata* und *Ramâjana*, über *Nala* und *Damajanti*, gleich dem *Bhagavadgita*[1]) eine Episode des ersteren, endlich über die *Purânas* ist schon eine ganze Literatur entstanden. Obwohl die indischen Poeten in der Zeichnung heroischer Charaktere grosses Geschick aufweisen, vermögen sie es nicht, jenem sehnsüchtigen Streben nach dem Wunderbaren, das den Orientalen eigen, zu widerstehen. Der Dichter gibt in seiner eigenen Person viel zu lange und langweilige Beschreibungen und im Allgemeinen sind seine Charaktere entweder zu gut oder zu schlecht. Wenn die guten Helden sündigen, sündigen sie nicht wie Menschen. Wir sehen in ihnen nicht unseresgleichen. Auf der einen Seite sind lauter Götter und Halbgötter, auf der anderen lauter Dämonen oder Teufel. Wir vermissen reale menschliche Wesen mit gemischten Charakteren. Der menschlichen Unbeständigkeit ist kein Spiegel vorgehalten. Es muss jedoch zugestanden werden, dass die Schilderungen aus dem häuslichen oder Familienleben in den Sanskrit-Epen weit getreuer und realer sind als in den griechischen oder lateinischen Dichtungen. In der Zeichnung weiblicher Charaktere entschlägt sich der Hindudichter alles übertriebenen Colorits und zeichnet nach der Natur. Sitá, Droupadi und Damajanti fesseln unser Interesse, gewinnen unsere Neigung in weit höherem Grade als Helena oder selbst Penelope. Die hindu'schen Frauen sind zumeist Musterbilder ehelicher Treue und in dem reizenden Bilde der Pativrata, oder des „ergebenen Weibes," besitzen wir ein Gemälde der Reinheit und Einfachheit der häuslichen Bräuche der Hindu im Alterthume. Es kann nichts Schöneres und Rührenderes geben als die Bilder häuslichen Glückes in diesen Dichtungen. In der Schilderung der Familienliebe, dem Ausdrucke jener Empfindungen, welche der menschlichen Natur zu allen Zeiten und an allen Orten eigen, da ist die Sanskrit-Poesie selbst durch die griechischen Epen nicht erreicht. Homer führt uns selten nur vom Schlachtfelde hinweg und wenn wir die Klagen über den Leichen des Patroklos und Hektor, den Besuch des Priamos in dem Zelte des Achilles und den Abschied des Hektor und der Andromache abrechnen, finden wir in der Ilias nur wenige Stellen, welche den Tod des Eremitenknaben, dem Flehen Sitá's, ihren Gatten in die Verbannung begleiten zu dürfen, und dem Gottesurtheil am Schlusse der Rāmayāna zu vergleichen sind. In den indischen Epen aber gibt es eine Fülle solcher Stellen. Zu welch' hoher Blüthe

[1]) Die Bhagavad Gitá, jene sublime Dichtung, die „wie eine Perle in die Mahábhárata eingebettet ist", bildet eine Episode in der grossen Dichtung, welche Krishna dem Helden Arjunor erzählt. Die Bhagavad Gitá ist offenbar mit der S'vetás w'atara Upanishad mehr verwandt. Jede sucht die Sánkhya oder Yoga den vedischen Doctrinen aufzupfropfen, obwohl der Verfasser des Upanishad Shiva (Rudra) und jener der Bhagavad Gitá Vishna als das höchste Wesen ansieht.

endlich die dramatische Poesie gedieh, bezeugt Kalidâsa's *Sakuntala*, von welcher der entzückte Goethe sang:

Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
Willst Du was reizt und entzückt, willst Du was sättigt und nährt,
Willst Du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
Nenn' ich Sakuntala Dir — und so ist Alles gesagt.

Mit der Entwicklung des Drama's ging die dramatische Darstellung, die Ausbildung des Theaters Hand in Hand. Nicht minder Ausgezeichnetes wurde in beiden Richtungen der Lyrik, der religiösen wie der erotischen geleistet. Dieselben Inder waren endlich auch die grössten Märchendichter, die es jemals gegeben hat. Es ist längst ergründet, dass der Schatz von Erzählungen, der unter dem Namen „Tausend und Eine Nacht" durch die Araber in's Abendland gekommen, in Indien ersonnen worden sei und dass es ausser dieser Sammlung ganze Reihen von Erzählungen gibt, die bald aus dem Munde eines Todtengerippes, bald aus dem eines klugen Papageien, bald aus dem plötzlich belebter Holzbilder gesprochen werden. In der *Hitopadesa*[1]) ist uns ein Theil dieser indischen Fabelweisheit enthüllt.

Was nun die Wissenschaft anbelangt, so wird gerne zu verstehen gegeben, dass dieselbe auf tiefer Stufe sich befand. Wohl bewahrte die erste Kaste fast ausschliesslich das Geheimniss der Wissenschaften. Es ist aber nicht richtig, dass demgemäss diese Kenntniss eine sehr dürftige gewesen. Mit alleiniger Ausnahme der Chinesen lag die Wissenschaft bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den hochgesitteten Griechen und Römern, wo sie doch durchaus nicht an die Priesterschaft gebunden war, in der Kindheit, am Massstabe unserer dermaligen Erkenntnisssumme gemessen. Dass es in Indien nicht anders war, begreift sich. Das Gegentheil wäre vielmehr die Ausnahme. Dies einmal aber zugestanden, ist kein Grund das Wissen der Hindu herabzusetzen. Allerdings zeigten sie sich anfänglich sehr schwach, sehr bald aber fanden die astronomischen Kenntnisse der Chinesen und anderer Nachbarvölker Eingang und allgemeine Anerkennung. Und da nicht allein das, was in selbsteigener Geistesthätigkeit ein Volk ersinnt, sondern in gleichem Masse was es sich an fremden Errungenschaften anzueignen und zu assimiliren versteht, die Culturhöhe eines Volkes bestimmt — wie die Geschichte des Hellenenthums schlagend beweist — so mag auch hier eine grössere Zurückhaltung vorschnellen Urtheils geboten sein. Jedenfalls besitzen die Inder in des berühmten Astronomen Varâha Mihira's *Brihat Samhitâ* und in der *Sûyrasiddhânta*, dem bedeutendsten astronomischen Lehrbuche der Hindu, Werke, welche für die Zeit ihres Entstehens gewiss aller Beachtung werth erscheinen [2]). Die Inder blieben aber nicht bei dem, was sie von auswärts er-

1) *Ausgewählte Fabeln des Hitopadesa im Urtexte (in lateinischer Umschrift) nebst metrischer deutscher Uebersetzung* von August Boltz. Leipzig 1868.

2) Siehe Lassen, *Indische Alterthumskunde*. I. Bd. S. 823—829 über die astronomischen Kenntnisse der Inder.

hielten, stehen, sie brachten es in der Astronomie und Mathematik weiter, sie förderten die Algebra, sie wurden in diesen Wissenschaften später die Lehrer der Araber und durch diese die Lehrer des ganzen Abendlandes. Das Volk, welches mit hohen Grössenbegriffen so gierig spielte, hat zugleich der menschlichen Gesittung auch das höchste Bildungsmittel nach Erfindung der Schriftzeichen geschenkt, nämlich die Kunst, den Werth der Zahlen durch ihre Stellung zu bezeichnen oder wie wir nachlässig uns auszudrücken angewöhnt haben, die Erfindung der „arabischen" Ziffern[1]).

Obenan unter allen Wissenschaften stehen aber die Sprachwissenschaft und die Grammatik; die Inder hatten ein hohes Gefühl von der Schönheit ihrer wohlklingenden Sprache und die Freude an dieser hat auch früh zu grossartigen grammatikalischen und lexikalischen Arbeiten geführt. Des grossen Grammatikers Panini — der im vierten Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll — gelehrtes Werk bildet die Grundlage der Sprachforschung bis auf den heutigen Tag[2]). Wann bei den Indern die Schrift in Gebrauch kam, ist schwer zu sagen; die von mehreren Seiten[3]) geltend gemachte Ansicht von einem semitischen Ursprunge des indischen *Dêwanâgari*-Alphabetes erfreut sich keines ungetheilten Beifalls[4]). Dagegen lässt sich eine nähere Beziehung des himjaritischen und namentlich des äthiopischen Alphabetes zum indischen nicht läugnen, doch scheint eher ein Einfluss der indischen Schrift auf die südarabische und äthiopische als umgekehrt glaubhaft[5]). So wie wir es kennen, nimmt das indische Schriftsystem eine Mittelstellung zwischen dem semitischen und dem abendländischen Alphabete ein. Hier ist weder der Vocal gegen den Consonanten zurückgedrängt und von demselben mangelhaft geschieden, wie im Semitischen, noch ist er demselben gleichgestellt, wie in den abendländischen Schriften, vielmehr wird der Consonant als der Knochen, als das Gerüste, der Vocal als das Fleisch, die Umkleidung des ganzen betrachtet; der Consonant bildet gleichsam den Grund, von dem sich der Vocal abhebt. Und da die Gestaltung graphischer Zeichen scheinbar lediglich von der Willkür abhängt, so ist es gut, nochmals daran zu erinnern, dass auch hier stets innere Nöthigungen vorliegen, die Schrift überhaupt nicht gleich einer Maschine erfunden wird, sondern sich aus unscheinbaren Anfängen entwickelt und auf's innigste mit der Sprache und geistigen Entwicklung der Nation zusammenhängt. Eine solche Auffassung der letzten Elemente der Rede konnte also nur in einer Sprache aufkommen, wie die altindische, wo der Vocal

[1]) O. Peschel. *Ausland* 1869. Nr. 18. S. 412.

[2]) Weiss, *Weltgeschichte.* I. Bd. S. 94. Lassen, *Ind. Alterth.* II. S. 471—486.

[3]) A. a. O. I. S. 90. Dann Friedrich Müller, *Ueber Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift* (*Novara-Reise.* Linguistischer Theil. S. 219—238), dem auch Abel Hovelacque (*Linguistique.* S. 213) beistimmt.

[4]) Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 840 und Martin Haug (*Allg. Ztg.* 1867. Nr. 255) vertreten die Selbständigkeit des altindischen Schriftsystems.

[5]) Haug. A. a. O.

scharf und unveränderlich, durch keine von aussen kommenden Einflüsse getrübt, einerseits dem Consonanten gegenübersteht, andererseits mit demselben innig verbunden erscheint [1]). Eben so zugewandt wie den grammatischen Studien waren die Inder der Philosophie, in welcher sie frühzeitig kaum weniger verschiedene Lehrschulen aufstellten, als in der Neuzeit ein anderes Volk der Denker [2]). Auch über ihre medicinischen Kenntnisse sprechen Sachverständige nicht ohne Achtung. Zu Kâçi bestand eine alte berühmte Schule der Medicin, von wo aus sie verbreitet und fortgepflanzt worden ist [3]).

Gegen die allgemein verbreitete Annahme, dass die Hindu die Kunst in Stein zu bauen von den baktrischen Griechen überkommen hätten, ist in neuester Zeit der selbständige Ursprung der indischen Architektur verfochten worden. Die Steinarchitektur begann unter Açoka (250 v. Chr.), behauptet der gelehrte Brahmane Babu Rajendra Lala Mitra, und belegt diese Annahme damit, dass sich kein älteres Baudenkmal vorfindet und diese architektonischen Ueberreste ganz genau den Uebergang vom Holzbau zum Steinbau aufweisen. Der Holzcharakter an den ältesten Steinbauten ist in der That unläugbar, dagegen ist eine gewisse Aehnlichkeit mit der assyrischen Architektur zuzugeben. Die Frage nach dem Einflusse der tamulischen Kunst auf die arische — die Tamulen [4]) waren im Bauen sehr tüchtig — ist noch eine offene, da die unterscheidenden Züge tamulischer und arischer Kunst noch nicht genügend präcisirt sind. Unsere Quelle gelangt daher zum Schlusse: dass die Steinarchitektur in Indien lange schon vor dem Zeitpuncte gebräuchlich war, welcher als jener der griechischen Einflussnahme festgesetzt worden; dass die indischen Bauwerke [5]) allen anderen ungleich seien und dass, wenn die Hindu jene der Assyrer nachahmten, dies in sehr ferner Zeit geschehen sein müsse. Die indische Architektur ist im Ganzen vollkommen aus sich selbst hervorgegangen und entwickelt, allen äusseren Einflüssen fremd. Sie besitzt ihre besonderen Gesetze, Proportionen und Grundzüge, alle im Gepräge eines von innen herausgewachsenen Styles, welcher den Ausdruck dessen trägt, was das Volk, von dem und für das er geschaffen, gedacht, gefühlt, gewollt und nicht dessen was Fremdlinge, in Glauben, Farbe und Abstammung verschieden, geplant. Einige unbedeutende Ornamente abgerechnet, sind alle ihre Vorzüge, Mängel und Fehler ihr eigen,

[1]) Friedr. Müller, *Ueber Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift.* (A. a. O. S. 219—236.)

[2]) Vgl. Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 829—836 über das Alter der philosophischen Schulen, dann II. Bd. S. 509—511.

[3]) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 512.

[4]) Die Tamulen besassen auch eine selbständige Sculptur, auf welche später die der Griechen wohl einen umgestaltenden Einfluss geübt hat, jedoch ohne ihre Selbständigkeit ganz unkenntlich zu machen.

[5]) Unter den merkwürdigsten Freibauten sind zu nennen: Die Topen zu Sanchi und auf Ceylon etc., die Pagoden zu Mahamalaipur, Dschaggernaut etc., die Tempel der Jainas auf dem Berge Abu. Die denkwürdigsten Grottenanlagen sind jene zu Ellora, Elephanta, Mahamalaipur etc.

und die verschiedenen Abweichungen in verschiedenen Provinzen nur Modificationen oder Adaptirungen der Grundidee, localen Verhältnissen entsprechend [1]).

Die Beziehungen der Inder in der ältesten Zeit zu den westlichen Völkern veranlasste vorzugsweise der Handel; dass in sehr früher Zeit schon solcher Verkehr unter den entferntesten, civilisirten Völkern Asiens stattfand, beweisen einerseits die frühe Schifffahrt der Phöniker nach Indien, andererseits die den Indern von den Chinesen mitgetheilten astronomischen Kenntnisse. Auch gab es eine Handelsstrasse nach China, die von der Hauptstadt der Prasier an der Gangâ, Pataliputra, ihren Ausgang nahm [2]). Sie führte an der heutigen Kosi, im östlichen Nepaul, über das Gebiet eines Bhota-Stammes, der Besadae, und über den Himâlaya selbst nach Tibet, wo sie den heutigen Tamdjukampa oder Brahmaputra durchkreuzte [3]). Da die Inder schon sehr frühe die Kunst besassen, Strassen anzulegen und zu bauen, so ist es nicht überraschend von solchen zu hören, die Indien nach allen Richtungen hin mit den Nachbarländern in Verbindung setzten. Unter den nützlichen Künsten, mit grossem Erfolge von den alten Indern betrieben, verdienen hervorgehoben zu werden die Weberei, wofür die Natur in der Baumwolle ihnen einen trefflichen Stoff lieferte; in der That werden die feinen indischen Gewebe seit jeher von den fremden Völkern gesucht; in zweiter Linie aber die Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens; frühe entdeckten die Inder die Zubereitung des Stahls; wegen seiner Güte wurde er von den fremden Völkern ebenfalls sehr geschätzt und bildete zeitlich einen Gegenstand des indischen Handels [4]).

Entwicklung der Inder.

Es ward der Versuch gemacht, den Gang der indischen Entwicklung lediglich aus den Einflüssen des Klima's, der Nahrung und des Bodens zu erklären [5]). Sicherlich ist die Einwirkung dieser Factoren nicht zu unterschätzen, zu einer befriedigenden Erklärung aber reichen sie nicht aus. Wahr ist, dass in heissen Ländern die gewöhnliche Nahrung am billigsten in der Pflanzenwelt gewonnen wird. Daraus lässt sich erklären, dass der Inder auf Pflanzenkost angewiesen ward. Zugleich macht die hohe Temperatur zu harter Arbeit unfähig und eine Nahrung nothwendig, deren Ertrag reichlich ist und in einem verhältnissmässig geringen Umfange viel Nahrungsstoff enthält; daher war auch in Indien stets die nahrhafteste aller

[1]) Siehe hierüber das Prachtwerk von Rajendra Lala Mitra, *The Antiquities of Orissa.* Vol. I. *Published under the Orders of the Government of India.* Calcutta 1875. Grossfolio mit 39 lithographirten Tafeln.

[2]) Ptolem. Geogr. lib. I. cap. 17. Wilb. S. 57.

[3]) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* München 1865. 8°. S. 12.

[4]) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 516.

[5]) Buckle, *Geschichte der Civilisation.* I. S. 62—72.

Getreidearten, der Reis, die gewöhnlichste Kost. Nun ist es allerdings richtig, dass die strenggläubigen Inder der höheren Kasten auf's strengste alle Fleischnahrung verabscheuen; doch hielten sie es nicht immer so; in den Zeiten der Vêdas war der Genuss animalischer Kost noch nicht verboten und zugleich die vedische Religion noch nicht verdüstert durch die Schöpfung blutgieriger Götzen, noch nicht erfüllt mit Schrecken und Grauen wie in den späteren epischen Zeiten. Die Belastung der Gemüther, die Neigung zum Ungeheuerlichen und Grotesken, die Lebensübersättigung, das Grauen vor der endlosen Kette der Wiedergeburten begann sich bei dem Inder zu entwickeln mit dem gleichzeitigen Uebergange zur reinen Pflanzenkost, von der man im Allgemeinen mildere Sitten und Anschauungen ableiten will. Dass auch die geistige Thätigkeit von der Ernährung abhängig sei, kann wohl Jedermann an sich selbst wahrnehmen; allein wir sind noch weit entfernt, etwas über die dauernde Wirkung der täglichen Nahrung ergründet zu haben. Unbestritten bleibt, dass der Hunger, die halbe und ungenügende Befriedigung wie alle Begierden ihre Herrschaft auf die Einbildungskraft erstrecken. Auf dieser biologischen Wahrnehmung beruhten und beruhen noch die strengen Fastenübungen, die so verschiedene Religionssatzungen vorschreiben. So oft der Kreislauf der gewöhnlichen Ernährung unterbrochen oder auch nur gestört, sobald er kein regelrechter ist, gewinnt die Einbildungskraft ungewöhnliche Macht und der Mensch in diesem erschütterten oder geschwächten Zustande ist empfänglicher für Alles, was er übersinnlichen Wirkungen zuschreibt [1]).

Richtiger scheint die Erwägung, dass durch die Eigenthümlichkeit des Klima und der Nahrung jene ungleiche Vertheilung des Reichthums in Indien entstand, welche überall eintritt, wo der Arbeitsmarkt stets übervoll ist. Die oberen Classen waren ungeheuer reich, die niederen kläglich arm; jene, deren Arbeit den Reichthum erzeugt, erhalten den geringsten Theil davon; das Uebrige verzehren die höheren Classen entweder als Pacht oder als Gewinn. Und da nächst dem Verstande Reichthum die dauerndste Quelle der Macht ist, so ward auch ganz natürlich eine grosse Ungleichheit des Reichthumes von einer entsprechenden Ungleichheit socialer und politischer Macht begleitet; die ungeheure Mehrzahl des indischen Volkes hat demnach von jeher unter dem Drucke der bittersten Armuth gelebt und blieb daher immer in einem Zustande der Dummheit und Erniedrigung, vor den Oberherren unterwürfig kriechend und nur geschaffen, um entweder selbst Sclaven zu sein oder um in den Krieg geführt zu werden und Andere zu Sclaven zu machen [2]). Dass dem so war, zeigt der Umstand, dass in Indien der Pacht und der Zins sehr hoch, daher der Arbeitslohn naturnothwendig sehr niedrig gewesen. Manu's Gesetz stellt den Zins auf 15—60% fest und die niedrigste vom Landesgebrauche anerkannte Pacht beträgt die Hälfte des Ertrages.

[1]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 328—329.

[2]) Buckle. A. a. O. I. Bd. S. 64—65.

Wie überall, so reizte auch in Indien Armuth zur Verachtung und gab dem Reichthume Macht. Unter übrigens gleichen Verhältnissen müssen Classen, wie Einzelne, je reicher sie sind, desto grösseren Einfluss besitzen und es ist nur natürlich, dass eine ungleiche Vertheilung des Reichthums auch eine ungleiche Machtvertheilung nach sich zog. Da es nun keinen Fall in der Geschichte gibt, dass eine Classe Macht besessen und sie nicht missbraucht hätte, so erklärt sich, dass die Masse des indischen Volkes, durch die physischen Gesetze ihres Klima's verdammt, auf einer tiefen Stufe festgehalten wurde, von der sie sich nie erheben konnte. Denn in Indien war ewige Sclaverei der natürliche Zustand der grossen Menge, zu dem sie die physischen unwiderstehlichen Gesetze verurtheilten. Die Gewalt dieser Gesetze ist in Wahrheit so unüberwindlich, dass sie allenthalben, wo sie in Wirksamkeit treten, die productiven Classen in beständiger Unterwürfigkeit halten. Es gibt kein Beispiel eines tropischen Landes, wo bei ausgedehnter Anhäufung des Reichthums das Volk seinem Schicksale entgangen wäre; kein Beispiel, wo nicht die Hitze des Klima's einen Ueberfluss der Nahrung und dieser Ueberfluss eine ungleiche Vertheilung zuerst des Reichthums und sodann der politischen und socialen Macht hervorgebracht hätte. Bei Nationen, die diesen Bedingungen unterworfen sind, gilt das Volk nichts, es hat keine Stimme in der Verwaltung des Staates, keine Aufsicht über den Reichthum, den sein eigener Fleiss geschaffen. Sein einziges Geschäft ist zu arbeiten, seine einzige Pflicht zu gehorchen. So entsteht ganz von selbst und naturgemäss jene Gewohnheit zahmer knechtischer Unterwerfung, wodurch solche Völker sich stets charakterisiren. Denn es ist eine unbezweifelte Thatsache, dass diese Völker sich nie gegen ihre Herrscher gewendet; wir finden keinen Classenkampf, keine Volksaufstände, nicht einmal irgend eine grosse Verschwörung. In diesen reichen und fruchtbaren Ländern sind mancherlei Veränderungen vorgegangen, aber alle von oben, keine von unten. Es hat Kriege der Könige und Kriege der Dynastien genug gegeben; es sind Revolutionen in der Regierung, im Palaste, auf dem Throne vorgekommen, aber keine Revolution im Volke, keine Milderung des Looses, welches mehr die Natur als der Mensch ihnen zugetheilt [1]).

Der Buddhismus.

Unter solchen Umständen musste der Hang des Nachdenkens, gefördert durch das Klima der warmen Länder, wo die Natur leicht hinweghilft über den Erwerb der Nothdurft und die heissen Tagesstunden ohnehin körperliche Anstrengungen verhindern, daher die Gelegenheiten zu inneren Vertiefungen viel reichlicher sind, zur wahren Folterung der Gemüther werden bei den Indern, denen ein endloses

[1]) A. a. O. S. 71—72.

Echo von Wanderungen der Seele zu drohen schien. Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung, ohne Rettung, dass sie jemals stille stehen könnte, und seine geängstigte Phantasie sah in schrecklichen Zahlenausdrücken eine Zeit vor sich ohne Grenzen, die mit jedem Schritte in ihre Tiefe auch ihren Horizont um einen Schritt vorwärts schob. Wohl mögen wir uns denken, dass vielen bedrängten Herzen wenigstens eine Lehre als wahre Erlösung erschien, welche ihnen die Möglichkeit einer Pause, einer Beendigung, vielleicht sogar das gänzliche Erlöschen — *Nirvâna* — verhiess, mag man sich nun darunter ewig giltige Vernichtung oder nur zeitweilige Erstarrung mit allen Süssigkeiten des Todes denken. Diese Lehre war der **Buddhismus**, welcher um 600—500 Jahre v. Chr. ebenfalls im Gangâthale entstand und sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit aus der Vedalehre der Brahmanen entwickeln musste. Der ziemlich verbreiteten Annahme, dass der Buddhismus der Sánkhya-Philosophie entsprungen, wie dass die philosophischen Schulen aus diesem hervorgegangen seien, wurde in jüngster Zeit entschieden widersprochen [1]). „Der Buddhismus war für die kühnen, ehrlichen Freidenker, die sich um den Ruf der Orthodoxie nicht kümmerten, während die philosophischen Schulen die Zuflucht jener waren, welche die Ehrlichkeit an dem Altar religiöser Respectabilität zum Opfer brachten". Das Grundprincip des Buddhismus lautet, dass es eine höchste Macht aber kein höchstes Wesen gebe; er ist eine Verwerfung der Vorstellung des Sein's und eine Anerkennung derjenigen der Kraft. Wenn er das Dasein Gottes zugibt, so lehnt er ihn als Schöpfer ab; er behauptet eine treibende Kraft im Universum, ein selbstvorhandenes plastisches Princip, aber keinen selbstvorhandenen, ewigen, persönlichen Gott; er verkündet zwar eine sittliche Weltordnung, nicht aber einen sittlichen Weltenordner. Der Buddhismus ist demnach nicht mehr Pantheismus, sondern Atheismus [2]), der alle Ereignisse auf unwiderstehliche Gesetze zurückführt. Er bezweifelt ferner das wirkliche Dasein der sichtbaren Welt, denn an unseren Sinnen besitzen wir kein zuverlässiges Merkmal der Wahrheit, und lehrt, dass es nichts derart wie Individualität oder Persönlichkeit gebe — dass das Ich ein völliges Nichts sei. In diesen tiefen Betrachtungen führt er seine Auffassung der Kraft aus und behauptet im Lichte derselben, dass alle fühlenden Wesen gleichartig seien. Indem der Buddhismus auf solche Art die Gleichheit aller Menschen verkündete, gerieth er in geraden Widerspruch mit dem orthodoxen Glaubensbekenntnisse der Brahmanen, welches in der Errichtung der Kasten praktisch durchgeführt war. Er war also auch insofern eine Erlösung, als er allen Kasten, selbst den verachtetsten seine

[1]) Von Prof. **Williams** in seinem oben citirten Werke *Indian Wisdom.*

[2]) Vgl. R. **Spence Hardy**, *The legends and theories of the Buddhists compared with history and science.* London 1866. 8°. **Max Müller**, *Buddhism* in seinen *Chips of a german workshop.* London 1867. 8°. I. Bd. S. 181—234 anknüpfend an **Barthélemy St. Hilaire**, *Le Bouddha et sa religion.* Paris 1860.

Wohlthaten verhiess. Um Brahmane zu sein, musste man dazu geboren werden; ein buddhistischer Priester konnte dagegen aus jeder Standesclasse, ja aus der Hefe der Gesellschaft hervorgehen. Bei dem früheren Systeme war die Ehe ein wesentliches Erforderniss der Kaste, bei letzterem nicht. Cölibat und Keuschheit konnten demnach als die grössten aller Tugenden erhoben werden. Die Erfahrung lehrt, wie mächtig die Herrschaft ist, welche die Hierarchie auf diesem Wege erlangt. Es war daher nur vorsichtiger Selbsterhaltungstrieb, welcher die Brahmanen zur Bekämpfung und Verfolgung der buddhistischen Lehre veranlasste; freilich ward damit zugleich die Ausbreitung derselben über ganz Ostasien veranlasst [1]).

Als Stifter dieser eigenthümlichen Religion gilt der Sohn *Çuddhodana's*, König von Kapilavastu, der zuerst *Sarvarthasiddha*, später *Çakjamuni* und *Gautama* hiess und erst auf der Höhe seines Ruhmes den Namen *Buddha*, d. i. der Erleuchtete erhielt [2]). Allenthalben wohin Buddha kam — seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch auf einen Theil des Gangâthales, auf das heutige Oude, Süd- und Nordbehar — predigte er die vier höchsten Wahrheiten: der Erkenntniss des Uebels, der Entstehung des Uebels, der Vernichtung des Uebels und des Weges, der zur Selbstvernichtung führe. In gewissem Sinne nimmt auch der Buddhismus die Seelenwanderung an, allein so wie das Licht einer Kerze zuletzt zu Ende geht, so gibt es erst, wenn gleich erst nach vielen Wanderungen ein Ende des Lebens. Dieses Ende nennt er *Nirvâna*, ein Wort, welches seit fast dreitausend Jahren von feierlicher Bedeutung für zahllose Millionen Menschen, gewesen ist [3]) — Nirvâna, das Ende einer Reihe von Existenzen, jener Zustand, welcher in keinem Verhältnisse zu Stoff, Raum oder Zeit steht, welchen die schwindende Flamme der ausgelöschten Kerze erreicht habe. Es sei der höchste Zweck — Nichts. Dies zu erreichen sei das Ziel, welchem wir nachstreben sollten, und zu dem Ende sollten wir in uns alles, was am Dasein klebt, zu zerstören suchen, indem wir uns von jedem irdischen Ziele, von jedem irdischen Streben entwöhnen. Wir sollten zu Mönchs-

[1]) Draper, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's.* S. 49—54.

[2]) Die Schilderung des Lebens Buddha's siehe bei Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. S. 65—76, ferner: P. Bigandet, *The life or legend of Gaudama, the Buddha of the Burmese.* Rangoon 1866. 8°. Es ist dies eine neue Auflage des schon mehrere Jahre zuvor erschienenen Werkes, doch sind in dieser Ausgabe zahlreiche werthvolle Noten aufgenommen worden, um so viel als möglich die Principien des Buddhismus und Alles mit dieser Religion in Verbindung Stehende zu erläutern. Vgl. ferner: Köppen, *Religion des Buddha.* Berlin 1857. O. Palladius, *Das Leben Buddha's* (*Arbeiten der russ. Gesandtschaft zu Peking.* II. Bd. S. 197—267), und die Forschungen Wassiljew's, worüber Prof. Friedr. Spiegel im *Ausland* 1860. Nr. 42 S. 985—988 und Nr. 43 S. 1010—1015 berichtet hat. Siehe endlich: *Ueber die Religion des Buddha* (*Ausland* 1871. Nr. 36 S. 841—847, Nr. 37 S. 875—880.) und den der Lehre Buddha's gewidmeten Abschnitt in Peschel's *Völkerkunde.* S. 283—291.

[3]) Obry, *Du Nirvâna Indien.* Paris 1858. Prof. Max Müller von Oxford hielt in der deutschen Philologen-Versammlung zu Kiel einen Vortrag, worin er versuchte — jedoch mit sehr wenig Glück — den Buddhismus gegen die Beschuldigung des Nihilismus zu vertheidigen; den Atheismus dieser Irreligion vermochte aber auch er nicht zu läugnen. Siehe auch *The meaning of Nirvâna* in seinen *Chips of a German workshop.* I. Bd. S. 279—291.

leben, Busse, Selbstverläugnung, Selbsttödtung greifen und so allmählig in vollkommene Ruhe oder Apathie zu versinken lernen, in Nachahmung jenes Zustandes, zu dem wir endlich gelangen müssen, und dem wir uns durch solche Vorbereitung um so rascher nähern. Der pantheistische Brahmane erwartet Auflösung in Gott, der Buddhist, der keinen Gott hat, Vernichtung [1]).

Es bedarf wohl keines Hinweises auf die auffälligen Aehnlichkeiten dieser Lehre mit dem Christenthume [2]), Aehnlichkeiten, die sich bis auf völlig untergeordnete Puncte mitunter erstrecken, wie beispielsweise, dass auch Buddha's Mutter ihre Jungfräulichkeit behielt. Nebenbei bemerkt gelten in den verschiedenen Sonnenculten alle Sonnenkämpfer zum grossen Theile übereinstimmend als lange verkündete Jungfrauensöhne [3]). Gleich dem Christenthume ward der Buddhismus, freilich ohne dadurch in seinem Gehalte erhöht oder vergeistigt zu werden, in ferne Lande getragen und ist gegenwärtig über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan, Tibet [4]) und theilweise die Mongolei, bis in die Gebirge Centralasiens, ja selbst bis nach Europa verbreitet, wo ein in Russland angesiedelter Kalmükenstamm dem Buddhismus ergeben ist; etwa vier Zehntel des Menschengeschlechtes bekennen sich zu ihm, also weit mehr denn zu irgend einem anderen Glauben. Seine Wirkung äusserte sich in der Zuführung barbarischer Stämme zur Gesittung, praktisch aber in der Einführung eines ungeheuren Mönchs- und Klosterwesens, welches in vielen Puncten Aehnlichkeiten mit jenem des späteren Europa's darbietet. Besonderes Verdienst legten die Buddhisten dem Cölibate bei, entsagten allen sinnlichen Freuden, assen zusammen in einer Halle und empfingen Almosen. Dergleichen zu thun gehört, wie es scheint, zu einer gewissen Phase der menschlichen Culturentwicklung. Wird einerseits die Toleranz des Buddhismus rühmend hervorgehoben, der allerdings niemals das Schwert zur Hand nahm, um sich seine fünfthalb hundert Millionen Bekenner zu unterwerfen, so wollen wir andererseits nicht vergessen, dass, da der Zweck des buddhistischen Mönchssystems durchaus persönlicher Natur, die Erlangung individueller Glückseligkeit war, es unfehlbar äusserste Selbstsucht erzeugen musste. Es prägte jedem ein, einerlei was aus allen Uebrigen werden möchte, sein eigenes Heil zu suchen. Was kümmerten den Buddhisten Eltern, Weib, Kinder, Freunde, Vaterland, wenn er nur Nirvâna erreichte [5]). In wirthschaftlicher Hinsicht waren die Folgen nicht minder traurig, denn eine Religion, welche die Glückseligkeit in der Ruhe, der Unthätigkeit sucht, ist eine geborene Feindin der

1) Siehe über den Buddhismus: A. Bastian, *Die Weltauffassung des Buddhisten.* Berlin 1870. 8⁰.

2) Joh. N. Ehrlich, *Der Buddhismus und das Christenthum.* Prag 1864. 8⁰.

3) Carus Sterne, *Werden und Vergehen.* S. 413.

4) E. Schlagintweit, *Buddhism in Tibet illustrated by literary documents and objets of religious worship.* Leipzig 1863. 8⁰. mit Atlas in fol.

5) Draper. A. a. O. S. 54—55.

Arbeit, die allein Werthe schafft. Von diesem Gesichtspuncte aus darf man den Buddhismus eine Religion der Faulheit nennen.

Nach der Rückkehr des makedonischen Alexanders aus dem Induslande herrschte der Buddhismus beinahe noch ein Jahrtausend in Indien, bis in die Mitte des VII. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung [1]); da feierte der Brahmanismus in modificirter Form seine Wiederbelebung. Durch den Buddhismus in seinem Kerne angegriffen und zu schwach den Angriff allein zu bestehen, nahm das brahmanische System Vorstellungen auf, welche unter der grossen Masse Anhang hatten und manche Ideen Buddha's dazu. Damit überwältigte der Brahmanismus den rivalisirenden Glauben und war seither, wie noch heute, der herrschende. Aus der angedeuteten Verbindung entstand die Dreieinigkeit, die *Trimurti*, der Inder und das System der *Yoga* oder Vertiefung. Im Gangâthale wurde nämlich seit lange der Gott *Vischnu* [2]) verehrt und in den Industhälern Gott *Çiva* [3]), auf welchen sich vielleicht der noch heute in einigen Theilen Indiens übliche Phallus-Cult zurückführen lässt [4]); beide wurden, um ihre Anbeter in Gehorsam gegen die Brahmanen zu erhalten, mit Brahma dergestalt verbunden, dass der Grundgedanke des alten Systems blieb. Brahma repräsentirt nun die Weltschöpfung, Vischnu die Welterhaltung; aber Alles was besteht, ist werth, dass es zu Grunde geht, und so finden wir in Çiva das zerstörende Princip. Die Brahmanen lehrten nun, dass auch nach ihrem Systeme ein Tod ohne Wiedergeburt zu erreichen sei; dies ist die Yoga; die Materie wird hier ewig gedacht, wie die Weltseele. Wer sich in Brahma so vertieft, dass er Eins mit ihm wird, der löscht sein Selbst in ihm aus, erreicht die Nirvâna und kann nicht mehr geboren werden. Man vertieft sich in Brahma durch Beherrschung der Sinne und Leidenschaften, besonders auf physiologischem Wege [5]).

[1]) Otto Henne am Rhyn in einer Kritik meines Buches (*Deutsche Warte*. VIII. Bd. S. 24—25) vergleicht die Rolle des tausendjährigen Buddhismus in Indien mit jener des ephemeren Hugenottenthums in Frankreich! „Man kann nur staunen über einen solchen Satz."

[2]) Etienne Alex. Rodriguez, *The religion of Vishnoo*. Madras 1849. 4°.

[3]) Foulkes, *Catechism of the Shaiva Religion*. Translated from the Tamil. Madras. 8°.

[4]) Siehe: Edward Sellon, *On the Phallic worship of India*. (*Memoirs of the Anthropol. Soc.* Vol. I. S. 327—334.)

[5]) N. C. Paul, *A treatise on the Yoga Philosophy*. Benares 1851 gibt eine sehr detaillirte Schilderung der Methoden, deren sich die Yoghis oder Winterschläfer bedienen, um eine völlige Unterdrückung der Sinnesthätigkeit zu erzielen. Sie sollen es dahingebracht haben, das Athmen auf 12 Tage und darüber zu suspendiren, und verfallen dann in einen Winterschlaf, während dessen sie jede Nahrung entbehren können. Die heutigen Yoghi's sind widerwärtig ekelhafte religiöse Bettler. Louis Rousselet, ein moderner Reisender, schildert das Treiben einer Gruppe solcher Yoghi's. Diese Selbstpeiniger, die bis auf den Lendenschurz (*Languti*) völlig unbekleidet waren, liefen und sprangen schreiend umher und führten einen man möchte sagen Todtentanz auf. Der eine versetzte sich in wilder Wuth Stiche und Schnitte in das Fleisch zu beiden Seiten der Brust, am Arm und an den Schenkeln, und sie liessen erst nach als die Gaffer Münzen genug in das dargehaltene Becken geworfen hatten. Diese von Blut triefenden Bettelfanatiker, die sich aber doch nicht gratis zerfleischen, waren scheusslich anzusehen, und man begreift nicht wie es möglich ist, dass sie sich so viele Wunden beibringen und so viel Blut verlieren können, ohne zu erliegen. (*Globus*. XXVI. Bd. Nr. 10. S. 148—150.)

Hatte das neue System mit dem Buddhismus wie mit der Volksreligion capitulirt, so war es hingegen unerbittlich im Kastenwesen und im Ceremoniel. Der Streit mit dem Buddhismus wurde zuletzt mit den Waffen ausgefochten; doch ist die Geschichte dieses Kampfes verloren gegangen; obwohl zweifelsohne von heftigen Revolutionen in Regierung, Sitten und nationalen Denken und Dichten begleitet, hat er fast keine Spuren in der Sanskritliteratur zurückgelassen und selbst die Autoren, welche inmitten dieses Kampfes standen, schreiben so unbefangen, als ob es niemals einen Buddha gegeben hätte. Wir wissen nur, dass die Buddhisten aus dem eigentlichen Indien vollständig vertrieben wurden; nach diesem Siege aber hat auch jede weitere Entwicklung des Brahmanismus aufgehört; zu einer Einigung hat es die Nation nicht mehr bringen können; die Geschichte Indiens ist fortan eine Leidensgeschichte; Griechen, Araber, Mongolen, Europäer haben um die Wette das Volk misshandelt, das heutzutage wie Zwerge auf den Trümmern einer grossen Vergangenheit herumkriecht. Unzählige male sind fremde Eroberer in Indien eingedrungen, niemals aber die Hindu selbst als Eroberer aufgetreten. Geduldig, ohne Murren trugen sie alle Leiden, welche über sie hereinbrachen, die aber sammt und sonders in der Natur der Sache begründet sind. Was die örtlichen und klimatischen Verhältnisse nicht verschuldet, ward veranlasst oder doch ermöglicht durch den indischen Volkscharakter, dessen Sanftmuth ein Auflehnen gegen die ärgste Unbill nicht kennt. Und da kein Zweifel darüber bestehen kann, dass bei einem energischen Wollen des Volkes sich Vieles, sehr Vieles anders hätte gestalten müssen, so ist sicherlich der Schluss berechtigt, dass das indische Volk nicht anders wollen konnte oder wollen mochte. In beiden Fällen kann es weder unsere Verachtung noch unser Mitleid, seine Peiniger aber kaum unser Tadel treffen, denn es hatte nur das Schicksal, das es verdient.

Die Erânier und ihre Abkömmlinge.

Jene arischen Stämme, die auf den Hochgebirgen am Plateau von Pamir, dem *Bâm-i-Duniah* „Dach der Welt" der Kirgisen, sei es zurückgeblieben waren, sei es sich niedergelassen und dann von dort über die nördlichen Niederungen zum Theile ergossen hatten, kann man im Gegensatze zu den nach Süden gewanderten Indern als Nordaryas bezeichnen. Es ist gewiss, dass sie noch längere Zeit eine gemeinsame Heimat unter dem arischen Nationalnamen bewohnten. In dieser Epoche lernten sie Kameel und Esel kennen und mit höheren Zahlwerthen rechnen; auch das Kriegswesen bildeten sie gemeinsam aus, eben so die älteren Religionsvorstellungen, doch dauerte diese Gemeinsamkeit nicht mehr fort zur Zeit des ältesten Vêda, sondern hat als vorvedisch zu gelten. In welchem Lande die Aryâ damals sassen, bleibt noch unentschieden[1]). Aus diesem

[1]) Siehe hierüber das treffliche Werk von Prof. Fr. Spiegel: *Erânische Alterthumskunde.*

Völkerganzen entstanden durch Zweitheilung, wie bei den Zellenbildungen der Organismen, zwei selbständige Völker: die Hindu, die wir schon betrachtet haben, und die Erânier.

In Baktrien spielt zuerst die Geschichte dieser Nordaryas, dann in Medien, bis endlich die Perser auf die Schaubühne traten, die Zügel der Weltherrschaft zu ergreifen. Baktrien besitzt eine uralte Geschichte, deren Helden heute noch in der Erinnerung der Perser leben. Von der Küste des kaspischen Meeres bis zum indischen Gebirge [1], über die Hauptprovinzen Baktrien, Medien und Persis, worin sich die Nordarier niedergelassen, waren einst zwei Sprachen verbreitet, einander nahe verwandt, doch unter sich und vom Sanskrit dialectisch verschieden: die medisch-persische, wozu die Karmaniten gehörten, und die sogdisch-baktrische; erstere das Altpersische, letztere das Zend [2]. Das Zendvolk, die erânischen Baktrer, nannten sich selbst in ihren heiligen Schriften, gleich den südlichen Indern, Aryer, *Airija;* der Name bedeutet die Herren [3], und wurde auch auf Meder, Perser und Sogdier ausgedehnt. Ein reicher Sagenschatz aus jener grauen Urzeit blieb durch die Aufschreibungen der Perser, besonders durch die gewissenhafte Dichtung Abul Kasim Mansur's, genannt Firdusi, der Paradiesische [4], im *Schah-Nameh,* dem Königsbuche erhalten. Diese erânische Heldensage ist aus verschiedenen Stoffen zusammengewoben und die Zusammensetzung dieser Stoffe in ihrer jetzigen Form ist älter als das älteste erânische Religionsbuch, das *Avesta,* denn dieses hat die Heldensage in der jetzigen Gestalt bereits gekannt. Selbstverständlich wird Niemand die Fürsten

Leipzig 1871. 8°. I. Bd. Manches auch in Krueger, *Urgeschichte des indogermanischen Völkerstammes.* Bonn 1858.

[1]) Heute Hindu-Kusch, richtiger Hindu-Kuh (pers. das indische Gebirge); im Sanskrit *Gravakasas* d. i. glänzendes Felsgebirge, daher *Graucasus* bei Plinius, *Hist. nat.* VI. 17.

[2]) Christian Lassen, *Die altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis.* Bonn 1836. 8°. Ueber das Zend: M. Haug, *Outline of a grammar of the Zend language.* Bombay. 8°. — Abel Hovelacque, *Grammaire de la langue zende.* Paris 1868. 8°. — Rask, *Ueber das Alter und die Aechtheit der Zendsprache und des Zendavesta.* Deutsch von J. H. v. d. Hagen. Berlin 1826.

[3]) Das Zendische *Airija* ist dasselbe Wort, wie das sanskritische *Arya*, Meister, Herr. (Burnouf, *Commentaire sur le Yaçna.* Paris 1833. P. 460 note 325.)

[4]) Firdusi, geb. 940, starb 1011 nach Chr. Er hat die ganze Geschichte Erâns von der Sintfluth bis zum Sturz der Sassaniden durch die Araber in einem Epos von 60,000 Doppelversen niedergeschrieben, mit einem Schwunge der Phantasie, einer Erhabenheit der Gesinnung, mit einer Schönheit der Darstellung, welche dieses Werk als eines der gewaltigsten des Menschengeistes und die stolzen Schlussworte seines Verfassers begründet erscheinen lassen:

Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
Die Welt von meinem Ruhme vollgemacht.
Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt.
Der ich die Saat des Wortes ausgesäet,
Ich sterbe nicht, wenn auch mein Geist verweht.

Durch einen so competenten Gewährsmann, wie es Prof. Fr. Spiegel ist, erhalten wir die erfreuliche Gewissheit, dass Firdusi sich streng an den überlieferten Stoff hielt und ihn nur dichterisch gestaltete. (*Erânische Alterthumskunde.*) Siehe auch dessen Aufsatz: *Das persische Königsbuch und seine Bedeutung für Geographie und Geschichte* im *Ausland* 1866. Nr. 44 S. 1041—1046, Nr. 45 S. 1066—1070, Nr. 46 S. 1083—1090.

und Vasallen des „Königsbuches“ für historisch halten; für die Geschichte des Volkes haben sie nur in so ferne einen Werth, als die Erânier selbst sie lange Zeit für historisch beglaubigt erachteten. Noch in den späteren Zeiten der Zendbücher erscheinen die Baktrer als Hirten, auf der Uebergangsstufe zu einem ackerbautreibenden Volke begriffen. Trotzdem muss in der Culturgeschichte des östlichen Erâns Baktrien der Vorrang vor den übrigen arischen Ländern eingeräumt werden. Ist auch die Hauptstadt Balkh nicht, wie die Morgenländer sagen, *Um-el-Bilad*, die „Mutter der Städte“, so war sie doch der Mittelpunct der Herrschaft in älterer Zeit [1]). Heute bietet Balkh nur in gewaltigen Trümmern die Erinnerung seiner einstigen Grösse, es erhebt sich nahezu auf den Ruinen des antiken Baktra, von dem nur mehr einzelne Erdhaufen zeigen, wo es gestanden [2]). Auch in der späteren Darstellung der alterânischen Geschichte erscheint Balkh als Sitz der Kâvja oder Kâjânier, der ältesten historischen Dynastie Osterâns und als Schauplatz der Thätigkeit Zarathustra's.

Bald treiben die erânischen Arier Ackerbau und gründen Niederlassungen, durch die Reinheit des Lebenswandels, die Schönheit und Kraft des Menschenschlages vortheilhaft abstechend gegen die üppigen und genusssüchtigen semitischen Nachbarn. Mit letzteren kommen jedoch die Erânier in Berührung, nachdem die mit dem ältesten Keyumers (Könige der Menschen) beginnenden einheimischen Dynastien, aus dem gemeinschaftlichen Mittelpuncte des *Ayryana-Varja* heraustretend, das Reich *(Vara)* immer mehr ausgedehnt und durch Bebauung seiner fruchtbarsten Gegenden allerwärts bekannt gemacht hatten. Die erânischen Dschemschyditen gerathen in Streit mit den begehrlichen Assyrern und der Krieg endet mit des ninivitischen Herrschers Zohak vollständigem Siege. Dass dies trotz der moralischen Ueberlegenheit des arischen Volkes so kommen konnte, war Folge des bereits in seinem Inneren gährenden Zersetzungsprocesses, während seine Gegner, namentlich durch den Aufschwung ihrer Riesenhauptstadt, eine festere staatliche Gestaltung erlangt zu haben scheinen.

Schon bei diesen ersten Berührungen der Arier mit der semitischen Cultur, empfingen sie von ihr die Keilschrift, welche sie ihrer Sprache anpassten; auch sonst mag die höhere Gesittung der Semiten die ihrem Einflusse ausgesetzten Arier zu höheren Stufen emporgehoben haben. Sicher war dies bei den Medern der Fall, einem rohen, rauhen und kriegerischen Reitervolke, welches seine Pfeile vergiftete und seine Bündnisse mit Blut besiegelte. Fünfhundert Jahre lang standen die Meder unter der Herrschaft der semitischen Assyrer und in diesem halben Jahrtausende trat bei ihnen eine Culturverfeinerung ein, welche sich, als sie das assyrische Joch abschüttelten und ein eigenes Reich stifteten, in dem Prachtbau der neuen Reichshauptstadt, dem stolzen Ekbatana, bekundete;

[1]) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. Bd. S. 279.

[2]) Die Stadt hiess *Zariaspa*, altpersisch *Bakhtri*, im Zend *Bachdhi.*

denn im Orient baut eine neue Dynastie immer auch eine neue Metropole. Mit Recht darf man daher die Meder zur Blüthezeit ihres Reiches als semitisirte Arier ansehen. Ihr Glanz sollte indess nicht allzulange über Asien strahlen, denn bald erstand ihnen ein neuer und siegreicher Feind in einem Volke ihres eigenen Stammes — in den Persern. Dieser entferntere dritte Hauptstamm der Aryas, ein kräftiges Gebirgsvolk, unterwarf in kurzer Frist die neben einander bestehenden drei Reiche des asiatischen Westens, Medien, Lydien und Babylon, eines nach dem anderen und dehnte seine Herrschaft weit über die Grenzen der älteren Reiche aus, östlich über das Indusland, südwestlich über Aegypten, nordwestlich auf kurze Zeit sogar über die benachbarten Küsten Europa's.

Diese Erhebung der bisher von den Medern in Botmässigkeit gehaltenen Perser vollbrachte Cyrus, Kyros *(Kurush)*, der weder der ziemlich vulgäre Held des Xenophontischen Romanes, noch der unersättlich ehrgeizige Eroberer ohne bewusstes Ziel ist, den Herodot uns schildert. Kyros ist der nationale Held, um den sich die Feudalbarone von Persis, aus deren Mitte er hervorgegangen, freiwillig und in bewundernder Anerkennung seiner Ueberlegenheit schaaren. Er führt sie gegen die Semiten und jene Arier, welche sich durch Vermischung mit den Semiten verunreinigt; dies sind ihre Racenfeinde, welche ihre Existenz von jeher bedroht haben; oben an stehen die Meder, diese semitisirten Arier. Den Besiegten begegnet Kyros mit einer Milde, die sie nicht erwarten, weil sie dieselbe ihren Gefangenen nicht gewähren; Astyages und Krösus behandelt er mit Güte, und er hat niemals daran denken können den Letzteren zu verbrennen, weil seine Religion ihm die Verunreinigung des Feuers, des reinen Elements, ausdrücklich verbot.

Das Volk, welches zuerst und am leichtesten in die persische Herrschaft sich fügte, waren dennoch die Meder, mit welchen trotz ihres semitischen Culturüberzuges die Perser gleichen Stammes, gleicher Religion und — bis auf eine geringe dialectische Verschiedenheit — auch gleicher Sprache waren. Andererseits hinderte der bestehende nationale Antagonismus die Perser so wenig, sich gerne medisches Wesen anzueignen, als in der Jetztzeit den Deutschen die Moden des französischen Erbfeindes nachzuäffen. Zweifelsohne standen die Meder auf ansehnlicher Gesittungsstufe als die noch halbbarbarischen Perser ihr Reich zertrümmerten. In solchen Fällen nimmt allemal der Sieger die Sitten des Besiegten an; dies sehen wir in China und bei den Barbaren, welche Rom vernichteten; Gothen und Langobarden nährten sich von der Cultur ihrer neuunterworfenen Unterthanen. Ein zweites aber lernen wir noch aus diesen Vorgängen, dass nämlich keine Civilisation, obgleich stets auf höherer Bildung, auf vermehrten Kenntnissen und geläuterten Anschauungen beruhend, stark genug ist, dem Anpralle roher, ungesitteter, aber ethnisch kräftiger Horden zu widerstehen. Jede Civilisation bringt unfehlbar Verweichlichung, in gewissem Grade Entnervung der Volkskraft mit sich; sie schafft erhöhte Bedürfnisse, deren Befriedigung unerlässlich

und deren Summe eben die Gesittungshöhe bildet. Mit der Steigerung der Bedürfnisse — geistige oder materielle — hält die Verweichlichung, nämlich die Gewöhnung an die Befriedigung dieser Bedürfnisse, gleichen Schritt. Im Kampfe mit Völkern, deren Bedürfnisse auf ein Minimum beschränkt sind, gehen gemeiniglich die gesitteteren unter. Um Beispiele für diesen seltsamen Satz braucht man eben nicht verlegen zu sein. Die rauhen, ungesitteten Perser stürzen die medisch-assyrische Monarchie, die höchste damalige Cultur Westasiens; rohe Barbarenhorden ergiessen sich über das hochcultivirte Rom und brechen für immer seine Weltmacht; Mongolenhorden dringen im Mittelalter fast in das Herz Europa's, überschwemmen zum mindesten dessen gesammten Osten, Staaten gründend theils auf den Trümmern theils Angesichts der altslavischen Cultur des ehrwürdigen, hundertthürmigen Kijew und Nowgorod; fanatische Muselmänner ziehen als Eroberer in das gesittete Indien ein und gründen dort Dynastien und Reiche, die heute noch bestehen, ja verschaffen selbst Verbreitung ihrem Glauben, der an geistigem Gehalt sich mit dem Brahmanismus nicht vergleichen lässt. Rohe Turkstämme werfen das stolze Byzanz nieder, wohin sich fast alle europäische Cultur im Mittelalter geflüchtet hatte; siegreich endlich wehte der Halbmond von der Citadelle zu Ofen, fast während zweier Jahrhunderte, hart im Nacken des deutschen Volkes, in einer Epoche, welche schon die höchste Culturentwicklung heranreifen sah. In allen diesen Fällen standen die Sieger culturell entschieden viel tiefer als ihre Besiegten und man wird gut thun daraus die bescheidene Lehre zu ziehen, dass im Kampfe um's Dasein die Cultur allein und unter allen Umständen die stärkste Waffe nicht ist.

Politische Entwicklung im Perserreiche.

Ursprünglich war Persien ein Feudalstaat, das erste uns begegnende Beispiel dieser Gesellschaftsordnung. Weil ich die Ansicht, das Lehenswesen des europäischen Mittelalters sei specifisch germanischen Ursprunges, nicht theile, sondern dasselbe für eine allgemeine, weder an Race noch an Zeit gebundene Erscheinung halte, will ich auf das frühzeitige Vorkommen feudaler Formen im alten Persien hiermit besonders aufmerksam machen. Zu allem Ueberflusse finden wir diese sehr deutlich ausgeprägt auch in der Geschichte China's und Japans, und überall, so lehrt der Vergleich, bewegt sich ihre Entwicklung, wenn nicht durch von aussen eingreifende Ereignisse gehemmt oder gar vernichtet, in nämlicher Richtung, um schliesslich einem mehr oder minder ausgesprochenen Despotismus zu weichen. Dieses Schauspiel gewährt nicht blos das mittelalterliche Europa, sondern auch China, in jüngerer Zeit Japan, und ebenso macht Alt-Persien keine Ausnahme von diesem universellen Gesetze. Mit der an Kyros' Namen geknüpften Machtentfaltung gewann der Staat an innerer Stärke, doch ist Kyros, sehen wir von den lügenhaften Be-

richten der Griechen ab, in den persischen Quellen nicht mehr Autokrat als Carl der Grosse unter seinen Baronen. Später folgte eine innere Organisation der bis dahin höchst lose zusammengefügten einzelnen Länder und Völker des Reiches, an dessen Spitze ein unumschränkter Herrscher stand.

Es gibt gewisse Stufen, durch welche fast jede menschliche Gesellschaft hindurchgeht auf ihrem Wege von der Barbarei bis zur Civilisation. Nun ist stets eine dieser Stufen der Despotismus in einer oder der anderen Form und wir haben alle Ursachen zu glauben, dass es der Menschheit nicht möglich ist, diese Kluft zu überspringen und mit Einem Male von primitiver Wildheit zu freier Gesittung zu gelangen. Es ist zudem ein grosser Irrthum, zu glauben, dass der Mensch von Natur die Unabhängigkeit liebe; dies ist nur der Geschmack einiger auserwählten Geister; nach oben zu schauen, zu kriechen und zu schmeicheln, den Staub unter den Füssen der Reichen und Mächtigen zu küssen, das ist nicht nur das Geschick, sondern auch der Geschmack der grossen Menge, und dem geistigen Despotismus, welcher die Voraussetzung eines Weltenschöpfers und Weltenlenkers ausübt, huldigen in der Regel selbst angebliche Freiheitshelden, Solche, die gegen den weltlichen Despotismus sich auflehnen ohne zu merken, dass ein Unterschied der Wesenheit zwischen beiden Knechtungsarten nicht besteht. Kein orientalisches Volk überhaupt vermag man zu nennen, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, das nicht stets unter dem drückendsten Despotismus geseufzt hätte — wenn es darüber seufzte. Vom alten China bis auf die bis November 1873 vor ihrem Könige im Staube kriechenden, gebildeten Siamesen der Jetztzeit, überall derselbe starre Despotismus, den nicht blos, wie Mancher lehrt, die ungeheuren Binnen- und Steppenländer Asiens und Africa's begünstigten. China, Indien, Birma, Siam, Java sind keine Flach- sondern überwiegend Gebirgslande, und doch dieselbe Erscheinung. Wo Asiaten von Asiaten regiert werden, kann es an Willkür und Bedrückung nicht fehlen. Die Geschichte zeigt aber, dass diese Völker den Druck und was wir heute so nennen, entweder gar nicht empfinden, oder doch nur ein äusserst geringes Verständniss dafür besitzen. Auch anderwärts lassen sich gleiche Erscheinungen wahrnehmen; wer die Gewalt hat, beutet sie aus, dies liegt in der Natur der Dinge, und Jemand muss die Gewalt haben. Von einem Nebeneinander der Menschen könnte nur in den Utopien eines Friedensreiches, wie es in den Köpfen einiger Schwärmer spukt, die Rede sein; die factische Anordnung ist aber durchgehends das Uebereinander, wobei die Combination der äussersten Spitze ziemlich gleichgiltig bleibt, zum mindesten an der Wesenheit der Dinge nur sehr wenig ändert. Nur Unverstand vermag daher den Persern aus der allen Asiaten eigenthümlichen servilen Demuth vor ihrem despotischen Herrscher einen speciellen Vorwurf zu machen und daraus den baldigen Ruin ihres Reiches abzuleiten. Die autokratische Stellung ihres Königs war aber auch durch die Ormuzdreligion gesichert. So lange diese in

ihrer Reinheit herrschte, war Persien gross und mächtig, es war damals wirklich eine auf die Religion gegründete Despotie, in welcher — bei gebrochener Priestermacht — alle Gewalt und Herrlichkeit sich in der Person des Herrschers vereinigte, der als Stellvertreter Ormuzd's auf Erden erschien und zugleich der Staat selbst war [1]). Der König verfügte nach Gutdünken über Land und Leute; eine Auffassung, welcher wir auch in anderen asiatischen Ländern begegnen; dass in China alles Grundeigenthum Staatseigenthum war, habe ich an gehöriger Stelle angeführt; bei den malayischen Javanen hat sich diese Anschauung bis in die neueste Zeit erhalten.

Auf der Idee, dass Menschen von anderen besessen werden können, beruhte zugleich die Sclaverei, die Grundlage der Civilisation des gesammten Alterthums, Griechenland und Rom nicht ausgenommen. Der Begriff der „Freiheit“ war in jenen Zeiten eben so unentwickelt, wie jener der „Gleichheit“; bei den Asiaten mangelte er so zu sagen gänzlich. Die Perser hatten daher eine Art Kasteneintheilung ähnlich jener ihrer Stammverwandten, der arischen Inder: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbsleute. Wenn diese Kasten auch nie zu solcher Prägnanz gelangten, wie in Indien, so waren doch jedenfalls die Standesunterschiede scharf markirt. Auch darin zeigt die Geschichte, dass seit Jahrtausenden die socialen Einrichtungen im Wesentlichen stationär geblieben. Noch in der Gegenwart schmäht der Bürger die Privilegien des Adels und ist dabei bedächtig sich selbst zu privilegiren; der Handwerker schmäht desgleichen die bevorzugten Stände und bedauert gleich darauf, dass man ihm den Zunftzopf abgeschnitten; kurz jeder Einzelne tadelt die Vorrechte Anderer, während er ängstlich darauf bedacht ist, sich die eigenen zu wahren. Eine Gleichberechtigung der Stände bleibt ein unlösbares Problem, so lange Keiner sich seiner Rechte entschlagen will, vielmehr bemüht ist, für sich neue Privilegien zu finden. Dass er aber dies thut, dies thun muss, ist die natürliche Folge des grossen Naturgesetzes vom Kampfe um's Dasein, worin jeder für sich die grösstmöglichen Vortheile zu erringen strebt. So weit wir daher in der Geschichte zurückblicken können, überall finden wir das Kastenwesen eingeführt; gleichviel ob der Staat nach oligarchischen, monarchischen oder republikanischen Grundsätzen regiert wurde, er hatte immer seine bevorzugten Stände, die es für ihre Pflicht hielten, über das Wohl des Staates und — über ihr eigenes zu wachen. Die hartnäckigen, seit Jahrtausenden um diese Privilegien geführten Kämpfe haben nie den Zweck diese selbst ausser Cours zu setzen, sondern nur den, sie auf einen andern Stand zu übertragen. Ob das bevorzugte Geschlecht aber so oder so heisst, ändert nichts an der Sache selbst.

In der grossen persischen Monarchie bildete das Volk der Perser den Adel des Reichs; nach ihnen kamen die Meder, dann die Völker, die sich freiwillig unterworfen, endlich jene, die nach langem

[1]) *L'Etat c'est moi*, schon vor mehr denn 2000 Jahren.

Widerstande sich ergeben hatten. Aus dem bevorzugten Stamme der Perser gingen die Würdenträger des Reiches hervor; der Hof- und Verwaltungsstellen gab es eine Menge, was die Regierung sehr schwerfällig machte. Anfänglich ward auf kriegerische Bildung viel Werth gelegt; es gab zu diesem Zwecke eigene Cadettenhäuser; überhaupt besorgte der Staat, an Stelle der Eltern, die Erziehung der Kinder; auf Kinderreichthum waren Preise ausgesetzt. Polygamie herrschte, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, schon in den frühesten Zeiten und brachte naturgemäss die väterliche Gewalt zur vollsten Geltung. Wo die patriarchalischen Verhältnisse eine solche Familiendespotie bedingen, stehen die Völker stets auch in strenger Abhängigkeit von dem Volksobersten, dem Könige, selbst dann, wenn sich mit diesem keine religiösen Begriffe verbinden sollten. In den einzelnen Provinzen war der Satrap Stellvertreter des Monarchen und geberdete sich auch als solcher. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches war eine solche Einrichtung nicht zu vermeiden; die Gebrechen dieser „Satrapenwirthschaft" liegen in der Natur der Dinge selbst und haben sich unter ähnlichen Umständen allemal wiederholt. Nicht um ein Haar besser erging es dem alexandrinischen Weltreiche, welches jenes der Perser stürzte, dem römischen Reiche als es durch Proconsulen die entfernten Provinzen regieren lassen musste, in neuester Zeit der napoleonischen Universalmonarchie und in der Gegenwart bis zu gewissem Grade dem russischen Staate und der nordamerikanischen Republik. Auch der Ausdehnung der Staatswesen sind von der Natur Grenzen gezogen, über welche hinaus nur die äusserste despotische Gewalt ein Zusammenhalten ermöglicht, wie der jüngste amerikanische Bürgerkrieg lehrt. Meist aber ist der Träger der Staatsgewalt genöthigt, in den entfernten Landestheilen seine Macht an Einzelne oder an untergeordnete Gewalten zu übertragen, welche allemal sich die gleichen Vorrechte vindiciren, die Provinzen nach Kräften für eigene Rechnung ausbeuten und bedrücken, schliesslich aber nach Unabhängigkeit streben. Es bleibt dabei völlig gleichgiltig, ob die Staatsform monarchisch oder republikanisch, denn in beiden gedeiht in gleicher Weise der Despotismus. Das Joch der römischen Republik ward schwerer noch ertragen als jenes der mittelalterlichen Monarchen, wie denn begreiflich die Tyrannei einer Mehrheit weit drückender und schwerer zu brechen ist, als die eines Einzelnen.

So hatte sich allmählig zur Zeit als der makedonische Alexander in Asien einbrach, eine Autokratie der schlimmsten Art gebildet; die letzten Achämeniden opferten gar die Perser, den eigentlichen Kern des Reiches, den übrigen Nationalitäten. Der makedonische Eroberer, dessen räthselhafte Erfolge durch die neuerschlossenen persischen Quellen in ganz neuem Lichte erschienen, war Politiker genug, die missvergnügten persischen Barone in seinen Rath zu ziehen und ihnen einen Einfluss auf die Lenkung der öffentlichen Angelegenheiten wiederzugeben, den sie lange verloren hatten. Wie sein Vater Grieche wurde um Griechenland zu beherrschen, so wurde

Alexander Erânier, adoptirte Sitten und Gebräuche des Landes und unterschied sich durch nichts von seinen neuen Unterthanen. Es ist verständlich und begreiflich, was die persischen Quellen berichten, dass die Erânier ihre Fürsten, welche sie beherrschten und unterdrückten, sehr gerne mit dem jungen Helden vertauschten, der ihre Rechte anzuerkennen geneigt war und zugleich das alte Reich mit neuem Glanze umkleidete. So erscheint der Sturz der Achämeniden weit weniger durch die militärischen Operationen Alexander's als durch eine dynastische Revolution herbeigeführt, welche wenig geneigt war dem Eroberer, der eine drückende Herrschaft brach, einen energischen Widerstand entgegenzusetzen [1]).

Die altpersische Cultur.

Die Cultur der Perser [2]) fordert zu ernsten Betrachtungen heraus. Obzwar vielfach auf assyrischer Grundlage ruhend, hat sie doch dieselbe hier und da nicht völlig erreicht. Ungezwungen erklären sich beide Erscheinungen. Die assyrische Gesittung hatte ganz Vorderasien überzogen und auch die Meder, die Vorbilder der stammverwandten Perser. Assyrische Sitten und Kenntnisse wurden ihnen also zunächst durch die Meder vermittelt. Jung und erst emporstrebend, vermochten sie indess nicht sofort ihre Meister zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen; in den meisten Dingen waren die Perser erst Anfänger und es ist irrig in der persischen Kunst eine Entartung der assyrischen zu erblicken; völlig lächerlich aber die Behauptung, die Kunst der Perser konnte nie werden, was die griechische war, vor Allem, weil sie blos dem Könige diente und ihr der republikanische Geist fremd war, der Hellas beseelte. Die grossartigen Ruinen der Hauptstädte des Landes, Susa, Pasargadae und besonders des reizend gelegenen Persepolis (richtiger Neu-Pasargadae), bestehend in Trümmern von Königsburgen und Palästen mit Thorhallen, Säulengängen, Marmortreppen und Wänden voll Inschriften und Bildnerei, sowie in Königsgräbern und zahllosen Ueberresten von Statuen, Basreliefs und anderen Sculpturwerken, welche Götter und symbolische Wunderthiere, unterjochte Völker, Geschenke bringende Boten und dienende Hofleute in geschmückten Gewändern darstellen und ein Abbild des ganzen persischen Staatslebens vorführen, beweisen, dass die Perser in den Künsten, namentlich in Baukunst und Bildhauerei hinter anderen Morgenländern nicht

[1]) Das anerkannt beste Werk der Neuzeit über persische Geschichte bleibt: Cte. de Gobineau, *Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins, et particulièrement d'après des Mss. orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées etc.* Paris 1870. 8°. 2 Bde. Von den älteren Werken sind zu nennen vor Allem Malcolm, *History of Persia.* Deutsch von Becker und Spazier. 1830. — James B. Fraser, *Historical and descriptive account of Persia from the earliest ages to the present time.* New-York 1836. 8°.

[2]) Siehe *Civilization of the ancient Persians.* (*National Quarterly Review.* New-York. September 1865.)

zurückstanden. Dass die später zur Entwicklung gekommenen Perser in künstlerischer Beziehung auf den Schultern der von ihnen bezwungenen älteren Mesopotamiern stehen, ist selbstverständlich. Trotz der grossen Verwandtschaft der persischen mit der assyrischen Architektur in manchen Dingen zeigen doch schon die Ruinen einen so gründlichen Unterschied, dass eine nahezu absolute Identificirung der Kunst beider Völker nicht gebilligt werden kann, und ein hoher Grad selbständiger Stellung wenigstens in der Architektur Persien gewahrt bleiben muss. Ja die Perser haben — und darin bestand ihr künstlerischer Hauptvorzug vor ihren assyrischen und babylonischen Vorgängern — die volle Bedeutung der Säulen als raumöffnende und erweiternde freie Stützen, wie die Aegypter, erkannt und ihnen auch mit grosser Sorgfalt eine besondere stylistische Durchbildung gewidmet. Damit widerlegt sich auch die völlig unerweisliche Vermuthung, dass es nicht Perser, sondern Künstler von den besiegten Völkern gewesen, welche die gedachten Werke aufführten. Weit weniger Selbständigkeit, wie in der Architektur, entfalteten die Perser in der Plastik, worin sie sich ganz und gar als die schwach begabten Schüler der Assyrer zeigen. Ueber ihre Malerei aber haben wir gar keinen Anhalt, weil weder Reste noch Berichte vorliegen. Doch gewann die persische Kunst im Ganzen wenigstens den Vorzug, dass die drei Künste in ihrer Anwendung in richtigem Verhältnisse standen [1]).

Mit der Herrschaft der Perser ward der Semitismus in den Hintergrund gedrängt, in so ferne als Zarathustra's Religion und das arische Sprachthum ansehnlich an Verbreitung gewannen. Die von den Semiten benützte Keilschrift nahmen sie zwar von diesen an, allein mit der assyrischen hat die persische nichts weiter gemein, als dass ihre Charaktere gleichfalls in Formen von Keilen gebildet sind; sie ist aber vollständig alphabetisch und der arischen Sprache der Perser angepasst [2]). Die persischen Leistungen in Wissenschaft und Literatur entziehen sich unserer Beurtheilung, weil nichts davon auf uns gekommen. Wir wissen nur, dass die Wissenschaften, wie überall, in den Händen der Priesterschaft lagen. Es ist noch kein Zeichen von geographischer Unkenntniss, wenn man am Hofe des gewaltigen Susa, das 120, nach Polykletus 1200 Stadien im Umfange hatte, kaum wusste von der Existenz des damals noch wenig bedeutenden Athen oder Sparta, eigentlich ein grosses Dorf, das nach den günstigsten Schätzungen nie mehr denn 60,000 Einwohner zählte. Im Gegentheile scheinen die geographischen Kenntnisse der Perser gar nicht gering gewesen zu sein; entsandte doch Dareios eine

[1]) Franz Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums.* Leipzig 1871. 8°. S. 94—124.

[2]) Benfey, *Die persischen Keilschriften mit Uebersetzung und Glossen.* Leipzig 1847. Ferner die ausgezeichnete Schrift des gelehrten Grafen Gobineau, *Traité des écritures cunéiformes.* Paris 1864. — Holtzmann, *Beiträge zur Erklärung der persischen Keilschrift.* Karlsruhe 1840. — Rawlinson, *The persian cuneiform inscription of Behistun.* London 1846. — Von allen aber das Beste bleibt: Fr. Spiegel, *Die altpersischen Keilschriften. Uebersetzung Grammatik und Glossar.* Leipzig 1862.

Expedition zur Erforschung des Indus, und zudem wissen wir, dass von Asien das Meiste unter Dareios entdeckt wurde [1]). Die persische Zeiteintheilung war vollständig geordnet [2]). Manch' herrliche Einrichtung blühte endlich in ihrem Reiche, wie beispielsweise der geregelte Postdienst, welcher den Verkehr zwischen den weit entfernten Provinzen vermittelte.

Als unter Kyros und seinem Nachfolger Kambyses die Perser als Eroberer auftraten und ihre siegreichen, meist aus Reiterei bestehenden Heere bis nach Aegypten führten, standen sie noch im Vollgenusse ihrer Naturkraft. Sobald sie jedoch der fremden Civilisation Zugang gestatteten, gebrach es ihnen an Macht zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen nach Aussen. Was endlich den Verfall des persischen Reiches einleitete, war das Einschleichen des Astartecultus mit seiner verweichlichenden und verwirrenden Sinnlichkeit, zu welchem später noch der Mithrasdienst kam. Die Perser kannten anfänglich keine Götterbilder und erst später werden Götter als sinnlich wahrnehmbare Wesen beschrieben, was mit dem Eindringen der fremden Religionsanschauungen, besonders der Naturgöttin Astarte, die den fremden Namen *Anahita* führte, zusammenhing. Den Dienst der Anahita versahen auch nicht die Magier, sondern dieser brachte das den Persern fremde Institut von Priesterinnen mit sich. Die Verehrung der Göttin fasste wohl zuerst in West-Erân Fuss; die Meder begannen mit der Einführung ihres Dienstes, der in Persien zur Zeit seines Unterganges noch kein hohes Alter erreicht hatte [3]). Mit Zunahme der Cultur wuchs auch die Schwäche des Reiches. Manche Schriftsteller verabsäumen es, auf den tiefen Unterschied hinzuweisen, der zwischen den Persern des Kyros und jenen des Xerxes bestand und indem sie stets das Bild des letzteren zeigen, erwecken sie irrige Vorstellungen. Die Wahrheit ist, dass wenig Völker in so kurzer Frist aus Barbarei zu hoher Gesittung hinanstiegen wie die Perser, zu rasch um nicht unter den Folgen dieser Ueberhastung zu Grunde zu gehen. In der späteren Zeit fanden gar viele Griechen den Weg an den Hof der persischen Fürsten, wo sie, indem sie es sich gütlich geschehen liessen, hellenische Ideen und Anschauungen verbreiteten [4]). Dabei zogen aber zugleich Luxus und Sinnengenüsse in überschwänglichem Maasse ein. Der fabelhafte Prunk der persischen Könige und Satrapen in Gewändern, Bedienung und Tafelfreuden [5]) war ein Ueberkommniss fremder Stämme, deren Einflüssen die arische Race mehr denn irgend eine sich zugänglich

[1]) Herodot. IV. 44.

[2]) Vgl. Langlès, *Sur le calendrier persan*, in Chardin, *Voyage à Ispahan*. T. II. S. 265.

[3]) Justi, *Ueber die zoroastrische Religion* (*Ausland* 1871. Nr. 11. S. 155—256), sagt aber, dass der ausschweifende Pomp der Bacchanalien bei den Persern keinen Eingang gefunden habe. Anahita hatte in Ekbatana eine eigene Priesterin, welche ein reines Leben führen musste.

[4]) *Civilization of the ancient Persians*. A. a. O.

[5]) Sehr anziehend und mit grosser Fachkenntniss geschildert von Prof. Ferd. Justi in seiner Schrift: *Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius*. (*Sammlung gemeinverständlicher Vorträge* von Virchow und Holtzendorff. 1873. Nr. 178.)

finden lässt. Von den Lydern lernten sie die mit dem Mithrasdienste verbundenen geschlechtlichen Ausschweifungen, die zu wahren Orgien in den Familien selbst ausarteten, woran bei tollem Tanze und unter den Klängen einer sinnberauschenden Musik die Frauen des Harems und die Töchter des Hauses unverschleiert und endlich halbnackt theilnahmen, in Gegenwart ihrer Väter, Gatten, Brüder oder Kinder den nicht minder betrunkenen Gästen sich preisgebend [1]).

Dies waren die Perser, welche der makedonische Alexander bekriegte. Entnervt und übersättigt standen sie damals auf einer Culturhöhe, zu der jene der rauhen Makedonier in keiner Weise hinanreichte; sie, die in Prunk und Luxus allen Lebensgenüssen steigender Gesittung fröhnten, vermochten nicht dem kräftigen Häuflein eines rohen thrakischen Volkes zu widerstehen, dem noch seine volle Naturkraft innewohnte. Blos leere Phrase ist es jedoch, dass der Geist über die rohe Masse, die Freiheit über Unterdrückung, die Cultur über Barbarei siegte. Der persische Despotismus ward gebrochen durch den Despotismus Alexander's, der den Unterdrückten keine Freiheit, sondern neue Unterdrückung brachte. Nur ihre Herren wechselten die Völker. Vollends aber war es nicht die Cultur, welche siegte, sondern die da besiegt ward.

Dem denkenden Beobachter mag die Culturentfaltung des Perserreiches eine Lehre sein, dass auch im Völkerleben das grosse Naturgesetz *natura non facit saltus* seine volle Geltung besitzt und nicht ungestraft missachtet wird. Jähe Entwicklung führt auch zu jähem Sturze. Wenn geklagt wird, dass die Perser nur erobernd und vernichtend gewirkt, aber keine dauernden Werke geschaffen hätten, so erklärt sich dies sehr natürlich aus der kurzen Dauer ihrer Herrschaft. In der ihnen gegönnten Spanne Zeit fand keine allmählige Culturentfaltung Platz, nur eine Ueberstürzung in dem Aufsaugen fremder Culturelemente. Gleichwie die Blüthe, worein ein böser Wurm sich nistet, verdorrt und abfällt ohne zur Frucht zu treiben, barg die allzu rasche Frühreife der persischen Gesittung den Todeskeim in sich. Ist es aber gestattet, in den oben erwähnten Gründen für diese Frühreife natürliche Ursachen zu erkennen, so war auch ihr rascher Verfall eine natürliche Folge.

[1]) P. Dufour, *Histoire de la Prostitution*. I. S. 44—45.

Die hamitische Cultur im Nilthale.

Alter und Abstammung des ägyptischen Volkes [1].

Unter allen bekannten Völkern besitzt das Aegyptische die am besten beglaubigte und am tiefsten hinabreichende Geschichte. Trotz aller Unsicherheit der ägyptischen Chronologie darf man doch mit ziemlicher Verlässlichkeit den Anfang der ägyptischen Geschichte um das Jahr 4500 vor unserer Zeitrechnung annehmen [2]. Da aber erfahrungsgemäss die Bildung eines monarchischen Einheitsstaates, der wie der ägyptische nicht auf Eroberungen, sondern auf friedliche Elemente sich gründete, eine langjährige Culturentwicklung voraussetzt, so sind wohl mindestens 1000 Jahre für jene Periode anzusetzen, innerhalb welcher sich das Volk zu dem entwickelte, als welches es uns unter seinen ersten Königen entgegentritt. Es wäre damit das Jahr 5500 v. Chr. als jener Punct gewonnen, bis zu welchem wir, zwar nicht den ägyptischen Staat, aber das ägyptische oder Retu-Volk zurück zu verfolgen im Stande sind.

Dieses Volk nun war im Nillande keineswegs autochthon; die Aegypter sind vielmehr aus Asien eingewanderte Hamiten [3]. Dies wird durch zweierlei bestätigt, zunächst durch ihre ethnographische Verwandtschaft mit mehreren Völkern Nordafrica's, die ebenfalls dort eingewandert sind, nämlich den Berbern [4]), Galla, Somâli, Dankali,

[1]) Ernest Desjardins, *Les découvertes de l'Égyptologie française. Les missions et les travaux de M. Mariette* (*Revue des deux Mondes* vom 15. März 1874, S. 298—340) und *Histoire d'Égypte dès les premiers temps de son existence*, par Henri Brugsch-Bey. Leipzig. J. C. Hinschius. Deuxième Edition. 1875. 8⁰.

[2]) Nach dem Urtheile des gewiegten Dr. S. Birch kann man indess eine beglaubigte Geschichte Aegyptens nicht weiter rückwärts datiren als 3000 v. Chr.

[3]) Eine gewisse Schule von Aegyptologen, deren wichtigster Vorkämpfer Professor Georg Ebers ist, verficht das ursprüngliche Semitenthum der alten Nilanwohner. Dass gegenwärtig semitische Elemente in Unter-Aegypten vorhanden, ist allerdings unzweifelhaft, für die Frage von der Abstammung der Retu aber völlig irrelevant. Im Gegensatze zu der erwähnten Schule vertheidigt Prof. Robert Hartmann die Wahrscheinlichkeit, dass die Aegypter nubische Kuschiten (Hamiten?) gewesen. Vgl. *Einiges über Ursachen und Wirkungen der im älteren und neueren Africa stattgehabten und noch gegenwärtig stattfindenden Völkerwanderungen.* (*Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin* 1872. S. 497—538.)

[4]) General Faidherbe ist indess durch seine bei Rocknia (am Westabhange des Djebel Debagh in der algerischen Provinz Constantine) vorgenommenen Ausgrabungen einer Nekropolis von 3000 megalithischen Gräbern zu dem Schlusse gelangt, dass die Libyer oder Berber nicht mit den Aegyptern, sondern mit den ältesten Bewohnern des westlichen Europa verwandt seien. (Petermanns *Geograph. Mittheil.* 1869. S. 43.)

dann durch ihre Racenverwandtschaft mit den Semiten und Indogermanen [1]), mit welchen zusammen die Hamiten die mittelländische Race bilden. Von den aus Asien ausgezogenen Hamiten, körperlich und sprachlich mit den Semiten in innigster Verwandtschaft stehend, waren die Aegypter die letzten, da wir sie an der Schwelle Asien's sesshaft finden, während ihre nächsten Verwandten, da sie die Länder Nord- und Ostafrica's inne haben, vor den Aegyptern dort eingezogen sein müssen. Wahrscheinlich war das Land früher im Besitze der gegenwärtig inmitten der Negervölker verbreiteten Fulah-Race. Sie musste jedoch den geistig und körperlich überlegenen fremden Einwanderern Platz machen und sich nach dem Süden zurückziehen [2]). Die Verwandtschaft der Fulah-Race mit der Mittelländischen, so wie manche Berührungspuncte der Fulah mit den hamitischen Idiomen scheinen auf eingetretene Mischung schliessen zu lassen [3]). So bestand denn die Bevölkerung Aegyptens durchaus nicht aus homogenen Elementen, vielmehr lassen sich nebst den hamitischen Weissen mit schlichtem Haare noch Braune, die eben erwähnten Fulah, und Schwarze, nämlich Neger (*Nahasu* der Inschriften) unterscheiden, deren Stämme im frühesten Alterthume bis dicht an die Grenzen Aegyptens sich erstreckten [4]). Ob in den Altägyptern schon Negerblut steckte, wird theils verneint [5]), theils bejaht [6]). In letzterem Falle müssten Neger ein stärkeres Element denn nur Kriegs- und Haus-Sclaven gewesen sein, und darauf lässt die Fülle echtafricanischer Institutionen, Sitten und Gebräuche schliessen, die sich in Alt-Aegypten wiederfinden [7]). Jedenfalls waren auch die Weissen

[1]) Dies ist auch die Ansicht von Heinrich Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 5—6, nur dass er als Kuschiten bezeichnet, was hier Hamiten genannt wird.

[2]) Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. Leipzig 1860. 8°. II. Bd. S. 459.

[3]) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie* (Behms *Geogr. Jahrbuch*. IV. Bd. S. 300—311) und: *Allgem. Ethnographie*. S. 62—64.

[4]) Brugsch. A a. O. S. 8.

[5]) Mengin et Jomard, *Histoire sommaire de l'Égypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly*. Paris 1839. 8°. II. Vol. S. 406.

[6]) Friedr. Müller, *Ethnographie*. S. 191. Perty, *Ethnographie*. S. 103.

[7]) Niemanden, der das Schweinfurth'sche Prachtwerk: *Artes africanae* (Leipzig 1875. fol.) sorgfältig studirt, wird die merkwürdige Thatsache entgehen, dass unter den Geräthen der heutigen Negervölker viele eine offenbare Verwandtschaft wenn nicht Identität mit jenen der Retu bekunden. So fand man in altägyptischen Gräbern kupferne Haarnadeln, ähnlich jenen, deren sich jetzt die Bongo-Frauen bedienen. Gleiches gilt von dem Bongo-Löffel; ja sogar die bei den altägyptischen Löffeln wahrgenommene Form des Stieles mit zwei stachelartigen Ansätzen kommt noch bei den Mittu vor. Auch die Muschelschalen der Anodonten, wie sie noch heute bei vielen Negervölkern als Löffel Verwendung finden, waren zu gleichem Zwecke bei den Retu in Gebrauch. Die Blasebälge der alten Aegypter haben, wie die zu Theben erhaltenen Wandgemälde darthun, die Luft stets durch zwei Röhren ausströmen lassen, wie wir dies an den Bongo-Blasebälgen sehen. Die bei den Bongo übliche Methode der Mehlbereitung wurde, wie zahlreiche Tempelgemälde bezeugen, schon von den Retu befolgt. In der ägyptischen Abtheilung des britischen Museums ist ein in seiner Gestalt völlig identischer Bronzekoller zu sehen, wie solcher als seltener Schmuck und aus Eisen von Niamniam-Häuptlingen und ihren Familien getragen wird. Harfen mit guitarrenartigen Resonanzboden waren ebenfalls im alten Aegypten gebräuchlich. Die Museen von London und Berlin enthalten eine ganze Anzahl von Resten derselben, welche auf's Vollkommenste mit dem *Kundih* der Niamniam übereinstimmen.

Aegyptens stark gebräunt, wenngleich nicht so dunkel wie die Fulahs. Im Nildelta, am heutigen Menzaleh-See, sassen semitische Stämme, welche die Aegypter als *Amu* bezeichneten. Viele Städte jener Gegend, und die Hauptstadt der Amu selbst, Zan [1]), führen rein semitische Namen [2]). Mit den herabgekommenen Aegyptern vermischten sich später die eindringenden Araber; aus dieser Kreuzung entsprang der Fellah der Gegenwart. Andererseits blieb aber ein Theil der Eingebornen, wie ein Theil der Araber unvermischt. Erstere sind die heutigen Kopten, die directesten Nachkommen der alten hamitischen Aegypter [3]). Ob man die heutigen Bedscha's, einen äthiopischen Stamm, für Nachkommen der Bevölkerung des alten Culturstaates Meroe betrachten könne, ist nicht zu entscheiden. Meroe war aber im Alterthume von einem Volke bewohnt, welches allen Anspruch hat, das äthiopische im engeren Sinne zu heissen [4]).

Der Staat Meroe.

Dieses äthiopische Mesopotamien, in dem inneren Vereinigungswinkel des Bahr el Azrek (blauen Nil) und Atbara, dehnt sich in einer schildförmigen Gestalt von 15° 15' bis 17° 40' n. Br. aus, etwa 25 geographische Meilen lang [5]). Gleichsam als letzter Vorsprung des nördlichen Alpenlandes war diese Insel gewiss sehr frühe schon bewohnt und durch ihre ringsum gesicherte Lage vorzüglich zu einem Culturlande geeignet. In und um Meroe hatten sich mehrere Volksstämme gelagert, in ihrer Lebensweise von der Natur des Landes abhängig. Einige trieben Ackerbau, andere waren viehzüchtende Nomaden, andere endlich Jäger. Ueber alle jene, durch ihre Lebensweise getrennten Stämme übte aber die Metropole Meroe [6]) eine dauernde Herrschaft aus. Die Form dieses Staates war hierarchischer Aristokratismus, welcher der Fürstengewalt um so unauflösbarere Ketten anlegte, als sie das Gepräge der Theokratie trugen. Die Natur dieser Verfassung schloss Eroberungssucht in sich. Der König war zugleich erster Priester des Ammon [7]) und Meroe ein erobernder Staat. Trotzdem keine Spur von Kasteneintheilung, und das theokratische Königthum scheint kein Hinderniss für die Ausbildung von Industrie und Handel gewesen zu sein. Aethiopien war wegen seines Gewerbfleisses selbst in Asien berühmt. Die eigentliche Geschichte Meroe's, dessen staatliche Anfänge vor das vierte

[1]) Das Zoan der Bibel und Tanis der Classiker.

[2]) Brugsch. A. a. O. S. 9.

[3]) Heinrich Stephan, *Das heutige Aegypten*. Leipzig 1872. 8°. S. 61.

[4]) Richard Lepsius, *Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai*. Berlin 1852. 8°. S. 266.

[5]) Siehe darüber F. Caillaud, *Voyage à Meroé, au fleuve blanc, à Syouah et dans cinq autres oasis*. Paris 1826.

[6]) Vgl. Ritters *Erdkunde*. I. 563. Das heutige Shendy. Die Ruinen der Stadt finden sich zu Assur (A'syr bei Lepsius) bei Shendy.

[7]) Lepsius. A. a. O. S. 217.

Jahrtausend v. Chr. gerückt werden, ist völlig unbekannt; wir wissen nur, dass der ägyptische Sesostris in dasselbe einbrach und sich das Land unterwarf. Während der persischen Periode Aegyptens scheint Meroe endlich von seiner Grösse gesunken und in mehrere Staaten zerfallen zu sein [1]).

Wie alt indessen die Cultur in Aethiopien auch gewesen sein mag, so ist doch von einer äthiopischen Urbildung keine Rede [2]). Aegypten hat seine Cultur nicht von Aethiopien oder Meroe aus empfangen [3]), allein eben so voreilig wäre der Schluss, dass die Aethiopier unter den historischen Culturvölkern gar nicht existirten; dagegen sprechen die merkwürdigen Ruinen, Alterthümer und Inschriften zu Axum und auf dem abessinischen Hochplateau zu beredt [4]). Wahrscheinlich war diese äthiopische Cultur ägyptischen Ursprungs und lief auf eine grobe Nachahmung der ägyptischen Vorbilder hinaus; die äthiopische Kunst verräth eine Entartung des ägyptischen Styles und eben so verhielt es sich mit den Kenntnissen [5]). Im Allgemeinen darf man wohl glauben, dass die Aethiopier durch die Annahme ägyptischer Sitten entwildert wurden [6]).

Anfänge der ägyptischen Cultur.

Die Anfänge der ägyptischen Cultur lassen sich wegen der Unsicherheiten in der Chronologie [7]) nicht mit Gewissheit bestimmen; fest steht jedoch, dass sie in hohes Alter hinaufreichen, ja in ein höheres denn irgend eines von dem uns beglaubigte Kunde geworden [8]).

Auf der Hochebene zwischen dem Thale Biban-el-moluq und den Höhenzügen, auf denen die pharaonischen Baudenkmäler von Deir-el-Bahari sich erheben, liegt eine unzählige Menge bearbeiteter Feuersteine, Pfeil- und Lanzenspitzen, Beile, Messer, Bohrer, Nuclei aus der neolithischen Periode [9]), welche auf ein ehemaliges Steinalter

1) J. D. v. Braunschweig, *Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthume.* Hamburg 1830. 8⁰. I. Bd. S. 17—49.

2) Lepsius. A. a. O. S. 148, 267.

3) H. Brugsch. A. a. O. S. 6.

4) Siehe darüber: Th. Heuglin, *Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartum.* Jena 1868. 8⁰. S. 147—153.

5) Brugsch. A. a. O. S. 7. Sowohl die Hieroglyphen als die äthiopisch-demotische Schrift war von den Aegyptern entlehnt. (Lepsius. A. a. O. S. 218—220.)

6) Herodot. II. 30 gibt davon ein Beispiel.

7) Ueber Chronologie handeln: Fr. Barucchi, *Discorsi critici sopra la cronologia egizia.* Torino 1844. 4⁰. Lepsius, *Vorbereitungen zur ägyptischen Chronologie.* Berlin 1848. J. Lieblein, *Aegyptische Chronologie. Ein kritischer Versuch.* Christiania 1863. 8⁰. Eine neue Hypothese über die ägyptische Zeitrechnung stellt auf L. Noak, *Die Pharaonen im Bibellande.* Frankfurt a/M. 1870. 8⁰. Die Chronologie von Brugsch nennt Desjardins chimerisch. (*Revue des deux Mondes* vom 15. März 1874. S. 301.)

8) Vgl. Tylor, *Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 55.

9) Die Gegenstände sind beschrieben von Adrien Arcelin in *L'âge de pierre en Égypte* bei Mortillet, *Matériaux.* 5me année, 2de série. S. 136. Die Entdeckung geschah im Herbste 1869 durch die französischen Gelehrten E. Hamy und F. Lenormant. (Vgl. *Ausland* 1869. Nr. 52. S. 1244.)

in Aegypten hindeuten. Später fanden sich ähnliche Steinwerkzeuge in den alten Türkisminen [1]), am Vorgebirge des Sinai zu Wady Sidrey und Wady Magharah [2]). Der Versuch, diese Geräthe für natürliche, durch Einwirkung der Sonne und Atmosphäre entstandene Sprengstücke zu erklären [3]), ist dermalen wohl besserer Einsicht gewichen [4]). Ist auch nicht erwiesen, dass dieses Steinalter in das historische Aegypten hineinrage [5]), so ist es selbst doch kaum mehr zweifelhaft [6]), muss aber in weite historische Fernen zurückführen, da die Kenntniss der Metalle bei den Aegyptern nachweislich uralt ist. Schon unter den ersten Pharaonen muss das Volk des Nils die Metalle gekannt haben [7]), jedoch bewahrte es noch die Erinnerung an eine vorausgegangene Epoche des Steines, ja die Aegypter sind vielleicht das einzige Culturvolk, welches selbst in seiner Sprache noch eine Spur jener alten, fast verschollenen Zeit zurückgelassen hat [8]). Obgleich schon unter den ersten Dynastien die Bronze bekannt und sehr verbreitet war [9]), scheint doch, selbst von den Fällen abgesehen, wo sich der Gebrauch von Steingeräthen durch seine Verknüpfung mit Cultus und Aberglauben in die historische Zeit hinüberrettete, in Aegypten der Gebrauch der Steinwerkzeuge länger fortgedauert zu haben als anderwärts [10]). So mochte sich noch unter der dritten (manethonischen) Dynastie das Volk steinerner Waffen bedienen [11]). Immerhin aber werden wir auch dem Eisen ein hohes Alter zuerkennen müssen; der Pyramidenbau wurde wohl mit Hilfe eiserner Werkzeuge ausgeführt.

[1]) Diese wurden von den Aegyptern der dritten und der dreizehnten Dynastie Manetho's bearbeitet, wie dies die auf das Gestein eingegrabenen Inschriften beweisen.

[2]) Siehe über diesen Fund: *Les Mondes*. Vol. XXIII. (1870.) S. 562 und *Ausland* 1870. Nr. 7. S. 168.

[3]) Einen solchen wagte R. Lepsius.

[4]) Den Stand der Frage siehe in: Bär und Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch.* Leipzig 1874. 8°. S. 68—70.

[5]) Chabas, *Etudes sur l'antiquité historique d'après les sources égyptiennes et les monuments réputés préhistoriques.* Paris 1872. 8°. S. 452, 453, 461, 488 spricht sich dagegen aus und sagt, das Steinalter hätte bei keinem Volke der Welt Spuren hinterlassen.

[6]) Siehe über diese interessante Streitfrage Prof. Dr. Jos. Lauth im *Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie* 1873. Nr. 5. S. 36—38 und in seinen *Aegyptischen Reisebriefen* (*Beil. zur Allgem. Zeitung* 1873. Nr. 54), dann: *Ausland* 1873. Nr. 30. S. 594, endlich: *Vierteljahrs-Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften.* 1875. (III. Bd.) S. 58—63.

[7]) Zu diesem Resultate führen vor Allem die unter Linant-Bey 1851—1854 im Alluvial-Lande des Nildeltas angestellten Ausgrabungen; die von dem Engländer Leonhard Horner und dem Armenier Hekekyan-Bey ausgeführten Bohrungen bei Heliopolis und Memphis ergaben noch 8m unter der Oberfläche des heutigen Alluviums ein Kupfermesser.

[8]) Wenn nämlich die Wurzel *ba* im Aegyptischen „Stein" bedeutet; J. Lauth aber deutet es auf Eisen und zwar Meteoreisen. (Siehe seinen kurzen Aufsatz: *Altes Eisen* in der *Allgem. Zeitung* vom 12. Januar 1868.) Auch Chabas. A. a. O. S. 69 behauptet, die Aegypter hätten das Eisen gekannt *même avant l'aube de leurs temps historiques.* Siehe ferner Lepsius, *Die Metalle in den ägyptischen Inschriften.* Berlin 1872. 8°.

[9]) Arcelin bei Mortillet, *Matériaux.* V. Bd. S. 376.

[10]) R. Hassencamp, *Ueber die Spuren der Steinzeit bei den Aegyptern, Semiten und Indogermanen.* (*Ausland* 1872. Nr. 16. S. 361—366.)

[11]) Nach den Forschungen von H. Brugsch und seinen Funden in den Türkisminen am Sinai (s. dessen Buch: *Wanderung nach der Halbinsel Sinai und den Türkisminen*).

Von der mythischen Periode der ägyptischen Geschichte nehme ich hier nicht weiter Notiz. Auf dem schwarzen Boden des fruchtbaren Nilthales, welcher dem Lande seinen ältesten einheimischen Namen Kemi gab, scheinen sich in ältester Zeit mehrere kleine Staaten unter priesterlicher Herrschaft entwickelt zu haben. Die Eintheilung des Landes in Ober- und Unterägypten, auf deutlich wahrnehmbare Unterschiede in Charakter und Sprache der Bewohner gegründet, reicht in das fernste Alterthum zurück, nicht minder die Unterabtheilungen, welche die Griechen als *νομός* bezeichneten [1]. Einer kräftigen Hand, König Mena oder Menes — so bewahrt die Geschichte den Namen des ägyptischen Nationalhelden — gelang es endlich, die verschiedenen Staaten zu einem einheitlichen Reiche zu vereinigen. Aus dem oberen Lande stammend, soll er zuerst, wahrscheinlich Anfangs des dritten Jahrtausends, den ägyptischen Staat gegründet haben. Ihm schreibt die Tradition die ersten legislatorischen Arbeiten, die Regelung des Gottesdienstes und die Erbauung der Stadt Memphis (*Mennofer* [2]) der Inschriften) zu. Die Retu, wie die Alten im Allgemeinen, begannen ihre Städte mit der Erbauung eines Tempels, um den sich dann allmählig die neue Stadt gruppirte; so geschah es auch im mittelalterlichen Europa, wo christliche Kirchen und Klöster die Rolle der heidnischen Tempel übernahmen, und heute noch ist die Kirche eines der ersten Gebäude in den pilzartig emporschiessenden Ansiedlungen des americanischen Westens.

Die politische Gestaltung dieses Memphitenreiches, des „Aegyptens der Pyramiden" ist überaus dunkel, sicher nur, dass die sogenannten Thiniten-Könige auch in Memphis herrschten [3]). Frühzeitig thaten sich die Fürsten durch Eroberungen hervor; die aufständischen Libyer unterwarf Nescherophes, Senoferu die Völker der Sinaihalbinsel [4]), wo die Kupfer- und Türkisgruben ausgebeutet wurden. Schalten wir ein, dass im Gegensatze zu den uns geläufigen Darstellungen, welche den Pharao *Xufu* (Cheops), den Erbauer einer der Pyramiden von Gizeh, als Bedrücker des Volkes schildern, die Inschriftentexte diesen Herrscher als einen der thätigsten und tapfersten Aegyptens bezeichnen, dem die Gründung vieler Städte zu verdanken sei [5]), während unter seiner Regierung die Kunst zu erblühen begann. Mit der sechsten Dynastie wandert der politische Schwerpunct nach Mittelägypten, doch beginnt es nach langer Nacht zu tagen erst mit dem Emporkommen der zwölften Dynastie. Wir hören von Negervölkern, welche dem ägyptischen Reiche unterthan werden; kriegerische Unternehmungen, diesmal zur See, bringen die Retu nach

[1]) Brugsch, *Histoire d'Égypte.* S. 12—13. Siehe auch Lauth, *Zur Geographie Altägyptens.* (*Ausland* 1871. Nr. 43, S. 1030—1031. Nr. 44, S. 1053—1055. Nr. 46, S. 1101—1103. Nr. 51, S. 1215—1217. 1872. Nr. 18, S. 429—431. Nr. 41, S. 974—977. Nr. 44, S. 1042—1045.)

[2]) Noch deutlich im Tel-Monf erhalten, womit die heutigen Araber die Ruinenstätte von Memphis bezeichnen.

[3]) Brugsch, *Histoire d'Égypte.* S. 41.

[4]) A. a. O. S. 46.

[5]) A. a. O. S. 54.

Arabien, mit dem sich der riechenden Harze wegen ein lebhafter Handel eröffnete. Mit dem Namen Punt bezeichneten die Aegypter das heutige Yemen und Hadhramaut. Auch mit Palästina unterhielten sie Verbindungen [1]).

Unter dem Scepter der zwölften Dynastie, aus deren Periode die Herstellung des Möris-See [2]) im Fayûm und die Erbauung des sogenannten Labyrinthes [3]) stammt, dehnte sich Aegypten gegen Süden bis in das Herz Nubiens aus, und unterhielt einen regen Handelsverkehr mit Libyen, während an der östlichen Schwelle des Landes asiatische Völkerschaften, Einlass begehrend, erschienen. Die Civilisation hatte damals schon Riesenschritte in Aegypten gemacht, ihr Mittelpunct lag hauptsächlich in der Heptanomis, wo die beiden Städte Crocodilopolis und Heracleopolis zu überraschender Blüthe gediehen [4]). Auch die Fürsten der nächstfolgenden dreizehnten Dynastie scheinen noch ihre Macht über die beiden Theile des ägyptischen Reiches bewahrt zu haben. Dann aber gelangte die Herrschaft in die Hände eines fremden Volkes, wodurch die vorhandene Gesittung in die höher gelegenen Landestheile zurückgedrängt ward.

Wie schon erwähnt, hausten im Osten des tanitischen Nilarmes von altersher semitische Stämme, deren Spuren in den Ortsnamen Unterägyptens erkennbar sind. Hier entstand — eine Folge des Verkehres — allmählig eine Mischbevölkerung, deren Idiom, Sitten und Gewohnheiten, selbst theologische Doctrinen und Zeitrechnung nicht ohne Einfluss auf die benachbarten Aegypter blieben. Zu diesen semitischen Grenzvölkern gehörten die Sasu und die Xal, worin man arabische Beduinen und phönikische Syrer erkennen will. Letztere, die eine vom Aegyptischen verschiedene Sprache redeten und deren Nachkommen um den Menzaleh-See sich bis heute erhalten haben, führten ein sesshaftes Leben und gelangten zu hohem Einflusse im Lande, endlich schwangen sie sich sogar einmal auf den Thron der Pharaonen [5]); doch steht es nicht fest, ob sie oder die Sasu unter den sogenannten Hyksos-Königen [6]), die ein halbes Jahrtausend hindurch über Aegypten regierten, zu verstehen seien [7]). Neuestens leitete die ächt kalmükische Physiognomie einiger bei Tanis, dem alten Avaris, aufgefundenen Sphinxe zur Vermuthung, dass die Hyksos eine tatarische Völkerschaft gewesen [8]). Sicher ist nur, dass eine fremde Fürstenfamilie aus dem Stamme der Menti

[1]) A. a. O. S. 68—82.

[2]) Vgl. darüber Prof. Lauths interessante Abhandlung im *Ausland* 1875. Nr. 9, S. 178 und Nr. 10, S. 194.

[3]) Die Trümmer desselben wurden 1843 von Lepsius aufgefunden. (R. Lepsius, *Briefe aus Aegypten*. S. 65.)

[4]) Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 83—110.

[5]) A. a. O. S. 128—150.

[6]) Uhlemann, *Israeliten und Hyksos*. Leipzig 1856.

[7]) Brugsch hält die Hyksos für Araber. (A. a. O. S. 154.)

[8]) Nach Mariette, dem Dr. Mordtmann beipflichtet. (Siehe *Beil. zur Allg. Zeitung*. Nr. 347, vom 12. December 1872. S. 5302.)

(Syrer) lange die Herrschaft im Osten Unterägyptens besass, dass sie ihre Residenz zu Tanis und eine Festung zu Avaris hatten, dass sie, und dies ist von besonderer Wichtigkeit, die Sitten, Gebräuche, ja die officielle Sprache und die heilige Schrift der Retu, ja selbst deren Kunst angenommen hatten und nur in den Königsstatuen ihre fremde Herkunft zum Ausdrucke brachten, endlich dass sie aus dem ägyptischen Pantheon die Gottheit Set oder Suteχ zu ihrem Hauptgotte erhoben [1]). Die Macht dieser Hyksos [2]) erstreckte sich jedoch direct nicht auf das ganze Land, wo mehrere eingeborne ägyptische Duodezfürsten fortfuhren, als Vicekönige zu regieren. In die Zeit dieser Hyksos-Herrschaft fällt die Einwanderung Jakobs mit seiner Familie und die Vermehrung der letzteren zu einem zahlreichen Volke. Der Joseph der Bibel gelangte unter dem Pharao Apopi zu seiner hohen Würde [3]). Erst die Monarchen der achtzehnten Dynastie vermochten die Fremdlinge wieder zu verdrängen, den altnationalen Cult herzustellen und die durch ihre weiten Eroberungen glänzendste Periode der altägyptischen Geschichte zu eröffnen. Von den Königen dieser Periode, welche nunmehr in Theben residirten, rühren die grossartigen Palast- und Tempelgebäude, die Felsen- und Grottengräber, die Säulen- und Sphinxalleen her, welche diese Stadt in so verschwenderischem Masse schmückten [4]). An den Namen Ramses oder Sesostris d. Gr. knüpft sich die Erinnerung ausgedehnter Eroberungszüge. Die Frage ist heute nicht mehr: ob Sesostris eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen, sondern höchstens: wohin seine Mumie gekommen, da man sein Grab leer gefunden [5]).

Auf diese Zeit des Glanzes und Ruhmes folgte eine Periode des Stillstandes und Rückschrittes, ja in der Mitte des VIII. Jahrhunderts v. Chr. eine fünfzigjährige Unterjochung durch die Aethiopier. Nach Abschüttelung dieser neuen Fremdherrschaft theilten sich die Häupter der zwölf Tempeldistricte (Dodekarchie) in die Gewalt, bis Psammetich von Sais das ganze Land abermals unter einem Scepter vereinte, den Sitz der Regierung aber in das unterägyptische Sais verlegte.

Mehr denn irgendwo erkennt man in Aegypten die Möglichkeit des Culturbeginnes an rein physische Momente geknüpft. Es lag nicht in des Menschen Willkür, hier oder dort zur Gesittung sich emporzuheben, er musste dies allerwärts thun an den ihm von der Natur bezeichneten Planetenstellen, auf den ihm vorgeschriebenen Pfaden. Seine Entwicklung vermochte er selbst weder zu beschleunigen, noch zu hemmen. Man warf die Frage auf, warum die Civilisation am Nil und nicht an der Donau oder am Mississippi ent-

1) Brugsch. A. a. O. S. 170.

2) Prof. Lauth schreibt *Hygschos*. Vgl. über sie M. F. Chabas, *Les pasteurs en Égypte*. Amsterdam 1868.

3) A. a. O. S. 175.

4) Siehe Prof. Ferdinand Justi's schöne Abhandlung über Theben im *Globus*. XXI. Bd. Nr. 1, S. 1—8. Nr. 2, S. 17—21. Nr. 3, S. 39—41. Nr. 4, S. 55—58.

5) Lauth, *Die Stadt Ramses*. (*Ausland* 1871. Nr. 22. S. 517.)

sprang?[1]) Die Antwort hierauf lautet dahin, dass die gesammte Cultur Aegyptens lediglich ein Geschenk des Nils ist[2]). Nicht das ganze Land, sondern nur einen Strich, den von dem einzigen Strome durchflossenen Theil Aegyptens, begünstigt die Natur in hervorragender Weise; ringsum liegt heisser Sandboden, dürre steinige Wüste. Demgemäss sitzet die Hauptbevölkerung an den untersten Abhängen der Felsketten, die das Nilthal umschliessen und in dem etwa drei Stunden breiten Lande des letzteren von Philä und Syene an, wo der Nil zum letztenmale in schäumenden Katarakten vom Gebirge herabstürzt. Nur hier, auf den den Ueberfluthungen des Nils zugänglichen Strecken entfaltete sich der Ackerbau. Obwohl nun die äusseren Umstände Aegyptens derartige waren, dass ihm jede Basis für das erspriessliche Gedeihen der Landwirthschaft auf das Entschiedenste abgesprochen werden musste, so wandte doch dem Ackerbau kein Volk eher sich zu, als gerade die Aegypter. Auch dieser auffallende Umstand findet indess seine vollkommen natürliche Erklärung. Während fast überall die Bebauung des Bodens unsicher ist, können in Aegypten die Ernten, Dank den Ueberschwemmungen, vorhergesagt und beherrscht werden, was sich von wenig anderen Ländern der Erde sagen lässt. Im Frühjahre kann man wissen, wie die Felder im Herbste stehen werden. Der Ackerbau ist im Nilthale etwas Gewisses, daher dort der Mensch frühzeitig zur Cultur gelangte[3]).

Priesterschaft und Cultus.

Die Priester waren es, die zunächst einsahen, dass der Ackerbau zu allen Zeiten die vorzüglichste Grundlage jeglichen gesellschaftlichen Lebens sei und daher mit klugem Sinne für die Landwirthschaft Symbole schufen, um hierdurch ihr Interesse mit dem des Landmannes zu verknüpfen. Sie brachten die landwirthschaftlichen Thätigkeiten mit dem Mythos über ihre Götter in Einklang, wodurch bei den Retu wie bei den späteren Griechen der religiöse Cult[4]) seinen Mittelpunct in der Verehrung der getreidespendenden Gottheit fand. Dass dieses ursprüngliche Interesse der Priesterkaste ein egoistisches gewesen, ist ganz nebensächlich, einmal weil der Eigennutz, in der menschlichen Natur begründet, stets eine der zuverlässigsten Quellen aller Entwicklung, dann aber, weil sie, die Verbreiter der religiösen Begriffe, eben für die Cultur Erfolge errangen. Den Priestern ist es vornehmlich zuzuschreiben, wenn man, anstatt der wilden Be-

[1]) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 64.

[2]) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. XVIII.

[3]) Vgl. Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 64—65 und Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft. Ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Archäologie.* Berlin 1872. 8°. S. 14—15.

[4]) O. Beauregard, *Les divinités égyptiennes, leur origine, leur culte et son expansion dans le monde.* Paris 1868. 8°. — Henri Thiers, *Les mythes religieux de l'Égypte d'après les anciens monuments récemment découverts.* (*Rev. contemp* Vol. 88. 1866. S. 41—70.)

nutzung des Bodens, später unter „Landwirthschaft" ein bestimmtes, von einer gewissen Menschenclasse betriebenes Gewerbe verstand [1]). Die Priester gründeten nun eine Reihe von Colonien, die — eine weitere natürliche Folge — den Handel in Schutz nahmen. Der Ackerbau leitete aber auch zum Grundeigenthume, welches die vorzüglichste Stütze der Priesterschaft bildete und ihren späteren Einfluss erklärt. Mit klugem Verstande wussten sie die Vortheile der ackerbautreibenden Classen den ihrigen anzupassen, wovon die religiösen Einrichtungen Zeugniss ablegen, welche in Isi und Osiri ihre Hauptgottheiten und zugleich die angeblichen Erfinder des Landbaues und des Pfluges verehrten. Es ist eine, wie es scheint, den Uranfängen der Cultur geläufige Auffassung, die Fruchtbarkeit mit der Verschiedenheit der Geschlechter, so wie mit der Verehrung der Sonne und des Mondes in Verbindung und zu cultlichem Ausdrucke zu bringen. Der Sonnendienst stellt überall das befruchtende männliche, der Mond oder die Erde das gebende weibliche Princip dar. So sehen wir auch in Aegypten, wo mitten in der Weihe der Tempel die Zeugung ihre Repräsentation in mannigfachen Emblemen findet, die Sonne in Osiri, die Erde in Isi versinnlicht, welche zugleich die getreidespendenden Gottheiten sind.

Eine eigenthümliche Stelle nimmt im ägyptischen Religionsgebäude der Hapi (Apis)-Dienst ein. Das Dogma dieses nationalen Cultes scheint eben so alt als die pharaonische Civilisation. In Memphis besass Hapi zwei verschiedene Wohnorte, einen Tempel und das Serapeum, wo die irdische Hülle aller im Laufe der Jahrhunderte verstorbenen Apis beigesetzt ward. In diesem Stiere hat man nun die beständige Incarnation des Osiri zu erkennen, des guten, fruchtbaren, nahrungspendenden, schützenden Gottes. Hapi besass ferner eine Mutter, die, selbst Göttin, sich wieder eines besonderen, von eigenen Priestern versehenen Cultes erfreute. Sie empfängt ihn unbefleckt von Phtah, einer gleichfalls ungeschaffenen Gottheit. Phtah ist die ewige Kraft, vor aller Schöpfung vorhanden, das Weltengesetz, der Geist und Hauch Gottes. Hapi, Osiri und Phtah sind jeder Gott und doch nur Eins; in Hapi steigt aber die Gottheit zur Erde nieder, wird Fleisch und lebt unter den Menschen, um nach dem Tode des irdischen Körpers unter dem Namen Osirapi (Serapis) zur Gottheit zurückzukehren [2]).

Gott Osiri mit den Ideen, welche er versinnlicht, bildet die Ergänzung zu jenen Moralgedanken, welche der Dienst der Hathar oder Isi zum Ausdrucke bringen sollte. Isi, identisch mit Hathar, ist das Schöne, Gute und Wahre, die Weltenharmonie. Neben ihr findet Osiri, die Personification des Guten, seinen natürlichen Platz und triumphirt über Typhon, das Böse [3]).

1) Oemler. A. a. O. S. 6.

2) Desjardins, *L'Égyptologie française.* A. a. O. S. 324.

3) A. a. O. S. 338. Siehe darüber auch des trefflichen Mariette: *Mémoire sur la mère d'Apis.*

Gleich allen übrigen alten Religionen nahm die ägyptische Glaubenslehre ihren Ursprung in einer Verehrung der unmittelbaren äusseren Natur; die höchsten und ältesten Götterbegriffe, welche sich zunächst an die Urgottheit anschliessen, d. h. die acht Götter ersten Ranges, sind sämmtlich kosmischer Natur; sie bedeuten die grossen Theile des Weltalls und die darin wirkenden Kräfte [1]). Die ägyptische Religion ist der durchgebildetste Pantheismus, jedoch kein monotheistischer, sondern ein wesentlich polytheistischer. Dennoch darf man den monotheistischen Gedanken nicht verkennen, der in Gemeinschaft mit gewissen Dogmen des erhabensten Spiritualismus sich von diesem Religionssysteme abhebt [2]). Gott und Welt sind Eins [3]); die Bewegungen der Gestirne sind Thaten der Gottheit. Der Aegypter kennt die Weltschöpfung aus dem Nichts durchaus nicht. Die Weltschöpfung ist nur die Entwicklung dessen, was in der Gottheit schon eingeschlossen war; auch das Böse führt er auf die Urgottheit selbst zurück, eine Anschauung, die seiner Kritik sicherlich alle Ehre macht. Diese religiösen Grundideen, langsam aufgebaut im Laufe der Jahrhunderte, lassen deutlich zwei verschiedene ursprüngliche Strömungen erkennen, den altnationalen Osiri-Cult, der allmählig mit dem Dienste der localen Gottheiten verschmolz. Diese Grundideen waren die Wiege der griechischen, phrygischen und syrisch-phönikischen Glaubenskreise [4]) und dienten selbst den mosaischen Moralvorschriften zum Vorbilde [5]); sie erhielten sich lange, wenn auch das sie umgebende Beiwerk, die Anzahl der Götter u. dgl. mannigfache Wandlungen durchlief. Auch manche neue Idee ward im Laufe der Zeiten gebildet; so hat beispielsweise die Seelenwanderungslehre zur Zeit der Hyksos noch nicht bestanden, wobei jedoch etwa an eine fremde Importation keineswegs zu denken ist [6]). Endlich macht man auch bei den Retu die Wahrnehmung, dass die Verehrung der aus der Sagengeschichte entstandenen Göttergestalten, wegen ihrer der Phantasie und dem Fassungsvermögen des Volkes leichter zugänglichen Natur, immer vorherrschender wurde, bis diese endlich die älteren kosmischen Götterbegriffe so sehr verdrängten, dass die Begriffe und Aemter der älteren, höheren Gottheiten ganz auf diese übertragen wurden. Schon im V. Jahrhundert v. Chr. genossen die grossen

[1]) Röth, *Geschichte unserer abendl. Philosophie.* I. S. 195. Professor Röth weist überzeugend nach, dass von einer Entstehung der ägyptischen Glaubenslehre aus einem Thierdienste keine Rede sein könne. A. a. O. S. 187—222.

[2]) Ausführliches darüber siehe bei G. Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient.* Paris 1875. 8°.

[3]) Desjardins, *L'Égyptologie française.* (A. a. O. S. 340.)

[4]) A. a. O. S. 339.

[5]) Brugsch. A. a. O. S. 172.

[6]) Röth. A. a. O. S. 219 weist nach, dass die Annahme, die Seelenwanderungslehre müsse von Indien her, dem einzigen Lande, welches sie sonst besass, in den ägyptischen Glaubenskreis eingedrungen sein, keine Wahrscheinlichkeit besitze. Ueber den Ursprung der Metempsychose siehe Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 16 u. ff. Nach anderen hat sich die Idee von der Seelenwanderung wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Thierdienst gebildet.

Gottheiten nur mehr eine örtliche Verehrung in einzelnen Städten und Districten, während der Osiri- und Isi-Dienst durch ganz Aegypten verbreitet war [1]). Aehnliches trug sich bekanntlich in Phönikien zu.

Die Annahme einer tieferen, reineren Speculation, die als priesterlicher Geheimbesitz dem Volke verschlossen gewesen wäre, ist, wie Röth ziemlich unwiderleglich dargethan, indess ein Hirngespinnst [2]). Die Geheimlehren der ägyptischen Priester sind eben nichts anderes als die hier vorgetragene Glaubenslehre. Diese musste damals eben so gut im ausschliesslichen Besitze der Priester bleiben, wie in der Gegenwart die wissenschaftliche Dogmatik ein Eigenthum der Theologen ist und gerade ihrer wissenschaftlichen Form wegen nicht blos dem niederen Volke, sondern sogar der Mehrzahl der Gebildeten bleibt; und zwar in beiden Fällen aus dem nämlichen Grunde, dass ihre Kenntniss nur durch Unterricht und Studium nach einer eigens hierzu eingerichteten gelehrten Vorbildung erworben werden kann [3]). Die ägyptischen Priesterschulen zu Heliopolis und anderwärts entsprechen einfach den Seminarien der Jetztzeit.

Als die älteste Wurzel der ägyptischen Mythologie wird man wohl den zu so ausserordentlicher Verbreitung [4]) gelangten Thierdienst betrachten dürfen. Das alte Aegypten war ein Land voll heiliger Katzen, Schakale, Habichte, deren Mumien bis zur Stunde erhalten sind, doch ist die Zoolatrie nicht etwa für die rohen Volksmassen eigens geschaffen worden. Der Fetischismus und darunter ganz besonders der Schlangencult (Ophiolatrie) blüht jetzt noch bei den Negervölkern, welche denselben sogar nach America verpflanzten. Menschen auf tiefen Culturstufen betrachten die Thierwelt mit anderen Augen als wir, und kennen wir drei Motive des Thiercultus, nämlich directe Verehrung des Thieres an sich, indirecte Verehrung als eines Fetisch, durch den eine Gottheit wirksam ist, und Verehrung als eines „Totems" oder Repräsentanten eines Stammvorfahren [5]). Bei den schwarzen Ureinwohnern Aegyptens war seit jeher der Thierdienst einheimisch, den die weissen Eroberer duldeten, weil sie die Herrschaft über die dunkle Race gewinnen wollten. Waren die heilig gehaltenen Thiere ursprünglich Verehrungswesen rein localen Charakters, so wurden doch einige darunter, der Ibis, der Stier, die Katze zu allgemeinen Verehrungswesen erhoben, nachdem der später aufgekommene Sonnendienst auf sie Anwendung gefunden hatte. Ob der Sonnencult, der den eigentlichen Centralpunct des religiösen

[1]) Röth. A. a. O. S. 321.

[2]) A. a. O. S. 235.

[3]) Den von Otto Henne am Rhyn (*Deutsche Warte*. Januarheft 1875. S. 25) vorgebrachten Einwand, dass dieser Vergleich mit der heutigen Theologie desshalb nicht zulässig sei, weil diese ja nicht geheim, sondern öffentlich gelehrt wird, hat Röth (A. a. O. S. 235—237) schon vor dreissig Jahren beseitigt. Uhlemanns veraltete Arbeiten sind wohl durch die neueren französischen Forschungen eines Mariette, Chabas u. a. zu ersetzen.

[4]) Brugsch. A. a. O. S. 43.

[5]) Tylor, *Anfänge der Cultur*. II. S. 238.

Lebens in Aegypten bildete, ein Product allmähliger Entwicklung, oder ob er durch eingewanderte Völkerschaften eingeführt wurde, bleibe dahingestellt. Wahrscheinlicher ist immerhin Letzteres. Wie stets in solchen Fällen, erfolgte eine Verquickung der alten, autochthonen mit den neuen Ansichten, und fanden die ersteren selbst bei dem herrschenden Stamme Eingang [1]). Der Thierdienst gewann um so mehr Bestand, als die Lehre von der Seelenwanderung sein Fortbestehen sicherte und er den Bedürfnissen der unteren Volksschichten besser entsprach, deren Schwachheit — dafür ist die Geschichte aller Religionen sprechender Beweis, — sich nicht von dem Bilde zum Geiste zu erheben vermag. Sogar wenn, wie Einige wollen [2]), man sich wirklich die Gestirne als Thiere vorstellte, so ist diese Vorstellung doch entschieden die spätere, auf die schon vorhandene Zoolatrie aufgepfropfte, und keinesfalls geeignet, den Thiercult zu erklären, der vielmehr für ein Erbtheil aus vorgeschichtlichen Epochen zu halten ist, und zu wollüstigen Cultusformen führte [3]). Wir gedenken dabei des die erzeugende Naturkraft symbolisirenden Gottes in Bocksgestalt und seines Dienstes [4]), ursprünglich local bei den Mendesiern, dann aber zu allen Aegyptern übergegangen und besonders hochverehrt in Panopolis, einer Stadt der Thebais; wir gedenken der Phallusbilder umhertragenden Frauen auf dem Bes- oder Basfeste, der Isisfeste zu Bubastis, wo jährlich 700,000 Pilger sich geschlechtlichen Ausschweifungen hingaben [5]). Selbst die Schändung weiblicher Leichen war nichts Ungewöhnliches, nur Menschenopfer gingen niemals im Schwange, denn alles, was ägyptische Darstellungen darauf Deutbares enthalten, bezieht sich nur auf den Krieg und die übermenschliche, göttliche Macht der Pharaonen. Uebrigens fehlt es nicht an Beweisen, dass in historischen Zeiten ein Import religiöser Ideen von aussen her nach Aegypten stattfand. So ist der Cult der Astarte, des Baal, des Bes (Dionysos) semitischen Ursprungs [6]) und selbst Hathar-Isis und Horus sollen aus Arabien stammen [7]).

Mit den religiösen Vorstellungen mag theilweise die uralte, sicher bis in die Zeit der grossen Pyramiden, vermuthlich noch tief in die prähistorische Periode hineinreichende Sitte der Leicheneinbalsamirung in Zusammenhang gestanden sein; jedoch jedenfalls nur theilweise, denn abgesehen von wahrscheinlich obwaltenden sanitären Rücksichten, sind die Menschen im Allgemeinen seit Jahrtausenden bemüht, ihre Abgeschiedenen vor der entstellenden Hand der Verwesung zu bewahren; das Mumificiren geschah mit den verschiedensten Mitteln

[1]) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 74, auch Tylor. A. a. O. II. S. 239.

[2]) Uhlemann, *Handbuch der gesammten ägyptischen Alterthumskunde.* Leipzig 1857. S. 210 ff.

[3]) A. Dulk, *Die Cultur der alten Aegypter* (*Ausland* 1868. S. 990), sagt irrthümlich, dass sich von den Ausschweifungen des Thiergottesdienstes in Aegypten keine Spur fände.

[4]) Brugsch, *Histoire d'Égypte.* S. 43.

[5]) Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 50.

[6]) Brugsch. A. a. O. S. 33, 143.

[7]) A. a. O. S. 125.

und bei den verschiedensten Völkern der Erde, bei den alten Peruanern wie bei den Guanchen, den ausgestorbenen Ureinwohnern der canarischen Inseln; doch war der Erfolg immer nur ein dürftiger; eine Mumie ist stets widerwärtiger als das einfache Skelett; trotzdem verwandten die Aegypter viel Zeit, Mühe und Geld auf die Herstellung ihrer Mumien, wobei drei auch im Kostenpuncte sehr verschiedene Arten des Mumificirens üblich waren [1]).

Die Ehre der Bestattung ward nur nach feierlich vollzogenem Todtengerichte gestattet. Jeder konnte den Verstorbenen anklagen; hatte er ein schlechtes Leben geführt, so ward ihm die Bestattung versagt. Meldete sich kein Ankläger, so wurden Lobreden auf den Hingeschiedenen gehalten und derselbe im Erbbegräbnisse der Familie beigesetzt. Ueber einen verstorbenen König sass aber sein ganzes Volk zu Gericht. Dieses war jedoch nur ein Abbild und Vorspiel des jenseitigen Todtengerichtes, dem der Aegypter entgegenging und das mit Vorliebe, zumal in Büchern, den Papyrosrollen [2]), dargestellt wurde. Je nach dem Urtheile wird die Seele des Verblichenen entweder zu den Göttern eingeführt, oder, in ein dem Charakter seiner Sünden entsprechendes Thier verwandelt, wieder nach der Oberwelt eingeschifft [3]).

Eine Betrachtung der religiösen Regungen im alten Aegypten, wie ich sie hier mit Hereinbeziehung der davon unmittelbar abhängigen Erscheinungen im socialen Leben versuchte, leitet zu dem Schlusse, dass zwar so wenig als anderwärts die ägyptische Religion eine Erfindung der Priesterschaft gewesen, diese aber dadurch auf alle Schichten der Bevölkerung einen mächtigen Einfluss gewinnen musste. In der That wird Aegypten zumeist als eine vollkommene Theokratie geschildert, wo die Priesterkaste mit der Macht ihres Wissens und dem daraus entspringenden socialen Ansehen selbst die Könige beherrschte. Die Wahrheit gebietet hinzuzufügen, dass einerseits dieser priesterliche Einfluss sich keineswegs nachtheilig erwies, andererseits, wie neuere Forschungen lehren, nicht gar so übermächtig war als man meinte. In den Tempelgemälden ist es stets der König, welcher der Gottheit seine Gaben darbringt, der Priester erscheint nie; die Priester waren nicht die Vermittler zwischen dem Volke und den Göttern; es gab weder Orakel, noch sonstige Mysterien, oder Opfer, sondern nur Gaben, und diese bringt immer nur der König dar [4]).

Ob nun die altägyptische Weisheit vorzugsweise eine auf rein praktischer Erfahrung begründete Lehre von dem objectiven Sein

[1]) Herodot. II. 86. Siehe *Ausland* 1872. Nr. 51. S. 1222—1223. Vgl. auch Professor Lauths interessanten Vortrag vom 13. April 1872 über die ägyptischen Mumien. (*Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie.* 1872. Nr. 7, S. 51—53. Nr. 8, S. 60—63.) Einen Auszug davon siehe in der *Gäa* 1872. S. 637—643.

[2]) Siehe *Das Todtenbuch der alten Aegypter.* (*Ausland* 1869. S. 537—542.)

[3]) A. Dulk. A. a. O. *Ausland* 1868. S. 991—992.

[4]) Desjardins, *L'Égyptologie française.* A. a. O. S. 335.

der Dinge, ohne jeden idealen Beigeschmack, ohne jede philosophische Unterlage gewesen [1]), ob sie vorzugsweise darin bestanden, einfache Erfahrungen dieser Art in reichem Masse zu sammeln und praktisch im Verkehr mit einander als Lebensregeln zu verwerthen, wagen Kenner nicht zu entscheiden, wiewohl das Studium der Denkmäler und Inschriften bisher mehr altägyptische praktische Erfahrungen als tiefe Weisheit enthüllt hat [2]). Doch soll nicht verschwiegen bleiben, dass das merkwürdige Literaturwerk, welches einen königlichen Prinzen, Namens Ptah-hotep zum Verfasser hat und das älteste bekannte Buch der Welt ist, Sprüche der Weisheit und goldene Lebensregeln enthält [3]).

Wissenschaftliche Höhe der Aegypter.

Nur mit Einschränkung vermögen wir jener Auffassung beizustimmen, welche die ägyptische Cultur gleichsam im Stadium des Kindesfrühlings erblickt. So sehr sich auch manche Erscheinung zu Gunsten einer solchen Ansicht deuten lässt, so widerspricht ihr doch andererseits die achtungswerthe Höhe der erreichten wissenschaftlichen Kenntnisse. Die ägyptischen Religionsgesetze haben weder auf Gewerbe noch auf Kunst und Wissenschaften hemmend eingewirkt. Was letztere anbelangt, so besass kein Volk des Alterthumes einen gleichen Schatz positiver Kenntnisse in so frühen Epochen; die Griechen sind in den meisten Dingen Schüler Aegyptens. Dass hier die allgemeine Volksbildung auch auf hoher Stufe stand, ist bekannt. Lesen, Schreiben und Rechnen waren unter dem niederen Volke allgemein verbreitet, eine Erscheinung, die wir ausser in China und im buddhistischen Hinterindien sonst nirgends wiederfinden in der alten Welt. Schulen bestanden allerorten und die Lehren der Priester waren überall in den Collegien der Hierogrammaten verbreitet [4]).

Die geringe Meinung, welche man noch kürzlich von der ägyptischen Heilkunde hegte, weil man sie durch die Bestimmung gehemmt dachte, wonach die Kranken nur nach alten, hergebrachten Gesetzen behandelt werden durften, hat nach den neuesten Forschungen keinen Bestand. Gleich allen anderen Wissenschaften wurde

[1]) Brugschs Meinung.

[2]) Joh. Dümichen, *Ueber die Tempel und Gräber im alten Aegypten und ihre Bauwerke und Inschriften.* Strassburg 1872. 8°. S. 9—10.

[3]) So sagt der Verfasser unter Anderem: „Schätze eine gute Lehre über einen Edelstein, denn dieser ist doch nur eine Zierde für den Arm einer Sclavin." Und von der Eitelkeit der Gelehrten heisst es: „Wenn Du zum Stande der Gelehrten gehörst, so bilde Dir nicht ein, dass Du derart Grosses leistest, dessen sich erinnern sollen die kommenden Geschlechter; denn siehe, ein grosses Thier ist das Krokodil, wenn es auftaucht aus dem Flusse; aber im Augenblicke ist es unter dem Niveau des Wassers wieder verschwunden und glatt wie zuvor ist der Spiegel des Wassers. — Sei nicht stolz auf Dein Wissen, denn kein Meister ist vollkommen in seiner Kunst."

[4]) Brugsch. A. a. O. S. 109.

die Heilkunde ausschliesslich von der Priesterschaft geübt, deren hygieinische Verordnungen, ihr Dringen auf Reinlichkeit [1]) und regelmässige Lebensart selbst die Kritik der Gegenwart aushält. Unzweifelhaft ist die Pflege der Arzneikunde in Aegypten uralt, und gab es nicht nur Specialärzte für jede einzelne Krankheit, sondern besass man gegen gewisse Krankheiten, wie Pest, Aussatz und Augenkrankheiten durch Jahrhunderte hindurch bewährte Heilmittel [2]). Zudem hatte die Sitte, die Todten einzubalsamiren, frühe schon zu einer ziemlich genauen Kenntniss der Anatomie geführt, wie sie wenige Culturvölker des Alterthums besassen.

Einer eifrigen Pflege erfreute sich Astronomie, wenngleich meist nur auf empirischer Beobachtung beruhend [3]). Wir wissen heutzutage, dass eine sehr natürliche Ursache, nämlich die Ueberschwemmungen des Nils, durch die Beobachtung, dass das Steigen des Stromes mit dem heliakischen Aufgehen des Sirius oder Hundssternes zusammenfiel [4]), schon zeitlich zum Studium der Sternkunde leiteten [5]), bei welcher die constructive Methode in Anwendung kam. Die Aegypter hatten Tag und Nacht in zwölf Stunden, die Sonnenbahn am Jahreshimmel in zwölf gleiche Felder — unseren heutigen Zodiacus — getheilt, regulirten das bürgerliche nach den Berechnungen des astronomischen Jahres in der Phönix- und der Hundsstern- oder Sothisperiode, brachten und erhielten die Mondumläufe mit den scheinbaren Sonnenumläufen durch andere kyklische Perioden in Einklang, kannten die Umläufe und Stationen der Planeten und sagten, nach der Griechen Zeugniss, die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes genau vorher. Sie besassen also ein vollkommen ausgebildetes Kalenderwesen [6]).

[1]) Die Beschneidung ist ägyptischen Ursprungs.

[2]) Einen Theil derselben lehrte schon das schöne, in der Necropole zu Memphis aufgefundene, im Berliner Museum conservirte, von Brugsch und Chabas behandelte Papyros-Fragment kennen (Brugsch, *Histoire d'Égypte.* S. 42); noch reichere Belehrung brachte der herrliche Papyros Ebers, der sich mit fast allen erdenklichen Krankheiten befasst und sogar physiologische Kenntnisse verräth; die Niederschreibung dieses kostbaren Dokumentes fällt unter die achtzehnte Dynastie in die Mitte des XVII. Jahrhunderts v. Chr., abgefasst ward er aber noch in weit graueren Tagen. Dr. Georg Ebers, *Papyros Ebers. Das Buch vom Bereiten der Arzneien für alle Körpertheile von Personen.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* vom 24. April 1873. Nr. 114.) Der Papyros stellt eine Sammlung von Recepten dar, gibt für alle inneren und äusserlichen Krankheiten des menschlichen Körpers Arzneimittel an, beschreibt ihre Zusammensetzung nach Apothekergewicht oder Mass und verordnet schliesslich jedesmal wann, wie, wie oft und auf wie lange das betreffende Recept zur Anwendung kommen soll. Lauth über den *„Papyros Ebers"*. (*Beil. zur Allgem. Zeitung* vom 22. August 1875. Nr. 234.)

[3]) Vgl. Sir George Cornwall Lewis, *An historical Survey of the Astronomy of the ancients.* London 1862. 8°. S. 256—314.

[4]) Humboldt, *Kosmos.* III. S. 171.

[5]) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 67.

[6]) Vgl. hierüber: Dr. W. C. Gensler, *Die thebanischen Tafeln stündlicher Sternaufgänge aus den Gräbern der Könige Ramses VI. und Ramses IX.* Leipzig 1872. 4°., mit sehr bemerkenswerthen Resultaten. Dem Grundgedanken nach verfehlt, ist wohl die Schrift von Aug. Faselius, *Aegyptische Kalenderstudien.* Strassburg 1874. 8°. Sehr lehrreich ist: J. Dümichen, *Altägyptische Kalenderinschriften, in den Jahren 1863—1865 an Ort und Stelle gesammelt und mit erläuterndem Text herausgegeben.* Leipzig 1866. fol. Eine ganz besondere

Geregelte Masse und Gewichte, eine Erfindung, der wir zuerst bei hamitischen, nicht bei semitischen [1]) Völkern begegnen, gingen von Aegypten unter anderem nach Griechenland über; die griechische Elle von Samos war mit der ägyptischen identisch [2]). Die Aegypter selbst besassen zwei Masseinheiten, die grosse oder die königliche und die kleine Elle, deren Verhältniss 7 : 6 war [3]). Es ist nicht richtig, dass die Kenntnisse in der Geometrie gering waren. Ueber die Feldmesskunst besassen sie eigene Werke mit Anweisungen zum Entwurfe von Quadraten, Rechtecken und verschiedenen Dreiecken [4]); da die jährlichen Nilüberschwemmungen die Grenzen der Privatbesitzungen zerstörten, so musste jedes Jahr der Grundbesitz neu vermessen werden, und schon unter Sesostris besass man Land- und Flurkarten, ja sogar katastralische Vermessungen. Thales und Pythagoras erwarben in Aegypten ihr geometrisches Wissen [5]). Wohl mochten die Aegypter, deren Land der Schauplatz so erstaunlicher Werke der Ingenieurkunst war, lächeln, wenn die Griechen sich rühmten, dass Thales sie gelehrt habe, die Höhe ihrer eigenen Pyramiden zu messen [6]). Von der Arithmetik, ihrer Lieblingswissenschaft, wissen wir, dass die Decimal- und Duodecimalsysteme in Gebrauch standen; die Aegypter bildeten die Zahlenlehre, entwickelten die Lehre von den Verhältnissen und der Verwandlung der Figuren, kamen auf die geometrische Methode, die sie zur Erd- und Himmelsmessung anwendeten, wo die Construction an Stelle der Berechnung tritt. Und sogar die Anfänge der Sphärik gewannen sie. In der hydraulischen Ingenieur- und Massivbaukunst hatten sie einen nicht unbedeutenden Grad von um so bewunderungswürdigerer Vollkommenheit erlangt, als sie der Instrumente und Maschinen der modernen Technik entbehrten. Die Architektur der ersten Dynastien beherrschten einfache und harmonische Regeln [7]); physikalische und geographische

Beachtung verdient nach einem Referate in Zarncke's *Literar. Centralblatt* 1875. Nr. 33: Carl Riel, *Das Sonnen- und Siriusjahr der Ramessiden mit dem Geheimniss der Schaltung und das Jahr des Julius Caesar. Untersuchungen über das altägyptische Normaljahr und die festen Jahre der griechisch-römischen Zeit.* Leipzig 1875. 4°.

1) D. Chwolson, *Die semitischen Völker.* S. 22, 32.

2) *Ausland* 1869. S. 360.

3) Lepsius, *Die altägyptische Elle und ihre Eintheilung.* Berlin 1865. 4°. Dieses Buch heilt auch die zu den gelehrten Geisteskrankheiten gehörenden Untersuchungen über die geheimnissvollen Grössen der altägyptischen Pyramiden. Siehe *Ausland* 1865. S. 1056; Piazzi Smyth, *The great pyramid and its scientific theory.* (*Athenaeum* Nr. 2352 vom 23. November 1872), vgl. auch *Ausland* 1871. Nr. 9. S. 213—215. Abbé Moigno's *Archéologie préhistorique* in den *Les Mondes* vom 10. October 1872 und die gelungene Zusammenstellung und Geisslung dieses gelehrten Blödsinns in dem Aufsatze: *Die Geheimnisse der ägyptischen Pyramiden.* (*Gäa* 1872. S. 691—698.)

4) *Ausland* 1868. S. 168.

5) Cornwall Lewis a. a. O. bezweifelt indess die ägyptischen Einflüsse auf die griechischen Philosophen. Lewis' Geringschätzung der mathematischen Kenntnisse der Aegypter geht wohl aus seiner totalen Missachtung der ägyptologischen Forschungen hervor.

6) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 59. Herodot ward mehr denn einmal durch seine ägyptischen Gewährsmänner in die Irre geführt. Siehe Brugsch. A. a. O. S. 58.

7) Brugsch. A. a. O. S. 55—58.

Erscheinungen suchten sie gleichfalls zu erklären, und noch heute erinnert der Name der Chemie daran, dass Kemi, Aegypten, ihre Mutter war [1]). Mochte immerhin Alchemie neben die Astrologie treten; fast immer geht der Irrthum der Wahrheit voraus und stets sind die ersten Schritte die bedeutendsten [2]). Möge man desshalb, und mit Recht, betonen, dass unser heutiger Begriff von Wissenschaft sich auf die in Aegypten gesammelten Kenntnisse nicht anwenden lasse [3]), so ist doch, dies bleibt die Hauptsache, kein Volk des Alterthums auf gleiche Wissensstufe gelangt, und sog fast jedes an den Brüsten ägyptischer Weisheit. Wissenschaft im modernen Sinne fand sich vor Aristoteles eben im ganzen Alterthume nicht. In Aegypten liegen aber hoffnungsvolle Forschungsanfänge auf fast allen Gebieten vor. Selbst über Musik [4]) ward nachgedacht und über die Eigenschaften der Töne Lehren aufgestellt. Können wir auch nicht der neuesten Meinung beipflichten, wonach die dreistimmige Harmonie so alt wie die Pyramiden wäre [5]), so ist doch der Beweis erbracht, dass das musikalische System der alten Grieben identisch gewesen mit dem der Aegypter, sowie der vorderasiatischen Völker. Je mehr das ägyptische Alterthum uns bekannt wird, desto wahrscheinlicher klingen die Berichte der Alten, welche ihre Philosophen in Aegypten ihre Weisheit erwerben lassen. Die Zweifel daran schwinden mit jedem neuen Funde immer mehr. Mit Recht durften die ägyptischen Priester zu Solon sagen: „Ihr Hellenen seid doch ewig Kinder und einen greisen Hellenen gibt es nicht.“ Man trifft die Sätze des Thales, Pythagoras, Empedokles und Plato auf Papyrosrollen geschrieben, welche um viele Jahrhunderte älter sind als jene hellenischen Weisen [6]). Aus Aegypten stammten, wie jetzt ziemlich wahrscheinlich, die Vorbilder der griechischen architektonischen Ordnungen [7]) und selbst die Ornamente und conventionellen Darstellungen. Von dort kamen die Modelle zu den griechischen und etrurischen Vasen, von dort viele der vorhomerischen Sagen, die ersten Todtengebräuche [8]).

Nach dem Gesagten wird Niemand bezweifeln, dass Aegypten eine ausgebreitete Literatur besass, welche wissenschaftliche Werke über Musik, Astronomie, Kosmogonie, Geographie, Medicin, Anatomie,

[1]) Siehe hierüber die hoch interessanten Aufsätze von G. F. Rodwell, *The Birth of Chemistry.* (*Nature* Nr. 153, 155, 157, 158, 161, 162, 163, 168.)

[2]) Wuttke, *Entstehung der Schrift.* S. 568—569.

[3]) Lewis. A. a. O. S. 278.

[4]) Lauth, *Ueber altägyptische Musik.* (*Sitzungsber. der phil. hist. Classe der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften.* 1873. 4. Heft.)

[5]) W. Chappell, *The history of music.* London 1874. 8°. Vol. I. widerlegt meiner Meinung nach die wichtigen Argumente, welche F. J. Fetis im dritten Bande seiner *Histoire générale de la Musique depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours.* Paris 1869. 8°. dagegen vorgebracht hat.

[6]) L. Stern, *Ueber Schrift und Literatur des alten Aegypten.* (*Ausland* 1869. S. 845.)

[7]) Auch Dr. S. Birch hält dafür, dass die dorische Säule und die jonische Volute den ägyptischen Tempeln entnommen sei. Möglich ist es aber immerhin, dass sie Erbstücke aus dem westlichen Kleinasien seien und von den assyrischen Monumenten stammen.

[8]) Draper. A. a. O. S. 62.

Chemie, Magie und noch mancherlei andere Gegenstände umfasste [1]), als etwa Listen von Königsnamen und aufgezeichnete Religionsvorschriften, wie Unwissende meinen. Nur philosophische Abhandlungen kennen wir von den Aegyptern nicht, und auch grössere Dichtungen, Epopöen, Dramen, längere Lehrgedichte haben sie selten geschaffen, doch ist uns ein langes Heldengedicht über Ramses d. Gr. aufbewahrt, die Ilias der Aegypter; ihre Poesie gleicht jener der Hebräer am meisten und ist in der Prosa durch die edlere Ausdrucksweise und den Parallelismns der Glieder, den wir in den Psalmen so oft bewundern, unterschieden. Der Papyros Prisse athmet einen Geist von Humanität, welchen die edelsten Moralvorschriften durchwehen [2]). Wir kennen aber auch Romane [3]) und Erzählungen, die schon der Naivetät der Darstellung wegen anziehen; Werke der Rhetorik, Fragmente über Rechtsverwaltung, wahre Memoiren, wie die Autobiographie Amenencha's I. und des Abenteurers Sancha; Briefe, die nicht selten von Witz und Humor übersprudeln [4]); weise Sprüche und goldene Maximen, wie die „Lehren des Ptah-Hotep"; endlich, und dies ist wichtig, begegnen wir in Aegypten schon den ersten Zeugnissen von Freidenkerthum und religiösen Zweifeln [5]). Ja, die ägyptische Literatur war sehr reich und das längste Menschenleben würde nicht genügen, sie ganz zu durchforschen [6]). Ihr die Bezeichnung einer „Literatur" in unserem Sinne zu versagen, ist heute nicht mehr statthaft.

Die Aegypter sind wohl auch die ersten, bei welchen sich von einer wirklichen Erfindung der Schrift und zwar einer Buchstabenschrift reden lässt. Diese eigenthümliche Schrift, die Hieroglyphen, hatte, als man ihr zuerst begegnete, bereits eine zwiefache Entwicklung, eine ideographische und eine phonetische durchgemacht. Wahrscheinlich geschah die Erfindung der Schrift schon in den frühesten Epochen beginnender Staatsordnung. Zur Zeit der Errichtung des ägyptischen Reiches wurde die Hieroglyphik, wenn auch spärlich, bereits gebraucht [7]). Auch sie blieb lange in den Händen der Priesterschaft, für welche Abgeschlossenheit geboten war, sollte sie nicht in der Rohheit der Volksmasse aufgehen. Die ägyptische Schrift gestattete den vollständigen Abdruck der Rede. Bestimmt war die Bezeichnung und mit Sicherheit liess sich im Ganzen lesen. Als Beschreibstoffe wurden Thierfelle und Leder, auch andere Gegenstände genommen, ehe zu Memphis das Papier erfunden wurde. Die schwerfällige Hieroglyphik vereinfachte sich

[1]) Draper. A. a. O. S. 63.

[2]) A. a. O. S. 66.

[3]) Den Roman der beiden Brüder, aus einer hieratischen Handschrift des XIV. Jahrhunderts, übersetzte de Rougé, den um tausend Jahre jüngeren Roman von Setna Professor Brugsch in der *Revue archéologique*, September 1867. (Vgl. *Ausland* 1867. Nr. 43. S. 1030.)

[4]) G. Maspero, *Du genre épistolaire chez les Egyptiens de l'époque pharaonique.* Paris 1872. S. 31, 53, 57 citirt aus Briefen wirklich merkwürdige Wendungen, Bilder und Metaphern.

[5]) Siehe bei Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient.* Paris 1875. 8°.

[6]) L. Stern, *Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter.* (*Ausland* 1869. S. 845.)

[7]) Bunsen, *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte.* Hamburg 1845. I. Bd. S. 33.

mit der Zeit zum hieratischen Cursiv, und später noch mehr zur demotischen oder enchorischen Schrift, welche begreiflicherweise immer mehr die Oberhand gewann, ob ihrer Bequemlichkeit die Hieroglyphik allmählig verdrängte, und deren Gebrauch lediglich auf die Kirchenschrift beschränkte. Die letzten Hieroglyphen kamen im II. bis III. christlichen Jahrhunderte zur Anwendung [1]). So wie dermalen das altslavische Alphabet im griechischen Ritus, blieben sie in den Händen der Priester, doch ohne dass diese je eine eigene Geheimschrift besessen hätten. Da die Aegypter ein überaus schreibseliges Volk waren und jede Kleinigkeit selbst des häuslichen Lebens aufzeichneten [2]), so darf es uns nicht wundern, wenn in dem bisher Entzifferten mitunter nur wenig Weisheit steckt. Es fällt Niemanden ein, welche darin zu suchen. Setzen wir hinzu, dass wir die Ausdrücke Protokoll, Rubrik, Papier u. s. w. von der Schreibweise der Retu geerbt haben. Ihnen und nicht den Phönikern ist auch die erste Conception des Alphabetes zu danken, dessen sich nahezu die ganze civilisirte Welt bedient.

Die ägyptische Kunst.

Wenden wir uns dem Gebiete der Kunst zu, so müssen wir zunächst die Kindlichkeit verwerfen, welche man darin gesucht hat. In der Malerei fehlt wohl die Perspective, in der Sculptur die Proportion. Der Farben kannten die Retu nur sechs, eine Mischung derselben aber gar nicht. Trotzdem waren die Aegypter scharfe Zeichner, wie sich aus ihrer trefflichen Charakterisirung der einzelnen Volksstämme ergibt. Der Typus des Negers ist jetzt noch auf den ägyptischen Sculpturen nicht zu verkennen. Wie allerorten, war auch in Aegypten die älteste Kunstform lediglich eine getreue Nachahmung der Natur: der Blätterkranz. Dieser hat bei den Aegyptern gerade so wie bei den späteren Griechen die hervorragendste Anwendung. Aus dem Blätterkranze, der Corona, wird die ornamentale Bekrönung der Bauwerke nach oben, die Begrenzung derselben nach unten, der Säulenschaft; nicht minder bilden die ältesten künstlerischen Baudenkmäler Nachahmungen der Naturformen; so die Säulenform am Grabe von Beni Hassan die deutliche Wiedergabe von vier verbundenen Pflanzenstengeln, oder am Capitäl von Karnak jene des weitgeöffneten Kelches der Lotosblüthe als ein dem gewöhnlichen Kopfputze der ägyptischen Damen abgeborgtes ornamentales Motiv, welches sich dann in den buntesten Variationen wiederholt [3]). Es ist vom höchsten Interesse, diesen natürlichen

[1]) Ausführliches darüber siehe bei: Wuttke, *Entstehung der Schrift.* S. 482—603.

[2]) Siehe Lauth, *Altägyptische Schreiberbriefe.* (*Ausland* 1871. Nr. 21. S. 494—497.) Das Gleiche gilt von den Inschriften. Man darf dreist behaupten, dass das epigraphische Material aus der einzigen, freilich 66jährigen Regierungszeit des Sesostris, an Masse alles an classischen Inschriften vorhandene weit übertrifft. (Lauth im *Ausland* 1871. Nr. 22. S. 517.)

[3]) Dr. Fr. X. Neumann, *Die Kunst in der Wirthschaft.* Wien 1873. 8°. S. 18—19. Siehe auch Gottfried Semper, *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten.* München 1860—63. I. Bd. S. 13.

Ursprung der Kunst gebührend hervorzuheben. Obwohl nun die ägyptische Kunst, wie gezeigt, noch an der Nachahmung der Natur zehrte, lässt sich ihre ernste Würde doch nicht absprechen. In der Pyramide, einem bergähnlichen Terrassenwerke, dessen Geheimnisse erst die jüngsten Forschungen entschleierten [1]), haben wir die primitivste Form künstlerischen Schaffungstriebes, welche weit hinter die historische Zeit zurückreicht [2]). In den Pyramiden von Memphis gewahren wir das älteste vollendete Baudenkmal der Erde, welchem später jene von Gizeh [3]) folgte. Als das südliche Kreuz vom Horizonte der Länder des Baltischen Meeres verschwand, stand in Aegypten schon ein halbes Jahrtausend die grosse Pyramide des Xufu (Cheops). Die Hyksos erschienen 700 Jahre später [4]). Sogar der Polarstern ist für dieselbe eine neue Erscheinung. Die Architektur der alten Nil-Anwohner will übrigens in stetem Zusammenhange mit dem Charakter des Landes betrachtet werden. Sie ist von ihrem heimathlichen Boden nicht loszureissen; in fremder Erde gebettet, erscheint sie eine räthselhafte Sphinx, dem Verständnisse des Beschauers unzugänglich; aber um so klarer redet sie im eigenen Lande. Dass hier die Architektur schon sehr viele freigewordene Arbeitselemente in ihren Dienst nahmen, die Bevölkerung im Nilthale also schon damals sehr verdichtet sein musste, bedarf keines Beweises. Nebst dem Pyramidenbau kennzeichnet aber eine Fülle classischer Baudenkmäler die spätere, etwa in's Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. fallende Glanzzeit Aegyptens. Der Obelisk zu Heliopolis, die Gräber von Beni Hassan gehören dahin. Schon unter Xufu treten die ersten bekannten Königsbilder auf, aus hartem Diorit oder Granit von Syene gemeisselt; sie beweisen, dass, weit entfernt von der Kindheit, die ägyptische Kunst unter der vierten Dynastie, also 2000 Jahre v. Chr. schon die Vollendung besass, welche wir an den Sculpturwerken des alten Reiches bewundern [5]). Die merkwürdige Figur der Sphinx reicht gleichfalls in die ältesten Zeiten zurück. Das prachtvollste Kunstwerk ist aber die lebensgrosse Porträtstatue eines Bürgermeisters aus einem Dorfe bei Memphis, der unter Xufu lebte, und ist aus Sycomorenholz geschnitzt. Das Werk zeigt nicht nur von bewundernswerther technischen Vollendung, sondern auch von einer künstlerisch genialen Conception, welcher wir erst in der classischen Zeit der griechischen Plastik wieder begegnen. Die Periode der zwölften Dynastie zeichnete sich besonders durch eine hohe Vollendung in Kunst und Geschmack aus [6]); das Kolossalbein aus schwarzem Granit im Berliner Museum, von der Statue Usurtasen I. herrührend, ist ein wahres Meisterwerk [7]).

1) Siehe Brugsch. A. a. O. S. 51—52.
2) Semper. A. a. O. S. 323—337.
3) J. Grobert, *Description des Pyramides de Ghizé.* Paris 1800. 4⁰.
4) Humboldt, *Kosmos.* II. S. 333.
5) Brugsch. A. a. O. S. 55.
6) A. a. O. S. 84.
7) A. a. O. S. 111.

Nur eine oberflächliche Kenntniss könnte meinen, dass die ägyptische Kunst an einer monotonen Gleichförmigkeit leide. Die archäologischen Forschungen weisen vielmehr eine ausserordentliche Mannigfaltigkeit und Unähnlichkeit der Formen zu verschiedenen Zeiten nach. Im alten Reiche war die Zeichenkunst eine ganz andere als in den späteren Epochen, hatte auch andere Ideen zu versinnlichen und entsprach anderen Sitten; sie war damals noch nicht in so strenge Regeln eingezwängt, wie später im mittleren und neuen Reiche, als die Kunst völlig zum Werkzeuge des theokratischen Gedankens wurde [1]). Wir können auch in der ägyptischen Kunst sehr gut verschiedene Perioden unterscheiden. In ältester Zeit erscheinen Bauten, Bildhauerarbeiten, Malerei, alles höchst einfach. Später werden die Bauten verziert; bei den Statuen und Reliefbildern bemerken wir ein kräftiges Hervortreten der Muskeln; die Arbeiten der Maler sind sorgfältiger und ausführlicher. Der höchsten Stufe erfreute sich die bildende Kunst zur Zeit der achtzehnten Dynastie, welcher Periode die grossartigsten, herrlichsten, imposantesten Werke der Baukunst, der Sculptur und Malerei, von den Trümmern des hundertthorigen Theben bis zu den zahllosen Reliefbildern und Statuen [2]) entstammen. Die wunderbaren Geschmeide aus dem Holzsarge der Königin Aah-Hotep vermöchte nach dem Zeugnisse von Froment Meurice und Castellani nicht einmal die heutige Goldschmiedekunst hervorzubringen [3]).

Die Geschichte der ägyptischen Kunst zerstört auf immer die vorgefasste Meinung von der Erstarrung, welche man gleichwie den Chinesen auch der ägyptischen Culturentwicklung andichtete. Veränderung und Fortschritt waren ihr keineswegs unbekannte Dinge, und vermögen wir sehr deutlich die Perioden der Volkeskindheit, der Reife und des Alters zu unterscheiden. Was im Laufe dieses Buches wiederholt sich offenbaren wird, dass nämlich die wachsende Gesittung mit einem Kunstverfalle gepaart einherschreitet, gestattet uns schon das alte Aegypten wahrzunehmen. Die Frage nach den Gründen dieses späteren Kunstverfalles beantwortet man gewöhnlich damit, dass während zur Zeit der Pyramidenkönige die Kunst sich noch ihrer vollen Selbständigkeit und Unabhängigkeit erfreute, dieselbe und speciell die plastische Kunst unter den mächtigen Einfluss des Priesterstandes gerieth, der die Kunst seinen bestimmten Tempelzwecken dienstbar machte, wodurch die Werke der Plastik zu blossen Beigaben, zu Zierrathen der Architektur herabsanken. Ja noch mehr, die Statuen, namentlich die von Gottheiten, werden aus mystischen Ursachen vollends entstellt durch die unnatürliche Verbindung der Menschengestalt mit einem Thierkopfe. Solch unästhetischen plastischen Gebilden begegnen wir im hohen Alterthume überall da, wo ein mächtiger Priesterstand die Normen des Lebens regelte: in Aegypten, in Babylon, in Niniveh, im alten Indien, Ansätze dazu

1) Desjardins, *L'Egyptologie française.* A. a. O. S. 321—327.
2) F. A. Neumann. A. a. O. S. 25—26.
3) Desjardins. A. a. O. S. 332.

oder vielmehr die letzten Ausläufer dieser bizarren Kunstrichtung sogar im alten Hellas: die eulenäugige Athene, die kuhäugige Hera, den ziegengestaltigen Pan und die Satyren. Die Darstellung von Göttern mit Thierköpfen sollte nur der weit verbreiteten religiösen Vorstellung Ausdruck verleihen, dass kein menschliches Auge ungestraft die Gottheit in ihrer wirklichen Erscheinung schauen dürfe, ohne vom Blicke der Gottheit vernichtet zu werden. Es sind diese Thierköpfe nur die Masken, unter denen die Götter den Menschen sich offenbaren [1]). So gerne wir die Richtigkeit dieser Deutung im vorliegenden Falle einräumen, so müssen wir doch jetzt schon aufmerksam machen, dass das Verfallen der Kunst bei steigender Wissenschaft, wie wir sehen werden, ein universelles Phänomen ist, mit dem der Einfluss der Priesterschaft in der Regel nichts zu schaffen hat.

Abgeschlossenheit Aegyptens.

Bekanntlich trat mit der Regierung Psammetichs ein Wendepunct der ägyptischen Culturentwicklung in so ferne ein, als mit der bis dahin beobachteten Politik der Abgeschlossenheit nach aussen gebrochen und das Land dem Verkehre mit den Fremden, namentlich den Griechen eröffnet wurde, die denn alsbald in das Wunderthal des Nils einströmten. Stillschweigend wird der Leser aus obiger Darstellung den Schluss gezogen haben, dass das alte Isolirungssystem — wenn es bestanden — keineswegs einen nachweislich fatalen Einfluss auf den Gang der Gesittung im Pyramidenlande geübt. Denn nicht darum handelt es sich, wie sich unter anderen Umständen die Dinge hätten gestalten können, sondern wie sie sich unter den obwaltenden Verhältnissen wirklich ausgebildet haben. Wenn indess die Bevölkerung Aegyptens bis 670 v. Chr. durch die strengste Abgeschlossenheit, welche selbst die noch kürzlich in China und Japan bestehende weit übertraf, von jeder Berührung mit dem mittelländischen Meere und Europa abgeschnitten [2]) gedacht wird, so begünstigen die neuesten Forschungen eine solche Annahme nicht. Vielmehr leiten die ägyptischen Texte zur Ueberzeugung, dass lange vor dem trojanischen Kriege viel weitere Züge unternommen worden sind, als Homer's Ilias und Odyssee anzunehmen gestatten; dass überhaupt der friedliche wie der feindliche Verkehr schon viel früher bedeutendere Dimensionen aufzuweisen hat [3]). Abgesehen, dass in frühesten Epochen kein Volk in Europa lebte, aus dessen Berührung die Aegypter einen erheblichen Culturgewinn hätten schöpfen können, waren sie durchaus nicht an und für sich mit Hass gegen die Fremden erfüllt. Nur die Griechen sahen sich wegen ihrer See-

1) Leo Reinisch, *Das Leben am Hofe und die bürgerliche Gesellschaft im alten Aegypten in der Glanzepoche der 18. und 19. Dynastie.* (*Wiener Abendpost* Nr. 60 vom 15. März 1875.)

2) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 57.

3) Lauth, *Aus altägyptischer Zeit.* (*Beil. zur Allg. Zeitung* Nr. 191 vom 10. Juli 1875.)

räubereien ausgeschlossen, während Andere, zumal die Phöniker, Zugang hatten, allerdings unter gewissen Bedingungen, welche die Eigenthümlichkeiten des Volkes vor dem zersetzenden Einflusse der Fremden bewahren sollten [1]). Gerade mit dem XIX. Jahrhundert v. Chr. beginnt eine neue Aera nationalen Ruhmes und Volkswohlstandes. Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften blühen auf, Akademien und Hochschulen werden gegründet, es erstehen der Nation Künstler und Gelehrte, Dichter, Novellenschreiber und Romanschriftsteller. An der Spitze ihrer sieggewohnten Heere dringen die Pharaonen im Norden bis an den Euphrat und Tigris, verleiben im Laufe weniger Jahre ganz Vorderasien der ägyptischen Herrschaft ein und unterwerfen im Westen und Süden Libyen, Nubien und Aethiopien. Und nicht blos zu Land, auch zur See werden die Retu nun siegreich, die Inseln des Mittelmeeres werden von ihren Flotten heimgesucht, besetzt und unterworfen. So erscheint schon in Inschriften aus dem XVII. Jahrhundert v. Chr. Cypern als an Aegypten Tribut zahlend. Ein paar Jahrhunderte später — also immer noch zu einer Zeit, in der wir die griechischen Geschlechter kaum noch als nebelhaft verschwommene Gestalten am äussersten Hintergrunde der ältesten Geschichte zu erkennen vermögen — begegnen uns wieder in ägyptischen Inschriften schon unter den dort aufgeführten Mittelmeervölkern die Sarden und Siculer, die Etrusker, Achäer und Lykier [2]). Unter Führung der Lebu (Libyer) erschienen sie mit dem urkundlich ausgesprochenen Zweck in Aegypten: „um ihren Bauch zu füllen und um das fruchtbare Delta zu plündern.“ Wer erinnert sich hierbei nicht des Thukydides, der unbeschadet seines Patriotismus, dennoch das ehrliche Bekenntniss ablegt: die Vorfahren der Hellenen seien eigentlich Nichts anderes oder besseres als Piraten gewesen [3]). Noch etwas später, etwa um die Zeit des trojanischen Krieges, in den von Rampsinit geführten Seekämpfen, treten neben den Dardanern, wie es scheint, auch die Teucrer und Pelasger auf, auch mehrere damals in Süditalien und an der nordafricanischen Küste sesshafte Völker, wie eine Menge von kleinasiatischen Stämmen und Städten [4]). Unter den zumeist sehr trockenen Inschriften befindet sich auch ein „Friedensvertrag zwischen Ramses II.

[1]) Vgl. hierüber die betreffenden Capitel bei Du Mesnil-Marigny, *Histoire de l'économie politique des anciens peuples de l'Inde, de l'Égypte, de la Judée et de la Grèce.* Paris 1872. 8⁰. 2 Bde. Ueber die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrs zwischen Aegypten und Griechenland siehe die scharfsinnigen Untersuchungen von Ludwig Ross in *Hellenika.* Bd. I. 1846. S. V und X.

[2]) Dümichen, *Historische Inschriften.* Bd. I. und E. de Rougé, *Sur les attaques, dirigées contre l'Égypte par les peuples de la Méditerranée vers le XIV. siècle avant notre ère.* (*Revue archéologique* 1867, Juli und August); eben so Ad. Holm, *Geschichte Siciliens*; vgl. *Ausland* 1868. S. 563—566; dann Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden.* Frankfurt a/M. 1874. 8⁰. S. 75—76.

[3]) Lauth. A. a. O. Nr. 195 vom 14. Juli 1875. Diesem Gelehrten gebührt auch, gleichzeitig mit de Rougé, welcher unabhängig zu den nämlichen Ergebnissen gelangte, das Verdienst der Identificirung der genannten Völker.

[4]) Dümichen. A. a. O.

und den Hittiten" mit einer sehr merkwürdigen Stelle, welche von dem Schutze für das Leben der Gefangenen handelt und damit beweist, dass in so ferner Zeit zurück schon internationale Gesetze zu humanen Zwecken zwischen den Aegyptern und ihren Nachbarn bestanden, wie zugleich die Strenge, womit derartige wechselseitige Verpflichtungen von den Parteien gehalten wurden [1]). Aus einer Reihe ägyptischer Denkmäler scheint hervorzugehen, dass auch in Bezug auf Schiffsbau die alten Aegypter die ersten Lehrmeister im Alterthume waren und keineswegs, wie man annahm, sich lediglich auf die Flussschifffahrt beschränkten [2]). Vielmehr unternahmen in früheren Epochen Aegypter weite Seefahrten und besassen eine beträchtliche Kriegsmarine [3]). Ganz im Gegensatze zu den allgemeinen Annahmen, wonach Aegypten erst nach Eröffnung seiner Mittelmeergestade ein Seestaat und, weil es kein zum Schiffsbau taugliches Holz im Lande besass, eine erobernde Macht geworden wäre [4]), nehmen wir vielmehr in der Epoche des freien Verkehrs einen Rückgang der ägyptischen Schifffahrt wahr, indem grössere nautische Unternehmungen, wie die Umseglung Africa's unter Necho, nicht mehr einheimischen, sondern phönikischen Schiffen und Seeleuten anvertraut wurden. Die ältesten Aegypter besassen also nicht wie die Hindu eine religiöse Scheu vor dem Meere, diese ward erst später wahrscheinlich durch die Priesterkaste aus mancherlei Gründen, worin sicherlich auch egoistische Standesinteressen mitwirkten, künstlich erregt [5]).

Sociale Verhältnisse.

Dass das ägyptische Volk in Kasten getheilt war, wird zwar vielfach gelehrt, neuestens aber stark bezweifelt [6]). Im alten Aryavarta entwickelten die Kasten sich auf einer ethnologischen Grundlage; auch in Aegypten haben zweifelsohne die ethnischen Verschiedenheiten der Urbevölkerung und der eingewanderten Hamiten die Basis zur Entwicklung der Kasten gelegt. Die erobernde Race nahm für sich selbstverständlich die höchsten Gesellschaftsstufen in Anspruch, also zunächst den Priester- und den Soldatenstand, welche naturgemäss als Lehrer und Schirmer von Volk und Staat in allen primitiven Staatsgebilden den ersten Rang behaupten. In der Vertheilung von Grund und Boden erscheinen beide stets in erster Linie

1) *Records of the Past.* London 1875. IV. Bd.

2) Dümichen, *Tempel und Gräber im alten Aegypten.* S. 14—15.

3) Dümichen, *Die Flotte einer ägyptischen Königin aus dem XVII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung.* Leipzig 1868. A. v. Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 159 hegt noch keine allzu hohe Meinung von der ägyptischen Schifffahrt, obwohl er zugibt, dass die Aegypter nicht blos den Nil, sondern auch das rothe Meer befuhren.

4) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 58.

5) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

6) Maspero, *Histoire ancienne des peuples de l'Orient* verwirft die Kasten bei den Aegyptern vollständig.

berücksichtigt. Was dann noch erübrigte, ward dem Reste des Volkes überlassen, die Verrichtung der härtesten Arbeit der unterjochten Race aufgebürdet. So will es das unerbittliche Gesetz des menschlichen Egoismus. In dem Aegypten des gegenwärtigen Jahrhunderts bestehen keine Kasten mehr; trotzdem ist dieses Verhältniss das gleiche geblieben, wie alles, was im innersten Wesen menschlicher Natur begründet ist. Heute spaziert der Araber, die erobernde Race, als Herr durch das Land, während des unterjochten Fellahin gekrümmter Rücken im glühenden Sonnenbrande dem Boden die reiche Ernte entlocken muss. Die Civilisation Aegyptens wurde wie die indische durch die Fruchtbarkeit des Bodens herbeigeführt, und da auch das Klima sehr heiss ist, so kamen in beiden Ländern dieselben Gesetze in's Spiel und hatten natürlich dieselben Folgen [1]). Wenn dieses lediglich in Bezug auf die natürlichen äusseren Verhältnisse betont wird, so könnte auch Gleiches in ethnischer Hinsicht erwiesen werden. Man braucht demnach an keine Stammesverwandtschaft zwischen Aegypten und Hindu zu denken, um das übereinstimmende Kastenwesen zu erklären. Da aber in der Natur keine Wirkung ohne Gegenwirkung bleibt, so übt auch der Kastengeist einen unverkennbaren Einfluss auf die anthropologisch immer deutlicher werdende Ausprägung der Kastenunterschiede, während er im Nationalcharakter eine Stabilität hervorruft [2]), welche in Denk- und Handlungsweise, in den Gesichtszügen, in der ganzen Leibesbeschaffenheit zum Vorscheine kommt, einerseits leicht zur Potenzirung verschiedener Fehler führt und den Fortschritt des Volkes in der Zeit ausserordentlich verlangsamt [3]), andererseits aber weit davon entfernt ist, allgemeine Unzufriedenheit mit der Lebenslage zu erzeugen, den Bestand der Herrschaft der regierenden Schichte sichert, zugleich aber auch das Dasein des ganzen Volksorganismus verlängert [4]). Einem solchen Zwange haben theilweise Inder und Aegypter die erstaunliche Langlebigkeit ihrer Cultur zu verdanken, und es kann nach den neuesten Untersuchungen nicht bezweifelt werden, dass Kastenbildung auf gewissen Entwicklungsstufen von hohem Werthe gewesen sein müsse. Sie fördert die Theilung der Arbeit, führt in manchen Künsten zu hoher Vollkommenheit und erleichtert die Regierung. Im Kampfe um's Dasein werden ursprünglich Kastenvölker mehr Chancen auf ihrer Seite haben [5]). Aegypten ist das einzige Land des Alterthums, wo die Arbeitstheilung so weit ausgedehnt war; es wurde dadurch sehr blühend und reich; denn die Anhäufung

[1]) Buckle, *Geschichte der Civilisation.* I. S. 73.

[2]) Siehe hierüber: Walter Bagehot, *Physics and politics; or thoughts on the application of the principles of „natural selection" and „inheritance" to political Society.* London 1872. 8°.

[3]) „Sehr ungünstige Umstände, Mangel an Reizen, an Uebung des Geistesorgans (Gehirns) werden dessen Grösse im Allgemeinen, oder aber in besonderen Richtungen vermindern. Dies zeigt sich im Grossen bei unterjochten Nationen oder bei einzelnen Menschen, die in Sclaverei gehalten werden." R. R. Noel, *Die materielle Grundlage des Seelenlebens.* Nach dem Englischen. Leipzig 1874. 8°. S. 56.

[4]) Ed. Reich, *Der Mensch und die Seele.* S. 348.

[5]) Bagehot. A. a. O.

von Capital wird am meisten da befördert, wo jeder nur Ein besonderes Geschäft betreibt [1]).

Neben den Priestern, welche unter sich verschiedene Rangstufen besassen, bildete die Kriegerkaste mit ihren zwei Abtheilungen, den Hermotybiern und Kalasiriern, so zu sagen den Adel des Reiches, welchem der stets in die Priesterkaste aufgenommene König vorstand. Durch ihn herrschten die Priester im Frieden, nur während des Krieges war der König vollkommen im Besitze seiner Macht. Priester und Krieger innig verbunden, besassen einen grossen Theil abgabenfreien Grundeigenthums, während der dritte Stand, der Nährstand, die Künstler und Handwerker, die Kaufleute, Schiffer, Ackerbauer und Hirten umfasste. Ueber die Kasteneintheilung der gewerbtreibenden Kaufleute und Künstler wissen wir am wenigsten. Sie bestanden aus vielen Unterabtheilungen mit einer Menge eigener Gesetze: also eine Art von Zunftverfassung, denn jede Abtheilung hatte auch einen Vorsteher oder Chef. Die Kaste der Landbauern bestand nicht aus Sclaven, sondern freien Pächtern [2]). Verachtet waren nur die Schweinehirten, obwohl das Schwein zu den cultlichen Thieren gehörte. Selbstverständlich herrschte in allen Kasten der Grundsatz der Erblichkeit, doch ward an demselben keineswegs mit indischer Strenge festgehalten; es gab kein ausdrückliches Gesetz, welches die freie Wahl des Berufes legal unmöglich gemacht hätte. Aeussere Verhältnisse und namentlich die Erziehung lenken häufig auch bei uns junge Männer in Berufszweige, welche ihrer Individualität nicht angemessen sind, und nicht anders war es im alten Aegypten. Es kam nicht selten vor, dass Bauern und Bürger ihre Söhne auf Hochschulen schickten, um sie zu Priestern, Gelehrten und Beamten heranbilden zu lassen [3]). Mit den ägyptischen Kasten haben wir also kaum einen anderen Begriff als jenen unserer „Stände" zu verbinden. Waren übrigens die Priester- und Kriegerkaste ein eigener Volksstamm [4]), so ist leicht abzusehen, dass auch ohne Gesetze die Schranken geschlossen blieben, in denen jeder sich bewegen konnte. Als aber Amasis das Reich den Griechen völlig öffnete, floss griechisches Blut zwischen das ägyptische der verschiedenen Kasten, die dadurch als solche immer mehr in Verfall geriethen.

Neben diesen Kastenunterschieden bestand natürlich auch die Sclaverei. Es gab Staats- und Privatsclaven, stets kriegsgefangene oder erkaufte Neger. Dass Kriegsgefangenschaft Sclaverei nach sich ziehe, war ein dem gesammten Alterthume geläufiger Begriff,

1) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 13.

2) Braunschweig. A. a. O. S. 121.

3) Leo Reinisch, *Das Leben am Hofe und die bürgerliche Gesellschaft im alten Aegypten in der Glanzepoche der 18. und 19. Dynastie.* (*Wiener Abendpost* Nr. 61 vom 16. März 1875.)

4) Dies nimmt schon Braunschweig an zu einer Zeit (1830), wo die ethnologischen Forschungen noch sehr in der Wiege lagen. (Siehe a. a. O. S. 109—136.) Seither sind die bedeutendsten Forscher darüber einig geworden, dass das Kastenwesen auf ethnische Verschiedenheiten gegründet ist.

welcher heute noch zur Rechtsanschauung niederer Stämme gehört. Die Sclaverei war zudem in alten Zeiten eine Stütze, deren erst viel spätere Geschlechter entbehren konnten [1]). Was nun speciell den Neger anbelangt, so zeigt sich die Inferiorität seiner Race in geistiger Beziehung auffallend sowohl in der mangelhaften Benutzung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches, wie die Geschichte bestätigt, die Negerrace stets zu den anderen Racen eingenommen hat. Der Neger lässt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen [2]). Seit den ältesten Zeiten finden wir daher, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler darthun, den Neger als Sclaven im Dienste der weissen Völker, woraus sich, wie Friedrich Müller bemerkt, fast ein historisches Recht der am höchsten entwickelten weissen Race auf die Sclaverei des Negers ableiten liesse [3]).

Gerade so wie in Indien musste sich auch in Aegypten neben der Priestermacht jene der Fürsten entwickeln, wenngleich Aegypten stets mehr seinen theokratischen Charakter bewahrte. Adel und Fürsten entstehen aber in der grössten Mehrzahl der Völker mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher der Stein zur Erde fällt und das Wasser den Berg herunterfliesst; sie lassen sich auch durchaus nicht beseitigen, weil sie die Ergebnisse eines normalen socialphysiologischen Vorganges sind, der so lange sich vollzieht, als die äusseren Verhältnisse in einer gewissen begünstigenden Weise einwirken [4]). In Aegypten war durch das warme Klima, zum Theile auch durch eine sehr billige, leicht zugängliche Nahrung, worunter jedoch nicht die Dattel zu verstehen ist [5]), das Wachsen der Bevölkerung so gefördert worden, dass die fruchtbare Thebais wahrscheinlich dichter bevölkert war, als irgend ein Land der alten

[1]) Dies erklärt sehr wahr Walter Bagehot in seinem oberwähnten Werke.

[2]) Dieser von völlig unbefangenen Beobachtern aufgestellte Satz wird durch die in Nordamerica seit der Emancipation gemachten Erfahrungen nicht nur in keiner Weise widerlegt, sondern im Gegentheile noch bestätigt.

[3]) Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 125. Otto Henne am Rhyn findet diese Ansicht, die nicht von mir, sondern von dem genannten gewiegten Ethnologen herrührt, „höchst naiv“ und fügt hinzu: „Warum denn nicht auch ein historisches Recht der Clerisei, die Ketzer zu verbrennen, oder der Justiz, zu foltern, zu rädern und Hexen zu richten???“ (*Deutsche Warte.* Januarheft 1875. S. 25.) Dass der nüchterne Ethnologe mit anderen Augen als der Idealpolitiker sieht, ist allerdings wahr. Wenn dann Herr Henne am Rhyn darauf hinweist, dass auch das Institut der Sclaverei fallen musste, wenn es mit den herrschenden Begriffen von Humanität sich nicht mehr vertrug, so sagt er damit wohl niemanden etwas Neues. Merkwürdig ist nur und von ihm nicht erklärt, dass der Begriff der Humanität stets erst dann mit dem Bestehen der Sclaverei unverträglich wird, wenn und dort wo die wirthschaftliche Nothwendigkeit dieses Instituts wegzufallen beginnt.

[4]) Reich. A. a. O. S. 371.

[5]) Buckle's leichtfertige Behauptung, wonach die Dattel ein Hauptnahrungsmittel der Aegypter gewesen (*Geschichte der Civilisation.* I. S. 74—76), ist trefflich widerlegt von Prof. Peschel im *Ausland* 1869. S. 411. Auch Paul Oemler, der mit vielem Fleisse alles auf den ägyptischen Landbau Bezügliche zusammengetragen hat, sagt ausdrücklich, dass man von den Früchten, welche das heutige Aegypten hervorbringt, weder Mandeln noch Datteln erwähnt sieht. (*Antike Landwirthschaft.* S. 23.)

Welt [1]. Der Städte sollen in Aegypten gegen 2000 gewesen sein [2] und die Erziehung eines Kindes zum Manne nicht mehr als zwanzig Drachmen, also etwa fünf Mark nach deutschem Gelde, gekostet haben [3]. Der Zustand des Volkes wird dagegen als ein trostloser, sclavischer geschildert [4]. Nun kann aber die Höhe des Wirthschaftslebens erst eintreten, wenn die Menschen in sehr bedeutender Anzahl einander örtlich nahe gerückt und in gegenseitigen Verkehr getreten sind; erst die Dichte der Bevölkerung veranlasst zur Anregung wirthschaftlicher Gedanken, zur Theilung der Arbeit, zum Austausche der Güter und Dienstleistungen, erst durch das enge Zusammenleben wird die Möglichkeit geboten, dass ein Theil der Menschen sich der rein mechanischen Thätigkeiten enthält, diese den anderen überlässt und sich selbst mit Musse der Entwicklung des Geistes, den Erfindungen, Wissenschaften und Künsten widmet. Das Freiwerden der Arbeitselemente also bedingt die ersten Fortschritte jeglicher Cultur [5]. Von einem solchen Freiwerden der Arbeitskräfte sind die so viel Zeit und Arbeit erfordernden Pyramiden — in ihrer einfachen Conception gewaltige Königsgräber — heute noch sprechende Zeugen. Nicht Denkmäler des Aberglaubens und der Gedankenlosigkeit [6], sondern unwidersprechliche Beweise sind sie dafür, dass zur Zeit ihrer Erbauung die Bedingungen zur Culturentfaltung in Aegypten schon erfüllt waren. Wir sind aber neuerdings darüber belehrt worden, dass die Bedingungen für das Wirthschaften und für das künstlerische Schaffen in engem Zusammenhange stehen und von analogen Ursachen bestimmt werden [7].

Die zur Culturentwicklung nothwendige Volksverdichtung zu erzielen, sind nun alle Mittel gut. Mögen sie in gemeinsamem Glauben, gemeinsamer Gefahr oder in der Gewalt irgend eines Herrschers oder Tyrannen bestehen, gleichviel, wenn sie nur die Menschen in gesellschaftliche Bande schlagen; der Tadel des Culturforschers wird sie nicht treffen. Es ist gezeigt worden, dass in frühen Epochen die Quantität der Beherrschung [8] viel wichtiger ist als die Qualität. Die einfache Thatsache des Gehorsams war anfänglich viel wichtiger, als was durch diesen Gehorsam erreicht wurde. Meinungsfreiheit war damals ein positives Uebel, welches zu Unabhängigkeit geleitet hätte, vor dem man sich also vor Allem bewahren musste [9], denn nicht in der Freiheit des Einzelnen, sondern in dem Zusammenwirken der Massen lagen die Culturbedingungnn. Und somit sind wir auch berechtigt, einerseits die Despotie oder Fürstenmacht als ein eminent civilisatorisches Element zu betrachten, andererseits das

[1] Buckle. A. a. O. S. 78.
[2] Herodot. II. S. 177.
[3] Diodor. Siculus. lib. I. c. 80.
[4] Buckle. A. a. O. S. 79—81.
[5] Fr. X. Neumann. A. a. O. S. 22.
[6] Herder, *Ideen zur Geschichte der Menschheit.* III. S. 103, 104, 293.
[7] Fr. X. Neumann. A. a. O. S. 21—28.
[8] *Quantity of government.* Siehe Bagehot. A. a. O.
[9] Bagehot. A. a. O.

Gerede von würdelosem Knechtsinn, Willenlosigkeit des Volkes u. dgl. in das Gebiet der unwissenschaftlichen Phrase zu verweisen.

Was wir über die Stellung der ägyptischen Könige wissen, zeigt, dass sie ihren Unterthanen im Lichte wahrhaft göttlicher Personen erschienen [1]). Nirgends gelangt diese nothwendige Verbindung von weltlicher und geistlicher Gewalt zu schärferem Ausdrucke als in Aegypten mit seiner unbeschränkt monarchischen oder eigentlich orientalisch-despotischen Regierungsform; die Tempel selbst sind eine der Majestät des Königs eben so wie der Anbetung der Gottheit gezollte Huldigung [2]). Der König ist der alleinige Herr und ihm gegenüber sind Adel und Bürgerstand in sclavischer Abhängigkeit. Seine Würde ist eine hochheilige; der König hatte sein Amt nicht etwa von Gottes Gnaden, sondern er war selbst ein Gott in Menschengestalt, dem Tempel und Altäre erbaut wurden. Seinem Winke gehorchen nicht nur willenlos die Unterthanen, sondern, wie es in den Texten heisst, auch die uns umgebende Natur; der König gibt Sonnenschein und Leben und gebietet über die geheimen Kräfte der Erde, er spendet Gedeihen und Wachsthum, und auf sein blosses Machtwort hin sprudelt ein erfrischender Quell aus dem kahlen Felsen der Wüste. Doch war in Aegypten die geheiligte Person des Monarchen den profanen Augen des Volkes nicht entzogen. Wir sehen auf den Denkmälern die Könige nicht nur an der Spitze ihrer Krieger in's Feld rücken, sondern auch im Frieden den öffentlichen Processionen beiwohnen und im täglichen Verkehre mit dem Volke stehen. Der König fährt und lustwandelt in den Strassen der Stadt unter seinem Volke, und seine Gemächer stehen offen dem gemeinen Manne aus dem niederen Volke ebenso wie den ersten Würdenträgern des Reiches [3]).

Der König führte den Titel *hon-f*, der ganz unserer „Majestät" entspricht; bei seinem Anblicke sinkt man zur Erde; er befiehlt Alles, er bestraft, er vertheilt Auszeichnungen und besitzt einen wohl eingerichteten Hofstaat. Die mancherlei Würden, welche den Hof der mittelalterlichen Despoten bildeten, sich zum Theil bis in die Gegenwart erhalten haben und den Aerger moderner Kritiker erregen, bestanden sämmtlich schon im Aegypten der Pharaonen [4]) und dürfen aus dieser langen Dauer ihrer Existenz wohl einige Beruhigung für die Zukunft schöpfen. Die Söhne des höchsten Adels aus dem Priester- und Militärstande dienten der Person des Königs als Leiblakaien. Die Hofämter waren äusserst zahlreich und bestens dotirt. Da gab es Träger des Wedels zur Rechten des Königs und Träger des Wedels zur Linken, Träger des Sonnenschirms [5]), Fürsten des Bogens, Hüter des königlichen Bogens, Anführer der Bogen-

1) Brugsch, *Histoire d'Égypte*. S. 35.

2) Desjardins. A. a. O. S. 335.

3) Reinisch. A. a. O. (*Wiener Abendpost* Nr. 60 vom 15. März 1875.)

4) Siehe bei Brugsch. A. a. O. S. 36.

5) Der Sonnenschirm ist heute noch im Oriente, besonders in Hinterindien, das Symbol der königlichen Macht.

schützen, Commandanten der Leibgarde, Palastcommandanten, Aufseher der Bauten, Aufseher der königlichen Vorrathshäuser, Aufseher der königlichen Heerden, Schreiber des Palastes, Aufseher des Schatzhauses u. s. w. Sogar die geheime Polizei war damals schon erfunden; ihr officieller Titel ist bezeichnend genug: „die Augen und Ohren des Königs.“ Die Hofetiquette war bis in die kleinsten Einzelnheiten durch gesetzliche Normen geregelt und für die Staatsgeschäfte wie für die Erholung und Vergnügungen des Königs waren bestimmte Stunden festgesetzt [1]). Auch die Verwaltung des Staates, in welchem die Gouverneure der Provinzen, die *haq*, eine wichtige Rolle spielten, war eine streng geordnete und erinnert oft bis in die kleinsten Einzelnheiten an die Institutionen späterer Zeiten; fehlte doch ein vom Staate organisirtes Gelehrtencorps, die Akademiker jener Epoche, nicht [2])!

Wie im ganzen Oriente, herrschte auch in Aegypten die **Polygamie**, wobei jedoch an kein abgeschlossenes Haremsleben zu denken ist. Ja, die bevorzugte Stellung der Frauen im alten Pharaonen-Reich weist im ganzen Alterthume ihresgleichen nicht auf. Aegyptische Denkmäler und Wandgemälde zeigen Männer und Frauen in Gesellschaft bunt gemischt, sich ungezwungen unter einander belustigend, Kinder im Kreise der Familie und bei grösseren Gastmählern und Gelagen an der Seite der Mutter oder auf den Knien des Vaters sitzend. Die Frau hatte nicht nur die unbedingte Herrschaft im Hause, sondern bewegte sich auch mit voller Freiheit im öffentlichen Leben, geht auf den Markt und in Gesellschaften, besucht die Landesfeste und öffentlichen Vergnügungsorte. Nur die Priester, als leuchtende Vorbilder der Enthaltsamkeit, durften blos Eine Frau besitzen; auch alle übrigen Aegypter hatten eine rechtmässige und bevorzugte Frau, demselben Stande entsprossen; da jedoch das Gesetz niemanden, mit Ausnahme der Priester, eine bestimmte Anzahl von Frauen einschränkte, so stellte sich etwa dasselbe Verhältniss wie im ganzen heutigen Orient heraus, d. h., während die Aermeren keine grosse Anzahl von Frauen und Kinder ernähren konnten und desshalb nur eine Frau heiratheten, welche ihre wahre Lebensgefährtin wurde, das Hauswesen leitete und den Mann bei seinen verschiedenen Geschäften unterstützte, hätten sich die Reichen und Vornehmen wohl auch durch kein Gesetz wehren lassen, sich schöne Sclavinnen, besonders Ausländerinnen zu halten, die, wie es scheint, nicht nur als Nebenfrauen, sondern auch als Dienerinnen und Gesellschafterinnen der Gemahlin in keinem vornehmen Hause fehlen durften. Auf den Denkmälern sind sie häufig abgebildet, durch Musik, Gesang und Tanz das Mahl erheiternd, und durch leichtere Kleidung und meist ausländische Gesichtsbildung sich wesentlich von den in lange Gewänder gehüllten ägyptischen ehrbaren Damen unterscheidend. Die Würde der Frau stand unter dem heiligen Schutze der Gesetze: wer einer Frau Gewalt anthat, wurde entmannt. Wir kennen

[1]) Reinisch. A. a. O.
[2]) Brugsch. A. a. O. S. 37.

übrigens aus dem ägyptischen Alterthum keinen einzigen Fall, dass eine Frau von einem Manne verführt worden wäre, wohl aber zahlreiche Beispiele vom Gegentheil. Hohe Genusssucht war ein bekannter Charakterzug der ägyptischen Damenwelt und die Treue der Frauen stark angezweifelt. Ein altägyptisches Sprichwort sagte, niemand sei im Stande zu sagen, wer sein Vater sei. Auch im tapferen Genusse geistiger Getränke standen die Frauen den Männern in nichts nach, wie denn die Aegypter auf üppige Fülle von Speise und Trank überhaupt grosse Stücke hielten. Die Denkmäler entwickeln wenig Discretion in Bezug auf das schönere Geschlecht und verschweigen nicht einmal die schlimmen Folgen von zu reichlichem Zuspruche feuriger Getränke [1]).

Erwähnenswerth ist der Gebrauch, sich mit der Schwester zu vermählen und die kinderlose Frau des verstorbenen Bruders zu heirathen [2]), die bei vielen Stämmen verbreitete sogenannte Schwagerpflicht [3]). Es möge dahingestellt bleiben, ob in dieser Einrichtung etwa ein Nachklang vom einstigen Walten des mütterlichen Princips in der Familie zu erblicken sei; sicher ist, dass in erster Reihe die Abstammung in der mütterlichen Linie zur Erbfolge berechtigte. Unter Binothris liess ein Gesetz fürderhin die Weiber auch zu der Thronfolge zu [4]), während der Pharao keine schicklichere Gemahlin erwählen konnte, als seine Schwester [5]). Eben so gewiss ist es, dass die Schwester im alten Nillande, in Uebereinstimmung mit den bei mehreren africanischen Völkerschaften herrschenden Ideenkreisen, einer seltsam bevorzugten Stellung sich erfreute und die Königin als Repräsentantin der Isi eine hohe Machtfülle genoss [6]).

Die Ansicht, dass die Polygamie der Entwicklung der Civilisation absolut hinderlich sei, hat vor culturhistorisch geschärften Blicken wohl keinen Bestand. Zunächst zerstört sie nicht die Familie, wie aus obiger Schilderung zu entnehmen, ja in Aegypten ward die Ehe oft durch gegenseitige Zuneigung verklärt [7]), sodann steht es nicht in der Willkür eines Volkes, polygamische oder monogamische Sitten zu hegen. Wahrscheinlich ist nämlich die Geschlechtsreife [8]) im Allgemeinen an die Polhöhe gebunden; je näher dem Erdgleicher, desto früher im Allgemeinen tritt sie ein; doch mag auch die Race auf das Erwachen der Geschlechtsthätigkeit bestimmend

[1]) Reinisch. A. a. O. (*Wiener Abendpost* Nr. 61.)

[2]) *Ausland* 1872. S. 334—336.

[3]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 24, 241.

[4]) Brugsch, *Histoire d'Égypte.* S. 44.

[5]) Peschel. A. a. O.

[6]) Siehe darüber Giraud-Teulon, *Les origines de la famille.* S. 242—265.

[7]) Auf Grabschriften von Frauen kehren die Beisätze wieder, wie „eine Palme an Liebenswürdigkeit vor ihrem Ehegemahl" oder „geschätzt von ihrem Manne" oder „welche liebte ihren Mann". (Siehe Ausführliches bei Heinrich Brugsch, *Die ägyptische Gräberwelt.* Leipzig 1868. 8°. S. 13.)

[8]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 228 glaubt nicht an den Einfluss der Polhöhe, viel näher liegt es ihm zufolge an die Dunkelung der Haut zu denken.

wirken [1]). In Aegypten nun sind die Frauen schon im Alter von 10—12 Jahren mannbar [2]); sie behalten ihre Zeugungsfähigkeit bis zum 35., manchmal bis zum 40. Lebensjahre, während dagegen die Männer zuweilen bis zum 80. Jahre zeugungsfähig sind [3]). Das Ende der Zeugungsfähigkeit scheint bei beiden Geschlechtern um so mehr aus einander zu liegen, je wärmer der Himmel wird. Darin ist wohl die erste einfache, physiologische Veranlassung der in warmen Ländern durch das Gesetz geheiligten Polygamie zu erkennen.

Der Wohlstand, der durch die reiche Beute des Auslandes in die ägyptische Residenz, das glanzvolle Theben einzog, erweckte allmählig den Luxus in allen Schichten der reichen Gesellschaft und bedingte hierdurch Auswüchse, welche tief am Lebensnerv der Nation zu nagen begannen. Semiten und Juden, Phöniker und Araber kamen in Karawanen gezogen, um ihre Waaren für theures Geld in der ägyptischen Capitale zu verkaufen oder gegen die Früchte und Erzeugnisse des Stromlandes umzutauschen. Viele Kaufleute siedelten sich in Memphis, Theben und anderen Städten an und gründeten grosse Handlungsniederlassungen. Mit zunehmendem Reichthume aber verminderte sich die Thätigkeit und Arbeitslust der Besitzenden. Die erste Folge dieser Arbeitsscheu war die Nothwendigkeit, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten, mit der man dann seine Noth hatte auszukommen, eine weitere war die Entsittlichung der Gesellschaft, der Verfall des Familienlebens und die Lockerung der ehelichen Bande. Die hohen Herren bekamen Geschmack und Vorliebe für die schmucken und wohlgestalteten syrischen und jüdischen Sclavinnen, während sie ihre eigenen Frauen vernachlässigten, oft sogar darben liessen. Aber auch die richtigen Folgen dieser Misswirthschaft verschweigt uns ein ägyptischer Papyros nicht, indem er sagt: „Die Maitressen bringen den Grossen von seinem Schatze“, d. i. von seinem Gelde.

Die Fluctuation des Geldes bringt ganze Wandlungen in der altägyptischen Gesellschaft hervor: Reiche verarmen und arme, fleissige Leute gelangen zu Besitzthümern. Und die Wahrheit unseres Spruches: Geld regiert die Welt! haben bereits die Retu an sich erfahren. Wer über Reichthümer verfügte, wer zu Geld gekommen war, an den drängte sich die vornehme Gesellschaft heran und der Adel verschmähte es nicht, in die Salons der Parvenus einzuziehen. Kein Mensch fragte darnach, auf welche Weise die Reichthümer erworben wurden. Dass das erschwindelte Geld ein ganz ehrenhafter Besitz nicht sei, war den Aegyptern noch keine völlig geläufige Vorstellung; wurde doch zuletzt, um sich vor dem grossen Raffinement der Gauner wenigstens einigermassen zu schützen, der Diebstahl gesetzlich als selbständiges Gewerbe erklärt. Wohl wendet sich schon Ptah-hotep in seinem Buche gegen den Diebstahl, allein mit seiner

[1]) Die frühzeitige Verheirathung der Mädchen kommt auch bei Polarvölkern vor.

[2]) A. B. Clot-Bey, *Aperçu général sur l'Égypte.* Bruxelles 1840. 12°. I. Bd. S. 324.

[3]) F. Pruner, *Die Krankheiten des Orients vom Standpuncte der vergleichenden Nosologie betrachtet.* Erlangen 1847. 8°. S. 60.

Verwerfung der Behauptung: es ist jedweder gleichwie der Besitzer, liefert er zugleich den Beweis, dass bereits zur damaligen Zeit communistische Ideen im Schwange gingen, wie wir ihnen, wiewohl in weit späteren Epochen, auch im alten China begegnet sind. Wir schöpfen daraus die Gewissheit, dass der Communismus kein Product der modernen Culturentfaltung sein könne.

Alle Wirkungen, welche wir in unseren Tagen im Gefolge des Reichthums und der Arbeit sehen, hatte Aegypten bereits an sich erfahren; es hatte erprobt, dass Reichthum ohne Arbeit zum Untergange führe, Arbeit aber, emsige Thätigkeit, zu Macht und Ansehen verhelfe [1]).

Materielle Cultur Aegyptens.

Schon in ältesten Zeiten blühte in Aegypten die Landwirthschaft. Mit Sesostris, dem Ordner des ägyptischen Staatswesens, nahm der Ackerbau höheren Aufschwung. Man befleissigte sich des Getreidebaues, besonders der Gerste und des Weizens; in den Ziegeln der Ziegelpyramide von Dashur fanden sich Gerste, Toff, Ackererbse und Lein; der Anfang des Flachsbaues ist in Aegypten zu suchen; die ersten primitiven Werkzeuge, mit denen man den Boden durchfurchtete, waren krumme Baumäste [2]). Ein neuer Beweis, dass die ursprünglichen Werkzeuge nichts anderes sind als Naturkörper, die nur wenig, zum Theile gar nicht verändert werden, um sie für die benöthigten Zwecke tauglich zu machen [3]). Der spätere ägyptische Pflug ist derselbe wie der älteste griechische; zum Ziehen desselben dienten zuerst Menschenkräfte, dann Ochsen und Esel. Das Getreide ward mit der Sichel geschnitten und durch Ochsen ausgetreten; in Unterägypten diente auch die Lotosfrucht als Nahrung und aus dem unteren Theile der Papyrosstaude ward Mehl gewonnen. Bei den Aegyptern entdecken wir auch die ersten Spuren von Mühlsteinen. Wein- und Oelbau waren nicht zu unterschätzen, dagegen ist von Gartenbau und einer auch nur einigermassen rationellen Baumzucht nirgends eine Spur. Vieh- und Pferdezucht standen aber auf hoher Stufe.

Die Darstellung, dass der Landmann kein freies Grundeigenthum besass, noch dessen je erwerben konnte, dass der Boden Eigenthum

[1]) Reinisch. A. a. O. (*Wiener Abendpost* Nr. 62.)

[2]) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft.* S. 18—21. Wenig mehr als krumme Baumäste sind die noch gegenwärtig in Turkestân üblichen Pflüge. Dieser zur Kategorie der „Haken" gehörige Pflug wird auch einfach „*amatsch*" oder „*agatsch*", d. i. „Holz" genannt. Siehe Alex. Petzholdt, *Turkestân.* Leipzig 1874. 8°. S. 51—52, wo ein solcher auch abgebildet ist. Aehnliches wird aus Cypern berichtet. Man bedient sich heute noch dort eines Pfluges, der aus wenig mehr als einem, in dem entsprechenden spitzen Winkel gewachsenen, oder zu solchem gefügten Baumstamme besteht. (Julius Seiff, *Reisen in der asiatischen Türkei.* Leipzig 1875. 8°. S. 94.)

[3]) Diese Thatsache ist am Anschaulichsten erwiesen worden von G. Klemm im I. Band seiner *Allgemeinen Culturwissenschaft.* Leipzig und Sondershausen 1855—58. 8°.

der Priester und des Königs war, während die Kriegerkaste Ländereien an Soldes Statt im Genusse hatte, ist vielfach unrichtig. Zunächst erfahren wir von fachkundiger Seite, dass seinerzeit auch die Landbauer ein freies Landeigenthum hatten [1]), sodann ist es unerweislich, dass der Mangel an privativem Grundeigenthume dem Gedeihen der Landwirthschaft schädlich gewesen sei. Dadurch, dass die, übrigens allgemeine Achtung geniessenden Ackerbauer keinen einzelnen persönlichen Grundherrn hatten — denn an demselben Stück Boden hatten König, Priester und Krieger zugleich Antheil — waren sie frei, wenig bedrückt und konnten ihr Recht verkaufen und anderes erwerben [2]). Neuere gehen noch weiter und sagen, die Feldmark sei, gleich wie bei den alten Deutschen, Slaven und anderen, allen Bewohnern eines Ortes gemeinschaftlich gewesen und wurde von Zeit zu Zeit, wie es scheint, in wechselnden Loosen unter die Ortsbewohner vertheilt. Dieser Modus sicherte damals die Gleichheit der Bürger und schützte vor der übermässigen Verarmung der Einen und Bereicherung der Anderen, vor der verderblichen Latifundien-Wirthschaft, die zur Entvölkerung Griechenlands und zumal Italiens so viel beigetragen hat [3]). Von den höheren Classen ist bekannt, dass sie neben dem gemeinschaftlichen auch noch einen Privatbesitz an Boden hatten.

Im Handwerk und Gewerbe finden wir die Aegypter auf so hoher Stufe, dass sie darin auch um mehr als ein Jahrtausend spätere Culturen übertreffen und das Bild einer Industrie bieten, deren intelligentes und lebhaftes Treiben bewährte Forscher mit der des modernen Europa zu vergleichen nicht scheuten. Es erscheint unter solchen Umständen also wohl nicht annehmbar, dass dem Gewerbestand der Begriff einer gewissen Erniedrigung angeklebt habe. Auch in der Gegenwart wird ein Töpfer weniger hochgestellt als ein Gelehrter, und der Mann nicht blos von Geburt, sondern auch von Bildung steigt nicht gerne zum Gewerbe hinab; ohne dieses zu missachten wird eine andere Thätigkeit höher geschätzt; in diesem Sinne mag auch in Aegypten der Gewerbestand unter dem Priester und Soldaten gestanden sein; ein Mehr scheint kaum nachweisbar und widerspricht der hohen Blüthe der Gewerbe, eine Blüthe, die wohl nie erreicht worden wäre, hätte das Gewerbe die allgemeine Missachtung getroffen. So kennen aber die Aegypter die Glasbereitung, die Glasbläserei, kunstvolle und selbst gefärbte Gefässe aus Glas, sind Meister in Herstellung von kräftigen, blendenden und dauerhaften Mauerfarben für Malerei, die noch heute nicht selten wie neu und unberührt erscheinen, beweisen ihre Kenntniss der chemischen Wirkung der Salze auch darin, dass sie Teppiche durch gleichförmiges Kochen in derselben Flüssigkeit mit bunten Mustern zu färben wussten, und endlich zweierlei Bier [4]) brauten,

[1]) Braunschweig. A. a. O. S. 133—134.
[2]) A. a. O. S. 121.
[3]) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.
[4]) Dulk, *Die Cultur der alten Aegypter.* (*Ausland* 1868. S. 915, 918.)

das Hagbier und das Sehdbier [1]). In unseren Museen bewahren wir Schmink- so wie medicinische und chirurgische Apparate und Hausapotheken; man bereitete herrliche Gewebe und Tücher von blendender Weisse, wie die berühmte feine Leinwand von Pelusium [2]), verstand die Kunst des Vergoldens, der Steinschneiderei, Töpferei und Parfümerie, welche alle in besonderer Blüthe standen [3]). Vergessen wir nicht den von Alters her betriebenen Bergbau.

Ueberschauen wir die Summe dieser Culturschätze, so kann weder eine Geringschätzung der ägyptischen Gesittung Platz greifen, noch die Meinung von dem Ausdrucke der Kindheit, welcher durchweg dieser Cultur anhaften soll, Bestand gewinnen. Immerhin lassen sich für letztere Auffassung einige Argumente mit Erfolg in's Treffen führen. So hinderte diese ausgezeichnete Culturentwicklung die Aegypter nicht, zum Essen sich noch des natürlichsten Materials zu bedienen, der Hände, und zum Sitzen der primitivsten Weise, des Niederlassens auf die eigenen Füsse, wobei sie nur des Fleckes Erde bedurften, den ihre Füsse berührten, obgleich der Stuhl, selbst in künstlerischer Ausschmückung bekannt war. Auch fehlte noch die durchgängige Trennung und Gegenüberstellung der Geschlechter in Kleidung und Tracht; endlich ward das Feuer immer noch in der allerursprünglichsten Weise, nämlich durch Reibung, erzeugt. Mag aber der Leser sich über die Kindlichkeit der ägyptischen Cultur welche Gedanken immer machen, sie behindern ihn nicht in der Anerkennung der ausserordentlichen Höhe des Geleisteten, worin, wie nirgends sonst, sich der Entwicklungsgang eines Volkes in überraschender Weise manifestirt. Ich sage nicht: der Entwicklungsgang der Menschheit, denn an anderen Planetenstellen hat bei anderen Racen die Cultur eine andere Richtung nehmen müssen. Was aber die Aegypter schufen, sie verdanken es den begünstigenden Verhältnissen des sonnigen Nilthales, den Gaben und Anlagen ihrer Race in Berührung mit den untergeordneten ethnischen Elementen ihres Landes.

1) Es existirt eine Papyrosschrift, in welcher ein Vater seinem Sohne Vorwürfe macht, dass er den ganzen Tag in den Schenken liege, um das verfluchte Hag zu trinken. (*Ausland* 1868. S. 672.) Siehe auch über Bier: Mantegazza, *Quadri della natura umana.* Milano 1871. 8°. II. Bd. S. 7.

2) Oemler. A. a. O. S. 22.

3) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

Die semitischen Culturvölker Vorderasiens.

Das alte Culturgebiet der Hamiten.

Nicht ohne ehrfurchtsvolle Scheu sprechen wir Namen aus wie Babylon und Assur, die stets die Vorstellung uralter Gesittung erwecken. Im mesopotamischen Tieflande, durch die alljährlich austretenden Gewässer des Tigris und Euphrats befruchtet, lagen Babylon und Niniveh, die gewaltigen europäischen Culturcentren der Gegenwart an Ausdehnung weit übertreffend [1]. Frühzeitig ward dies gesegnete Land der Sitz eines grossartigen Culturlebens, von dem leider nur geringe und äusserst lückenhafte Kunde vorhanden, in zwei Staaten, deren Bildung in die ältesten Perioden zurückreicht: Babylonien und Assyrien. Aelter war Babylon; von hier aus ward Niniveh gegründet, von hier aus erhielt es seine religiöse und geistige Bildung. Niemand vermag die Anfänge dieser alten Culturreiche, welche auf ganz Vorder- und Mittelasien eine bedeutende Einwirkung ausübten, festzustellen; sicher aber scheint, dass um 2000 v. Chr. das assyrische Weltreich schon bestand und den grössten Theil Asiens umfasste.

Vier ganz verschiedene Volksstämme trafen im Alterthume im Euphratthale zusammen, Semiten, Indogermanen, Ural-Altaier und Hamiten. Namentlich die beiden Letzteren beherrschten von Anfang an diese einst so gesegneten Erdstriche. Das südliche Tigrisgebiet, in Urzeiten Nimrud genannt, hatte seine hamitischen Insassen nach Assyrien und Babylon gesandt und letzteres, wo ural-altaiische Völkerschaften hausten, colonisirt [2].

Wäre die Sprache ein sicheres Zeichen der Nationalität, so könnte, nachdem die assyrischen Keilschriften nunmehr entziffert sind, kein Zweifel an dem Semitismus der Assyrer und Babylonier mehr bestehen. Früher hielt man nicht selten die Assyrer für Indogermanen und durfte man in der That zweifelhaft sein über

[1]) London hat 5,75, Paris gar nur 1,29 geographische Quadratmeilen Flächenraum. Niniveh aber hatte 9,32 und Babylon 5,27 Quadratmeilen. Doch soll nicht verschwiegen werden, dass ein neuerer Reisender die Meinung ausspricht, nirgends fände sich in der Bibel ein Anhaltspunct, Niniveh die ungeheure Ausdehnung beizulegen, welche Layard ihm zumisst. Vgl. den Abschnitt über Niniveh in P. N. N. Myers, *Remains of lost empires*. London 1875. 8°.

[2]) Julius Oppert, *Grundzüge der assyrischen Kunst*. Basel 1872. 8°. S. 4.

die Nationalität eines Volkes, welches hart an der Grenze des Semitismus und Indogermanismus gelegen. Die Entzifferung der assyrischen Inschriften hat, so meint Professor Spiegel, die ethnographische Streitfrage für immer entschieden [1]). Allein auch vordem neigten die Meisten zur Ansicht, Assyrer und Babylonier zu den Semiten zu rechnen. Diese Ansicht ist auch richtig für die spätere Zeit; doch sind Gründe für die Annahme vorhanden, dass — und dies ist für die Beurtheilung der alten Cultur jener Gegenden sehr wichtig — in frühesten Epochen eine Mischung der Semiten mit anderen Stämmen vor sich gegangen sei.

Die Assyrer scheinen bei ihrer Ankunft in Mesopotamien sechzehn Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung eine zahlreiche Bevölkerung dort vorgefunden und ihrer Städte und Güter beraubt zu haben; die ältesten bekannten Inschriften sind zwei bis drei Jahrhunderte jünger. Die ursprüngliche Heimath des semitischen Volkes war wohl Arabien, von wo aus der nördliche Zweig nach Palästina und dann nach Mesopotamien und Assyrien zog. Um 1270 v. Chr. nahmen die assyrischen Semiten unter dem Namen Casidi, „Eroberer" Besitz von Babylonien, wo sie die Sumiri oder Cassi (Kusch) und die Akkadi oder Hochländer, die Erfinder der Keilschrift, die mit den Elamiten verwandt sein wollten, unterwarfen. Eine friedliche semitische Bevölkerung war schon seit einigen Jahrhunderten in Chaldäa unter der Herrschaft der dortigen eingebornen Racen ansässig. So stellt beiläufig A. H. Sayce die Geschichte dar [2]). Diese eingeborne, vorsemitische Race nun, die auch im alten Testamente mehrfach erwähnten Kuschiten, hält Sayce, und viele Andere mit ihm, für Turanier, unter welch' schwankender Bezeichnung gewöhnlich die mongolische oder richtiger hochasiatische Race verstanden wird, wozu auch die ural-altaiischen Völkerschaften gehören. Andere Forscher, Sir Henry Rawlinson an der Spitze, gelangten aber zur Ueberzeugung, dass dieses Volk ein Zweig der grossen hamitischen Gruppe Akkad sei, welche seit den ältesten Zeiten Babylonien bewohnte. Diesen Hamiten wäre auch die Erfindung der Schrift, die Erbauung der Städte, das Religionssystem und die Entwicklung der verschiedenen Wissenszweige, insbesondere der Astronomie, mit Einem Worte alles jenes zuzuschreiben, was gemeiniglich als Attribute der semitischen Cultur in jenen Gegenden angesehen wird. Zu den Hamiten, welche ihrer ethnologischen Stellung nach mit den Indoeuropäern und Semiten zur mittelländischen Race zählen, gehören unter anderen:

a) Die Urbewohner Mesopotamiens. Diese waren unzweifelhaft Hamiten, welche jedoch nach und nach den semitischen Einflüssen erlagen und zu Semiten umgewandelt wurden. Der deutlichste Beweis für den hamitischen Charakter dieser Völker ist ihre Cultur und Geistesrichtung, welche mit jener des Nilthals vollkommen übereinstimmt.

[1]) *Ausland* 1873. Nr. 1. S. 5.

[2]) A. H. Sayce, *An assyrian grammar for comparative purposes.* London 1872. 8⁰. S. 3.

b) Die Urbewohner der Küste Palästina's (Phöniker), welche ebenso wie die Urbewohner Mesopotamiens durch die Einflüsse der Semiten überwältigt wurden und deren Sprache annahmen.

c) Die Urbewohner der Halbinsel Arabien. Dieselben wurden im Laufe der Zeit von den eingewanderten Semiten und zwar zuerst von den Joktaniden, dann den Ismaeliten verdrängt und unterworfen [1]).

Auf africanischem Boden waren die alten Aegypter und deren heute noch lebenden Nachkommen, die Kopten, dann die ausgestorbenen Guanchen auf den canarischen Inseln die Vertreter des hamitischen Stammes.

Die Charaktermerkmale der Hamiten und der Semiten weisen so deutliche und doch zumeist übersehene Unterschiede auf, dass hier auf dieselben näher eingegangen werden muss.

Alle Hamiten, sofern sie als Culturvölker auftreten, sind durch eine auffallend hervortretende objective Richtung des Geistes ausgezeichnet. Sie bilden frühzeitig Staaten mit ausgesprochener Centralisation. Wie die Geschichte zeigt, beruhen die Monarchien von Babel, Niniveh und Aegypten auf denselben Grundlagen.

Der Sinn für Plastik ist in den Hamiten bedeutend entwickelt. Er äussert sich, in vollkommenem Einklange mit der auf despotischer Grundlage organisirten Gesellschaft, im Aufbaue kolossaler Denkmäler. Hierin berühren sich die Pyramiden Aegyptens mit den Palästen und Tempeln Babylons und Ninivehs.

Der ganz in der Materie versunkene Sinn führt zur einseitigen Vergötterung der Natur, welche eben so roh als grotesk aufgefasst wird. Dies illustriren die westasiatischen Religionssysteme mit ihrem grausamen Götzendienste eben so wie Glaube und Cult der alten Aegypter. Die Versunkenheit in der Materie tritt am grellsten hervor in dem Bestreben, den Leib selbst nach dem Tode vor der Zersetzung zu bewahren. Bekanntlich mumificirten die Aegypter die Leichen ihrer Verstorbenen, eine Sitte, welche keineswegs aus dem Klima allein erklärt werden kann, da sie sich bei den Guanchen auf den canarischen Inseln wiederfindet.

Gleichwie bei den Chinesen stehen auch bei den Culturvölkern dieser Gruppe (Aegyptern, Babyloniern, Phönikern) die verschiedenen Zweige der materiellen Cultur, wie Landbau, Industrie, auf hoher Stufe der Vollendung. Bei allen hamitischen Völkern finden wir den Landbau gegenüber der Viehzucht in hohem Ansehen, während unter den Semiten das Gegentheil der Fall. Nach arabischen Berichten haben Assyrer und Babylonier Werke über Landbau geschrieben; dasselbe melden auch griechische und römische Schriftsteller in Betreff der Punier, einer Colonie der Phöniker. In allen von Hamiten bewohnten Ländern finden wir ausgedehnte Werke zur Bewässerung des Landes, überall die zum Betrieb der Industrie und

[1]) Friedrich Müller, *Allgemeine Ethnographie.* Wien 1873. 8⁰. S. 448—449.

des Handels nothwendigen Maasse und Gewichte mit grosser Genauigkeit bestimmt.

Diesem objectiven utilitarischen Drange der hamitischen Völker entsprechen auch vollkommen deren Geistesproducte. Sie ähneln jenen der Chinesen. Auch hier bildet die Geschichte, welche eben so wie dort durch Genauigkeit und Trockenheit sich auszeichnet, den Glanzpunct der Literatur. Während aber der alte Chinese die Thaten seiner Vorfahren in Bambutäfelchen einschnitt, grub sie der Hamite in Stein. Diesem Umstande verdanken wir die zahlreichen Denkmäler Babylons und Ninivehs, welche wohl nur einen geringen Theil dessen bilden, was die Geschichtschreiber jener Reiche aufgezeichnet haben; ihm verdanken wir die zahllosen Denkmäler Aegyptens, welche selbst die Barbarei und Indolenz der jetzigen Bewohner nicht zerstören konnten [1].

Aus dieser Charakteristik der Hamiten geht zunächst hervor, dass auch später, als längst schon die Semiten Herren des Landes, die Spuren des einstigen Hamitismus kennbar blieben. Bei der Vermischung beider Stämme scheinen die Hamiten semitische Sprache, die Semiten aber hamitische Sitte und zum Theil auch Geistesrichtung angenommen zu haben. An den meisten Orten gingen die Hamiten in den Semiten ethnologisch auf, nur im Volkscharakter einzelne Spuren ihres Einflusses zurücklassend, so in Mesopotamien, Palästina, Phönikien, Abessinien [2]. Wie es scheint, ist der Astarte- oder Mylitta-Dienst hamitisch und wir dürfen daher auf hamitische Einflüsse überall rechnen, wo wir ihm begegnen; so z. B. in Phönikien, wo er und der verwandte Baalsdienst zahlreiche Menschenopfer verschlangen. Bekanntlich sind aber die Phöniker mit den Kanaanitern identisch, einer Reihe kleiner Stämme gleicher Sprache und Abstammung, die zum grossen Theile auch im hebräischen Palästina sassen. Die kanaanitischen Urbewohner waren nun Hamiten und Professor Müller sagt ausdrücklich, dass bei den Phönikern, welche sprachlich mit den Hebräern auf's innigste zusammenhängen, der hamitische Einfluss der alten Bevölkerung noch deutlich sichtbar sei [3]. Selbst die Hebräer waren nicht durchaus rein, doch haben sie sich die hamitische Bevölkerung, vielleicht besser als andere, assimilirt [4]. Trotzdem scheint das hamitische Element auch bei ihnen öfters zum Durchbruch gelangt zu sein, wie der wiederholte Abfall vom Monotheismus andeutet und die Verbreitung der Baaltempel in Palästina darthut. Selbst die Araber lagen vor Muhammed dem Götzendienste ob, offenbar ein Ueberbleibsel der einstigen hamitischen Urbevölkerung; ja ein solches ist vielleicht heute noch der schwarze Stein in der heiligen Kaaba zu Mekka, dessen Ursprung niemand kennt. Und doch kann der Araber

1) Müller. A. a. O. S. 487—488 und S. 192—193.

2) A. a. O. S. 69.

3) A. a. O. S. 451 und 194.

4) „Auch sie haben sich die hamitische Bevölkerung dieser Gegenden assimilirt." Müller. A. a. O.

ethnologisch für den Urtypus des Semiten gelten; denn das Arabische des zehnten Jahrhunderts n. Chr. ist viel primitiver als die Sprache, welche von den nördlichen Semiten ein Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung gesprochen wurde [1]).

Ueberall also, wo die Semiten auftreten, sehen wir sie als Nachfolger der vor ihnen angesiedelten Hamiten, so in Mesopotamien, Palästina, Nordafrica und Arabien. Es scheint, dass die Semiten das in diesen Gegenden angesiedelte kuschitische oder hamitische Element frühzeitig in sich aufnahmen [2]). Besonders die Ebene des Euphrat und Tigris war frühzeitig der Sitz der hamitischen Cultur und blieb es auch später, als die Semiten sich dieser Gegenden bemächtigten. Nur dann, wenn man weiss, dass die Bewohner Mesopotamiens semitisirte Hamiten waren, lässt die Uebereinstimmung der assyrisch-babylonischen (semitischen) Cultur mit der ägyptischen (hamitischen) sich begreifen [3]). Auch die Cultur der vorderasiatischen Semiten und semitisirten Hamiten (Hebräer, Phöniker) kann den Einfluss, welchen sie von den im Osten gelegenen Tigris- und Euphratländern empfangen, nicht verläugnen. Alle wesentlichen Cultureinrichtungen der Semiten tragen den hamitischen Typus deutlich an sich [4]). Die Cultur Aegyptens endlich ist ächt hamitisch, sie kann ihre tiefste Verwandtschaft mit der Cultur Mesopotamiens niemals verläugnen [5]).

Auf diese Weise erklärt es sich sehr natürlich, einestheils warum die Zustände Mesopotamiens und Phönikiens nicht recht zu dem Bilde stimmen wollen, welches die Ethnologie von den Semiten entwirft, andererseits warum, bei Uebersehen der hamitischen Unterlage, die semitische Cultur in erborgtem Lichte glänzt. So werden die Babylonier als Erfinder der Maasse und Gewichte für die Semiten in Anspruch genommen [6]), während beides, wie wir hören, hamitische Erfindungen waren. In der That ist sonst bei keinem semitischen Volke eine ähnliche Erfindung zu verzeichnen, wohl aber bei den verwandten, durchaus hamitischen Aegyptern, wie unter andern R. Lepsius' schöne Abhandlung über die altägyptische Elle beweist [7]). Aehnlich wird die hohe Baukunst der Assyrer herangezogen, während kein semitisches Volk im Alterthume namhafte architektonische Leistungen aufzuweisen hat, in dem Maasse, dass der salomonische Tempel zu Jerusalem, übrigens ein ziemlich unbedeutendes Bauwerk, durch Fremde aus Phönikien hergestellt werden musste.

In jüngster Zeit ist ein neues Argument dafür erbracht worden, dass die älteste Geschichte Mesopotamiens, wenn auch nicht hamitisch, so doch keinesfalls semitisch sei; es ist der von George

1) Friedr. Müller. A. a. O. S. 451.

2) A. a. O.

3) A. a. O. S. 69.

4) A. a. O. S. 55.

5) A. a. O.

6) Chwolson, *Die semitischen Völker.* Berlin 1872. 8°. S. 22.

7) R. Lepsius, *Die altägyptische Elle und ihre Eintheilung.* Berlin 1865. 4°.

Smith auf einigen assyrischen Tafeln gefundene chaldäische Fluthbericht in Keilschrift, welcher einen Blick in die altbabylonische Sagenwelt gewährt [1]). Dieser Bericht nun ist in der darin niedergelegten Auffassung der Götterwelt, in der Stellung der Götter zu Baal, dem Götterfürsten, durchaus unsemitisch. Andererseits hat die Auffindung des Papyros Ebers bewiesen, dass schon im XVII. Jahrhundert v. Chr. die Arzneikunde bei den Aegyptern auf ungeahnt hoher Stufe stand, dass also Hamiten Wissenschaft trieben zu einer Epoche, wo die Semiten noch nicht einmal den Begriff davon besassen. Man wird also kaum fehlgehen, wenn man das, was die assyrisch-babylonische Cultur auszuzeichnen pflegt, wie z. B. Erfindung der Keilschrift, die Leistungen in der Astronomie, die kolossalen Bau- und Kunstwerke, „welche denen der Griechen an die Seite gesetzt werden können“ [2]), endlich das Religionssystem in den meisten Fällen auf nichtsemitischen Ursprung zurückführt.

Dies wird um so klarer, wenn wir uns das Bild des semitischen Typus vergegenwärtigen [3]). Die Semiten sind ein Hirtenvolk; der Ackerbau spielt bei ihnen eine untergeordnete Rolle. Sie zerfallen von Haus aus in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme mit eigenen Oberhäuptern an der Spitze. Ihre Verfassung ist die patriarchalische. Die von ihnen gegründeten Staaten können diesen Charakter nie verläugnen. Der Semite wohnt unter Zelten. Es fehlt ihm jeglicher Sinn für Plastik und bildende Kunst. Daran ist auch theilweise seine religiöse Anschauung Schuld. Diese ist rein innerlicher Natur und der lyrischen Anlage dieser Völker entsprungen. Die semitische Literatur umfasst streng genommen nur die Ode. Die Religion des Semiten ist starrer Monotheismus. Diesen psychischen Elementen entspricht vollkommen sein Denken; es ist abgerissen und erhebt sich in der Regel nicht über die Gnomik.

In der materiellen Cultur sind die Semiten gegen die Hamiten bedeutend zurückgeblieben. Wir haben den Semiten keine Verbesserung oder Erfindung innerhalb des Kreises jener Dinge, welche sich auf die Bequemlichkeit des Lebens beziehen, zu verdanken. Wenn die Semiten in dieser Richtung dennoch wirken, so sind es eigentlich nicht sie, sondern die Hamiten, ihre Lehrer und Meister in diesen Dingen. Trotzdem hat die Menschheit den Semiten Vieles zu verdanken. Sie haben der auf das materielle Leben und seine Genüsse gewendeten Gesellschaft einen idealen Schwung mitgetheilt und sie mit einer gewissen Innerlichkeit erfüllt. Die Semiten haben die Welt mit zwei Weltreligionen beschenkt, welche nächst der Religion Çakyamunis die zahlreichsten Anhänger zählen, nämlich mit dem Christenthum und dem Islâm. Leider können wir auch ein Uebel nicht verschweigen, welches die Semiten mit ihren religiösen Ideen den Völkern förmlich eingeimpft haben, nämlich die religiöse Intoleranz. Diese ist ein speziell semitisches Product, wie aus

[1]) Siehe diesen Bericht in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1872. Nr. 359.

[2]) Chwolson. A. a. O.

[3]) Friedr. Müller. A. a. O. S. 488—489.

der Geschichte der semitischen Völker im Vergleiche mit jener anderer Nationen deutlich hervorgeht.

Diese letztere Meinung wird freilich bestritten, jedoch ohne triftige Beweise des Gegentheils zu bringen. Im Ganzen und Grossen wird sie durch die Geschichte vollauf bestätigt und es scheint bei Berücksichtigung dieser Charakteristik ethnologisch ganz unmöglich, die alten Culturen Babels, Assurs und Phönikiens für semitisch zu erklären, blos nur der erhaltenen sprachlichen Monumente wegen. Es sind dies vielmehr alte Culturgebiete der Hamiten.

Die Proto-Chaldäer.

Die hier vorgetragene Ansicht von dem ursprünglichen Hamitismus der Chaldäer lässt sich zur Stunde noch nicht als eine der Wissenschaft fest eingefügte Thatsache bezeichnen, denn noch sprechen sich gewichtige Stimmen in anderem Sinne aus. Von culturellem Belange ist indess weniger der Hamitismus der mesopotamischen Reiche, als die Thatsache, dass die dortige Cultur auf unsemitischer Grundlage ruhte. Auch wer den Hamitismus der Babylonier ablehnt, kann letztere nicht mehr bestreiten, weil die Keilschriftenforschung die Existenz eines protochaldäischen, nicht semitischen Idioms jedem Zweifel entrückt [1]). Inschriften der alten Priesterkönige von Ur, Larsam und Karrak, namentlich aber liturgische Hymnen und magische Beschwörungsformeln, mit assyrischer Interlinearversion versehen, führten zur Ansicht, dass diese sonderbare Schrift ein vor den Assyrern in Babylonien anwesendes Volk als ihre Erfinder nothwendig voraussetze. Als solches gelten nun die Akkad, und es ändert an dem allgemeinen Factum wenig, ob man dieselben, wie Einige wollen, für Hamiten oder mit der Mehrzahl der Gelehrten auf Grund der vorhandenen Sprachreste für Ural-Altaier ansieht. Die Sprache der Akkad ist mit dem semitischen Assyrischen nicht verwandt, sondern eine agglutinirende uralisch-finnische. Ein jüngster Versuch, den ursprünglichen Semitismus der Chaldäer zu behaupten und die Existenz eines nichtsemitischen Volkes von Akkad als eitel Blendwerk und Täuschung zu erweisen [2]), diente

[1]) Diese linguistische Errungenschaft findet vollauf Bestätigung in zwei ausgezeichneten Profildarstellungen aus den Ruinen Babylon's; sie lassen sofort erkennen, dass es sich um einen nichtsemitischen Typus handelt. Die eine ist das Porträt des Königs Marduk-Idin-Ache (XII. Jahrh.), die andere stellt einen Mann aus dem Volke dar. (*Globus*. XXIX. Bd. Nr. 6. S. 93.)

[2]) Dieser Versuch ging von dem verdienten Arabiareisenden Joseph Halévy aus. (Siehe dessen: *Observations critiques sur les prétendus Touraniens de la Babylonie* im *Journal Asiatique*. Septième Série. Tome III. Nr. 4. Juin 1874. S. 461—536.) Jules Oppert hält dagegen fest, dass die babylonische Keilschrift von einem nichtsemitischen Volke stammt, das er für Turanier hält und Sumerier nennt. (Siehe: Jules Oppert, *Etudes sumériennes* im *Journ. Asiat.* Sept. Série. Tome V. 1875. Nr. 2. S. 267—319.) François Lenormant endlich, welcher die gründliche Widerlegung der Halévy'schen Behauptung in einem umfangreichen, sehr gelehrten Werke: *La langue primitive de la Chaldée et les idiomes touraniens.*

nur dazu, unsere Kenntnisse vom Akkadischen desto fester zu begründen. Die Akkad erscheinen meist mit den Sumir verbunden; beide Namen haben sich erhalten in denen der Städte Akkad und Sumere, des heutigen Samarra am Tigris. Akkad ist das Land zwischen Kar-Dunias, dem unterchaldäischen Küstenlande, und der Gegend von Babylon, während Sumir Südassyrien ist. Man hält die Sumir für eine hamitische Bevölkerung, von welcher die religiöse und industrielle Bildung ausging, und in deren Sitze das skythische Volk der Akkad eindrang. Von seiner früheren Heimat hiess dieses Volk, welches seinen Weg über die Zagrosberge nach Susiana und von da in die Euphrat- und Tigris-Ebene genommen zu haben scheint, Akkad oder Bergbewohner. Diese akkadische Bevölkerung blieb stets wie ein grosser Keil zwischen der arischen Bevölkerung Persiens und der semitischen Mesopotamiens haften.

Wie lange im Euphrat-Tigris-Gebiete die protochaldäische Cultur sich rein erhalten, lässt sich nicht mehr ermitteln. Als das hamitische Volk aus Nimrud zuerst Babylon unterworfen, zog es nördlich gegen Nordmesopotamien, wo ein semitischer Stamm Assur ansässig war, und man hält dafür, dass die Einwanderung der Semiten von Osten her zwischen 4000 und 3000 v. Chr. stattfand, und um 2000 die Besitznahme des ganzen Landes vollzogen war. Dort baute das erobernde Volk Städte, wie Niniveh und Calach und die grosse Hauptstadt des Urzeitalters: Resen. Die verschiedenen ethnographischen Elemente, die durch das sie beherrschende semitische Moment zu einem Ganzen vereinigt wurden, bildeten das assyrische Volk. Wie alle anderen Völker des Alterthumes und der Neuzeit aus verschiedenen, genetisch sehr von einander abweichenden Stämmen gebildet, war es in dem Grade wie die Griechen im Alterthum, wie die Franzosen und Spanier der Neuzeit, im eigentlichen Sinne ein Mischvolk, das von einem seiner Elemente die semitische Sprache, von einem andern die uraltaiische Keilschrift überkommen hatte [1]. Geographisch stellt sich das Gebiet dieser Schrift, deren Elemente, keilförmige Striche und Winkelhaken, sich auf alten Denkmälern am Wan-See, in der Nähe Hamadan's, also Ekbatana's, in den Ruinen Babylons und an den Palästen von Persepolis wiederfinden, in die Mitte zwischen die semitischen Alphabete des Westens und die indischen des östlicheren Asiens [2]; andere alphabetische Schriftarten kannte das alte Asien nicht.

Paris 1875. gr. 8°. erbracht hat, will für diese Turanier die von dem Engländer Hincks eingeführte Benennung Akkadier beibehalten wissen. In allerjüngster Zeit soll Halévy unter dem Titel: *La prétendue langue d'Accad est-elle touranienne? Réplique à Mr. Fr. Lenormant.* Paris 1875, eine Erwiderung haben erscheinen lassen, die mir noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Für deutsche Leser, welche nicht auf die Originalquellen zurückgehen wollen, habe ich den jeweiligen Stand dieser interessanten Streitfrage im *Ausland* verfolgt. Vgl. *Das angebliche Turanierthum Babyloniens* (*Ausland* 1874. Nr. 48. S. 941) und Dr. H. Gelzer, *Die Ursprache Chaldäas.* (*Ausland* 1875. Nr. 43. S. 845.)

[1]) Oppert, *Grundzüge der assyrischen Kunst.* S. 5.

[2]) Ueber die assyrische Keilschrift vgl.: Brandis, *Ueber den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften nebst einer Uebersicht über die Grundzüge des*

Was wir über die Sprachen dieser alten Völker wissen, danken wir lediglich den Keilinschriften. In den Tieflanden des Tigris und Euphrat herrschte die assyrische Sprache [1], mit unläugbar semitischen Charakter, doch von den Idiomen der mesopotamischen Urbevölkerung beeinflusst. Obwohl also semitisch, war sie doch völlig selbständig, nicht aramäisch [2]. Die semitischen Dialecte, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit aufweist, sind das Hebräische und Phönikische, in entfernterer Linie das Arabische [3]; endlich das Aethiopische. Zwischen Assyrisch und Babylonisch bestand eine dialectische Verschiedenheit, und das Assyrische selbst zeigt sich in etwas veränderter Gestalt auf den ältesten und jüngsten der erhaltenen Inschriften. In der späteren persischen Periode ward es manchen bedeutenden Veränderungen unterworfen [4].

Auf die Unterjochung der Proto-Chaldäer durch die Semiten folgte, gleichfalls noch in uralter Zeit, eine arische. Bei dem fortwährenden Vorrücken der Stämme der westarischen, erânischen Völkerfamilie von Osten nach Westen, waren es die westlichsten derselben, die kurdischen oder chaldäischen Völkerschaften, welche, nachdem sie Babylon erobert, auch die aramäischen Gebiete in Assyrien unterwarfen und durch weitere Eroberungen den Namen Assyrien über ganz Aram bis zum Mittelmeere und Schwarzen Meere ausbreiteten, spätestens um 1250 v. Chr. Unstreitig ist hierdurch indogermanisches Blut in die mesopotamischen Völkerschaften gedrungen, allein es kann von einer völligen Indogermanisirung eben so wenig eine Rede sein, wie von der früheren Semitisirung. Uebrigens gehen selbst die eifrigsten Verfechter des indogermanischen Ursprunges des assyrischen und babylonischen Reiches nicht weiter, als zu behaupten, die Königsfamilie und die herrschende Classe des Reiches, die sogenannten Chaldäer, die welterobernden *Kasdîm* des alten Testaments seien Indogermanen gewesen. Jedenfalls waren aber zu allen Zeiten starke Einflüsse des benachbarten Erân wirksam [5]. Durch schnelle Eroberungen, welche die Sage den assyrischen Heroen Ninus, Semiramis und Sandon beilegt, wurde das assyrische Reich östlich bis über Baktrien, nördlich über Armenien, westlich über ganz Kleinasien ausgedehnt, in dessen Westküstenländern assyrische

assyrisch babylonischen Keilschriftsystems. Berlin 1856. Obwohl diese Schrift manches Irrige enthält, ist sie doch für Historiker sehr brauchbar. Ganz werthlos ist Dorow, *Die assyrische Keilschrift erläutert.* Wiesbaden 1820. — Edwin Norris, *Assyrian dictionnary; intended to further the study of the cuneiform inscriptions of Assyria and Babylonia.* London 1868. 4°. I. Bd.

1) Siehe darüber Dr. Ferd. Hitzig, *Sprache und Sprachen Assyriens.* Leipzig 1871. 8°.

2) Nöldeke, *Namen und Wohnsitze der Aramäer.* (*Ausland* 1867. Nr. 33. S. 781.)

3) Oppert, *Eléments de la grammaire assyrienne* (*Journal Asiatique* 1860. S. 89), sagt: *Elle est unie par les liens d'une proche parenté aux langues arabe, hébraique, éthiopienne, syriaque, chaldaïque, lydienne, élimaïque.* Dass sich der Organismus der assyrischen Sprache sehr gut in die jetzt geltenden Anschauungen von den semitischen Sprachen einfüge, weist recht gelungen nach: Eberhard Schrader, *Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. Kritische Untersuchungen der Grundlagen ihrer Entzifferung.* Leipzig 1872. 8°.

4) Sayce, *An assyrian grammar for comparative purposes.* London 1872. 8°. S. 1—5.

5) Th. Nöldeke, *Namen und Wohnsitze der Aramäer.* (*Ausland* 1867. Nr. 33. S. 781.)

Dynastien (die Herakliden oder Sandoniden zu Sardes seit 1220 v. Chr. und die troischen Könige) als Vasallenstaaten des grossen Reichs von Niniveh blühten; uralte Heiligthümer assyrischer Religion und bis jetzt in Kleinasien und Armenien erhaltene Monumente ihrer Kunst bezeugen die Dauer dieser Herrschaft.

Babel und Assur [1]).

Die Geschichte der mesopotamischen Reiche kann man in sechs grosse allgemeine Perioden theilen [2]), deren erste die vorgeschichtliche Zeit umfasst, welche durch legendarische Berichte über den Ursprung und die Urgeschichte Chaldäas nach den bekannten Ueberlieferungen der Bibel und des Berosos ausgefüllt ist. Die zweite Periode verläuft unter der Herrschaft einer vorchaldäischen Bevölkerung, der Akkad. Unsere Kenntnisse über dieselbe stammen aber erst aus späteren assyrischen Inschriften. Mehr bekannt ist schon die dritte Periode, die des chaldäischen Reiches, welches von etwa 3000 bis an's Ende des XII. Jahrhunderts v. Chr. reicht. Die vierte Periode geht von 1100 bis zum Falle Ninivehs, umfasst also die Zeit der Suprematie Assyriens. Es folgt sodann die fünfte, die Periode des neuchaldäischen Reiches unter Nabopolasar und seinen Nachfolgern, und endlich umfasst die sechste die Zeit der persischen Herrschaft.

Die chaldäischen Könige älterer Zeit lassen sich bis jetzt durchaus nicht in chronologischer Folge zusammenstellen, obgleich sie weiter zurückreichen als die assyrischen, deren Reihenfolge indess ununterbrochener und klarer ist. Politische Nachrichten über die chaldäischen Fürsten beginnen erst, als sie mit den Assyrern zusammenstossen und in den Urkunden der letzteren genannt werden. Man ist nicht sicher, ob ganz Unterchaldäa immer Ein Reich gebildet hat, oder ob bald das eine, bald das andere Gebiet diesem oder jenem Herrscher unterworfen war. Nach den Inschriften der unterchaldäischen Ruinen hat sich das älteste Reich dortselbst (mit Ausnahme einer kurzen Periode) nur bis Niffar (assyr. Nipur, 32° 10′ n. Br. 63° ö. L. v. F.) ausgedehnt; man darf also den Schluss ziehen, dass in Babel ein anderes Reich seinen Sitz hatte, welches das weitere Vordringen des ersteren nach Norden verhindert hat. Vielleicht bildeten zu einer Zeit die grossen Städte eben so viele Mittelpuncte kleiner Reiche, die häufig unter einander in Fehde lagen. Nur der König Urcham, wohl der älteste König, von welchem die Ueberlieferung weiss, scheint wie sein Sohn Dungi ganz Chaldäa beherrscht zu haben. Zu den bedeutenderen Städten

[1]) In Anbetracht der überaus wichtigen assyrischen Forschungen der jüngsten Jahre glaube ich meinen Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich in diesem Abschnitte auch den rein historischen Gewinn aus den höchst verdienstvollen neuesten Arbeiten eines George Smith, Joachim Ménant und François Lenormant übersichtlich zusammenstelle.

[2]) Ich folge dabei Joachim Ménant, *Babylone et Chaldée.* Paris 1875. gr. 8°.

Babyloniens gehörte Ur (das heutige Mugheir), dem Abram entstammt sein soll. Sie war eine Zeit lang sogar Residenz von Königen und Hauptstadt eines der kleineren Staaten, in welche ursprünglich Babylonien zerfiel. Dass diese politische Eintheilung sich auch später erhielt, als längst die Einheit hergestellt war, ergibt sich wohl aus den Listen der späteren assyrischen Könige, welche die Eroberung Babyloniens mehrfach erwähnen, selten indess als eines Ganzen, häufiger als Gruppe von Städten, welche mit ihren Districten Provinzen bildeten [1]. Auf die Periode der Akkad folgte eine Dynastie von eilf Königen, deren Nationalität nicht näher bezeichnet ist, wahrscheinlich elamitische Fürsten [2], und es scheint, dass für dieselben so weit zurück als 2280 v. Chr. bestimmte Daten festzuhalten sind [3]. Wir lesen nämlich in späteren Inschriften, dass ein assyrischer Monarch die Hauptstadt von Elam, Susan, einnahm und daraus ein Bild der Göttin Nana zurückbrachte. Dasselbe sei aus der Stadt Erech (Warka, assyr. Uruk) von dem elamitischen Fürsten Kudur-Nanhundi, in der Zeit, als Babylon von den Elamitern erobert war, was 2280 v. Chr. stattfand, weggebracht worden. Dieses Datum ist insofern von Wichtigkeit, als dadurch eine elamitische Oberhoheit über Babylonien bestätigt wird, welche die Genesis XIV. zur Zeit Abrahams voraussetzt. Um jedoch über die Entwicklung einer Civilisation, Literatur und Regierung Rechenschaft zu geben, wie jene, deren Spuren wir zu Babylon zwei Jahrtausende vor unserer Aera antreffen, muss sich die Geschichte auf einen Zeitraum ausdehnen, gegen den selbst das Wachsthum und Herabkommen Aegyptens ein neueres Ereigniss scheint. Die neuesten Forschungen lehren ohne Zweifel, dass sowohl die Städte Babylon als Niniveh älteren Datums sind, denn bisher angenommen; das primitive Babel (babylonisch Bab-ilu, Pforte Gottes), dessen Alter in unvordenkliche Zeit reicht, ist aber wohl noch erst zu entdecken; der frühere Regierungssitz war südlicher im Lande gewesen, dem persischen Meerbusen näher, wie auch der Thurm Hymer, der noch existirt. Der Zeitpunct jener grossen Reihe von Bauten, welche die Tempel von Merodach und Zirat-Banit mit dem *Ziggurrat* oder Thurm combinirten, welcher „der Grundbau für Himmel und Erde“ benannt worden, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. In einer sehr frühen Periode schon wurden sie durch einen König Agu oder Agukak-rimi und später wieder durch Hammurabi restaurirt, welcher letztere Babylon, ungefähr im XVI. Jahrhunderte v. Chr. zur Hauptstadt machte. Die kürzlich entdeckten Annalen berichten von einer Reihe von Eroberungen durch assyrische Monarchen und darauf folgende Revolten. Die Stadt erreichte ihren Glanzpunct unter Nebukadnezar, ging in die Hände der Meder und Perser über,

[1]) Ausführliches hierüber siehe bei George Smith, *Assyrian Discoveries: an account of Explorations and Discoveries on the Site of Niniveh, during 1873 and 1874.* London 1875. 8°.

[2]) Ménant. A. a. O. S. 53–54.

[3]) Darunter ist auch Chedorlaomer (*Gen.* XIV.) zu fixiren.

unter Kyros, 559 v. Chr., und sank von der Zeit Alexanders d. Gr. ab bis zu ihrem gegenwärtigen Ruinenzustande.

Assyriens älteste Geschichte zeigt dieses Land von dem chaldäischen oder babylonischen Reiche abhängig. Die in Schinear herrschenden Dynastien können wir bis 2458 zurückverfolgen, wo eine medische Dynastie regierte, doch datiren die historischen Könige Assyriens erst von Ismi-dagan, 1850 v. Chr. Die medische Dynastie wurde von zwei chaldäischen und einer arabischen abgelöst, worauf 1273 die assyrische Suprematie begann, die erst mit dem Falle Ninivehs wieder aufhörte. Noch im XIX. Jahrhunderte war die Stadt des Assur, deren Ruinen bei Kalah Shergat (Elassar der Bibel) liegen, die Hauptstadt Assyriens, deren Glanz aber von dem XIV. Jahrhunderte an vor jenem Ninivehs erblasste, welches übrigens erst unter den letzten Königen als Reichshauptstadt erscheint. Es dauerte Jahrhunderte, bis das untere Mesopotamien dem assyrischen Scepter gehorchte, und man kann in den Berichten der Könige über ihre natürlich stets siegreichen Kriegsfahrten unschwer bemerken, wie sauer ihnen ihre Herrschaft über jenes Land gemacht wurde. Noch in der spätesten Zeit musste Sardanapal einen furchtbaren Krieg gegen eine Coalition der Chaldäer und Elamiter ausfechten, das Vorspiel des letzten, in welchem Niniveh der vereinigten Macht der Meder, Chaldäer und Elamiter unterlag[1]).

Die Inschriften der Assyrer lesen sich wie einfach thatsächliche Aufzeichnungen, welche die Schriftgelehrten — die, wie uns die Bibel und die Profangeschichte so gut wie die assyrischen Monumente selbst lehren, die orientalischen Monarchen in Krieg und Frieden stets begleiteten — zur Zeit der Geschehnisse selbst fixirten. Schon 1500 Jahre v. Chr. begegnen wir einem Sargina I, dessen Kindheitsgeschichte viele verwandte Züge mit jener des biblischen Moses, wie des Romulus, des Dionysos u. s. w. aufweist[2]).

Unter den weiteren „Geschichten" müssen wir namentlich jene des Tiglath-pileser I., Assur-nazirpal — der grosse Sardanapal der Griechen — und des Sennacherib hervorheben. Der erste, ungefähr 1120 v. Chr., war wohl der bedeutendste der Monarchen aus ältester Zeit und that auch das Meiste für das Reich. Er wird in den Berichten als leidenschaftlicher Jagdfreund geschildert, welcher auf dem Libanon wilde Stiere gejagt, 120 Löwen und eine Unzahl anderer wilder Thiere erlegt habe. Auch ist erwähnt, dass der König von Aegypten seine Geschmacksrichtung so wohl gekannt habe, dass er ihm ein Krokodil zum Geschenke gesendet.

[1]) Vgl. Joachim Ménant, *Annales des Rois d'Assyrie traduites et mises en ordre sur le texte assyrien.* Paris 1874. 8°.

[2]) „Sie, meine Mutter — hebt die Legende an — legte mich in eine kleine Arche aus Wasserbinsen; mit Erdharz verklebte sie die Thüren; sie setzte mich in den Strom, der nicht in die Arche zu mir eindrang; der Strom trug mich mit sich fort etc." Dann wird erzählt, wie das Kind von einem Wasserträger gerettet worden, wie es unter Waldbewohnern aufwuchs und dann ihr König ward. Dieselbe Erzählung findet sich in beinahe ganz denselben Worten auf einer anderen, auf denselben König bezüglichen Inschrift, welche G. Smith gleichfalls übertragen hat. Vgl. *Records of the Past.* London 1875. V. Vol.

Tiglath-pileser war auch einer der Erbauer, wo nicht der Gründer des Birs-i-Nimrud, der gemeinhin als der Thurm von Babel bezeichnet wird, so wie vieler anderen Bauwerke, wovon ein sehr hoher Thurm noch erhalten ist[1]).

Assur-nazirpal war der Gründer des zweiten Reiches, das von diesem Zeitpuncte an mit nur geringen Unterbrechungen stetig anwuchs, bis es seine grösste Ausdehnung erreichte. Können wir den Berichten seiner Feldzüge und seinen sculpturalen Darstellungen Glauben schenken, so war er äusserst grausam, denn das Abschneiden von Händen und Füssen, Nasen und Ohren und das Ausdrücken — mit dem Daumen — der Augen wird häufig erwähnt und dargestellt gefunden. Ein zweiter Timur, errichtete er ausserhalb der Wälle einer Stadt zwei Hügel — den einen von Menschenschädeln, den anderen von den Rümpfen — und liess Knaben und Mädchen dem Feuertode preisgeben. Mit grosser Unbefangenheit werden auf den Marmorplatten der Palastmauern die Martern der Gefangenen abgebildet, und die Texte schildern diese Proceduren als heroische Handlungen. Die assyrische Geschichte, wie sie in den Inschriften enthalten, dreht sich zum grössten Theil um Kriegszüge; der ewige Refrain lautet: ich belagerte so und so viel Städte, eroberte sie, zerstörte sie, zündete sie an; führte so und so viel Tausend in die Gefangenschaft, ich thürmte Hügel von Leichen, ich füllte meinen Palast mit Beute an Gold, Silber, Wagen, Weibern und Sclaven, und ich flösste dem Land grosse Furcht vor meiner Macht ein. Wie gewöhnlich bei den Nationen semitischer Herkunft mischt sich mit der Grausamkeit gegen Feinde der Fanatismus des Religionshasses; die politischen Feinde werden für Feinde der Götter erklärt. Die Assyrer waren der Schrecken der umwohnenden Völker, in hohem Grade kriegstüchtig; frühzeitig besassen sie schon ein trefflich geschultes und geordnetes Heer; im Gegensatze zu den übrigen Semiten, welchen die zerstreute Fechtart ureigenthümlich zu sein scheint, liessen die Assyrer ihr Fussvolk in Reih und Glied vorrücken, vollkräftige Gestalten in kriegerischer Rüstung; Streit- und Sichelwagen bestanden neben der Cavallerie, welche theils mit Pfeil und Bogen, theils mit der Lanze bewaffnet war[2]); Festungen wurden

[1]) Es ist bis heute noch nicht geglückt, eine assyrisch-babylonische Urkunde der Sage vom Thurmbau zu Babel aufzufinden. Auch ist es keineswegs ausgemacht, dass die Birs-i-Nimrud (in den Inschriften *Zigurrat Bit Zida*) die berühmte *Turris babylonica* sei. Herr George Smith ist zwar dieser Ansicht, es gibt aber auch Gegner derselben. H. C. Rawlinson z. B. hatte, den Andeutungen Layard's folgend, die vielbekannte Trümmermenge „*Mujelibe*" mit dem noch unentdeckten Monumente identificirt, doch weist P. N. N. Myers durch eine sorgsame Untersuchung aller Aufstellungen über den Thurm von Babel in seinen *Remains of lost Empires* dies als Irrthum nach. Myers folgt Oppert und G. Smith in der Meinung, dass Birs-i-Nimrud der berühmte Thurm sei. Sollten sich jedoch wirklich noch welche Spuren desselben finden, so dürfte es wohl entweder, den Andeutungen Loftus' und Taylor's entsprechend, südlicher, an den wundervollen Hügeln von Enech, Magheir und Sinkera, oder die nördlichste Ruine Babylons (in den Inschriften *Bil Saggatu*), der Tempel des Marduk und der Zirbanith sein, welche noch jetzt *Babil* heisst.

[2]) Siehe Layard, *Niniveh and its remains.* II. Bd. S. 362—409.

belagert, Sturmböcke an die Mauern gebracht, Schiffe zu Kriegszwecken verwendet, wie denn die Chaldäer überhaupt geschickte Schiffsbauer waren [1]).

Vielleicht ist in der Geschichte aller assyrischen Herrscher jene des Sennacherib die interessanteste durch die vielfachen Details, die sich über ihn vorfinden, und besonders durch sein Verfahren gegen Hesekiah, König der Juden. Auch ist ein vollständiger Bericht eines grossen maritimen Krieges vorhanden, den er bald nach der Belagerung Jerusalems geführt haben muss. Er beschäftigte phönikische und syrische Werkleute zum Schiffsbau auf dem Euphrat und Tigris und bemannte die Fahrzeuge mit jonischen, tyrischen und sidonischen Bewohnern der mittelländischen Küste. Hier wird uns auch sichere Nachricht von griechischen Einwanderern in assyrischen Diensten, zwei Jahrhunderte vor der Schlacht von Marathon. Ist es da zu wundern, wenn die griechische Architektur in ihren Anfängen eine grosse Aehnlichkeit mit den Baulichkeiten Assyriens nachweist?

Materielle Cultur der Assyrer und Babylonier.

Was über die altassyrische und babylonische Cultur durch die Ausgrabungen der Neuzeit bekannt geworden, ist eine grossartige Bestätigung der biblischen Schilderungen von dem staunenswerthen Luxus, der fabelhaften Pracht dieser Riesenstädte des Alterthums, wo Palast an Palast sich reihte, zwar leichter construirte Werke, die in Hinsicht des grossartigen Anblickes gewiss ihres Gleichen selbst in Aegypten nicht haben. Vor den Palästen stehen phantastische Stiere mit Menschenkopf, Königsmütze, prachtvoll geringeltem Bart und Haar, Adlerflügeln und Löwentheilen. Die Säle darin waren hoch, oben mit Cederbalken gedeckt, der Boden mit babylonischen Teppichen belegt: mit Gold überzogene Säulen, rauschende Vorhänge schmückten die Räume, die Wände waren mit Gemälden aus der Geschichte der Könige verziert. Auf bronzenem mit Gold und Elfenbein geschmücktem oder auf krystallenem [2]) Throne sitzt der König in prachtvoll gesticktem langen Gewande; dahinter steht, ihm Luft zufächelnd, sein Eunuch, um ihn die Grossen des Reiches; vor ihn kommen die Gesandten unterworfener Völkerschaften und bringen Tribut. In einem der ausgegrabenen Säle fand sich ein ganzes Reichsarchiv oder Bibliothek, in kleinster Keilschrift auf schmale Steinplatten geschrieben; in einem andern fand sich eine Sammlung von Bronzegeräthen aufgehäuft, Waffen, Gürtel, Becken, Schellen, Würfel, Trümmer eines Thrones und dazu gehörenden Fussschemels, grosse Mischgefässe u. dgl. [3]).

[1]) Jesaias. XLIII. 14. *Chaldaeos in navibus suis gloriantes.*

[2]) Ein solcher ward, leider allzu sehr beschädigt, von George Smith gefunden.

[3]) Ueber die assyrische Cultur geben Aufschluss: Weissenhorn, *Niniveh und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale.* Erfurt 1851. — Botta,

Geradezu erstaunlich ist die Höhe, welche die Bildhauerei, darunter besonders die Kunst menschliche Formen darzustellen, erreicht hatte. Die Assyrer waren hierin weit fortgeschrittener als die Aegypter, wenngleich beiden Völkern die Darstellung von Thieren im Allgemeinen besser gelang, ja fortgeschrittener selbst als die Hellenen in ihren ältesten Perioden. Sicher ist, dass die spätere persische Kunst in den Fusstapfen der assyrischen Vorgänger wandelte. Obwohl aber die Bildhauerei der Assyrer jener der Aegypter in gewissem Grade, jener der Perser aber ganz entschieden überlegen war, so stand doch ihre Architektur unter dem Niveau dieser beiden Völker. Wie in Aegypten das hierarchische, so war in Assyrien das despotische Element vorherrschend, und es drängt sich daher naturgemäss dort der Tempel, hier der Palast [1]) in den Vordergrund, während sich in Chaldäa die beiden Elemente und darum auch die beiden monumentalen Gattungen ungefähr die Wage hielten. Im Uebrigen ist die Verwandtschaft der chaldäischen und assyrischen Werke ungemein gross [2]). Mit dem Luxus der inneren Ausschmückung stand die überaus grosse Einfachheit der Bauart in grellem Contraste; die Mauern waren aus sonnengetrockneten Lehmziegeln, die im dritten Monate Siwan geformt wurden, und nur mit künstlerisch verzierten Gypsplatten überdeckt. Selten und nur an Stellen, welche besondere Dauer haben sollten, wurden auch Quadersteine [3]) aus entfernten Steinbrüchen herbeigeschafft. Wenn Babylon hierfür den Mangel an brauchbarem, soliden Baumaterial als Entschuldigung nehmen konnte, so hat dies doch für Niniveh keine Geltung. Was aber unter den Gemälden zu verstehen ist, sind Basreliefs, nach assyrischer Sitte bemalt. Bei der inneren Ausschmückung herrscht, trotz des Reichthums der Ornamente, stets ein guter Geschmack [4]). Diesem und den colossalen Dimensionen ihrer Bauten verdanken es die Assyrer, dass man heute sagen darf, sie hätten Alles erreicht, wenn nicht übertroffen, was je von einem Volke des Alterthumes erbaut worden. Die innere Einrichtung der Wohnungen weicht völlig von dem ab, was man heute im Oriente sieht. Die Assyrer gebrauchten Lehnstühle, Stühle und speisten, wie wir, an Tischen; ja sie bedienten sich sogar schon bronzener Gabeln [5]). Alle diese

Monument de Niniveh. Paris 1846—50. 5 Bde. — Jules Oppert, *Expédition scientifique en Mésopotamie, exécutée de 1851 à 1854.* Paris 1863. 4°. — Vict. Place, *Ninive et Assyrie.* Paris 1865. Fol. — Vaux, *Niniveh und Persepolis.* Uebersetzt von Zenker. Leipzig 1852.

[1]) Sehr wichtig für die Geschichte der Architektur sind die Nachrichten, welche die assyrischen Inschriften über den Bau von Tempeln und Palästen enthalten. Viele sind mitgetheilt bei Ménant, *Annales des Rois d'Assyrie*, an vielen Stellen.

[2]) Franz Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums.* S. 58.

[3]) Eine merkwürdige Thürschwelle aus Stein, 2^{m} lang, die erste ihrer Art, auf die man in Assyrien gestossen, grub 1874 G. Smith in Niniveh aus.

[4]) Jul. Oppert, *Die Grundzüge der assyrischen Kunst.* Basel 1872. 8°. S. 9—16.

[5]) G. Smith fand ebenfalls eine zweizinkige Bronzegabel im Palaste des Sanherib. Bisher hatte man die Existenz der Gabeln so weit zurück nicht einmal geahnt. Wir finden ihrer zuerst Erwähnung gethan als eines Luxusgegenstandes, den eine griechische Prinzessin im XI. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung nach Venedig gebracht habe.

Geräthe waren auf das reichste und gewählteste geschmückt. Nicht geringerer Luxus herrschte in der Kleidung, zumeist weit und wallend, von jener der Aegypter und Perser aber gänzlich verschieden. Ornamente waren darauf geradezu verschwendet. Nur der König durfte die spitzige Tiara und nur die Priester gewisse Kleiderformen tragen. Unter den Waffen glänzten Schilde und Schwerte durch die reichsten Verzierungen; die grossen Schilde, welche den ganzen Mann deckten, waren oft aus Thierfellen, die Helme aus Messing oder auch aus Eisen, gelegentlich mit Kupfer eingelegt. Auch Bogen, Köcher und Schwertscheiden schmückten Verzierungen.

Wie überall im Orient genossen Haar und Bart ausserordentliche Pflege; die Augenbrauen wurden schwarz gefärbt; an Arm und Knöchel Bracelets und Amulette, im Ohre Ohrringe, am Finger aber, wie es scheint, niemals Ringe getragen. Von gleicher Pracht strotzte die Ausrüstung der Pferde.

Die Industrie stand auf hoher Stufe; die Assyrer verstanden die härtesten wie die weichsten Gegenstände zu bearbeiten, waren vertraut mit der Glasbereitung und der Kunst des Emaillirens. Sie konnten Lehm zu Ziegeln oder Gefässen brennen und je nach Bedarf verschiedene Qualitäten herstellen. Töpferwaaren wurden gefirnisst und bemalt. Guss und Hämmerung der Metalle hatten eine hohe Vollendung erreicht; das gewöhnlichste Metall war, wie bei fast allen Völkern des Alterthums, das Kupfer, seltener Eisen. Blei bezogen sie wahrscheinlich aus den Bergen Kurdistâns in geringer Entfernung vom heutigen Mossul. Metallene Nägel mannigfachster Gestalt wurden häufig gefunden.

Eine entwickelte Industrie gibt gemeiniglich Veranlassung zu ausgedehnteren Handelsverbindungen. So auch hier. Nach Nah. 3, 16 besass Niniveh mehr Kaufleute als der Himmel Sterne. Niniveh war der Kreuzpunct der grossen Handelsstrassen Asiens und die Schätze der Welt flossen hier zusammen. Obwohl in dem gewaltigen Reiche politische Umwälzungen häufig waren, so fügten sie doch dem Handel keinen erheblichen Schaden zu, denn sie beschränkten sich zumeist auf einen Dynastienwechsel. Nun sind aber — die Geschichte beweist es — die politischen Revolutionen von oben und selbst die Eroberungen dem Handel niemals so nachtheilig als die furchtbaren inneren Anarchien, die oft die Folgen divergirender Bestrebungen von unten aus sind. Ja, nachdem die Perser sich des Reiches bemächtigt, darf man selbst zugeben, dass Handel und Industrie einen erneuten, höheren Aufschwung nahmen und dadurch eher gewannen denn verloren. Schon im frühesten Alterthume waren die assyrischen Gewebe hochgeschätzt; da das Rohmaterial, wie Baumwolle und vielleicht Seide, zum Theile wenigstens, nicht vom eigenen Lande erzeugt wurde, so setzt dies einen ausgedehnten Handel zu Schiff mit dem Osten voraus. Assyrische Kaufleute, die mit blauem Tuche und gestickten Zeugen handelten, erschienen im phönikischen Tyrus; Baumwollenstoffe waren gesucht, wie nicht

minder die seidenen Gewänder Assyriens und die Teppiche Babylons. Auch prachtvolle Elfenbeinschnitzereien fanden ihren Markt [1]).

Von zwei mächtigen Strömen umfangen, die dem persischen Golfe zueilen, bildet Mesopotamien eine ununterbrochene Tiefebene, nach allen Richtungen hin von Canälen durchschnitten, welche stufenweise in ihrer Grösse bis zu blossen Wassergräben herabsanken. Die Ufer waren mit unzähligen Maschinen bedeckt, um das Wasser über den ganzen Boden zu verbreiten. Diese beständige Berieselung war durch die unfruchtbare Natur des Bodens absolut bedingt, lohnte aber den Schweiss der Hände mit reichlichem Erträgnisse.

Sociales Leben.

Unser Wissen über das sociale Leben Assyriens und Babylons ist ausserordentlich beschränkt. Die absolute Herrschermacht lag in der Hand des Königs; neben ihm bestand eine hochgebildete Priesterklasse, die Chaldäer, worunter übrigens vielleicht auch eine Art Adel zu verstehen ist. Jedenfalls waren es diese, welche sich im Besitze der Wissenschaften befanden und darin auch, vorzüglich auf dem Gebiete der Astronomie, sehr Erhebliches leisteten. Wie gross aber auch die Wissenssumme dieser bevorzugten Classe gewesen sein möge, so konnte dieselbe doch nicht einer völlig rohen ungebildeten Menge gegenüberstehen, denn Assyrer und Babylonier waren eminent handeltreibende Völker; bei solchen erfreuen sich aber, wie leicht begreiflich, auch die unteren Classen einer grösseren Bildung als in den reinen Ackerbaustaaten. Schon der Verkehr mit der Fremde führt unbewusst eine Bereicherung des Wissens, eine höhere Reife der Anschauungen mit sich [2]).

Wie ausnahmslos in allen Staaten des Alterthums, blühte auch in Babylon die Sclaverei; ja die Anzahl der Sclaven scheint enorm gross gewesen zu sein. Kriegsgefangene wurden zu Sclaven gemacht, im Ganzen aber milde behandelt, wie die in babylonische Gefangenschaft gerathenen Juden erfuhren. Am genauesten jedoch sind wir über die geschlechtlichen Verhältnisse in Babylon unterrichtet, die in der That eine nähere Betrachtung erheischen. Hier ist es nämlich, wo sich die ältesten Spuren der organisirten Prostitution vorfinden.

Im Allgemeinen lässt sich die sociale Erscheinung der Prostitution in drei Kategorien theilen, deren jede drei verschiedenen Epochen des Völkerlebens angehört; es ist dies die Prostitution der

[1]) Siehe Josef Bonomi, *Niniveh and its remains.* London (1853). 8°. S. 312—336; ferner Henry Austen Layard, *Niniveh and its remains.* London 1849. 8°. 2 Bde. speciell der II. Theil im zweiten Bande. S. 159 ff.

[2]) Die neu entdeckten Inschriften haben desshalb auch zahlreiche Fragmente wie Gesetze, Contracte und amtliche Schriftstücke zu Tage gefördert. Da ist z. B. ein Kaufcontract eines Geheges, unweit der Stadt Lahirun, an der elamitischen Grenze, mit den Namen der beiden Parteien und dem Siegel des Statthalters Nergel-ilai, während der späteren Regierung Esarhaddons, 670 v. Chr. So auch der Verkaufsact eines Mädchens, Anadalati, der Tochter Sayaradu's, durch ein Weib Namens Daliya, das dem Palaste des Sanherib angehört, 687 v. Chr.

Gastfreiheit, die gottesdienstliche oder geheiligte, und endlich die sanctionirte, gesetzliche oder politische Prostitution [1]). Ueberall, so weit wir zurückblicken können in die Vergangenheit, sehen wir das Weib dem Werben des ersten Besten sich ergeben; fast als Waare behandelt, wird sie dem Gastfreunde zur Verfügung gestellt gerade so wie das Beste, was überhaupt an Leckerbissen Zelt oder Haus zu bieten vermag; diese Prostitution der Gastfreundschaft ist eine Artigkeit, eine Höflichkeit, dem Gaste erwiesen, eine praktische, wenn auch unbewusste Durchführung des Satzes: Thue Anderen, was Du willst dass Dir geschehe. Ohne Widerrede gab das Weib sich dazu her, theils aus angeborner Eitelkeit, theils vielleicht auch aus Hoffnung auf ein Geschenk, welches ihr am Morgen der fremde Gast hinterliess. Fast gleichzeitig mit dieser ältesten, von Eltern und Gatten gutgeheissenen Prostitution tritt die geheiligte Prostitution auf, gewissermassen eines der Mysterien im Culte der Gastfreiheit. Gleichwie die zürnenden Götter allerorts durch Opfer besänftigt werden sollen, brachten die Weiber sich selbst dem Gotte zum Opfer, die Frauen ihre Keuschheit, die Jungfrauen ihre Jungfrauschaft. Die Ideenverkettung ist hier unverkennbar. Ob der Götze selbst oder sein Priester, es war gleichgültig, wer an ihnen das Opfer vollbrachte, und um dieses allein handelte es sich. In späterer Zeit ging freilich die ursprüngliche Idee verloren, der Gebrauch aber hatte sich festgenistet und erhielt sich fort und fort in dem Cult gewisser Gottheiten. Nur sehr langsam verschwand er aus dem Kreise der gesitteten Völker, einzelne Spuren aber lassen sich noch in der Gegenwart wahrnehmen.

Während die Prostitution der Gastfreiheit in die ältesten Zeiten hinaufreicht, vor Bildung der Religionen und gewisser moralischer Ideen, herrscht also die gottesdienstliche oder geheiligte Prostitution bei fast allen Völkern das ganze Alterthum hindurch. Der sehr natürlichen Idee, welche ihrem Entstehen zu Grunde liegt, trat fördernd der Umstand zur Seite, dass die That der Prostitution selbst eben so alt ist wie die Wollust, wie die Liebe, daher schon in der ersten Kindheit der menschlichen Gesellschaft ihren Anfang nimmt; denn streng genommen beginnt sie dort, wo zum ersten Male das Weib aus nicht geschlechtlicher Begierde sich preisgab. Eines aber muss Jenen gegenüber, die stets die „elende" Stellung des Weibes im Munde führen, betont werden, dass, wo immer wir diese eigenthümliche Erscheinung beobachten, das Weib vollkommen freiwillig handelnd auftritt. Wie zur Liebe kann zur Prostitution es Niemand zwingen.

Babylonier und Assyrer haben wir als Mischvolk kennen gelernt und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn hier auch die Begriffe der gastfreundschaftlichen und religiösen Prostitution mit einander verschmolzen. In Babylon war die Prostitution das hervorragendste Merkmal des Mylitta-Cultus. Die babylonische Göttin

[1]) P. Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 9—10.

Mylitta ist nichts anderes, als das in der vollen Freiheit des Naturlebens gedachte Mutterthum. Wie wir später sehen werden, erhob sich das zügellose Naturprincip der Mylitta zur Herrschaft in ganz Vorderasien und vermochte selbst die ursprünglich auf einer abweichenden Auffassung beruhenden Culte in seinem Sinne umzugestalten. Mylitta folgt dem Princip des sich selbst überlassenen Naturlebens in seiner vollen, durch keine menschliche Satzung beeinträchtigten Schöpfungsthätigkeit. Die beengende Fessel der Ehe ist ihrem Wesen zuwider. Vertreterin des stofflichen Naturrechtes verlangt sie unbeschränkte Hingabe an jeden Mann und hebt alle Schranken, welche die niederen Schöpfungssphären von dem Menschen trennen, auf. In den vorhandenen Nachrichten über den Mylittadienst finden alle diese Sätze ihre Anerkennung. Von jedem Mädchen ihres Volkes verlangt die Göttin freie Hingabe an den sie zur Begattung aufrufenden Mann. Die Aufforderung geschieht im Namen Mylitta's und in dem heiligen Raume ihres Tempels. Die Geldgabe des Mannes ist Mylittenlohn und dem Tempel verfallen, der Strick um den Kopf, welchen die Babylonierinnen bei diesem Anlasse zu tragen pflegten, das Zeichen der Verpflichtung zu dem Keuschheitsopfer, die Prostitution mithin eine cultliche, von der Religion auferlegte Handlung. Wenn wir ferner erfahren, die Göttin begnüge sich mit der einmaligen Hingabe des Weibes und sehe es ihm nach, wenn die strengste Keuschheit die nachfolgende Ehe auszeichne, so haben wir hierin die Sühne für die der Mylittennatur widersprechende Ehe zu erblicken [1]).

Wissen und Religion der Chaldäer.

Der Ursprung der chaldäischen Theologie wird meist aus den weiten Thalebenen Mesopotamiens erklärt, die zur Beobachtung der regelmässig kreisenden Gestirne herausforderten [2]). Jedenfalls besassen die Priester — die chaldäischen Magier — schon sehr frühe ein hohes astronomisches Wissen, wenngleich von einer astronomischen Wissenschaft im modernen Sinne kaum die Rede sein kann [3]). Die Sternkunde der Chaldäer und ihrer Schüler, der Assyrer, war also weder so tief noch so gering als oft behauptet wurde. Im Hinblick auf die geringen Mittel, worüber man damals verfügte, waren die in jenen frühen Epochen gemachten Fortschritte in der Himmelskartographie, in der Herstellung eines Kalenders, und besonders in der Beobachtung der kosmischen Phänomene wirklich bewundernswerth, trotz der astrologischen Absurditäten, die sich

[1]) J. J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien.* Heidelberg 1870. 8°. S. 43—44.

[2]) *Principio Assyrii, propter planitiem magnitudinemque regionem quos incolebant, cum coelum ex omni parte patens et apertum intuerentur, trajectiones motusque stellarum observaverunt.* (Cicero, *De Divin.* t. I. 1.)

[3]) Sir George Cornwall Lewis, *An historical survey of the astronomy of the ancients.* S. 277—278.

darein mengten. Die Urheber dieser Wissenschaft waren aber wieder nicht die semitischen, sondern die älteren akkadischen Babylonier, und diese müssen ihre Beobachtungen schon in ihren alten Sitzen in Elam begonnen haben, weil ihr Hauptmeridian jenes Land durchschnitt. Die ältesten bekannten astronomischen Aufzeichnungen der Chaldäer, das grosse, siebzig Bücher umfassende Werk der „Beobachtungen des Belus", reichte nur bis 1700 v. Chr. zurück. Den Akkadiern verdanken wir auch die Erfindung des Thierkreises und die Eintheilung der Woche in sieben Tage nach den vier Mondesvierteln. In Verbindung mit den kürzlich aufgefundenen astronomischen Tafeln, auf deren Gebrauch sich die Chaldäer schon verstanden, wirft das jüngst entdeckte Fragment ein Astrolabimus ein ergänzendes Licht auf das, was wir über die babylonische Eintheilung des Himmels und die Namen der Fixsterne schon wissen. Der Himmel war in vier Theile getheilt, der Durchgang der Sonne durch dieselben bezeichnete die vier Jahreszeiten [1]). Das assyrische Jahr war ebenso wie das jüdische in zwölf Monde (Mondmonate) getheilt und das Sonnenjahr wurde dadurch hergestellt, dass gelegentlich ein Monat eingeschoben ward. Heute sind wir nun in der Lage, ungefähr dreissig der grössten Gestirne zu zählen und einige sogar zu identificiren. Vier derselben finden sich auf dem Fragmente des Astrolabiums abgebildet: die Sterne *Urbat* und *Addil* im Scorpion und die Sterne *Nibat-anu* und *Udkagaba* im Schützen. Der Stern Nibat-anu wurde bisher irrthümlich für einen Planeten gehalten. Der Himmel und das Jahr wurden durch die Kreisform des Astrolabiums dargestellt; dessen Umkreis war in zwölf Theile getheilt, wovon jeder wieder mit einer Anzahl von Graden bezeichnet war. Innerhalb derselben, näher dem Pole, waren wieder zwölf Abtheilungen angebracht. Die Thatsache, dass die vier Himmelstheile nicht mit dem neuen Jahre beginnen, veranlasst die Frage aufzuwerfen, ob nicht der Zeitpunct der Aequinoctien sich seit den ersten Festsetzungen assyrischer Astronomie verschoben habe. Wie regelmässig die Berichte von den verschiedenen Observatorien, die in der Mehrzahl der grossen Städte errichtet waren, eingesendet wurden, beweist eine im Palast des Sanherib aufgefundene Tafel, welche die Beobachtungen Abil-istars bei einer Mondesfinsterniss [2]) in der Stadt Akkad relationirt [3]). Sie wussten, dass nach einem Kreislaufe von 223 Mondwandlungen die Verfinsterungen des Mondes wiederkehren [4]).

[1]) In der Uebersetzung des Hauptfragmentes, die uns Smith gibt, setzt er als angenommene Aequivalente für die ursprünglichen Zeichen „Monat" und „Tag", bemerkt jedoch, dass er glaube, wir sollten für „Tag" einen Himmelsgrad und für „Monat" ein Zeichen des Thierkreises lesen.

[2]) Mondesfinsternisse wurden in grosser Menge schon seit den frühesten Zeiten, jedoch nicht mit der wünschenswerthen Genauigkeit aufgezeichnet.

[3]) Obiges ist entnommen dem interessanten Aufsatze von A. H. Sayce, *The Astronomy of the Babylonians* in der Londoner *Nature* 1875. XII. Bd. Nr. 310. S. 489—491.

[4]) Siehe hierüber die betreffenden Abschnitte in Sir George Cornwall Lewis' Werke: *An historical survey of the astronomy of the ancients.* London 1862. 8°. S. 256—315, 397—446.

Auch besassen die Chaldäer astronomische Abhandlungen, deren Titel uns erhalten sind, z. B. ein Buch über die Conjunction von Sonne und Mond, eines über Kometen, über die Bewegungen des Mars, über jene der Venus und über den Polarstern, nämlich *α Draconis.* Endlich ist eine chaldäische Bestimmung der Grösse des Erdgrades nach Kameelschritten nicht unwahrscheinlich, und bemerkenswerth, dass König Nabonassar eine Zeitrechnung gründete, die sogenannte nabonassarische Aera, welche zu Folge gutbeglaubigter astronomischer Beobachtungen mit dem Jahre 745 v. Chr. beginnt, also schon für jene Epoche einen sehr ansehnlichen Wissensschatz voraussetzt [1]). Die Assyrer bezeichneten die Jahre mit dem Namen eines vornehmen Beamten, wie die Römer die ihrigen nach den Consulen und die Athener nach den Archonten. Diese Beamten führen im Assyrischen den Namen *Limu*, was man mit Eponymen zu übersetzen pflegt. Man hat die Reihe dieser Eponymen festzustellen vermocht durch das Datum der Eroberung von Samaria 722 v. Chr., von wo man dann vorwärts und rückwärts Jahr für Jahr zählen kann. Ein anderes Datum, das die *Limu* nennen, ist das einer totalen Sonnenfinsterniss, welche nach den Rechnungen der Astronomen jene vom 15. Juni 763 gewesen. Was vor dieser Jahresreihe liegt, ist nicht genau zu fixiren [2]).

Unter den mannigfachen Texten untergeordneten Ranges, welche die neu errungenen Inschriften zu Tage gefördert, finden sich recht merkwürdige Fragmente über Geographie und Naturkunde, aber auch über Zauberei und böse Geister. Wir besitzen eine Reihe von Beschwörungsformeln und Hymnen der akkadischen Magie, welche gegen ein ganzes Heer böser Geister und Gespenster, sowie deren Wirkungen, Besessenheit und Krankheiten u. dgl. zu kämpfen hat [3]).

Was die Schöpfungsgeschichte der Chaldäer anbelangt, so kennen wir nebst der babylonischen Fluthsage, worin Xisuthros an Stelle des Noah der Bibel steht, seit kurzer Zeit nun auch die babylonische Tradition über die Fluth [4]). Man hat allgemein diese Sage einer allgemeinen Sintfluth für eine durchaus semitische Ueberlieferung und die neuesten Entdeckungen meistens für eine merkwürdige Bestätigung der biblischen Berichte ausgegeben, während

1) *Wichtiger Urkundenfund in Bezug auf assyrische Chronologie.* (*Ausland* 1867. Nr. 24. S. 559—562.) Gumbach, *Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrer.* Heidelberg 1852.

2) Vgl. hierüber das classische, freilich keine unterhaltende Lectüre bietende Werk von George Smith, *The Assyrian Eponym Canon.* London 1875.

3) Meisterhaft behandelt dieses Thema François Lenormant in seinen zwei Schriften: *La Magie chez les Chaldéens et les origines accadiennes.* Paris 1874. 8⁰. und *Les sciences occultes en Asie. La divination et la science des présages chez les Chaldéens.* Paris 1875. 8⁰.

4) Die Backsteinbibliothek des Sardanapal (667—625), welche auf dem britischen Museum aufbewahrt wird, enthält auf einigen 80 Fragmenten, die der Assyriologe George Smith von etwa 10000 Tafeln im Jahre 1872 zusammengelesen hat, die assyrische Uebersetzung des chaldäischen Fluthberichtes. (Siehe denselben in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* vom 24. December 1872.) Im Palaste des Sanherib zu Nimrud entdeckte dann Smith am 15. Mai 1873 die fünfzehn Zeilen von der ersten Columne des Fluthberichtes, welche in die einzige auszufüllen wichtige Lücke passen.

dem besonnenen Forscher mehr die Abweichungen entgegentreten. Jetzt sind so viele weitere Fragmente des Fluthberichtes entdeckt, dass wir einen grossen Sagenkreis überblicken, in welchem jener Bericht nur einen kleinen Theil bildete, und die Wurzeln dieses Sagenkreises dürften wohl nach Indien führen. Der Name des aus der Fluth Geretteten, des mythischen Heros, welcher die Hauptrolle in dieser Sintfluthsage spielt, ist noch nicht entziffert, und hat man einstweilen Izdubar (welches der Lautwerth der den Namen bildenden Ideogramme, aber kein wirklicher Name ist) eingesetzt. Die Legenden wären etwa auf den Beginn des babylonischen Reiches, 2000 v. Chr. zurückzuführen, und Izdubar ist vielleicht mit Nimrud identisch. Der Held, ein gewaltiger Jäger oder Riese, herrschte über das Gebiet rings um Babylon, vertrieb einen Tyrannen, der über Erech regierte, und fügte dies neue Gebiet zu seinem Königreiche. Er tödtete ein Ungeheuer, welches das Land verwüstete, und empfing an seinem Hofe einen gewaltigen Seher und Astrologen, Heabani, mit dessen Hilfe er die Häuptlinge Humbaba und Belesu bezwang, den göttlichen Ochsen tödtete und über das ganze Thal vom Euphrat und Tigris und vom persischen Meerbusen bis zu den armenischen Bergen herrschte. Heabani wird nun durch ein unbekanntes wildes Thier des Namens Tamabukku getödtet und Izdubar, von einer Krankheit, wie es scheint, dem Aussatze befallen, nimmt seine Zuflucht zur Seeküste, wo er mit dem deificirten Helden zusammentrifft, welcher der Sintfluth entkommen ist. In den neuen Fragmenten von Kujundschik trägt dieser Held den Namen Hasisadra, wovon das berossische Xisuthros offenbar die präcisirte Form darstellt. Hasisadra erzählt die Geschichte der Fluth in vielen Puncten von der Bibel abweichend und eine frühere Version kennzeichnend.

Auch andere Inschriften beziehen sich auf die Fluth; eine der ältesten erwähnt die „Stadt der Arche", in der Izdubar-Serie Surippak benannt. Auf einigen Cylindern und Edelsteinen ist Izdubar in seinem Boote dargestellt. Eine scharf hervortretende Eigenthümlichkeit dieser Legende ist, dass aus der Arche ein regelrechtes Schiff gemacht ist, das in die See gelassen und von Bootsleuten geführt wird. Das ist also die Tradition entweder eines seefahrenden Volkes oder eines Volkes, das an solche grosse Ueberfluthungen gewöhnt ist, wie sie z. B. an der Mündung eines grossen Flusses, wie der Euphrat, vorkommen mochten. Der Bibelerzählung nach hat das Ereigniss ein im Inneren des Landes lebendes Volk betroffen und war die Arche wie ein Koffer oder Kiste und nicht im eigentlichen Sinne ein Schiff. Mit der Entdeckung der babylonischen Fluthsage ist zugleich die Frage, ob das Fragment des Berossos eine chaldäische oder die biblische Ueberlieferung vor Augen gehabt, im ersteren Sinne entschieden.

Epische Gedichte kannte man bisher nicht bei den semitischen Völkern, obwohl man solche z. B. bei den Hebräern nach einzelnen

Andeutungen [1]) anzunehmen geneigt war. Der Dichter des epischen Fluthberichtes ist nicht genannt, kommt aber vielleicht noch zum Vorschein [2]). Ein anderes Fragment des babylonischen Epos ist die Höllenfahrt der Istar [3]). Die Göttin Istar (Venus), Tochter des Sin (Mous) beschliesst in den Hades zu steigen, der ähnlich dem Scheol der alten Hebräer dunkel geschildert wird. Nachdem die Göttin der Erde unwillig genug den Eintritt verstattet hat, muss Istar an jedem der sieben Thore sich eines Theiles ihres Schmuckes entledigen, so dass sie nackt in die Unterwelt gelangt, hier von den Göttern gereinigt wird, und endlich, da durch ihr Verschwinden alle Zeugung und Fruchtbarkeit auf Erden aufhört, von dem Götterboten wieder an die Oberwelt zurückgeholt wird, indem sie beim Rückwege durch die Thore ihren Schmuck wieder erhält.

Das vorliegende Bruchstück ist kaum ein Grund, die bisherige Ansicht umzuändern, welche dem semitischen Volksstamme die Befähigung zur Epik abspricht. Der Einfluss des fremden, protechaldäischen Stammes dürfte sich gerade in diesem Zweige der babylonischen Literatur gezeigt haben, in so ferne den Semiten hier die nöthigen mythologischen Vorstellungen geliefert wurden, ohne welche ein Epos im Alterthume nicht gedacht werden kann. Diese mythologischen Vorstellungen kamen den späteren Semiten abhanden, mithin auch der Sinn für das Epos [4]). Der Fluthbericht und die Höllenfahrt der Istar lehren aber, wie früh schon zu Babylon der Glaube an Himmel und Hölle und an die Existenz nach dem Tode Wurzel gefasst hatte; auch werden wir annehmen dürfen, dass man schon damals in Babylon an eine Belohnung und Bestrafung der Seelen glaubte. Die Region der Seligen heisst *Samu* und Anu, der höchste himmlische Gott, präsidirt ihr. Die Hölle ist nebst anderen Titeln *Mateude*, *Iskalli* oder *Aralli* bezeichnet und von Hea, dem Gotte des Meeres und der infernalischen Regionen, regiert, der ungefähr Pluto, dem Herrscher des Hades, entspricht. Das Hinabsteigen der Istar in den Hades bot Gelegenheit zu einer schönen Schilderung der düsteren unterirdischen Regionen. Nach einer Rede, welche an Heabani scheinbar von seinem eigenen Geiste oder Vadukka gerichtet wird, ist muthmasslich zu entnehmen, dass die Babylonier an einen Geist oder eine Seele im Menschen glaubten, welche von diesem selbst gesondert ist, denn auf den

[1]) Vgl. 4 Mose, 21, 14; Josua 10, 13.

[2]) Hat man doch den Namen eines anderen Dichters, Nabu-Nadin-Ahi, entdeckt, welcher um 1300 v. Chr. vom König Merodach-Baladan I. für einige Lobesgesänge zu Ehren des Königreiches und der es unterstützenden Götter mit einem Grundstück beschenkt wurde. Nabu-Nadin-Ahi ist demnach der älteste bekannte *Poeta laureatus*.

[3]) Dieses Epos ward von dem Engländer Fox Talbot (*Records of the Past.* London 1874. I.), von dem Franzosen François Lenormant (*Les premières civilisations.* Paris 1874. 8°. II. Bd. S. 84. Deutsch: *Die Anfänge der Cultur.* Jena 1875. II. Bd. S. 3—107.) und von dem Deutschen Eberhard Schrader (*Die Höllenfahrt der Istar, ein altbabylonisches Epos nebst Proben assyrischer Lyrik.* Giessen 1874.) und zuletzt von Julius Oppert unter dem Titel *L'immortalité de l'âme chez les Chaldéens.* Paris 1875. 8°. übersetzt.

[4]) Friedr. Spiegel im *Ausland* 1874. Nr. 27. S. 530.

Befehl Hea's erhebt sich die Seele Heabani's gegen Himmel. Wie sehr dieses Uebergewicht der spiritualistischen Seite im Menschen und der Glaube an ein Leben nach dem Tode von der mosaischen Darstellung sich unterscheidet, ist wohl nicht nothwendig hervorzuheben.

Diese Thatsache jedoch unterstützt die Anschauung, dass die Civilisation, Literatur und Mythologie Mesopotamiens nicht das Werk eines semitischen Stammes, sondern eines ganz verschiedenen Volkes sei, das später von semitischen Völkerschaften unterworfen worden. Die Eroberer drangen den Eroberten zwar ihre Sprache auf, nahmen aber die Mythologie, die Gesetze und Literatur derselben an. Desshalb wird durch die „Höllenfahrt der Istar" auch die übrigens irrige Behauptung Renan's nicht umgestossen, dass die Semiten von Anfang an Monotheisten gewesen seien und gar keine eigentliche Mythologie gehabt hätten [1]).

Wir werden hiermit naturgemäss zur Betrachtung des assyrisch-babylonischen Religionssystems geleitet, welches zu den ältesten der Welt gehört und selbst noch älter als jenes der Aegypter sein soll.

Der Cultus der chaldäischen Magier war kein Sonnendienst; mehr noch als in Aegypten stand allerdings die Astronomie in besonderen Beziehungen zur Religion, allein während im ersteren Lande ein Sonnendienst herrschte, huldigte Assyrien einem reinen Sabäismus, d. h. der Verehrung aller Gestirne, wobei diese lediglich als die Typen der Macht und die Attribute der höchsten Gottheit angesehen wurden. In den frühesten Phasen der assyrischen Religion finden sich nicht einmal Spuren eines Feuercultus, der sonst mit dem Sonnendienste gemeinsam aufzutreten pflegt; erst später hat sich derselbe als eine Entartung des Sabäismus, und zwar wahrscheinlich vor Zarathustra, wohl in der Zeit der Erbauung von Khorsabad und Kujundschik, entwickelt, wofür genügende Beweise vorhanden sind. Eben so sicher ist, dass zwischen den religiösen Anschauungen der früheren und der späteren Zeiten in Assyrien ein bedeutender Unterschied obgewaltet hat, wie denn, was man übrigens auch in der ägyptischen Geschichte beobachtet, spätere

1) Ernst Renan, *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques.* Paris 1858. 8°. Dann desselben: *De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation.* Paris; endlich desselben: *Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques et en particulier sur leur tendance au monotheisme.* (*Journal asiatique* 1859. S. 214—282 und S. 417—450) erblickt in der Entwicklung der monotheistischen Idee ein Anzeichen geistiger Beschränktheit, denn der alleinige Gott der Semiten sei nicht etwa das Resultat eines tiefen Nachdenkens, sondern lediglich der geistigen Beschränktheit zuzuschreiben, die bei Einem Gotte stehen bleibt, weil sie sich nicht zu der Vielgötterei der anderen Völker zu erheben vermochte. Gegen die Ansicht von dem ursprünglich monotheistischen Geiste der Semiten erheben sich Alfred von Kremer (*Streifzüge durch die Culturgeschichte des Islâms.* Leipzig 1873. 8°. S. VI.), D. Chwolson in seiner Schrift: *Die semitischen Völker*, C. P. Tiele, *Vergelijkende Geschiedenis van de Egyptische en Mesopotamische Godsdiensten.* Amsterdam 1873. 8°. I. Bd., der die religiöse Richtung der Hebräer nicht aus angeborner Beschränktheit des Vermögens oder aus einer Eigenthümlichkeit der Race, sondern aus den Umständen erklärt, unter welchen die Hebräer ein Volk geworden, und Martin Haug. (*Beil. zur Allgem. Zeitung* vom 11. März 1875.)

Herrscher viel mehr unter dem Banne des Aberglaubens stehen, als ihre kraftvollen Vorfahren; die Ceremonien und Symbole, wie sie in Khorsabad und Kujundschik sich abgebildet vorfanden, sind völlig identisch mit jenen auf den altpersischen Monumenten. Die Perser verehrten dieselben Gottheiten, nämlich Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser und Winde, welchen sie dann noch die assyrische Urania (Venus) hinzufügten. Gleichwie sich also die spätere, persische Kunst aus der assyrischen entwickelt hat, geschah dies auch mit der Religion. Eine interessante Aufzählung der zwölf assyrischen Götter findet man auf einer Stele des Sardanapal I. aus Calach, deren Inschrift ziemlich genau übereinstimmt mit jener eines Obelisken Salmanassars; die Götter werden in beiden folgendermassen charakterisirt: Assur, der mächtige Herr, König der Versammlung der Götter. Anu, der undurchdringliche, der Herr, der das Schicksal ordnet, der Herr der Länder. Salman-Nisroch, König des Flüssigen, Herr der Mysterien des Hasisu (?), König der Kronen, der den Thau breitet auf die Namriri (?). Sin (Mond), Herr der Sphären, der die Ebene tränkt. Marduk, der Weise, Herr der Orakel, Haupt der Götter. Bin, der undurchdringliche, Herr der fliessenden Wasser, der über die Fruchtbarkeit waltet. Adar-Samdan, der Held der göttlichen Kämpfe, der die Feinde besiegt, der schreckliche. Nebo, der Gott, welcher das Scepter verleiht, der wachsame. Belit, Gattin des Bel, Mutter der grossen Götter. Nergal, Herr der Schlachten. Bel-Dagon, oberster Vater der Götter, Baumeister, Schöpfer der Götter. Samas, Richter des Himmels und der Erde, Bevollmächtigter der Götterversammlung. Istar, Herrin des Himmels und der Erde, Richterin über die Helden, Göttin der Schlachten [1]).

Die oberste Gottheit, Baal, Bel oder Belus, ist fast auf alle verwandte semitische und syro-arabische Sprachen redenden Völker übergangen. Seine genaue mythologische Stellung ist jedoch nicht gehörig ermittelt; die Griechen wenigstens identificiren ihn abwechselnd mit Zeus, Apoll und Mars [2]). Dass er auch eine Art Schlachtengott war, ist ziemlich sicher. In der Kosmogonie des Berossos ist aber Bel-Kronos ein Gott der Götter, Schöpfer von Sonne, Mond und Planeten und der ganzen inneren Weltordnung. Wir haben also in ihm Saturn zu erkennen, dessen Dienst sich durch Beseitigung der Nebengötter allmählig zum Eingottessystem verklärte. Dass dies nicht erst bei den Hebräern, sondern bereits in Chaldäa stattgefunden, ist ziemlich unzweifelhaft. Wenn die Chaldäer noch andere Götter kannten, so gehörten sie doch nur insofern der Vielgötterei an, als sie der Meinung waren, jener Gott sei zu gross und erhaben, um sich unmittelbar mit der Leitung der Welt zu befassen, dass er darum deren Regierung den Göttern übergeben, an die der Mensch seine Opfer und Gebete zu richten habe. Diese vermittelnden Götter aber wohnen in den Planeten, und da man die Planeten nicht immer sieht, braucht der Betende für den

[1]) Ménant, *Annales des Rois d'Assyrie.* S. 66, 97.

[2]) Selden, *De dis Syriis syntagmata duo.* London 1617. cap. I. p. 123.

täglichen Bedarf Bilder der Planeten [1]). Früher wurden Baal zu Ehren Menschenopfer dargebracht. In Babylon wurde er ganz besonders verehrt; übrigens bestand sicherlich nur wenig Unterschied zwischen dem Cultus in Babylon und Niniveh. Die zweitwichtigste Persönlichkeit war die Saturngemahlin, die oberwähnte Astarte, Mylitta oder Venus [2]), deren Cult eine in jeder Hinsicht so hervorragende Rolle spielte im Religionssysteme aller semitischen Völker und besonders der Assyrer. In innigster Beziehung damit stand die Verehrung des Cypressenzapfens [3]). Sie wurde auch Beltis genannt, als die weibliche Form der grossen Gottheit, die vielleicht ursprünglich androgyn gewesen. Die Semiten kannten sie unter den Namen *Astarte*, *Ashtaroth*, *Mylitta* und *Alitta*. Als dritte Gottheit figurirt endlich Rhea, in ähnlicher Weise wie Mylitta dargestellt. Neben diesen höheren Gottheiten gab es eine Gattung Dämonen, die auf die Menschheit einen besonderen Einfluss übten und an die Feruer Zarathustra's erinnern. So wie im späteren Rom fanden zu Babylon, aber auch bei den Armeniern und Persern allerorten, eine Art religiöser Saturnalien statt, wobei die gesellschaftliche Ordnung für einige Zeit verkehrt wurde [4]). Die Sclaven herrschten während dieser Zeit — dem Feste der *Sakäen* (ἡμέραι Σακέαι), im Monate *Loos* jedes Jahres fünf Tage hindurch gefeiert, über ihre Herren; ein Sclave ward sogar zum Könige gemacht, trug das königliche Prachtgewand, die Zoge, wesshalb er *Zogan* hiess, und hatte eine Königin aus dem Harem des Königs. Das Fest ward unter Laubhütten gefeiert, nach fünf Tagen hörte diese Vermischung aller Stände auf und der Zogan ward enthauptet. Der Ursprung dieses Festes ist noch dunkel [5]).

Wie gering auch unsere Kenntnisse über die assyrisch-babylonische Religion, dürfen wir doch in ihr einen reinen Naturdienst, die Verehrung kosmischer Principien erkennen und zwar keinen poetisch-phantastischen Pantheismus wie in Indien; es tritt vielmehr das verständige, nüchterne, praktische Element hervor. In der Verehrung der Zeugungskraft und dem sich daran knüpfenden wollüstigen Culte verräth diese Religion einen hamitischen Zug; obwohl dieser auf viele semitische Religionen übergegangen, ist er doch wahrscheinlich aus vorsemitischer Zeit überkommen. Diesen hamitischen Zug [6]) der Assyrer und Babylonier bestätigen noch die Schilderungen ihrer Charaktereigenschaften, die weit weniger zu dem semitischen als zum hamitischen Nationalcharakter stimmen.

1) Julius Braun, *Gemälde der mohammedanischen Welt.* Leipzig 1870. 8°. S. 9—10.

2) Plutarch (in *Vit. Crass.*) und Julius Firmiens Maternus (*De Errore Prof. Relig.* IV. p. 12. ed. Münter) identificiren diese assyrische Venus mit Hera.

3) Layard, *Recherches sur le culte du Cyprès.* (*Nouv. Annales de l'Institut archéologique.* Vol. XIX.)

4) Layard, *Niniveh and its remains.* II. Bd. S. 439—482.

5) Eine ausführliche, quellenmässige Schilderung des Sakäenfestes siehe in: Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 49—53.

6) Tiele, A. a. O., fasst nach meiner Ansicht irrthümlich die Religionen Assur's und Babylon's als durchaus semitisch auf, was sie gewiss nicht ausschliessend gewesen sind.

Verbreitung des Astarte-Cultus.

Die Cultur der Assyrer und Babylonier ist uns desshalb so wichtig, weil sie auf fast alle vorderasiatischen Völker den bedeutendsten Einfluss ausgeübt hat. Als die erste und grösste Kriegsmacht der alten Welt, beugten sie blos durch siegreiche Heereszüge schon einen grossen Theil der asiatischen Völker unter ihr Joch; steht es doch fest, dass ein assyrischer König von Baktrien einen Angriff sogar auf Indien unternahm und den Indus thatsächlich überschritt[1]). Aber nicht blos durch das Schwert, auch durch die Künste der Politik unterwarfen sich die Assyrer die Völker. Niniveh war die anmuthvolle Zauberin, welche die Völker durch ihre Buhlschaften verkaufte[2]). Ihr Reichthum und ihre Cultur befestigten ihre Macht, die sich allmählig über ganz Kleinasien erstreckte. Hier blühte seit langer Zeit das lydische Reich, welches damals den grössten Theil Kleinasiens, ein buntes Gemisch von Völkern verschiedener Abkunft, Sprache, Religion und Sitten unter seine Herrschaft gebracht hatte, dennoch ist selbst hier der Einfluss Assyriens unverkennbar.

Die Lyder gehören wohl zu den Semiten; man schrieb ihnen desshalb auch eine semitische Sprache zu; aber wir haben vom lydischen Idiom nichts übrig als einige Eigennamen, und gerade auf diese hin wollte man neuerlich die Lyder für Indogermanen erklären. Die Sache muss also zweifelhaft bleiben; ihre erste Dynastie soll aber aus Niniveh gekommen sein. Von dort her ist wohl auch der Mylittadienst und die cultliche oder gottesdienstliche Prostitution herübergewandert, die über ganz Kleinasien verbreitet und überall in gleich greller Weise charakterisirt war. Das assyrische Mylittenprincip galt vornehmlich in Lydien, wo der für das Keuschheitsopfer bestimmte heilige Raum den Namen *γλυκὺς ἄγκων* oder *ἀγνέων* führte[3]) und dieser Cultus überhaupt am tiefsten in's Volksleben eindrang. Die Lyder, welche sich rühmten, die Glücksspiele erfunden zu haben und denselben mit wahrer Wuth oblagen, lebten in hochgradiger Verweichlichung und Ueppigkeit; der Mylittencult mag wohl als religiöse Handlung behandelt worden sein, bald aber ergaben sich die lydischen Mädchen freiwillig der ungezügeltsten Prostitution. Sie trachteten damit ihre Aussteuer zu erwerben und hatten dann das Recht sich einen Gemahl zu wählen, der nicht immer die Ehre einer solchen Wahl ablehnen durfte[4]). Der nämliche unzüchtige Cult fand statt in dem elischen *Βάδυ*, das unmittelbar an Lydien anknüpft, endlich in dem Dienste der Aphrodite Porne zu Abydos, der die Anlage der schon erwähnten Sakäenfeste deutlich verräth. Eine andere Richtung der Verbreitung ging nach Syrien, Phönikien und Cypern. Unter den verschiedensten Namen und in

[1]) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* I. S. 859.

[2]) Nahum, cap. III. 19, *Super quem non transiit malitia tua semper.*

[3]) Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 44.

[4]) Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 43—44.

mancherlei Cultformen wird in allen diesen Ländern dasselbe Hetärengesetz auf den Thron erhoben. Dieser cyprische Dienst ist für die Kenntniss des cultlichen Hetärismus von besonderer Wichtigkeit. Er wurde hier durch die handeltreibenden Phöniker frühzeitig eingeführt; nicht weniger denn zwanzig Tempel waren auf der Insel der Göttin errichtet, darunter jene zu Paphos und Amathunt die berühmtesten und berüchtigtsten. Auch der Tempel zu Golgos, dessen Ausgrabungen viele weibliche und androgyne Figuren zu Tage förderte, war wohl der Aphrodite geweiht [1]). Gründer dieses cyprischen Mylittadienstes und seiner Mysterien soll König Cinyras gewesen sein, dem auch die Erbauung des paphischen Tempels zugeschrieben wird. Die dort gefeierten Venusfeste lockten Fremde von allen Gegenden herbei; auch hier war die Göttin als die weibliche Zeugungskraft aufgefasst und bot man ihr unter dem Namen *Καρπωσις* einen Phallus und ein Geldstück. Die amathunthische Venus hingegen war hermaphrodit und ihre geheimsten Mysterien fanden in dem den Tempel umgebenden Haine statt. Auch in Cinyria, Tamasus, Aphrodisium, besonders aber in Idalia fand die geheiligte Prostitution vielbesuchte Stätten. Selbst am Meeresufer gingen die jungen Cypriotinen Abends spazieren, um sich den an der Insel landenden Fremden zu verkaufen. Diese Sitte bestand noch im II. Jahrhunderte zu Justin's Zeiten [2]), nur ward damals der Ertrag nicht mehr der Göttin bestimmt, sondern von den Beschenkten gesammelt, um die künftige Aussteuer zu bilden [3]). Wir dürfen also in diesem Dienste die engste Verwandtschaft mit den babylonischen Ideen und Gebräuchen gewahren [4]).

Die gleiche Erscheinung begegnet in den beiden syrischen Heiligthümern zu Byblos und Aphaka im Libanon. In dem rauhen, von den Leukosyrern bewohnten Kappadokien herrschte die Hauptgottheit *Ma* oder *Mene,* Aschera und Astarte in sich vereinend. Ihr Haupttempel stand zu Zela und zu Comana am Iris, wo jedes Jahr

1) Siehe über diese Ausgrabungen: *Antiquities from Cyprus.* (*Athenäum* Nr. 2352, S. 671 und Nr. 2353, S. 705.) Einige Amphoren tragen phönikische Inschriften.

2) Justinus, XVIII, 5.

3) Dufour. A. a. O. S. 38—40.

4) Ueber Cypern handelt: Mas Latrie, *Histoire de Chypre.* 8°. 3 Bde. Ob Cypern das *Kifa* der ägyptischen Denkmäler aus der 18. Dynastie oder das *Caphtor* des alten Testaments war, bleibt ungewiss, doch muss seine Civilisation jedenfalls in sehr frühe Zeit zurückreichen. Nach den Phönikern kamen Griechen auf die Insel, und liessen sich namentlich an der nördlichen Seite nieder. Aber auch eine dritte Race war auf Cypern vorhanden, wie die neuerdings von George Smith entzifferten Inschriften beweisen. Das Räthsel der cyprischen Sprache und Schrift ist neuestens durch den zu früh verstorbenen Forscher Johannes Brandis aufgedeckt worden. Vgl. dessen *Versuch zur Entzifferung der kyprischen Schrift.* Berlin 1874. 8°., doch ist mir diese Schrift nur aus einer Anzeige im Londoner *Athenaeum* Nr. 2412 vom 17. Jänner 1874 S. 96—97 bekannt. — Citium und vielleicht auch andere Städte zahlten schon vor Salomo's Zeiten Tribut an Tyrus; später ward die Insel den Assyrern unterworfen. Nach dem Zerfalle Assyriens blieb Cypern, nachdem zuerst Amasis es erobert, dann Kambyses, unter persischer Herrschaft bis 410 v. Chr. (*Neue Ausgrabungen auf der Insel Cypern. Globus.* XXIII. Bd. S. 73.) Ueber den merkwürdigen Gräberfund mit Glas- und Töpferwaaren siehe das Londoner *Athenaeum* Nr. 2452 vom 24. October 1874. S. 550.

unter ungeheurem Zudrange der Bevölkerung zweimal der Auszug der Göttin gefeiert wurde; der Oberpriester trug dabei die Zeichen der königlichen Würde, unter ihm standen 6000 männliche und weibliche Hierodulen. Grausamkeit und Wollust — diese beiden so nahe verwandten Erscheinungen — bezeichnen diesen Cult, die weiblichen Hierodulen gaben sich preis, die männlichen hatten sich zu Ehren der Göttin verschnitten, gebärdeten sich in Weibertracht wie Weiber, während die Weiber in männlicher Tracht kriegerische Tänze aufführten. Sie sind die Amazonen, und aus der griechischen Sage geht hervor, dass der Cult der Ma einst über ganz Kleinasien, ja bis in das europäische Griechenland verbreitet war. Die zeugende Kraft der Natur wurde unter dem Namen *Men* verehrt, was die Griechen mit Zeus übersetzten. Von diesen syrischen Völkern ging der das asiatische Alterthum in so hohem Masse beherrschende Cult sogar auf Stämme indogermanischer Abkunft über, — auf die Phrygier und Armenier, welche von den Alten in nächste Verwandtschaft zu einander gestellt werden. Obschon nun die Phrygier zum indoeuropäischen Stamme gehörten und ein begabtes Volk waren — Musik und Fabelpoesie waren ihre starke Seite — so nahmen sie doch von den Syrern die Religion an; namentlich war der Cult der empfangenden und zeugenden Naturkraft auch hier im Flor; nur hiess die Göttin hier *Kybele* oder *Kybebe*, Idäische Mutter, *Agdistis;* gelegentlich war sie wohl auch *Ma* genannt wie in Kappadokien und Paphlagonien. Ihre Priester, *Galii* genannt, waren Entmannte [1]).

Eben so entwickelt war der Astarte-Cult in Armenien. In diesem herrlichen Gebirgslande müssen zwei Racen unterschieden werden, wovon die eine erst später, wahrscheinlich aus Babylonien einwanderte, während das früher ansässige Volk der Alarodier allem Anscheine nach der georgischen oder grusischen Familie angehörte. Die Assyrer nannten das Land damals Urardu und frühzeitig schon gewahrt man den semitischen Einfluss sowie die Abhängigkeit der armenischen Könige von den assyrischen. In der heutigen armenischen Sprache, die dem indogermanischen Stamme zuzuzählen ist, erinnern noch gewisse Erscheinungen an das Georgische oder Grusische. Die späteren indogermanischen Armenier kamen aus der Gegend des phrygischen Volkes, welches vom Hellespont bis zum Halys wohnte und nach alten Berichten aus Thrakien abstammen soll; jene Wanderung muss aber jedenfalls viele Jahrhunderte vor dem trojanischen Kriege stattgefunden haben [2]). Es ist schwer fest-

[1]) Kleinasiens Archäologie ist noch sehr wenig bekannt. Sicherlich würde sich bei genauerer archäologischer Durchforschung manche culturhistorisch wichtige Entdeckung ergeben. Ueber kleinasiatische Archäologie siehe: G. Perrot, *L'exploration archéologique de la Galatie et de la Bythinie.* Paris 1862. 4°. — Ch. Texier, *Asie mineure, description géographique, historique et archéologique des provinces et des villes de Chersonèse d'Asie.* Paris 1863. 8°. — H. Barth's *Reise von Trapezunt durch die nördliche Hälfte Kleinasiens nach Scutari.* Gotha 1860. 4°. — In neuester Zeit: J. Henry van Lennep, *Travels in little known parts of Asia minor.* London 1870. 8°.

[2]) Lenormant, *Lettres assyriologiques sur l'histoire et les antiquités de l'Asie antérieure.*

zustellen, ob der Mylittendienst in Armenien vor oder nach dieser Einwanderung eingedrungen. Sicher bleibt, dass schon im hohen Alterthume in dem Lande zwischen Euphrat und dem Taurusgebirge, zu Akisilene, ein Heiligthum der hier *Anaïtis* genannten Göttin lag, in welchem die edelsten Töchter des Volkes als geweihte Buhldirnen im Dienste der Göttin sich preisgaben. Sie genossen sehr hohes Ansehen und Niemand scheute sich aus ihrer Zahl eine zur Gattin zu wählen. Diese Prostitution unterschied sich von der babylonischen nur dadurch, dass die Anaïtis-Geweihte nicht einem Jeden, sondern nur den an Stand und Ansehen Gleichstehenden sich zu überlassen pflegte [1]).

Im Wesentlichen herrschte derselbe Cult auch noch in Pamphylien, Pisidien und Lykien. Bei den Karern, Mysern und den oberwähnten Lydern waren Gebräuche im Schwange, die vielleicht auf einstige gynaikokratische Zustände hindeuten, wie unter anderem die Benennung nach den Müttern, nicht nach den Vätern. Die Namen der Gottheiten wechselten, allein die damit verknüpften Anschauungen blieben im Wesentlichen dieselben und drückten sich in dem fast bis in die kleinsten Details identischen Culte aus. Beinahe kein Unterschied bestand zwischen den Sakäenfesten, wie sie zu Zela oder zu Niniveh gefeiert wurden. Es herrscht dermalen kein Zweifel mehr, dass diese ganze, eigenthümliche Religionsauffassung und damit verbundene Sittenentwicklung ihren Ursprung bei dem babylonischen Volke genommen und von den Euphratlanden sich hauptsächlich gegen Norden und Westen verbreitet hat [2]). Ich lege auf diese charakterisirende Erscheinung der altasiatischen Cultur besonders desshalb Gewicht, weil sie mir ganz vorwiegend an das Racenelement, jedoch nicht an das semitische sondern an das hamitische, geknüpft zu sein scheint. Unter allen Racen am sinnlichsten ist der Hamit und er hat nur dem ihn beherrschenden Charakterzug, der Sinnlichkeit, Ausdruck verliehen in seinem religiösen, in seinem socialen Leben. Baals- und Mylittendienst sind sicherlich hamitischen Ursprungs, wenngleich bei eintretender Racenmischung auf andere Stämme, auf Semiten wie auf Indogermanen übergegangen. Dies ist ja das Eigenthümliche bei Racenkreuzungen, dass auf die Nachkommen stets die am schärfsten hervorstehenden Eigenschaften der Eltern übertragen werden. Da solche Eigenschaften zumeist zu jenen gehören, welche die landläufige Auffassung als böse oder

Paris 1871. — Mordtmann, *Die ältesten Denkmäler Armeniens.* (*Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1871. Nr. 355, 356, 357 und 358.) — Prof. Ferd. Justi, *Ueber die älteste armenische Geschichte.* (*Ausland* 1872. Nr. 6. S. 121—125.) — Ueber armenische Geschichte im Allgemeinen vgl.: Mich. Chamich, *History of Armenia.* Calcutta 1827. 2 Bde. — Saint Martin, *Mémoire historique et géographique sur l'Arménie.* Paris 1818. 2 Bde.

[1]) Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 48 und Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 36—37. Joh. Scherr, *Geschichte der Religion.* Leipzig 1860. 8°. II. Bd. S. 56—90.

[2]) Die üppigen lärmenden Feste am Djebel Ghule, dem Klein-Paris an der sudanesischen Grenze Aegyptens erinnern nach Marno's Aussage in manchen Beziehungen an den Mylittencult der Alten. (Ernst Marno, *Reisen im Gebiete des blauen und weissen Nil, im ägyptischen Sudan und den angrenzenden Negerländern.* Wien 1874. 8°. S. 231.)

schlechte bezeichnet, so sagt der Sprachgebrauch, dass Mischlinge in der Regel nur die Laster, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern erben. Eine ausgedehnte Racenkreuzung muss aber in ganz Vorderasien entschieden stattgefunden haben, denn fast nirgends ist das spätere Semitenthum das ursprüngliche. Fast überall hören wir von einer älteren Bevölkerung, deren Nationalität festzustellen heute in vielen Fällen nicht möglich ist, wie beispielsweise in Lykien [1]). Dass aber in sehr frühen Altersperioden die Hamiten eine viel grössere Verbreitung in Asien besassen, ist ausser Frage. Die ausgedehnte, mit dem Religionssysteme in innigste Verbindung gebrachte Prostitution ist den Semiten von Grund aus zuwider, vielmehr wird bei ihnen auf die Jungfräulichkeit des Weibes bei Eintritt in die Ehe der höchste Werth gelegt. Es ist also völlig irrig, wenn der durchaus wollüstige Mylittencult als den semitischen Völkern eigenthümlich oder gar als aus ihren Weltanschauungen hervorgewachsen geschildert wird. Er ist vielmehr ein Erbstück früherer, wahrscheinlich hamitischer Racen und findet sich nirgends dort, wo Semiten ihr Blut rein erhielten.

Die Hebräer in Aegypten.

Die Geschichte der Hebräer beginnt erst mit dem Auszuge aus Aegypten; früher sind sie nicht als ein Volk zu betrachten, dessen Einrichtungen auf besondere Beachtung Anspruch erheben könnten. Einer der in der Wüste der Sinaihalbinsel umherschwärmenden semitischen Beduinenstämme gelangte nämlich im Laufe seiner Nomadenwanderungen nach Aegypten, an dessen Schwelle er sich im Lande Gosen niederliess und unter ägyptische Oberherrschaft gerieth. Gosen, dessen Name noch bis heute fortlebt [2]), lag östlich von dem grossen Damiette-Arm des Nils, welchen die Semiten nie überschritten. Südlicher als Heliopolis (das biblische On beim heutigen Matarieh) verirrten sich die semitischen Einwanderer, für welche die Aegypter den Namen *Apurin*, *Aperju* oder *Apriu* (Hebräer) hatten, nicht. Sie sind also in das eigentliche Aegypten nie eingedrungen, sondern an dessen äusserstem Ostsaume stehen geblieben. Dass sie in Aegypten Zwangsarbeiten verrichten mussten, setzen die pharaonischen Denkmäler ausser Zweifel, ebenso dass diese Zwangsarbeiten von einem „Gendarmeriecorps" überwacht wurden und jedem Säumigen Prügelstrafe drohte. Der Pharao, der die Kinder Israels zur Frohnarbeit zwang — wir treffen sie in Hamamat als Steinbrucharbeiter, im Leydener Papyros als Colossschlepper, weiterhin als Ziegelstreicher — war Ramses II., der Grosse, der Sesostris der Griechen. Durch Frohnarbeiter liess er nebst anderen Plätzen die Veste Pithon und die Stadt Ramses im Delta erbauen, deren Trümmerreste moderne

[1]) Vgl. Spratt and Forbes, *Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis.* London 1847. 8°. II. Bd. S. 37—60.

[2]) Dies weist sehr glücklich nach G. Ebers, *Durch Gosen zum Sinai.* Leipzig 1872. 8°.

Ausgrabungen zu Tage förderten. Die Bedrückung der Apriu steigerte sich endlich in's Unerträgliche, oder in der Sprache der modernen Strike-Agitatoren, bis zu einem „menschenunwürdigen Dasein", was die Hebräer schliesslich zur Arbeitseinstellung trieb.

In diese traurige Lage waren die Apriu nicht etwa durch einen Krieg mit den Aegyptern gerathen; sie verdankten sie der geographischen Lage ihres Ländchens; das zahlreiche fremdländische Volk der Apriu unruhigen Geistes und stets im Zusammenhange mit den asiatischen Stammesverwandten, bildete für den in Syrien operirenden Pharao eine grosse Gefahr, wenn er es ungezügelt in seinem Rücken liess. Wohl waren die Hebräer nur als einfache Nomaden nach Aegypten gelangt, doch muss man sich desshalb die Apriu nicht als herumlungernde, armselige Hirten denken, die nichts besassen, als ihre Tasche und ihren Stab, sondern viel wahrscheinlicher als die eigentlichen „Rosskämme" und „Viehhändler". Daneben betrieben sie das sehr einträgliche Geschäft des Leihens auf Pfandgegenstände. Schon das alte Testament macht dem Handelstriebe der Juden weitgehende Concessionen, und der Talmud hat die betreffenden Sätze so weit ausgebildet, dass es oft schwer wird die Grenze zwischen rechtmässigen Procenten, Gewinn, Profit und Uebervortheilung oder Betrug aufzufinden. Beim heutigen Beduinen, dem semitischen Nomaden der Gegenwart, ist der Gewinn das unverrückte Ziel seiner Gedanken, und Interesse der Beweggrund seiner Handlungen. Lügen, Trügen und Ränkeschmieden, nebst anderen Lastern, welche aus dieser Quelle entspringen, sind in der Wüste so herrschend wie in den Marktstädten Syriens [1]). Im Alterthume war der habsüchtige Charakter der keiner Aufopferung fähigen semitischen Race [2]) kein anderer, und solch einträgliche Leihgeschäfte wie die oben gedachten erklären die Thatsache, dass trotz langjährigen Druckes die Hebräer beim Auszug aus Aegypten im Besitze goldener Gefässe und anderer Werthgegenstände waren [3]).

Die Ereignisse, welche diesem Auszuge vorangingen, gehören nach den jüngsten Entdeckungen gerade in jene Epoche, in welche die mosaische Religionsbildung zu fallen scheint. Nach der ägyptischen Darstellung des Manetho wären die Hebräer nichts anderes gewesen, als ein Haufen jener 80,000 Unreinen und Aussätzigen, welche in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche (also wahrscheinlich nach Tura unweit Cairo) gesandt worden waren. Nach Jahren liess sich der ägyptische Fürst von der Bitte der durch die harte Arbeit starkgeprüften Dulder erweichen und räumte ihnen die Stadt Avaris ein [4]), die zu jener Zeit von den Hirten verlassen

[1]) Burckhardt, *Bemerkungen über die Beduinen und Wahabi.* Weimar 1831. S. 149.

[2]) E. Kautzsch und A. Socin, *Die Aechtheit der moabitischen Alterthümer.* Strassburg und London 1876. 8°. S. 33.

[3]) Lauth, *Aus altägyptischer Zeit.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* Nr. 206 vom 25. Juli 1875.)

[4]) Vgl. darüber: Guido Cora, *Ricerche storiche ed archeologiche sul sito d'Auaris e sulla topografia della parte settentrionale dell' antico istmo di Suez.* (*Bollettino della società geografica italiana.* V. Parte III. 1870.)

worden war und deren zurückgebliebene Bewohner Ursache zur Unzufriedenheit mit der Regierung hatten. Dort erwählten sie Osarsiph, einen Priester aus Heliopolis, zu ihrem Fürsten. Die Gesetze, die dieser seinem Volke gab, bezweckten vor allem eine durch Sitte und Gebräuche unübersteigliche Scheidewand zwischen beiden Nationen aufzuführen. Desshalb verordnete er: weder die Götter zu verehren noch sich der den Aegyptern heiligen Thiere zu enthalten, sondern alle zu schlachten und zu essen, dann aber mit Niemanden zu verkehren. Zu schwach jedoch zum Kriege gegen den mächtigen Feind, sandte Osarsiph zu den vertriebenen Hyksos nach Jerusalem, die mit 200,000 Mann ihm zu Hilfe kamen, dreizehn Jahre im Lande herrschten und daselbst alle Gräuelthaten vollführten, bis sie von dem Aegypterkönige besiegt, aus dem Lande gejagt und nach Syrien verfolgt wurden.

Ob nun dieser Osarsiph, wie die ägyptischen Quellen wollen und wahrscheinlich ist, der biblische Moses [1]) ist oder nicht, ob er zu identificiren sei mit dem Syrer, von dem der Papyros Harris spricht, ist von geringerem Belange; wichtiger bleibt, dass dem Auszuge der Juden eine Zeit sowohl der religiösen als der politischen Bewegung voranging. Es lässt sich dermalen aber noch nicht oder nicht mehr entscheiden, ob Moses die ägyptischen Götter einfach abgesetzt und die Opfer gänzlich abgeschafft oder aber, wie die biblische Darstellung erzählt, an die Stelle der vielen Götter der Aegypter den Einen Jahveh treten liess, welcher wohl kein anderer war, als der schon von den Hyksos einzig verehrte Gott *Sutech* oder *Set* [2]).

[1]) Der Name *Mose* ist altägyptisch, da *Mes* oder *Mesu* einfach Kind oder Knabe bedeutet. Ueber die Persönlichkeit des Moses nach ägyptischen Quellen hielt Dr. Lauth auf der Philologen-Versammlung zu Würzburg 1868 einen interessanten Vortrag. Nach der Auffassung von Dr. Martin Schultze wäre übrigens Moses gar keine historische, sondern eine mythologische Persönlichkeit; er erkennt in ihm einen Gott, den Sohn des Sonnengottes und der Erdmutter, die auch Mondgöttin ist, und identificirt ihn mit dem ägyptischen Osiris. Siehe Martin Schultze, *Moses und die „Zehnwort"-Gesetze des Pentateuchs. Mythologisch-culturhistorische Untersuchung.* Berlin 1875. 8°. S. 7—8.

[2]) Dr. August Eisenlohr, *Der grosse Papyros Harris. Ein wichtiger Beitrag zur ägyptischen Geschichte, ein 3000 Jahr altes Zeugniss für die mosaische Religionsstiftung enthaltend.* Leipzig 1872. 8°. S. 22. Nach Jules Soury, *La Bible d'après les dernières découvertes archéologiques en Orient* (*Revue des deux mondes* 1872. Heft III) wäre Jahveh keine ägyptische, sondern eine semitische Gottheit, eine Ansicht, der auch C. P. Tiele beizupflichten scheint. Gegen die Ergebnisse des Papyros Harris spricht sich Heinrich Brugsch in einem Feuilleton der Wiener *Presse* vom 15. August 1872 aus, betitelt: *Moses und Pharao.* Es ist tief betrübend, einen Gelehrten von so hoher Bedeutung Front machen zu sehen gegen Alles, was mit der biblischen Darstellung nicht übereinstimmt; denn leider scheint sein Widerspruch auf keine andere Quelle sich zurückführen zu lassen.

Der Auszug aus Aegypten[1]).

Bei ihrem Auszuge aus Aegypten unter Ramses des Grossen Nachfolger, Menephtah II.[2]), gingen die Hebräer zwischen dem Ballah- und Timsah-See hindurch, kehrten aber vor Etham um; sie schlugen also zuerst den natürlichen Weg nach der syrischen Küste ein; es scheint aber, dass die Aegypter auf der Ostseite des heutigen Suêz-Canals eine Völkermauer gezogen hatten. Die Existenz dieser Mauer war Moses sicherlich bekannt, aber er mochte vielleicht entweder freien Durchzug hoffen, oder auf Erstürmung eines Forts rechnen. Als den Hebräern zu letzterem der Muth fehlte, kam Moses, der ja als vormaliger Flüchtling die Gegend um Suêz recht gut kannte, der Gedanke, sein Volk auf einer bekannten Furt durch das Meer zu führen. Eine solche Furt ist nicht nur vorhanden, sondern die Schwankungen des Seespiegels zur Zeit der Ebbe und Fluth, unterstützt durch anhaltende scharfe Winde, lassen auch die Rettung der Ausgezogenen, sowie den Untergang des pharaonischen Heeres als etwas physisch durchaus Glaubwürdiges erscheinen.

1) Bei der Darstellung dieses Abschnittes folge ich dem schönen Werke von Georg Ebers, *Durch Gosen zum Sinaï*. Die neueren Aufstellungen H. Brugsch's, welche ich mit jenen Ebers' völlig unvereinbar halte, sind mir sehr wohl bekannt, doch nehme ich weiter keine Rücksicht darauf, da die dagegen vorgebrachten Einwände Dr. Lauth's und Jos. P. Thompson's mir durchaus plausibel erscheinen. Die Quintessenz der neuen Brugsch'schen Lehre ist kurz etwa die folgende: Auf einem Ritt durch Cairo fand Brugsch unter Schutt und Getrümmer einen altägyptischen Säulenschaft, dessen Hieroglypheninschrift lautet: „Im fünften Jahre, im dritten Monat des Sommers wurde dem König angezeigt, dass das fremde Volk Ewri fortgezogen ist." Das war approximativ um 1300 v. Chr. Die Strasse, die Aegypten mit dem Osten verband, ist auf vielen Denkmälern gezeichnet. Die an ihr liegenden Orte stimmen mit den Etappen überein, welche die Bibel im Exodus verzeichnet. Papyrosrollen, welche Berichte über die Verfolgung von Verbrechern enthalten, geben in genauer Uebereinstimmung mit der Bibel die Entfernungen derselben an. Die Strasse führte am Jam-Suf dem Schilfsee vorüber. Ein ererbter Irrthum hielt das rothe Meer für diesen. In Wahrheit war es eine lange, schmale und tiefe Seekette, die südlich nahe an den Golf von Suêz reichte. Strabo und Diodor berichten von ihr und von der gefährlichen Furth Ha-Chiron, griechisch Baraktra, die durch Sandwehen das Wasser verhüllt. „Viele Heere, berichtet Strabo, gingen hier im Laufe der Geschichte zu Grunde", und Diodor berichtet das Versinken eines Theiles des Heeres des Artaxerxes an dieser Stelle, die durch Springfluthen noch heute gefährlich ist. Hier fand der Uebergang der Juden, der Untergang der Aegypter statt, hier findet das Wunder seine natürliche Erklärung. Wer weitere Belehrung wünscht und an dem schlechten Französisch des Verfassers keinen Anstoss nimmt, findet sie in H. Brugsch, *L'Exode et les monuments égyptiens. Discours prononcé à l'occasion du congrès international d'orientalistes à Londres.* Leipzig 1875. 8°. Bemerkenswerther als die Brugsch'schen Annahmen dünken mir die Auslegungen Linant de Bellefonds', worüber ich eine kurze Notiz im *Globus*, XXVI. Bd., S. 381 finde. Nach Ansicht dieses Forschers bestand zur Zeit des Exodus auf dem Isthmus, welcher damals nachweislich nicht die heutige Breite besessen, schon eine Untiefe, welche noch heute als Bodenanschwellung des Serapeums erkennbar ist und über welche ein seichter Meeresarm nach Norden hinausreichte. Diesen Umstand benützte der Führer der Juden. Linant erklärt auch die bekannte Wolken- und Feuersäule durch heute noch herrschende Karawanengebräuche und bemerkt zu der Versüssung bitteren Wassers durch Moses bei Mara (*Exod.* 15, 25), dass noch heute die Beduinen brakiges oder schwefeliges Wasser durch Hineinwerfen von Früchten des Kapernstrauches oder eines *Assaf-el-Seder* genannten Holzes trinkbar zu machen pflegen.

2) Nach Ferd. Hitzig im Jahre 1512 v. Chr.

Der weitere Zug [1]) der Juden führte nun dieselben nach Marah beim heutigen Wadi Hauâra, Elim beim Wadi Gharandel, in die Bucht bei Râs Abu Selimeh und nach Dophka im Wadi Maghâra, wo Moses die in der dortigen Kupfergrube Tmafka zu schwerer Arbeit verurtheilten Landsleute erlöste. Was über den weiteren Wüstenzug ermittelt ist, bezieht sich darauf, dass das biblische Raphidim mit der Oase Teirân zu identificiren und der Berg Sinaï in dem Serbâl, nicht in dem Dschebel Mûsa, zu erkennen ist [2]). Das Manna der Wüste ist das, was die Sinaï-Beduinen noch jetzt *Man* nennen, nämlich eine klebrige und honigartige Ausschwitzung der Tamariskenzweige *(Tamarix gallica mannifera Ehrenb.)* [3]). Da aber [4]) der jährliche Mannagewinn der sinaitischen Halbinsel auf 700 Pfund geschätzt wird, so wäre — wenn die Angaben der Schrift über die Stärke des hebräischen Volkes bei seinem Zuge in der Wüste irgend ein Vertrauen verdienten — auf je 1000 streitbare Israeliten jährlich 1 1/6 Pfund gekommen! Daraus geht das Widersinnige der Ziffer von 603,550 streitbaren Männern, die eine Volkssumme von etwa 2 Millionen Köpfen darstellt, sattsam hervor. Nicht einmal das fruchtbare Gosen hätte 2 Millionen Köpfe zu ernähren vermocht und ehe 2 Millionen mit dem dazu gehörigen Vieh durch die oft bis auf's Aeusserste verengten Wadis der Sinaï-Halbinsel defilirt wären, hätte es Tage gebraucht [5]). Jetzt ernährt das ganze Gebiet 4—5000 Araber, welchen jedoch Aegypten Korn zusenden muss. Es war also jedenfalls nur eine ganz geringe Fraction des jüdischen Volkes, welche durch Moses angeführt aus Aegypten nach dem schon früher durch Israeliten besetzten Palästina zog. Von besonderem Interesse ist indess die Thatsache, dass jene, welche aus Aegypten zogen, auch nach Moses, nicht alle aus dem Samen Abrahams waren, denn es heisst: „auch zog mit ihnen viel fremdes Volk" [6]). In wieweit jenes fremde Element, das mit den Juden aus Aegypten zog, ethnologisch einflussübend war, ist eine jener Fragen, deren Beantwortung die bisherige Forschung schuldig geblieben. Sei dem indess wie ihm wolle, von ihrem Einzuge in Kanaan dürfen die Juden sich eines fest abgegränzten nationalen Typus rühmen, der sich bis in die Gegenwart erhalten hat. Aus der arabischen Wüste würde Moses wohl sogleich zur Eroberung des Landes Kanaan

[1]) Siehe Manches über diesen Zug bei Oscar Fraas, *Ain Musa oder die Mosisquellen der Sinai-Halbinsel.* (*Ausland* 1866. Nr. 35. S. 821—825.) In streng bibelgläubigem Sinne sind die werthlosen Ausführungen von Dr. Constantin James: *Les Hebreux dans l'isthme de Suez.* Paris 1872. 8°. S. 45—62.

[2]) In neuester Zeit will Charles Beke den wahren Sinaï in einem 1520 m hohen Berge, eine Tagereise westlich von Akaba, entdeckt haben. (*Nature* Nr. 225 vom 19. Februar 1874. S. 312.)

[3]) Ebers, *Durch Gosen zum Sinaï.*

[4]) Nach Wellstedt.

[5]) Ewald in seiner *Geschichte des Volkes Israel bis Christus.* 1853. 3 Bde. hält an der biblischen Zahl fest. Die hier angeführten Widerlegungen nach Prof. Peschel im *Ausland* 1872. Nr. 48. S. 1131.

[6]) Im Exodus.

fortgerückt sein, hätte er den Muth in den Hebräern wahrgenommen, der zur Eroberung eines Landes nöthig war, das seit alten Zeiten in allen seinen Räumen angebaut und mit Menschen und festen Plätzen überdeckt war. Der Aufenthalt in Arabien mochte nun dazu dienen, das Volk Israel in einzelnen Schlachten gegen die Amalekiter zu einer kriegerischen Nation heranzubilden. Gleichzeitig entwarf Moses für den künftigen Staat in Kanaan vollständigere Gesetze, welchen das am Sinaï angenommene Grundgesetz zur Unterlage diente und für welche er das uralte Herkommen seiner Nation und die agrarische Verfassung von Aegypten benützte.

Geschichte Kanaans.

In den vorhergehenden Abschnitten sahen wir, dass die später semitischen Länder schon vorher von einer Bevölkerung bewohnt waren, die sich bereits zu einer gewissen Civilisation emporgeschwungen hatte. Auch in Palästina oder, um richtiger zu sprechen, in Kanaan waren die Semiten, nämlich die Phöniker und Hebräer spätere Einwanderer, denen eine Bevölkerung voranging, welche wir uns wohl mit jener der Akkad in Mesopotamien identisch oder mindestens stammverwandt denken dürfen. Natürlich ging die Besitzergreifung aller dieser Gebiete durch die Semiten nicht ohne ausgiebige Vermischung mit den älteren Eingebornen vor sich, wodurch nebst einem merklichen Bruchtheile allophylen Blutes auch manche Anschauungen, Sitten und besonders religiöse Vorstellungen auf die neuen Herren übergingen. War auch zur Zeit, die den Hintergrund der biblischen Sagen bildet, die Semitisirung nicht blos Kanaans, sondern des grössten Theiles von Vorderasien eine längst vollbrachte Thatsache, so offenbart sich doch vom Anbeginn zwischen diesen vorderasiatischen Semiten und jenen des Südens, nämlich Arabiens, ein tiefgehender Unterschied, der in Lebensweise, Sitte und religiöser Anschauung gleich ausdrucksvoll sich ausprägte. Wohl nicht mit Unrecht wird man für einen grossen Theil dieses fühlbaren Unterschiedes das fremde ältere Volkselement verantwortlich machen müssen, mit dem sich das nördliche Semitenthum in der Urzeit vermengte. „Trotz ihrer Jahrtausende lang gepflegten Abgeschlossenheit dürfen die heutigen Juden auf die Reinheit ihres Semitismus keineswegs allzu stolz sein. Während z. B. die südarabischen Sabäer, die Mahra- und Hakili-Stämme und selbst die dunkelhäutigen, aber schön und zierlich gebauten Himjaren sowohl auf antiken Bildwerken, als auch jetzt noch den reinen semitischen Typus zeigen, ist unter den Juden die hamitische Gesichtsbildung fast eben so häufig wie die semitische“ [1]).

[1]) Dr. Martin Schultze, *Handbuch der ebräischen Mythologie. Sage und Glaube der alten Ebräer in ihrem Zusammenhange mit den religiösen Anschauungen anderer Semiten so wie der Indogermanen und Aegypter.* Nordhausen 1876. 8°. S. 17, ein Buch, an welches sich der obige Abschnitt vorwiegend anlehnt. Ein Gleiches denkt wohl auch Professor S. J. Kämpf in

Wahrscheinlich gelegentlich einer allgemeinen semitischen Einwanderung und gleichzeitig mit der der Sidonier zogen auch die Beni-Israel nach Kanaan, wo sie von da in geordneten Verhältnissen in den nördlichen Theilen Palästina's, westlich und östlich vom Jordan, lebten. Zu diesen Beni-Israel gehörten jedoch die Stämme Juda, Simeon und Levi nicht, vielmehr waren diese damals überhaupt noch nicht im Lande. Die eigentlichen Beni-Israel bewohnten theils ackerbauend und fest angesiedelt den Norden und Osten Palästina's, theils trieben sie, besonders im Osten, als nomadisirende *Emôrim*, d. h. Hochländer, oder Beduinen ihre Heerden. Die fest angesiedelten Stämme lebten unter „Königen", während die Beduinen (die heute noch in Syrien umherstreifen), in loserer Verbindung lebend, wohl nur zu gewissen Zwecken sich unter die Anführung von „Richtern" stellten. Wie in Arabien noch heute, so recrutirten sich wohl schon damals die Städter und Landbauern zum Theil aus den Beduinen und häufig standen die Ansiedler unter dem Schutze eines befreundeten Beduinenstammes oder, was so ziemlich dasselbe ist, die Beduinen standen im Solde einer Stadt oder eines Königs. Oefter bemächtigte sich auch wohl ein Beduinen-Richter oder Emir des Thrones in einer der Städte und gründete als König von da aus ein kleineres oder grösseres Reich. Wie alle nördlichen oder vorderasiatischen Semiten waren auch diese Beni-Israel oder ältesten Hebräer dem Polytheismus ergeben und der Zusammenhang der althebräischen Glaubenslehren mit den phönikischen und babylonisch-assyrischen war ein so inniger, dass von einer besonderen hebräischen Religion überhaupt keine Rede sein kann, so wenig wie von einer phönikischen oder assyrischen. Dieselben Göttergestalten, wenn auch mit veränderten Namen, kehren im Kreise dieser nördlichen Semiten überall wieder und da andererseits diese altsemitische Mythologie eine sehr nahe Verwandtschaft mit der ägyptischen bekundet, so nahe, dass beispielsweise Phönikien in religiöser Hinsicht fast für eine Provinz Aegyptens gelten könnte, so hat man wegen des kaum angefochtenen Hamitismus der Aegypter wohl nicht mit Unrecht auf eine hamitische Unterlage dieses semitischen Polytheismus geschlossen. Gegenwärtig ist letzterer für die nördliche Gruppe der Semiten wohl als ein gesichertes Ergebniss der Forschung zu betrachten, vor dem die Meinung E. Renan's von einem ursprünglichen Monotheismus der Semiten keinen Bestand mehr hat.

Die Kanaaniter oder „Niederländer", die fest angesiedelten Beni-Israel eingeschlossen, bildeten nun, wie schon erwähnt, einen scharfen Gegensatz zu den Bewohnern des Hochlandes, den Aramäern einerseits und zu jenen der Wüste, den Arabern, andererseits. Die Wüste tritt aber im Süden dicht an Palästina heran und hier

Prag, welcher in den Gesichtszügen des sidonischen Königs Eschmunazar deutlich hamitisches Gepräge erkennt, und dies passt vollkommen zu der Ansicht des Wiener Linguisten Professors Friedrich Müller, welcher nicht den Hebräer, sondern den Araber als den Typus des reinen Semitenthums betrachtet.

schwärmten damals wie noch heute arabische Beduinen, vom Todteu Meere durch das ganze steinige Arabien bis in das benachbarte Gebiet des ägyptischen Nil-Delta's. Zu diesen Wüsten-Beduinen, von denen die südpalästinischen den Namen Amalekiter führten, gehörten auch die Stämme Juda, Simeon und Levi, und eine Folge des Wanderlebens in der Wüste der Sinaï-Halbinsel waren die Züge derselben nach dem Delta-Lande, wo sie in ägyptische Abhängigkeit geriethen. Der Beduinenstamm Levi ist es, dessen Schicksale unter der Pharaonen-Herrschaft die Bibel verzeichnet. Die Apriu der ägyptischen Hieroglyphentexte sind, wie wir wissen, die alten Hebräer oder richtiger, der arabische Beduinenstamm Levi, der während seines Aufenthaltes in Aegypten ägyptische Sitten und Einrichtungen (Beschneidung, Kastenwesen, tragbare Heiligthümer, Speisegesetze, Specialitäten der priesterlichen Kleidung) annahm und auch die Ideen der Theokratie und des Monotheismus, die der ägyptischen Priesterreligion wenigstens latent innewohnten, einsog [1]).

Wüstenbeduinen waren es, die von Süden her erobernd nach Kanaan einbrachen; zuerst das Nomadenvolk Jehudah oder Juda, welches von jeher im Süden Palästina's umherwanderte, so wie die Israeliten in zwölf Stämme zerfiel und räuberische Einfälle in deren Gebiet unternahm, schliesslich aber in Frieden mit den Beni-Israel lebte, nachdem es im südlichsten Theile Palästina's seine Sitze genommen. Bald bedrohte Israeliten und Judäer ein neuer Feind, die verbündeten Beduinenstämme Simeon und Levi, letzterer namentlich berufen, die wichtigste Rolle in der israelitischen Geschichte zu spielen. Die Leviten verliessen nämlich das Nil-Land, gewiss nicht auf einmal, etwa gar in wohlgeordnetem Zuge, sondern hordenweise, wie sie gekommen waren. Ihre Gesammtzahl mochte mindestens 44,000 Köpfe betragen. Wie es scheint, theilte sich das Volk Levi (wohl die eigentlichen Hebräer) auch wie die Beni-Israel und die Beni-Jehudah in zwölf Stämme, die sich unter vier Hauptkasten ordneten, nämlich die Aaroniten (Aharoniten), die Priesterkaste, die übrigen „Kehatiten", die Gersoniten und die Merariter.

Bei ihrem Eindringen in das Ost-Jordan-Land [2]) fanden die Leviten zuerst kräftigen Widerstand bei den einheimischen Beduinen oder Emoritern; dann aber, wahrscheinlich verstärkt durch östliche Beduinenstämme, überschritten sie den Jordan und setzten sich zunächst in Benjamin und Jehudah fest. Den unterworfenen Stämmen legten sie als echte Eroberer unerhört schwere Abgaben auf; endlich bemächtigten sie sich der heiligen Stätten der Beni-Israel oder doch wenigstens der Zugänge zu denselben und zwangen den Pilgern, die

[1]) Doch bleibe nicht unerwähnt, dass Prof. Max Büdinger (*Aegyptische Einwirkungen auf hebräische Culte.* Wien 1873. 8°.) im Gegentheile der Ansicht ist, die Hebräer hätten von den Aegyptern viel weniger angenommen als man glaubt, ja sogar manche ihrer Gebräuche und Einrichtungen verworfen, insbesondere die Priester-Hierarchie, die priesterliche Kleidung, die Opfer, die Reinigungsopfer und das Geniessen der Opfer.

[2]) Ueber den Weg, welchen diese Einwanderung genommen, siehe H. Weser, *Unter den Beduinen Moab's.* (*Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig.* 1873. S. 101—102.)

daselbst opfern wollten, ihren kostspieligen und ursprünglich nicht begehrten „Schutz“ auf, gerade wie es die Beduinen Central-Arabiens noch heute thun. So wurden allmählig aus Plünderern der Heiligthümer die Hüter derselben, welche den mit ihnen verbündeten oder von ihnen abhängigen Stämmen ihr Gesetz, das Gesetz der „Wüste“ dictirten. Die alten Gottheiten der polytheistischen Israeliten werden nun von den theokratisch-monotheistischen Leviten bekriegt. Da, so lange die Bewohner des Landes noch an ihren alten religiösen Institutionen hängen, das Gesetz der Wüste sich bei ihnen nicht durchführen lässt, müssen vor allen Dingen die kanaanitischen Gottheiten ausgerottet werden, während die kanaanitischen (israelitischen) Volksstämme den levitischen Beduinenadel ernähren sollen. In einer relativ geringen Minorität über das Land zerstreut, das sie beherrschten, bildeten die Leviten bald einen kriegerischen Raubadel und es kam endlich ein förmlicher Bund zu Stande zwischen ihnen und den einheimischen Emoritern, dem sich natürlich auch die sesshafte Bevölkerung des mittleren Kanaans zum grossen Theile unterwerfen musste. Nur die phönikischen und philistäischen Küstenstriche bewahrten ihre Selbständigkeit.

Die Verfassung dieses Beduinenbundes war der Idee nach eine theokratisch-republikanische. Die Executivgewalt lag in den Händen der im Auftrage ihres Gottes Jahveh handelnden beduinischen Priesteraristokratie, der Aaroniten, welche durch ihre über das ganze Land zerstreuten waffenkundigen Stammesgenossen, die übrigen Leviten, unterstützt wurden. Diese betheiligten sich auch noch durch eine Art Adelskammer an der Regierung; neben dieser Executive bestand eine berathende Versammlung, aus den Stammeshäuptern der einheimischen Beduinenstämme (Emoritern) zusammengesetzt. Noch unter David bestand dieser Senat von Beduinen-Emiren. Städte und bäuerliche Ansiedlungen hatten gar kein politisches Recht, sofern sie nicht die Gewalt besassen, sich ein solches zu erzwingen.

Der Sitz des aaronitischen Beduinenbundes war ursprünglich Silô, wo bereits ein altkanaanitisches Heiligthum bestand; die Herrschaft der Aaroniten zu Silô wurde indess von den einheimischen Beduinen gestürzt und das Symbol des theokratisch-levitischen Bundes, die Bundeslade, geraubt. Ein anderer levitischer Stamm, das noch immer nomadisirende Geschlecht der Korhiten, als deren Haupt Samuel erscheint, versuchte nun, die Theokratie weiter südlich im benjamitischen Gebiete wieder aufzurichten. Da erhob sich gegen die Leviten ein Eingeborner (ein Israelite), ein kleiner benjamitischer Stadtkönig, Saul; ihm gelang es, ganz Nord-Kanaan zu vereinigen, sich von der levitischen Oberherrschaft loszumachen und sogar die priesterlichen Functionen wieder an sich zu reissen. Nur die südlichen Beduinen, d. h. die Judäer, wussten sich seiner Herrschaft zu entziehen und hielten an dem Bündnisse mit den Leviten fest. Sauls Reich bestand nach dessen Tode zwar noch eine Zeitlang, doch gelang es später dem Emir David, die Herrschaft von ganz Jehudah an sich zu reissen und endlich sogar von Hebron aus

das nördliche Land dazu zu gewinnen, d. h. die Stämme Israels unter seinem Scepter zu vereinigen, ja seine Macht noch weit über die Grenzen Palästina's auszudehnen. Den Leviten, welche durch fernere Entwicklung der von ihnen in's Land gebrachten Idee der Theokratie zum Priesteradel geworden, gab er feste Wohnsitze und entwaffnete sie, entschädigte sie aber dafür durch reiche Pfründen und grosse Ehren. David war es auch, der zuerst siegreich die Jebusiter bekriegte, deren Hauptstadt Jerusalem mit der festen Burg Zion eroberte und sie zur Residenz wie zum Mittelpuncte des Gottesdienstes erkor. Mit der Errichtung eines sichtbaren Königs ging die Abschaffung der Theokratie Hand in Hand. In der Stellung, welche die Leviten bis dahin eingenommen, erlaubten die Oberpriester sich Erpressungen und ihre Familien schändeten das Heiligthum. So ergriff das Volk denn mit Freuden die Gelegenheit, durch Bestellung eines sichtbaren Königs den verhassten Priesterdespotismus eines fremden Stammes loszuwerden. Aber erst Jeroboam I., unter dem die Trennung der Reiche Israel und Juda vor sich ging, vermochte den levitischen Priesteradel aus seinem Reiche Israel zu vertreiben und einen nationalen Priesterstand zu schaffen, während die Vertriebenen sich nach dem Reiche Jehudah wandten, wohin ihnen viele ihrer Anhänger folgten. Der nationale Priesterstand in Israel stellte aber auch sofort den nationalen Baals-Cultus wieder her, dem die immense Majorität des israelitischen Volkes noch anhing, denn nur die Leviten waren die Träger des monotheistischen Gedankens gewesen, der zwar im Laufe der Zeit Anhänger gefunden, keineswegs aber in dem Maasse, um auch nur annähernd für die allgemeine Religion der Israeliten gelten zu können. Vielmehr blieben diese, wie das Donnern einzelner Anhänger des Jahveh-Glaubens, der Propheten, gegen den abscheulichen Götzendienst bekundet, dem alten Baals-Cult treu, bis die assyrische Gefangenschaft das Reich Israel zerstörte und die zehn Stämme von der Erde verschwanden. Sie wurden von den Assyrern nach Medien verpflanzt, ihr Abgang mit assyrischen Colonisten ersetzt, aus deren Vermischung mit den Landeseingebornen die neuen Samaritaner entstanden.

Im Reiche Jehudah hingegen hatten die stammesverwandten Leviten Aufnahme und deren Ideen einen günstigen Boden gefunden, so dass, als, ein Jahrhundert später denn über Israel, das Unheil auch über Juda hereinbrach und die Einwohner dieses Staates in die babylonische Gefangenschaft abgeführt wurden, die monotheistischen Ideen in diesen Zeiten der Trübsal nicht völlig erloschen, sondern nach der Rückkehr aus dem Exil, welches Vielen zur neuen Heimath geworden und den harten Sinn des Volkes zu milderen Anschauungen gestimmt hatte, neuerdings unter den nunmehr den Namen Juden verdienenden und bis heute fortlebenden Menschen Wurzel fassen konnten. Dennoch war selbst damals der Monotheismus keineswegs die allgemeine Religion der Juden, sondern hatte immer noch mit dem alten Polytheismus einen ernsten Strauss zu bestehen. Die Leviten als besonderer ethnischer Stamm waren nicht

mehr, ihre Ideen aber, das Gesetz der Wüste, welches sie überlebt hatte, waren das Eigenthum einer kühnen und energischen, aber an Zahl noch geringen Schule, der Propheten, welchen schliesslich, aber sehr allmählig und erst sehr spät, der Sieg verblieb. Die Ehre des monotheistischen Gedanken gebührt also dem Leviententhume. Die Juden aber als solche sind eine überaus merkwürdige Erscheinung. Ursprünglich das unstäteste aller Völker sind sie das beständigste von allen geworden. Sie verdanken dies ihrem Gesetze, welches sie fest an einander schnürte. Jeroboam, der Gründer des Reiches Israel, war politisch gesprochen der erste Liberale; er zerbrach die Einheit der Herrschaft, das Joch, dessen die damalige Menschheit eben bedürftig war; dafür schmolzen die zehn Stämme, die ihm folgten, dahin, während die Juden, die festhielten an ihrem Gesetze, leben bis heutigen Tag [1]).

Die Religion der Hebräer.

Der Monotheismus, welcher später dem Judenthume so hohen culturellen Werth verlieh, war, wir haben es erfahren, keineswegs die ursprüngliche Religionsform der Israeliten; es wäre denn, dass man den primitiven Pantheismus dafür gelten lassen wollte. Früh schon begegnen wir einem Dualismus, indem vorläufig ohne damit die Begriffe gut und böse zu verbinden, die Hebräer ein männlich gedachtes, feurigluftiges, zerstörendes und ein weiblich gedachtes, erdigwässriges erzeugendes Princip, die sich beide wieder in je zwei einander feindliche Personen zerlegen lassen, annahmen und göttlich verehrten. Neben dem Himmelsvater, der kein anderer ist als der ägyptische Seth-os oder Typhon, der Hauptgott der ältesten Semiten, thront Keturah, die Erdmutter. Aus dem Himmelsvater entwickelt sich Eljôn, der Oberste, in dem Saturn-Moloch zu erkennen ist. Diesen Himmelsgott verehrten die Hebräer zu allen Zeiten, so lange sie ein selbständiges nationales Leben führten unter dem Bilde des Stiers oder Kalbes [2]), mochten sie ihn nun Baal oder *Jahveh* [3]) oder, wie die Ammoniter *Molek (Milkôm)*, den „König" nennen. Die Erdmutter erscheint als Ascherah, deren wollüstiger Dienst in Kanaan gepflegt wurde. In ihr verehrte man die zeugende Naturkraft, die Fruchtbarkeit der Erde. Ihr weihte man nicht nur Bilder und obscöne Symbole, sondern auch lebende Bäume oder

[1]) Walter Bagehot, *Physics and politics; or thoughts on the application of the principles of natural selection and inheritance to political Society.* London 1872. 8°. S. 29.

[2]) *Il n'y aurait rien d'étonnant à ce que Jehovah eut été adoré à Nebo sous la forme d'un veau, puisqu'un culte semblable lui était rendu à la même époque par les Israélites à Dan, à Bethel et peut-être à Beerseba. (I Rois XII. 28. 19. II Rois X. 29 etc., Amos VIII, 14.)* Siehe Ch. Bruston, *L'inscription de Dibon.* (*Journal Asiatique* 1873. Septième Série. Tome I. S. 335.)

[3]) oder Jehovah; doch ist diese Lesung des bisher noch immer räthselhaften Tetragrammaton als zuverlässig irrthümlich aufgegeben worden und bedienen sich die gewiegtesten Hebraisten nur mehr der Umschreibung Jahveh. Prof. J. S. Kämpf begnügt sich sogar nur mit *Jah.* (*Inschrift auf dem Denkmal Mesas, Königs von Moab.* Prag 1870. 8°. S. IV.)

wenigstens Baumstämme. Schon frühe stellte man Ascheren-Bilder oder Haine auf, und schon der Patriarchenzeit scheint die Verehrung der Ascherah nicht fremd gewesen zu sein.

Ihren Göttern bauten die Hebräer Altäre oder errichteten Steinmäler auf Bergeshöhen, oder unter Bäumen, in Hainen. Consequent handelte man, indem man der mütterlichen Gottheit, welcher man den Kindersegen verdankte, auch die Leiber der Verstorbenen wieder übergab und die Todten begrub. Später suchte man auch wohl beide Hauptgottheiten zu befriedigen, indem man die Leichen verbrannte und dann ihre Gebeine unter Bäumen begrub.

Der Dienst der Keturah scheint im Alterthume weit gereicht zu haben, was schon daraus folgt, dass eine Menge semitischer Völkerschaften ihren Ursprung von ihr herleitet. Allmählig schmolz der Begriff der Erdmutter aber mit dem der Himmelskönigin, d. h. der Mondgöttin zusammen. Der gehörnte Mond erschien bald identisch mit der ebenfalls gehörnten, nämlich als nährende Kuh gedachten Erdmutter, und so ist nicht nur Isis, Jo, Artemis u. s. w., sondern auch die gehörnte Astarte sowohl Erd- als Mondgöttin. Es lag ja nahe, die Gattin des Himmelsstieres, der in der Sonne sich offenbarte, als weisse Himmelskuh, d. h. als gehörnter Mond zu denken. Daneben tritt uns die heilige Siebenzahl in einer Weise entgegen, welche verräth, es verberge sich hinter ihr eine Gruppe göttlicher Wesen. Diese sind nichts anderes als die sieben hellsten und auffallendsten Himmelslichter, die sieben Planeten der alten Welt. Diesen Planetengöttern verdankt die siebentägige Woche ihr Dasein, und unter ihnen galt als der oberste der Planeten Saturn, den man bald mit dem Himmelsgotte, aus dem später Jahveh wurde, identificirte. Desshalb setzte die mosaische (monotheistische) Gesetzgebung den Tag des Saturn zum Ruhetage ein; während die siebentägige Woche auch anderen alten Völkern bekannt war, wissen wir von einer Feier des siebten Tages nur bei dem hebräischen Jahvehcultus. Ihrem Nationalgotte Jahveh-Saturn zu Ehren feierten also die levitischen oder mosaischen Hebräer diesen Tag, dessen Name, *Sabbâth*, selbst mit dem Namen des Saturn in inniger Verbindung steht. Der Saturn (Kronos der Griechen), das geheimnissvolle, unglückbringende Gestirn wurde nicht nur von den nächsten Verwandten der Hebräer, den Phönikern, Puniern, Babyloniern und Arabern, göttlich verehrt, sondern auch von den griechischen, italischen und keltischen Völkerschaften, und zwar war bei den meisten, ursprünglich vielleicht bei allen, sein Dienst ein blutiger. Phöniker, Punier, Rhodier, Kreter, Pelasger und Kelten opferten dem Saturn, jeweils als Baal oder Moloch dargestellt, Kinder oder selbst erwachsene Menschen, und auch den alten Hebräern war dieser blutige Cultus nicht fremd [1]). Selbst der Mosaismus verlangte, in milderer Form, die Weihe der Erstgeburt.

[1]) Vgl. hierüber die Arbeiten von Dr. H. Oort, *De dienst der Baälim in Israël.* Leyden 1864. 8⁰. und *Het menschenoffer in Israël.* Haarlem 1865. 8⁰.; dann auch: Daumer, *Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer.* Braunschweig 1842. Dass im alten Gebote

Muss ein Volk, welches zum Glauben an die göttliche Einheit gelangen soll, vorher überhaupt lange Zeiträume geistiger und sittlicher Entwicklung zurückgelegt haben [1]), so darf es nicht wundern, wenn die monotheistische Idee des Mosaismus nur sehr allmählig zur Reife kam. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, dass die mosaische Lehre, die Doctrin einer verschwindenden Minorität, mit dem Glauben der grossen Masse des hebräischen Volkes im hellsten Widerspruche stand, und niemals bei den Juden so völlig durchgriff, dass die älteren religiösen Anschauungen, welche die Hebräer mit allen übrigen Semiten gemein hatten, nicht noch durchschimmerten. Wenn Noiré die Juden als die Träger der sittlichen Idee darstellt, so können wir ihm daher nicht völlig beipflichten. Den Planetendienst vermochte der Mosaismus nicht ganz zu verbannen, noch zur Zeit der Richter stand die monotheistische Religion nicht auf höherer Stufe als jene des assyrischen Kriegsgottes Bel-Saturn [2]), unter seinem chaldäischen Namen *Jao* oder *Sabaoth* zum hebräischen Nationgott aufgestiegen, und das Ausland wusste nicht anders, als dass der Hebräergott eine Saturnform sei. Menschenopfer dauerten jedenfalls bis in die Königszeit fort, und auch die Untergötter der Chaldäer, die Kabiren und Kureten, werden in den heiligen Büchern der Hebräer nicht geläugnet. Noch im Daniel (10, 13, 20) gibt es „Engel", die über Persien, Griechenland u. s. w. gesetzt sind, und zu David's Zeiten genossen Hausgötzen (*Seraphim*) noch besondere Verehrung [3]). Nur stellenweise bricht die Vorstellung von einer alles erfüllenden und regierenden Gottheit durch [4]). Freilich darf man sich den Baaldienst nicht so schrecklich vorstellen, wie die bilderscheuen und kunstfeindlichen Propheten ihn schildern. In ganz Israel wurden die Baalstätten mit ihren Tempeln, wofür die zwölf Steine charakteristisch, in Ehren gehalten. Zu ihnen strömte alles Volk in Elias' Tagen (um 900 v. Chr.) bis auf 7000 Gerechte; hier fanden mit geringer Unterbrechung seit der Kanaaniterzeit Volksfeste auf allgemeine Unkosten statt. So eine Baalfeier war wirklich ein Ballfest oder eine Kirchweih mit Gelagen und Tänzen, daher die unüberwindliche Anziehungskraft, welche dieser Höhencult mit Säulen zwischen grünen Bäumen übte [5]). Dagegen wurde der von den levitischen Eroberern importirte Jahveh-Cult bis in die spätesten Zeiten des getheilten Reiches nicht recht populär, was wiederum dafür spricht, dass die ältesten Hebräer diesem Cult gerade ebenso fremd waren wie ihre Nachkommen.

(*Exod.* 22, 29 u. f.) das Opfern des erstgebornen Sohnes gefordert wird, kann nicht weggedeutelt werden; erst die späteren Gesetze fordern ein „Lösen" des Menschen durch ein Thieropfer. (*Der jüdische Festkalender. Passah. Ausland* 1874. Nr. 41.)

[1]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 300.

[2]) C. A. Tiele, *Vergelijkende Geschiedenis.* S. 590.

[3]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 258 und 300.

[4]) Julius Braun, *Gemälde der muhammedanischen Welt.* Leipzig 1870. 8⁰. S. 9.

[5]) Dr. Sepp, *Kananäische Entdeckungen.* (*Ausland* 1873. Nr. 28, S. 561—563. Nr. 30, S. 597—599. Nr. 33, S. 652—656) worin sehr schön die Reste des alten Baaldienstes noch in heutigen Gebräuchen der Culturvölker nachgewiesen werden.

Dass also der Monotheismus, oder richtiger die monotheistische Schule, welche die alte Volksreligion der Hebräer zu zerstören bezweckte, mit dem älteren Polytheismus einen harten, nicht immer siegreichen Kampf zu bestehen hatte, ist leicht verständlich. Ihn, den reinen Jahvehdienst aufrecht zu erhalten, ward die spätere Aufgabe des Prophetenthums [1]), einer specifisch semitischen Erscheinung. Diese Volksredner übten in ihrer religiösen Begeisterung gewaltigen, doch nicht immer glücklichen Einfluss auf das Volk; nach ihrer Anschauung beruht alles Heil auf der Erfüllung der göttlichen Gebote, alles Unheil auf ihrer Verachtung; darum sehen sie in allen Drangsalen und Widerwärtigkeiten, sowohl in den bereits eingetroffenen als in den bevorstehenden, aus den Umständen erkennbaren die strafende und vergeltende Hand Gottes und in der Bekehrung und Busse das einzige Mittel der Abwendung. Es heisst aber die Rollen der hebräischen Schulen geradezu vertauschen, wenn man die Lehren der den monotheistischen Jahvehdienst predigenden Propheten, weil sie in der Bibel allein auf uns gekommen sind, für den Typus des ursprünglichen und nationalen Glaubens der Israeliten halten wollte. Es ist dies so, als ob die Meditationen Seneca's den sittlichen Maassstab für die römische Gesellschaft unter Nero abgeben sollten. Die Propheten, die Philosophen der Hebräer, arbeiteten für die Zukunft; treten sie nicht aus dem Rahmen ihres Jahrhunderts heraus, so repräsentiren sie es eben so wenig [2]). So besitzt denn das jüdische Volk den Typus für seinen Fortschritt in den Propheten, wie jenen seines Verharrens in dem Gesetze schärfer ausgeprägt, denn irgend ein anderes. Nirgends in der Geschichte sehen wir beide Kräfte — so nothwendig und so gefährlich zugleich — so eigenthümlich und so intensiv wirken. Judäa entwickelte sich nach innen, wie Rom nach aussen [3]). Dies lässt sich nur verstehen, wenn wir einen Blick auf seine gesetzlichen Einrichtungen werfen, wie sie im *Talmud* („Belehrung") niedergelegt sind. Die Bücher des Talmud enthalten das achthundertjährige Geistesleben eines begabten Volkes, ein Leben voll Selbstquälerei und Trauer; es gibt zwei Versionen des Talmud, jene des babylonischen und des jerusalemitischen; tiefe Frömmigkeit, himmlisches Vertrauen, edle Dankbarkeit, erhabener Muth, hohe Entschlüsse, kindliche Zärtlichkeit, weitblickende Vorsicht und märchenhafte Sagen spiegeln sich darin neben wildem, unduldsamen, tiefgehendem, rachedürstenden Hasse gegen die Menschheit, eitler Spitzfindigkeit, Stolz und bis zum Wahnsinne gesteigertem Eigendünkel, kriechender Schmeichelei und roher Unverschämtheit, die das, was sie Tugend nennt, hassenswerther macht, als die Laster bescheidenerer Völker. Im Uebrigen ist dem Talmud nur die

[1]) Chwolson, *Die semitischen Völker*. S. 47. Vgl. auch das Buch von C. P. Tiele (*Vergelijkende Geschiedenis* u. s. w.), wo die Wichtigkeit des Prophetenthums für spätere Vervollkommnung ausführlich erörtert wird.

[2]) Joseph Halévy, *Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques*. Paris 1874. 8°. S. 150.

[3]) Bagehot, *Physics and politics*. S. 63.

modernere Constitution Loyola's vergleichbar als Mittel, ein bestimmtes System religiöser Knechtung zu verewigen. Der Talmud erwartet das Kind nicht blos bei der Geburt, sondern regelt schon im Vorhinein jeden Umstand vom ersten Augenblicke, als er auch nur wahrscheinlich wird. In jedem Verhältnisse des Lebens, jeder Handlung, jedem nur erdenklichen Falle — für Nahrung, Kleidung, Sitte, Rede, Frömmigkeit, Erheiterung — schreibt er fast jedes zu sprechende Wort, fast jeden zu hegenden Gedanken vor. Sein Befehl ist genau, allgegenwärtig, unbeugsam; seine Strenge lässt niemals nach. Er zeigt so recht, wie der Geist des ganzen semitischen Lebens im Abscheu vor Veränderung liegt und wie verschieden die semitischen Begriffe von den unsrigen. Was wir Fortschritt heissen, würden Moses oder Jene, die seine Stelle einnahmen, Verbrechen, was wir Duldsamkeit heissen, sie Idolatrie genannt haben. Zweifelsohne möchte ein genaues Studium des Talmud einige Spuren von Veränderung erkennen lassen, nicht blos in sprachlicher, auch in dogmatischer Hinsicht, aber diese Veränderung, Fortschritt, wenn man will, geschah sehr langsam, unmerklich wie das Wachsen eines Baumes. So bedurfte es der babylonischen Gefangenschaft, um die Juden zur Vermischung mit anderen Semiten zu bewegen, um die Jahvehreligion ihren höchsten Entwicklungspunct erreichen [1]) und die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbrechen zu lassen, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob. Und im Ganzen konnte sich das „Gesetz" selbst, welches der Jude für unabänderlich hielt, nicht jenem höheren Gesetze entziehen, welches das unabänderliche Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, die die Bedürfnisse und Sitten der Menschheit betreffen, regelt [2]). Dieses höhere Gesetz ist das Naturgesetz der Veränderlichkeit oder Entwicklung. Seine lange vitale Kraft hat aber das Judenthum aus der relativen Beständigkeit seines Gesetzes geschöpft [3]). Sie war Ursache, dass seine ganze Entwicklung mit Religion begann und, im Gegensatze zu tausend Analogien, auf Religion beschränkt blieb [4]).

Wägen wir gewissenhaft den Cultureinfluss dieser Religion, d. h. des Monotheismus, denn nur von diesem ist hier die Rede, ab, so erkennen wir bald, dass ihm dessen mehr beigemessen zu werden pflegt, als er in der That besessen. Blicken wir auf die religiöse Entwicklung der Menschheit vom Reiche der Furcht bis zum Reiche der Liebe, von der Angst vor einem unsichtbaren Rächer bis zum Glauben an einen Allvater, so werden wir nur einen geringen Antheil an dieser Entwicklung dem Einflusse des Judenthums zuschreiben dürfen [5]). Seine geistigen Wirkungen fingen erst an, als vor, während und nach dem Exil die religiösen Anschauungen die

1) C. P. Tiele. A. a. O S. 416.

2) *The Talmud.* (*Edinburgh Review.* Juli 1873. Nr. 281. S. 28.)

3) A. a. O. S. 60.

4) Bagehot. A. a. O. S. 63.

5) *The Talmud.* A. a. O. S. 59.

frühere kindliche Rohheit abstreiften und die Juden mit voller Klarheit erkannten, dass die Stärke eines Volkes sich nur begründen lasse auf ein festes Vertrauen zu einer sittlichen Weltordnung [1]. So beherrscht der Irrthum das Leben der Nationen; dass aber diese sittliche Weltordnung eine Fiction, eine Ausgeburt menschlicher Phantasie sei, zu solcher Erkenntniss reiften die Juden selbst dann nicht heran, nachdem ihre Religionsphilosophie eine weitere Läuterung und Verfeinerung durch persische und griechische Ideen erfahren hatte, welche das Judenthum, wie wir später sehen werden, in eine Menge von Secten zersplitterten. Da kam das Christenthum, und die grösste Bedeutung der mosaischen monotheistischen Lehre besteht darin, dieses ermöglicht, in gewissem Sinne vorbereitet zu haben.

Die Cultur der Hebräer.

Die Juden sind niemals im eigentlichen Sinne des Wortes ein eroberndes Volk gewesen. Man darf nicht sagen, dass ihr philosophischer Theismus die Nation weil humaner dadurch unkriegerisch gemacht habe, denn noch zu Zeiten, wo diese Religion nicht bestand oder doch wenigstens noch keinen Einfluss ausgeübt haben konnte, fehlte ihnen die allernothwendigste Eigenschaft — der Muth. Mag auch die bis zum Ungeheuerlichen gesteigerte Todesfurcht, welche ein Grundzug des jüdischen Wesens ist, erst etwas geschichtlich Gewordenes sein und daher nicht durchwegs als Feigheit angesehen werden, wie Einige wollen, so scheint doch Muth überhaupt kein Merkmal des semitischen Stammes zu sein, denn der Muth selbst der muthigsten Semiten, die wir kennen, nämlich der Araber, ist etwas von dem allgemein bei den Aryern vorhandenen Muthe Grundverschiedenes. Bei Assyrern, Babyloniern und Hebräern hören wir wohl von entsetzlichen Zügen feiger Grausamkeit, von jener kühnen Todesverachtung, welche die arische Völkergruppe auszeichnet, lesen wir aber auch in den biblischen Schriften kein Beispiel. Mancher ist geneigt, die Ursache dieses Phänomens in dem Mangel einer Unsterblichkeitslehre zu suchen, welche den Hebräern ursprünglich fremd, erst, wie nachgewiesen werden wollte, in der nachexilischen Zeit sich entwickelt haben soll. In der That zieht sich durch das ganze alte Testament stets die ausschliessliche Hinweisung auf irdisches, langes Wohlleben, womit man die Massen zwar zu langen Entbehrungen, nicht aber zur Tapferkeit in blutigen Kämpfen erziehen kann. Sogar in den Psalmen ist nicht die leiseste Andeutung des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode zu finden, so dass sogar die Behauptung gewagt wurde, die Unsterblichkeitslehre sei den Hebräern erst durch griechische Einflüsse, besonders durch die platonische Philosophie zugekommen. Indess haben, wie wir wissen, die neuesten Forschungen die Unsterblichkeitslehre bei den alten Babyloniern dargethan; diese Idee, die sich überhaupt an keine be-

[1]) Peschel, *Völkerkunde*. S. 303.

stimmte Race knüpft, ist also dem Semitenthume an sich keineswegs fremd und dass sie den alten Hebräern gefehlt haben sollte, dadurch sehr unwahrscheinlich geworden [1]). Doch sei dem wie ihm wolle, sicher ist, dass sich die nach Kanaan einwandernden Hebräer sehr bald, nach einem entscheidenden Siege über die nördlichen kanaanitischen Fürsten, mit dem eroberten kärglichen Gebiete begnügten und dasselbe unter sich vertheilten. Zwischen mehreren Stämmen lag nun manche Stadt, manche Höhle noch unerobert; andere Stämme, besonders im Norden, zogen noch lange nomadisch umher, ehe sie ihre Ansprüche durch die Waffen geltend machten; gegen die Kanaaniter an der Seeküste, die hamitischen Phöniker versuchten sie ihr Waffenglück nie und die Philister in den südwestlichen Ebenen wurden viel später unterjocht, aber nie vertrieben. Man schloss mit den kanaanitischen Nachbarn Bündnisse, begnügte sich mit dem Versprechen eines Tributes und schloss gegenseitig Ehen. Damit gingen denn nebst kanaanitischen Sitten auch kanaanitisches Blut auf die Hebräer über [2]).

Die Culturstufe der semitischen Hebräer bei ihrer Ankunft im hamitischen Palästina war eine ausserordentlich tiefe und ist es stets geblieben im Vergleiche zu den benachbarten Völkern. Zudem gingen ihnen fast alle Eigenschaften ab, welche ein Volk gross zu machen vermögen. Was an Besserem unter ihnen zu finden, lässt sich unschwer auf fremde, meist chaldäische und ägyptische Einflüsse zurückführen; obenan die mosaische Gesetzgebung, deren Importirung aus Aegypten durch die levitischen Beduinen sich unter anderen auch dadurch verräth, dass sie in Verkennung des hebräischen Nationalcharakters den Ackerbau ausschliesslich begünstigte, den Handelsgeist aber in Fesseln schmiedete, indem sie jeden Verkehr mit den Nachbarstämmen untersagte. Der Mosaismus, um dessen willen das Hebräerthum allein culturgeschichtlichen Werth gewinnt, war eben nichts diesem ursprünglich angehörendes, sondern ihm aufgedrängt, aufgenöthigt durch eine erobernde Minorität.

Auch bei Einführung des Königthumes stecken die Hebräer noch in tiefer Barbarei. Wohl gab es kein Kastenwesen und manche

1) Gegen David Strauss' Läugnung der Unsterblichkeitsidee bei den Hebräern hat Henri Martin sehr gewichtige Gründe vorgebracht. Nicht minder bedeutend scheinen mir die Einwände Joseph Halévy's, welcher sogar das Wort „Unsterblichkeit" (*almut* בן אל-מת) auf der Inschrift des phönikischen Königs Eschmunazar gelesen haben will. Da die phönikische und die hebräische Mythologie wesentlich übereinstimmten, so müsste jedenfalls für die Zeit jener Inschrift, also etwa die spätere Zeit der persischen Herrschaft, die Unsterblichkeitsidee, auf welche übrigens sowohl phönikische wie hebräische Grabschriften deuten, angenommen werden. Halévy betont aber mit Recht und bringt auch die triftigsten Argumente dafür, dass der Unsterblichkeitsglaube schon in den ältesten Epochen semitisches und also auch hebräisches Glaubensgut gewesen. Siehe: *La Notion de l'immortalité de l'âme dans l'inscription d'Eschmounazar* in Halévy, *Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques.* Paris 1874. 8°. S. 146—168.

2) Martin Schultze, *Handbuch der ebräischen Mythologie.* S. 17: „Viele derselben (der Juden) sind von den alten Aegyptern, wie sie uns unzählige Denkmäler zeigen, sowie den heutigen Fellahîn in der Gesichtsbildung fast gar nicht zu unterscheiden." (A. a. O.)

demokratische Elemente in der Regierung, dafür aber waren sie unerfahren in den alltäglichen Künsten, besassen keine Wissenschaft, keine Dichtkunst, keine Bildhauerei. Ihre socialen Einrichtungen waren völlig unentwickelt; neben der nirgends im Alterthume fehlenden Sclaverei [1]) herrschte in der Familie die väterliche Gewalt in unumschränkter Willkür; das Gerichtswesen gleichwie die Strafgesetze waren roh [2]), wenn auch unbedingte Gleichheit aller Staatsbürger im Gebiete des Rechtes bestand. Ein Völkerrecht kannten die Juden nicht; die Unduldsamkeit in Glaubenssachen, eine Frucht des semitischen Monotheismus, hetzte sie gegen ihren natürlichen Charakter in Kämpfe mit den andersgläubigen Nachbarn, welche geradezu vertilgt werden sollten, wozu jedoch die Kraft fehlte.

Selbst in den glänzendsten Epochen des jüdischen Volkes, unter Salomo dem Weisen, dürfen wir keine übertriebenen Vorstellungen von der israelitischen Cultur hegen. Was von dem Glanze und der Herrlichkeit dieses Königs erzählt wird, schrumpft auf ein äusserst bescheidenes Maass zusammen, wenn wir die Ergebnisse der Forschungen entgegenhalten. Jerusalem war eine kleine Stadt von höchstens 40—50,000 Einwohnern. Ein Vergleich mit dem Luxus anderer Asiaten ist völlig unzulässig, der Prachttempel zu Jerusalem, trotz grosser räumlicher Ausdehnung [3]), eine elende Hütte neben den Palästen Babylon's oder Niniveh's. Und doch waren die Israeliten unfähig, selbst dieses ärmliche Baudenkmal herzustellen, sie bedurften dazu phönikischer Architekten. Was nur irgend wie an Luxus streifte, musste aus Phönikien bezogen werden, im Lande selbst wurden kaum die allernothwendigsten Geräthschaften erzeugt. Ja, es scheint fast, als ob länger denn irgend ein anderes Volk die Israeliten in der Steinzeit gelebt hätten [4]), obwohl sie nachweisbar schon zur Zeit ihrer Einwanderung eiserne Werkzeuge gebrauchten. Von der salomonischen Herrlichkeit ist kaum etwas anderes wahr, als der Glanz der reichdotirten Harems, der bei dem Judenkönige eben so wenig fehlte als anderwärts, denn wie bei allen Völkern des Alterthums, herrschte auch bei den Hebräern Polygamie. Das Gesetz schrieb keine Beschränkung in der Weiberzahl vor, doch konnten nur vier Frauen Wittwenansprüche erheben. In Bezug auf Sittenreinheit standen sie nicht höher als andere Asiaten. Indess hatte bei ihnen die Prostitution

[1]) John Bower, *The history of ancient slavery.* (*Memoirs of the anthropol. Society of London.* 1865/66. II. Bd. S. 380—381.)

[2]) Vgl. Dr. J. Fürst, *Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthume.* Heidelberg 1870. 8⁰. Derselbe Verfasser versucht *Die Humanitätsidee im Strafverfahren der alten Juden* (*Ausland* 1868. Nr. 49, S. 1161—1165. Nr. 50, 1191—1193) zu entwickeln.

[3]) Das Areal umfasste 360,000 englische Quadratfusse. *Neither Baalbec nor Palmyra, nor Ephesus or Athens, not even Imperial Rome itself, can show a temple covering an area of 360,000 squarefeet.* (James Fergusson, *The temple at Jerusalem* im *Athenaeum* Nr. 2366 vom 1. März 1873. S. 280.)

[4]) Spuren der alten Verehrung des unbehauenen Steines finden sich an mehreren Stellen des alten Testaments. Steinmesser sind in Menge bei Tell Dscheldschûl gefunden worden. „Beschneidungsmesser", wie Victor Guérin will (*Description de la Palestine.* II. partie. Paris 1874. Tome I. S. 120.) sind aber darin wohl nicht zu erkennen.

andere Formen angenommen, Dank der mosaischen Gesetzgebung, welcher der heilige Hetärendienst im Grunde zuwider war und die sogar die gesetzliche Prostitution zu bekämpfen sich bemühte. Trotzdem sehen wir gerade bei den Juden zuerst von allen anderen Völkern die gesetzliche oder politische Prostitution auftreten, die Moses allerdings gewissermassen in die Form der Sclaverei gebannt hatte. Doch waren die Hetären meistens Syrierinnen, Aegyptierinnen, Babylonierinnen, aber fast niemals Jüdinnen, und den Verkehr mit fremden Prostituirten gestattete der Mosaismus, während er ihn mit den Weibern des eigenen Volkes strengstens verbot, nicht etwa aus sittlichem Gefühle, sondern weil die schönen Weiber Israels mit allerhand geheimen Gebrechen behaftet waren [1], welche mehrere Gelehrte als Symptome der Lustseuche betrachten. Dieses Uebel geht bis in die Zeiten des ägyptischen Aufenthaltes zurück und scheint sich während des Wüstenzuges noch verschlimmert zu haben. Auf dieselbe Krankheit ist wohl auch das mosaische Eifersuchtsgesetz zurückzuführen. In den jüdischen Familien herrschte fast beständig Zank und Hader, denn oft beschuldigte der Mann die Gattin, ihre Gesundheit durch Ehebruch gefährdet zu haben; gleiche Beschuldigungen gingen von weiblicher Seite aus, und man suchte in dem gegenseitigen Gesundheitszustande Anhaltspuncte für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Der jüdische Familienvater hatte aber auch das Recht, seine Tochter als Concubine auf bestimmte Zeit zu verkaufen; der Erlös floss dann nicht dem Mädchen, sondern dem Vater zu. Schon in ältester Zeit sehen wir die hebräischen Väter dergestalt mit der Prostitution ihrer Töchter Schacher treiben. Dass ausserdem unnatürliche Laster im Schwange sein mussten, lässt sich aus der Strenge der darüber verhängten Strafen schliessen.

In der salomonischen Zeit nahm die Ueppigkeit auch in Israel überhand, und die Hetären, vordem ausser den Städten wohnend, zogen schaarenweise in dieselben ein; Prophet Ezechiel nannte Jerusalem selbst eine grosse Prostituirte. Trotzdem haben wir, wie es scheint, damit nicht den Begriff eines aussergewöhnlichen Luxus zu verbinden. Die Verhältnisse bewahrten stets einen Charakter, der roh aber nicht raffinirt genannt werden konnte. Neben dem Astartedienst blühte jener des Baal-Phegor und des Moloch, Gottheiten, deren Cult nebst der Grausamkeit Wollust zuliess. Um die rothglühende Statue Moloch's tanzten die Hebräer im Tacte der Musik, fanatisches Geheul ausstossend und einem Laster fröhnend, welches des Vaterlandes Onan's würdig ist. Baal-Phegor war der Lieblingsgott der Midianiter, von welchen ihn die Juden übernahmen; sein Dienst, ein priapeischer, konnte niemals gänzlich abgeschafft werden und ward im Geheimen geübt. Sein Bild war wohl ein riesenhafter Phallus [2], oder doch wenigstens durch einen solchen ausgezeichnet [3].

[1]) Levit. XVIII.

[2]) Selden, *De dis syris.*

[3]) J. A. D (Dulaure), *Des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes.* Paris 1805. 8°. S. 53—54.

Der Dienst dieser Gottheit griff besonders unter den Königen von Juda stark um sich und wurde durch die Moabiterinnen, mit welchen die Juden häufig Umgang pflegten, vorzüglich genährt. Die Zeit ärgster Corruption in Glauben und Sitten blieb aber jene Salomos [1]).

Obwohl also in Israel die gesetzliche Prostitution zu allen Zeiten bestand und mit dem Götzendienste später auch die geheiligte Prostitution Eingang fand, gab es doch Einen Punct, auf den strenge gesehen ward — die Jungfräulichkeit der Mädchen. Mit schweren Strafen sind jene bedroht, welche nicht als Jungfrauen das Ehebett besteigen; sie wurden gesteiniget. Dieser Zug ist rein semitisch; alle semitischen Völker halten die Jungfräulichkeit hoch in Ehren; die anderen Laster der Hebräer sind Erbstücke der um sie her wohnenden Fremden, meist hamitischen Stämme.

Der hier geschilderte Culturzustand hat im grossen Ganzen nur wenig Aenderungen erfahren im Laufe der hebräischen Geschichte. Mit der Einsetzung des Königthums gewann es allerdings den Anschein, als ob die Juden eine erobernde Macht werden sollten, und in der That breiteten sie unter David ihr Reich von der phönikischen Küste bis zum arabischen Meere aus, allein schon der üppige Salomo ruhte auf des Vaters Lorbeern, um im Frieden dessen Siege und erplünderte Schätze zu geniessen. Zudem hatten die Juden es niemals zu einem stehenden Heere, sondern nur zu einer einfachen Bürgermiliz gebracht, völlig ungenügend, das Erworbene zu erhalten. Salomo beschränkte sich daher auf blosse Handelseinrichtungen; seine Verbindung mit Aegypten benützte er zu einem Landhandel [2]), und den Besitz der edomitischen Hafenplätze Elat und Ezeongeber sowie die Lage seines Reiches am mittelländischen Meere zu Seereisen nach Ophir und Tarschisch. Doch floss der meiste Vortheil davon in die Hände der Phöniker, weil Salomo, bei der Unbekanntschaft seines Volkes mit den Meeren, sich mit diesen grossen Seefahrern verbinden und ihre Seeleute in Dienst nehmen musste. Noch unter Salomo rissen sich Edomiter und Syrer los und mit der politischen Macht schwand auch die Hoffnung, dass die Hebräer je ein staatsweises, kunst- und wissenschaftliebendes Volk werden könnten. Bald barst das Reich entzwei und alle Staatsweisheit blieb für die Folge auf die Propheten eingeschränkt, deren klagende und fruchtlos warnende Stimme sich zeitweilig erhob. Billigerweise muss man indess gestehen, dass sich schwer absehen lässt, wie blos der reine Jahvehglaube das Unglück hätte abwenden können, welches in einer Reihe gewaltiger Schläge über das hebräische Volk hereinbrach.

„Israel", sagt ein grosser Forscher, „ist das Gefäss gewesen, in welches die Wasser des Lebens gefasst, in welchem sie frisch erhalten wurden und kühl, um fortan die Welt zu erquicken. Dieser seiner Bevorzugung wegen kümmern wir uns um seine Geschichte, die da lehren wird, wie theuer das Volk diesen Vorzug bezahlt hat;

[1]) Dufour, *Histoire de la prostitution.* I. S. 58—88.

[2]) Rob. Wood, *The ruins of Palmyra otherwise Tedmor.* London 1753. Fol.

die Perle in sich zu tragen, ist ja der Muschel Krankheit". Diese Perle war der Monotheismus; der Werth der Muschel, die Stelle des Volkes Israel in der Cultur ist eine ausserordentlich bescheidene. Blos um der Religion willen ist uns das alte Judenthum von Werth[1]), und zwar nicht wegen jener des Alterthums, der mosaischen, sondern jener, welche später in theilweiser Opposition zu dieser aus ihrer Mitte hervorging, wegen des Christenthums. Damit ist der Culturwerth des alten Judenthums erschöpft.

Die hebräische Literatur.

Es gibt keinen Punct menschlichen Wissens, menschlicher Werkthätigkeit, worin die Hebräer anderen Völkern vorangegangen oder auch nur gleichgekommen wären; in Allem und Jedem standen sie weit zurück. Nur den Mond hat Niemand öfter und mehr beobachtet als die Juden, freilich nicht aus wissenschaftlichem Antriebe, sondern lediglich der Fixirung der Feste halber[2]). Der geistige Vorrath des ideenarmen Volkes war auch bald erschöpft und Priester und Leviten liessen von ihren problematischen Kenntnissen nichts auf die Laien übergehen. Was die Hebräer an Poesie hinterlassen, ruht in einer kleinen Bibliothek von Schriften, die allein die Ehre des Volkes retten, da sie den anderen geistigen Erzeugnissen des Alterthums sich würdig zur Seite stellen. Da dem Hebräer jedes Generalisirungsvermögen oder mit anderen Worten aller philosophischer Sinn mangelte, so finden wir in Folge der nämlichen geistigen Lücke, welche ihn an der Gründung grosser politischer Gebilde und bedeutender Kunstwerke hinderte; in der hebräischen Poesie hauptsächlich nur die Lyrik ausgebildet, in welcher sich der jüdische Individualismus scharf auszuprägen vermag. Der Sinnspruch, das Sprichwort, die Parabel sind des Hebräers beliebteste Weisheitsformeln. Das Hohe Lied nähert sich etwas dem Drama, kommt aber eigentlich über eine dialogisirte Egloge nicht hinaus. Obwohl im Besitze aller, zu einem Epos nöthigen Elemente, brachten es die Hebräer doch nicht weiter als bis zu einer einfachen Compilation in vulgärer Prosa. In der Lyrik dagegen dürfen sie auf rühmliche Leistungen blicken. Die Ode, der Hymnus, die Elegie und der kriegerische oder religiöse Gesang sind es namentlich, welchen mit Vorliebe die Propheten und Psalmisten pflegen. Die Psalmen sind die Perlen der hebräischen Poesie; es fehlt ihnen meist der Reim, seltener dagegen die Strophe, und charakteristisch geradezu ist der Parallelismus ihrer Glieder. Bildete auch hier der Glaube an Jahveh den Grundton, so wäre es doch irrig zu meinen, es hätte nichts als religiöse Poesie gegeben. Vielmehr blühte daneben zweifelsohne

[1]) Bagehot. A. a. O. S. 63. Damit stimmt auch die Auffassung C. P. Tiele's überein.

[2]) Vgl. Dr. Adolf Schwarz, *Der jüdische Festkalender, historisch und astronomisch untersucht.* Breslau 1872. 8°.

eine reiche Serie nationaler Dichtungen oder Volkslieder ohne jeglichen Bezug auf Religion; es gab zarte Liebeselegien und Kriegs- oder Siegeslieder. Hochzeiten, Feste und Trauer feierte Altisrael mit besonderen Gesängen, und selbst die Hetären griffen in die Leier. Je weiter man in die Vergangenheit zurückwandert, desto weniger trägt, wie dies der schon geschilderte Entwicklungsgang der hebräischen Religion ahnen lässt, die Volkspoesie den religiösen Charakter [1]). Uebrigens, obwohl von der salomonischen Periode berichtet wird, dass die Poesie, bisher dem Tempelgesang und der Tempelmusik gewidmet, einen hohen Schwung genommen, besitzen wir kein Denkmal aus jener Zeit. Kennern erscheint die Existenz einer Literatur zu David's Zeit überhaupt fraglich und ist wahrscheinlich erst die Epoche des Uzzia (Usia) in Juda (809—757) als der Anfang der hebräischen Literatur zu bezeichnen [2]). Auch die Psalmen stammen erst, wie neuere Untersuchungen feststellen, aus der nachexilischen Zeit und reichen bis in die denkwürdige Makkabäerepoche herab [3]). Für die Juden scheint in cultureller Hinsicht die babylonische Gefangenschaft in der That eine Zeit der Läuterung gewesen zu sein. Alle hebräische Cultur, sofern von einer solchen die Rede sein kann, ersteht erst nach der Rückkehr aus dem Exil. Einen abermaligen Beweis für die Tiefe des hebräischen Culturniveau's bis zu jenem denkwürdigen Ereignisse liefert der auffallende Mangel an epigraphischen Monumenten [4]). Den einheimischen Geschichtschreibern ist Kritik, Ruhe und der Gleichmuth echt geschichtlicher Darstellung abzusprechen. „Bei verhältnissmässig grosser Wahrheitsliebe berichten sie, zu ihren Leuten haltend, mit Gunst und mit Abneigung; und hieraus erwächst falsche Apologetik, Uebertreibung, besonders, wo sie am nächsten liegt, bei der Zahl, und Gehässigkeit gegen die Fremden.“ Selbst in den Psalmen ist das Gefühl, dem man am seltensten begegnet, jenes des Mitleids mit dem besiegten oder unbesiegten Gegner; ja es ist beinahe unmöglich kräftiger zu hassen, wie jene frommen Sänger. Trotz aller Würde und Erhabenheit, die sich in den hebräischen Literaturdenkmalen ausspricht, gestattet eben ihre philosophische Einfalt einen Schluss auf die tiefe Culturstufe des jüdischen Volkes.

Das Land Moab.

Im Osten des Todten Meeres, nördlich und südlich vom Arnon, liegt das Land Moab, in jüngster Zeit durch verschiedene

[1]) Albert Réville, *Etudes sur la poésie hébraique. Le Psautier juif d'après la nouvelle traduction de M. Reuss.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. November 1875. S. 180—186.)

[2]) Martin Schultze, *Handbuch der ebräischen Mythologie.* S. VI und VII.

[3]) Albert Réville. A. a. O. S. 200.

[4]) *On ne peut douter d'ailleurs, que l'ancien peuple hébreu, avant la captivité, ne fut médiocrement épigraphiste.* (Renan im *Journal Asiatique* 1870. Sixième Série. XVI. Vol. S. 41 u. ff.)

Forschungen [1]) neu beleuchtet, welche dem Voranstehenden zur theilweisen Bestätigung dienen.

Moab war das offene Hochland zwischen Gilead und dem Arnon, und die Felder von Moab bildeten die Fortsetzung dieses Hochlandes, das eigentliche Moab, wohin sich die Moabiter im Laufe ihrer Geschichte vor den feindlichen Einfällen der Amoriter oder Israeliten wiederholt flüchten mussten. Im Norden berührte sich das Moabiterland mit dem Reiche Israel auf einem Gebiete, wo Leute aus den Stämmen Gad und Ruben und Moabiter in vielfacher Mischung untereinander gewohnt zu haben scheinen; im Süden, gegen die Spitze des Todten Meeres hin, waren die Edomiter die Nachbarn Moabs. Nach biblischem Berichte waren die Moabiter, deren echte Nachkommen man in den heutigen Beni-Hamide-Beduinen erblicken will, den Hebräern nahe verwandt; dennoch lebten beide Völkerschaften, trotz einzelner freundnachbarlichen Beziehungen, im Allgemeinen in beständiger Feindschaft; zudem waren die Moabiter als Anhänger ihres Nationalgottes Kemôsch dem Fluche der alttestamentarischen Propheten ausgesetzt. Die bei Dhibân gefundene Meschastele, wahrscheinlich aus der Zeit Jehu's, etwa 880 v. Chr., offenbart die nahe Verwandtschaft zwischen den alten Religionssystemen der Iraeliten und der Moabiter im IX. oder X. Jahrhundert vor unserer Aera. Kemôsch ist für letztere genau, was Jahveh für die erstere ist, ein Beschützer und Schirmer, der alle nationalen Unternehmungen zum Guten wenden soll. Wie die Juden dem Baal und anderen Gottheiten Kinderopfer darbrachten, so ward auch Kemôsch von den Moabitern geehrt. Wie Jahveh lässt auch Kemôsch, wahrscheinlich durch den Mund seiner Propheten, seine Befehle unmittelbar an König Mescha und sein Volk ergehen. Die alten Rabbinen bewahrten die Tradition, dass Kemôsch unter der Gestalt eines schwarzen Steines dargestellt werde, und schwarz ist auch die Farbe der Meschastele. Das Vorkommen des Tetragrammaton I. H. W. H. *(Jahveh)* auf der Stele, ohne jedwede mytische Verschweigung, beweist, dass die abergläubische Meinung, wonach das Aussprechen dieses Namens todtbringend sei, damals noch nicht die Völker Israels und Jehudah's bis zu den Moabitern beherrschte. In dem Namen der Gottheit Ashtor Kemôsch wollen Einige das kanaanitische Original der Venus Amathusia, Andere im Gegentheil den Athtar der himjarithischen Inschriften, also keinesfalls die

[1]) Ich habe das gesammte, ziemlich umfangreiche Material gesichtet und verarbeitet in meiner Artikelserie: *Die neuen Forschungen im Moabiterlande.* (*Ausland* 1874. Nr. 48, S. 921. Nr. 49, S. 951. Nr. 50, S. 969.) Als bestes Werk über Moab ist zu empfehlen: H. B. Tristram, *The Land of Moab*; *travels and discoveries on the Eastside of the dead Sea and the Jordan.* London 1873. 8°. Von den im Berliner Museum aufgestapelten und um schweres Geld erworbenen sogenannten „moabitischen Alterthümern" habe ich im Folgenden keine Notiz genommen, da ich deren Aechtheit verwerfe und sie im Anschlusse an den verdienstvollen Clermont Ganneau und Herrn Tyrwhitt Drake für moderne Fälschungen halte, wie ich in den oben erwähnten Aufsätzen darthat. Seither hat meine Auffassung glänzende Bestätigung erfahren durch das interessante, hochgelehrte Buch von E. Kautzsch und A. Socin, *Die Aechtheit der moabitischen Alterthümer geprüft.* Strassburg und London 1876. 8°.

Ashtoreth, Astharah der Phöniker oder die classische Astarte erkennen, doch ist Sicheres über diesen Punct überhaupt nicht bekannt.

In der aufgefundenen Stele berichtet Mescha über seinen Krieg mit den Israeliten, der sich wahrscheinlich mehrere Jahre hinzog und vorzugsweise ein Kampf um befestigte Plätze gewesen zu sein scheint. Mescha's Verfahren ist überall dasselbe: er tödtet sämmtliche Einwohner der eroberten Städte dem Kemôsch zu Ehren und schleppt Jahveh's heilige Gefässe als Beute fort, um sie dem Kemôsch zu weihen; ferner sorgt er für die Wiederbevölkerung der verödeten Städte. Der in der Bibel (II. Könige 3, 4) erwähnte Zorn Jahveh's gegen Israel, der die Hebräer zwang wieder umzukehren, stellt sich im Lichte des moabitischen Inschriftensteines als eine euphemistische Umschreibung der erlittenen Niederlage heraus.

Die Sprache der Inschrift steht dem Hebräischen der Bibel sehr nahe; es ist ein hebräischer Dialect mit einiger Hinneigung zum Arabischen, und weitaus verständlicher als die meisten phönikischen Inschriften. Ihre Orthographie zeigt aber zugleich, dass Hebräisch und Phönikisch schon im hohen Alterthume ihre Individualität bewahrten. Die Schrift, in der sie geschrieben, ist die allgemein als phönikisch bezeichnete und zwar deren ältester bisher bekannter Typus. Bereits früher war festgestellt, dass um das VIII. und IX. Jahrhundert v. Chr. im ganzen vorderen Oriente eine und dieselbe Schrift existirte, aus der einerseits das griechische, andererseits die orientalischen Alphabete abgeleitet wurden. Die geahnte orientalische Urschrift liegt jetzt in dem Basalte von Dhibân vor uns, der zugleich das älteste bekannte Denkmal mit alphabetischer Schrift überhaupt ist[1]). Ebenso scheint im vorchristlichen Alterthume bei monumentalen Bauwerken die gleiche Bauart in ganz Syrien, Palästina und Nordarabien geherrscht zu haben, trotz der verschiedenen Religion, welcher die Völker angehörten[2]). Von originell Moabitischem, das etwa auf dem Boden des Landes gefunden worden, lassen sich indess (ausser dem Meschasteine) nur noch die Steincirkel, Cairn und Dolmen anführen, welche aber im Ostjordanlande überhaupt sehr verbreitet zu sein scheinen und jedenfalls uralt sind. Ferner gestatten Bibelstellen[3]) zu schliessen, dass in Moab die Töpferei in hoher Blüthe stand, ja dass man selbst aus Judäa dorthin ging, um sie zu erlernen und dann in der Heimath auszuüben.

1) Einen grossen Theil der auf die Meschastele bezüglichen Literatur habe ich angeführt im *Ausland* 1874. Nr. 49. S. 954. Hier möchte ich noch beifügen die mir erst später zu Gesichte gekommene, lichtvolle Schrift von Prof. Dr. S. J. Kämpf, *Die Inschrift auf dem Denkmal Mesa's, Königs von Moab. Mit einem Anhang, betreffend die Grabschrift des sid. Königs Eschmunazar.* Prag 1870. 8⁰., worin noch mehrere mir unbekannt gebliebene Abhandlungen angeführt sind.

2) Hermann Weser, *Unter den Beduinen Moab's.* A. a. O. S. 74.

3) Nach I. *Chron.* 4, 22 ff.

Die Phöniker und ihr Land.

Noch Anfangs des Mittelalters bis zu der grossartigen Ausbreitung der Araber waren weite Gebiete Vorderasiens von einem Zweige des semitischen Volksstammes bewohnt, der obwohl in sich vielfach zertheilt, doch durch die gemeinsame Sprache als ethnographische Einheit erscheint. Zwar nannte sich seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Mehrzahl dieses Volkes lieber Syrer, doch war sein eigentlicher Name unzweifelhaft Aram. Letzterer Name haftet wohl an verschiedenen Puncten, doch finden wir zugleich an diesen allen und an noch manchen anderen dieselbe Sprache, welche die aramäische genannt wird. Das Gebiet dieses Volkes war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Immer war dasselbe durch natürliche Scheidungen so gespalten, dass es nie eine geographische und staatliche Einheit ausgemacht hat. Durch fremde Mächte sind zuweilen alle oder fast alle Aramäer mit anderen Völkern zusammengekettet; aber ein aramäisches Reich, welches alle Aramäer, aber auch diese ausschliesslich, umfasst hätte, gab es nie. Im Westen von Syrien waren die Aramäer durch die Kanaaniter und deren Verwandte beschränkt, die sich auch im Besitze der Meeresküste befanden. Vielleicht berührten die Aramäer nirgends das Meer, welches bekanntlich die Phöniker besassen.

Chna, *Chna'an* (Kanaan) ist der älteste semitische Name des flachen Küstenstriches vom Libanon bis zur Nordgrenze Arabiens, wonach dessen Urbewohner [1]) sich selbst *Chna'ani*, Kanaaniter, nannten. Dieser Name bezog sich indess auf eine Menge verschiedener kleiner, der Sprache wie der Abstammung nach identischer Stämme [2]), welche zum grossen Theile auch im hebräischen Palästina sassen; auf sie wurde die Bezeichnung Kanaaniter als des mächtigsten, die Küste beherrschenden, daher auch im Auslande bekannten Stammes, eben so übertragen, wie der Name Kanaan auf das ganze von ihnen bewohnte Land ausgedehnt. Der gleichbedeutende Name der Phöniker, ihnen von den Griechen beigelegt, beschränkt sich dagegen, weil bei der ersten Berührung beider Völker die südlichen Stämme Kanaans schon Philistern und Israeliten unterworfen waren, nur auf den Küstenstrich vom Karmelberge nördlich bis gegen die Orontes-Mündung, wurde aber auch auf alle westlichen Ansiedlungen dieses Volkes, namentlich in Africa übertragen — obwohl sie selbst auch hier sich Chna'ani nannten — ging von Sicilien aus in der Form *Poeni*, *Puni* auch zu den Römern über und ist somit bei den europäischen Völkern allein in Gebrauch geblieben.

Zunächst, was waren die Phöniker? Semiten, der Tradition gemäss, von den Ufern des persischen Meerbusens gekommen. Die

[1]) Movers, *Phönizien*. Bonn 1841. 2 Bde.; dann: Movers, *Das phönizische Alterthum*. 1849—1856. 3 Thle.

[2]) Diese waren z. B. die Pheresiter, Cheviter, Gergesiter, Amoriter, Jebusiter, Chetiter, Kenisiter, Keniter, Gessuriter.

Urbewohner der syrischen Küste waren jedoch keine Semiten, die dort lebenden Philister und Kanaaniter müssen wir zu den Hamiten zählen. Ist nun die Sage von der Einwanderung der Semiten richtig, so dürfen wir daraus mit hoher Wahrscheinlichkeit ableiten, dass die neuen Ankömmlinge eine relativ geringe Zahl bildeten, gleichwohl aber, Dank gewissen Eigenschaften, sich zu Herren des Landes emporschwangen. Ueberall in der Geschichte treffen wir Beispiele des gleichen Vorganges, warnen möchte ich nur vor der Auffassung, wonach ganze Volksmassen zum Wanderstabe griffen und dann in der auserkorenen neuen Heimath die vorgefundene alte Bevölkerung mit Stumpf und Stiel ausrotteten. Beides ist irrig; je mehr wir uns in das Studium der geschichtlichen Vorgänge versenken, desto weniger finden wir Veranlassung, uns dieselben wesentlich verschieden von dem zu denken, was wir heute noch an uns selbst und besonders an tiefer stehenden Stämmen beobachten können. Wenn demnach von Völkerwanderungen die Rede ist, so ist zunächst festzuhalten, dass nicht das ganze Volk, sondern nur ein Bruchtheil desselben, meist die abenteuerlustige Jugend, aus Ursachen auswanderte, die wir zwar theilweise nicht mehr kennen, uns aber den heutigen ziemlich analog denken dürfen. Das systematische Ausrotten der Eingebornen in den neuen Wohnsitzen ist, in alten Zeiten wenigstens, fast niemals nachweisbar und auch höchst unwahrscheinlich; wenn es geschah, beschränkte es sich zudem auf das Vertilgen der Männer, die Weiber liess man aber regelmässig am Leben und ging gerne Verbindungen mit ihnen ein. Dies ist ethnologisch von höchster Wichtigkeit. In den meisten Fällen vertilgte man aber nicht einmal die Männer, sondern zog es vor, sie zu unterjochen und in Knechtschaft, in Sclaverei zu erhalten. Die Folge dieser Berührungen ist im Laufe der Zeit eine Vermischung der beiden, einst feindlichen Stämme und die Herstellung eines Culturzustandes, der auf einer gewissen Ausgleichung zwischen beiden beruht. Mit Hilfe dieser Erfahrungssätze gelangen wir zu der Anschauung, dass die Phöniker semitisirte Hamiten waren, d. h. der Sprache, den Sitten, der Religion nach Semiten, dem Blute nach jedoch grossentheils Hamiten. Und dieses Hamitenthum lässt sich in der That an mannigfachen Spuren in den religiösen Auffassungen, wie überhaupt an der Uebereinstimmung der phönikischen Cultur mit solchen Völkern erkennen, bei denen, wie bei den Aegyptern, die hamitische Grundlage ausser Zweifel steht [1]).

[1]) In neuester Zeit ist Prof. S. Kämpf für den Hamitismus der Phöniker eingetreten in seiner Schrift: *Phönizische Epigraphik. Die Grabschrift Eschmunazars, Königs der Sidonier.* Prag 1874. 8°. In einer Untersuchung über das Verhältniss des Phönikischen zum Hebräischen und des Letzteren zum Arabischen kommt Prof. Kämpf zu dem Resultate, das Phönikische mache, so weit es jetzt vorliege, den Eindruck eines erborgten Gewandes auf fremdem Leibe, die Phöniker seien desshalb aus einer nichtsemitischen, aber an arabisches Element grenzenden Gegend nach Phönikien übergesiedelt. Er findet ferner, dass der Gesichtsausdruck des Königs Eschmunazar, so wie er im Bilde sich darbietet, ein entschieden hamitisches Gepräge habe. Dem sei noch hinzugefügt, dass E. Renan in Saida (dem alten Sidon)

Ueber die Zeit der semitischen Einwanderung in Phönikien lässt sich nichts Genaueres sagen, nur so viel ist gewiss, dass sie in sehr hohes Alterthum fällt. Zur Zeit als Papi, ein Pharaone der sechsten Dynastie, 22 Jahrhunderte vor unserer Aera in Syrien einbrach, waren die Semiten schon im Lande, und auf den Grabreliefs des Numhotep zu Beni-Hassan erscheinen sie mit Bronzelanzen und Aexten bewaffnet. Auch die Kunst zu Weben und zu Färben übten sie schon zu einer Zeit, wo die phönikischen Städte noch einfache Dorfschaften waren, doch kommt der Name Phönikiens, *Kefa* oder *Kefta,* in den hieroglyphischen Texten erst im XVII. Jahrhunderte v. Chr. vor. Die Blüthe der phönikischen Handelsstadt Sidon reicht von den Tagen Jacobs bis auf die Zeiten Homers, Berytus und Byblus waren aber vielleicht noch älter; erst in der salomonischen Periode erhebt sich Tyrus zu höherer Bedeutung. Ein Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung waren also die Phöniker schon ein wichtiges, weit verbreitetes Handelsvolk, und ich füge, des Vergleiches willen, hinzu, dass um jene Epoche weder Griechen noch Römer als historische Völker existirten. Was in Hellas vor das Jahr 650, in Italien vor etwa 500 v. Chr. fällt, gehört mehr der Mythe als der Geschichte an. Jedenfalls standen die beiden classischen Völker des Alterthums in ihrer alten Geschichte, als die Phöniker schon beinahe ihre höchste Reife erreicht hatten. Denn, gleich wie in der Weltgeschichte überhaupt, kann man bei jedem einzelnen Volke Alterthum, Mittelalter und höchste Blüthe unterscheiden, welch letztere uns im Allgemeinen kurzweg als „Neuzeit" gilt. Das Leben der einzelnen Völker, sich jenem aller organischen Individuen analog verhaltend und den nämlichen Gesetzen unterworfen, führt dann noch zu einer vierten Periode, jener des Absteigens, des Sinkens, des Verfalles. Mit dem Emporkommen der Naturwissenschaft, zwischen der und der Priesterreligion stets Gegensatz und Kampf war, ging im alten Griechenland wie im neueren Europa das Mittelalter zu Ende. In diese Epoche des hellenischen Alterthums und Mittelalters nun fällt die Blüthezeit Phönikiens, von dem wir uns demnach nicht wundern werden zu vernehmen, dass es in vielen Dingen den alten Griechen als Lehrmeister diente.

Das warme von der Seeluft gemilderte Klima, in dem Wein, Maulbeere, Olive und Baumwolle reifen, während Bananen und Orangen im Freien überwintern, der Reichthum des fruchtbaren Bodens, der aus feiner Erde fast ohne Steine bestehend, durch Regen beinahe zu Sumpf wird, aber die reichsten Ernten von Korn, Baumwolle, den schönsten Tabak liefert, und im Alterthume war der Reichthum dieser dichtbevölkerten Küstenstriche, die erst unter der Herrschaft der halbwilden und räuberischen Türken verarmten [1]), noch viel grösser; endlich die Lage zwischen den Culturländern des

überrascht wurde von dem ägyptischen, d. h. hamitischen Typus der Kinder. (E. Renan, *Mission de Phénicie.* Paris 1874. 8°., worin überhaupt der Anklänge an Aegypten vielfach gedacht wird.)

[1]) Klöden, *Handbuch der Erdkunde.* III. Bd. S. 239—240.

Ostens und dem uralten Culturlande Aegypten begünstigten begreiflicherweise überaus die Entwicklung des Volkes. Zur Schifffahrt lag zudem das Meer überall verlockend nahe und die libanonische Ceder, auf welche die hergebrachten Ideen von Schönheit freilich nur schlecht passen [1]), bot das beste Holz für die Schiffe. Zugleich wirkt die Nähe dankbarer überseeischer Ziele vor allem anregend zu den ersten Versuchen, die Küste zu verlassen. Den Phönikern winkte als leicht erreichbarer Gegenstand die Kupferinsel Cypern. Die Küste Syriens erstreckt sich ferner in mehr oder weniger gerader Linie; hinter einem schmalen Küstensaume erhebt sich das Land und hinter der Erhebung breiten sich sogenannte Wüsten aus. An solchen Küsten ist nicht nur der Weg zu Wasser gewöhnlich der kürzeste, oft der einzige zwischen bewohnten Orten, sondern es bürgt auch die Regelmässigkeit der Land- und Seewinde zugleich für bequeme Fahrten. So wie sich die Bevölkerung des engen Küstensaumes verdichtet, muss der Fischfang mehr und mehr zur Ernährung beitragen, und wenn er nicht ausreicht, ein Theil des Volkszuwachses über das Meer hinausstreben. Auf diese Art sind die Phöniker nach Cypern, von Cypern nach Creta, von Creta nach Carthago, Spanien und bis zum Senegal gelangt [2]). Im Uebrigen mögen die Phöniker bei den Aegyptern viel in die Schule gegangen sein und haben ägyptische und mittelasiatische Bildungselemente den Völkern des Westens gebracht, den sie eigentlich erst erschlossen; da es aber fast kein seefahrendes und Seehandel treibendes Volk gibt, wo nicht zugleich und schon in sehr frühen Zeiten Seeraub, Piraterie, in Uebung gewesen wäre, so hören wir auch schon zeitlich von ähnlichen Unthaten der Phöniker [3]). Sie waren als Corsaren und Menschenräuber gleich gefürchtet.

Politische Verfassungen der Phöniker.

Wie schon erwähnt, war der schmale syrische Küstensaum dicht bevölkert; Städte, Flecken und Dörfer, alle Colonien von einander, bedeckten das Land. Alle drei bis vier Meilen traf man eine Hauptstadt an, mit ihrem Stadtgebiete von einem erblichen Könige oder Magistrat fast auf republikanische Art beherrscht. Durch den Klang dieses Wortes darf aber Niemand sich bestechen lassen, hinter den phönikischen Staatsverfassungen einen Schein von Freiheit zu wittern. Der Zustand des Volkes erscheint nicht als ein der Hauptsache nach naturgemäss entwickelter und wesentlich freier, denn Königthum, Aristokratie und Volk theilten zwar die Macht mit einander, jedoch

[1]) Die heutige Ceder des Libanon ist ein hässlicher, schlecht gewachsener Baum. Siehe hierüber die Schilderung im I. Capitel von Rich. F. Burton and Charles Tyrwhitt Drake, *Unexplored Syria. Visits to the Libanus, the Tulúl el Safá, the Anti-Libanus, the northern Libanus and the Alah.* London 1872. 8°. 2 Bde.

[2]) Peschel, *Völkerkunde.* S. 205.

[3]) Herodot. I. 1. Homer, *Odyssee.* XIV. 288, XV. 402.

in höchst ungleicher Weise, so dass der Grundzug der phönikischen Staats- respective Stadtverfassung ein durchaus aristokratischer war. Die Geschlechter herrschten; in ihren Händen befanden sich Ehren und Aemter so gut wie Grossgrundbesitz und Grosshandel. Eines von diesen Geschlechtern war das königliche; doch finden wir vielfach auch ein Wahlkönigthum. An der Spitze der Aristokratie stand der Hohepriester, dem zur Unterstützung in seiner königlichen Amtswaltung ein Richter, *Schopheth*, beigegeben wurde. Das Königthum bildete sich erst später; in ältester Zeit waren die aristokratischen Geschlechter Herrscher und auch unter den Königen bleiben sie allein zur Verwaltung der Aemter befähigt. Jedenfalls aber war das Königthum mit den eigenthümlichen phönikischen Verhältnissen so innig verwachsen, dass wir es in den wichtigen Städten bis in die makedonische Zeit erhalten sehen. Freilich ward es niemals despotisch, denn neben dem König, welcher als Oberrichter und Heerführer sehr beschränkte Befugnisse hatte und sich eigentlich nur mit einigen Ehrenrechten begnügen musste — dahin gehörte namentlich das zuerst in Tyrus und Sidon aufgekommene Purpurgewand als Abzeichen des Herrschers — lag die eigentliche Macht wenigstens in den fünf Staaten Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus und Berytus, wo es Könige gab, in den Händen eines kleinen und grossen Rathes aus den Geschlechtern eines aristokratischen Senates, an dessen Zustimmung der König gebunden war; auch das Hohepriesterthum bildete für ihn ein beschränkendes und hochmächtiges Hemmniss, da es nebst grossem Grundeigenthume den Zehnten sogar aus den Colonien bezog. Aus dieser geringen Macht des Königs jedoch auf eine grössere Freiheit des Volkes zu schliessen, wäre verfehlt. Es erscheint hier nur, wie bei Handelsstaaten meistens, die königliche Macht auf die Aristokratie übertragen. Die Person des Machthabers ist eine andere, die Lage des Volkes blieb davon unberührt. Den Leibeigenen, welche als Pächter das Land bebauten, gelang es eben so wenig, irgend welche Rechte zu erwerben als den Tausenden und Tausenden von Fabriksarbeitern. Diese waren und blieben Sclaven. Nur der städtische Pöbel erwarb sich im Laufe der Zeit einige Rechte. Aus der Begünstigung des Pöbels hat aber die Geschichte niemals einen erheblichen Culturgewinn zu verzeichnen gehabt. So auch hier. In diesen sogenannten kleinen Republiken gährte es beständig. Die arbeitende Classe errang im Gefühle ihrer Nothwendigkeit und ihres wachsenden Reichthumes immer mehr Rechte und hier und da findet sich später neben dem Senate auch eine Volksversammlung als Vertreterin neuer demokratischer Tendenzen gegenüber der alten Aristokratie. Denn das Volk — im Gegensatz zu den Geschlechtern, die eingewanderte und anfangs rechtlose Masse der niederen Leute — erhielt durch die Theilung in Zünfte und Ordnungen eine seine Macht steigernde Organisation. Dazu kam dann ferner der grosse Haufen der Söldner und Sclaven, welche in allen phönikischen Städten eine grosse Rolle spielten und oft zu einer ernstlichen Gefahr für die verweichlichte und unkräftige Classe der Herrschenden wurde. So ward zuletzt

die Aristokratie gestürzt; ehrgeizige Grosse, oft die Könige selbst, stellten sich an die Spitze des Volkes, um durch dasselbe Macht zu erringen, mit anderen Worten es auszubeuten, wie stets der Kluge den Dummen ausbeutet. Die ausserhalb der Städte angesessene ländliche Bevölkerung befand sich dabei in dem Zustande der Hörigkeit und hatte unter den Gewaltthaten und Erpressungen der Geschlechter viel zu leiden [1]).

Die Aristokratie ihrerseits suchte des Pöbels Macht durch Kriege mit neidischen Nachbarstämmen oder durch Absendung von Colonien zu brechen [2]). So zog ein Haufe nach dem andern aus und siedelte sich an leeren Plätzen desselben oder eines benachbarten Stadtgebietes an, nach und nach alle Räume an der Küste und den nahen Inseln bebauend; zuletzt war das Land fast ein einziger langer Ort mit dazwischen liegenden Gärten und Meiereien, in sechs bis acht unabhängige Stadtgebiete abgetheilt [3]). Die Königinnen dieser Staatsgebilde waren Sidon und Tyrus, mit denen die übrigen kleinen Staaten, nach dem Wechsel der Umstände, bald in grösserer, bald in geringerer Zahl, zuweilen alle in einem Bündnisse standen [4]). Sidon, die „Fischerstadt" behauptete vom XVI. bis zum XII. Jahrhundert, wo sie von den Philistern zerstört ward, die Hegemonie über alle Phöniker. Das ist die Zeit, wo die friedliebenden Sidonier rings um das Mittelmeer ihre blühenden Colonien gründeten und der Handel auf dessen productenreichen Inseln und Küsten fast ausschliesslich in ihrer Hand lag. Später jedoch ward Sidon von Tyrus, wohin es um 1209 v. Chr. Auswanderer geschickt hatte, vollkommen überflügelt [5]). Diese insulare Handelsmetropole der ganzen alten Welt hat aber nie mehr als 25,000 Einwohner gezählt. Im Uebrigen liegt die innere Verfassung dieser Städte so wie das Verhältniss dieser kleinen Staaten zu einander noch in argem Dunkel; nur dass es nie zu einem phönikischen Gesammtstaate kam, ist gewiss.

Um zweier Dinge willen ist das phönikische Volk höchst interessant: seines Handels und seiner Colonien wegen. Wohl sind wir dem Handel als solchem schon im alten Indien begegnet, mit dem phönikischen Seehandel konnte dieser sich aber nicht messen. Hier haben wir es mit dem Welthandel des Alterthumes zu thun. Damit stand die Colonienbildung in naturgemässem, innigem Zusammenhange. Doch pflegt zur Auswanderung, welche die Colonisation ermöglicht, ein Zusammenwirken materieller und geistiger Bedürfnisse erforderlich zu sein, welche gemeinschaftlich die Heimat verleiden; solche Motive können Uebervölkerung, Ueberfüllung mit Capital,

[1]) Hans Prutz, *Aus Phönizien. Geographische Skizzen und historische Studien.* Leipzig 1876. 8°. S. 109—110.

[2]) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 116.

[3]) Strabo. lib. XIV.

[4]) Eichhorn, *Weltgeschichte.* I. S. 66—67.

[5]) Prutz. A. a. O. S. 107—108.

politische Unzufriedenheit und auch religiöse Begeisterung sein [1]). In Phönikien trafen mit Ausnahme des Letzteren alle übrigen Motive zu. Nach dem Verhältnisse, welches die Regierung des Staates der Colonisation gegenüber beobachtet, lassen sich alle Colonien in Apökien und Kleruchien eintheilen: Apökien, die durch Privatmittel, ohne alle Theilnahme des Staates erfolgen; Kleruchien, wo das Ganze mittel- oder unmittelbar der Leitung desselben unterworfen bleibt. Auf den niederen Entwicklungsstufen jedes Volkes herrscht im Ganzen das System der Apökien, auf der höheren das der Kleruchien vor [2]). Auch die phönikischen Colonien waren theils vom Staate, theils von Privaten ausgegangen, und hiernach richtete sich auch ihr Abhängigkeitsverhältniss vom Mutterlande. Mochten aber die verknüpfenden Bande mitunter noch so locker sein, stets wurden doch zu bestimmten Festlichkeiten Gesandte nach Tyrus entsendet und dem Hohenpriester der Zehent aller Einkünfte und Kriegsbeute entrichtet.

Fahrten und nautische Leistungen der Phöniker und Carthager.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass der Gründung der Colonien die Entwicklung des Seehandels voranging [3]). Nie sind vor Abel Tasman's Zeiten Entdeckungsreisen nach unbekannten Erdräumen auf's Geradewohl ausgeführt worden. Immer hatten die Seefahrer irgend ein Ziel vor Augen, immer trachteten sie die Märkte oder den Ursprungsort hochgeschätzter Handelsgüter zu erreichen [4]). Galt dies schon für die einfachen Handelsfahrten, um wie viel mehr erst für die Niederlassung auf fremdem Boden. Man darf ohne Irrthum zu befürchten allemal annehmen, dass dort, wo eine phönikische Colonie entstand, schon früher die Phöniker als Handelsleute erschienen waren. Zudem wissen wir, dass fast alle Colonien, mögen sie später auch zu ganz anderen Classen gehören, doch als Handelscolonien anfangen [5]) und alle grösseren unmittelbaren Handelscolonien aus Handelsfactoreien hervorgegangen sind [6]). Die geographische Verbreitung der phönikischen Colonien legt daher sicheres Zeugniss ab von dem Bereiche des phönikischen Handels, ohne denselben jedoch zu begrenzen, denn die Handelsverbindungen reichten natürlich noch weit über die Colonien hinaus.

[1]) Wilh. Roscher, *Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung.* Leipzig und Heidelberg 1856. 8°. 2. Aufl. S. 36—46.

[2]) A. a. O. S. 52.

[3]) Ueber die Handelsverhältnisse der Phöniker vgl. J. Lelewel, *Stosunki handlowe Fenicjan a potém Karthágow s Grekami.* Warsz. 1814. 8°.

[4]) Peschel, *Die Lockmittel des Völkerverkehrs.* (*Ausland* 1869. Nr. 43. S. 1012.)

[5]) Roscher, *Colonien.* S. 20.

[6]) A. a. O. S. 15.

Zu den ältesten maritimen Unternehmungen der Phöniker gehören die noch immer räthselhaften Ophir-Fahrten. Wann diese ersten Fahrten nach dem Orient anhuben, wissen wir nicht; sie sind zweifelsohne sehr alt; wir hören davon zum erstenmale zu Salomo's Zeit, der mit Hilfe des Phönikerkönigs Hiram von Tyrus eine Ophirflotte zu Ezeongeber am Rothen Meere ausrüstete; doch scheint der Antheil der Hebräer daran ein in jeder Hinsicht untergeordneter gewesen zu sein. Die Berichte des alten Testaments über die Ophirfahrten drängen sich auf wenige Stellen [1]) zusammen, welche keinen bestimmten Aufschluss gewähren, wo das Land Ophir zu suchen sei [2]).

[1]) III. Buch der Kön. IX, 26—28, X, 22, II. Buch der Chron. VIII, 17—18, IX, 10, 11, 21.

[2]) Aus dem Umstande, dass die für die obengenannten Producte mit Ausnahme der Edelmetalle angegebenen Bezeichnungen, dem Sanskrit angehören, hat Lassen zunächst auf Indien geschlossen. Nach Chr. Lassen, *Indische Alterthumskunde.* I. Bd. S. 538, wäre Sandelholz sogar ein ausschliessliches Gewächs der Malabarküste; doch scheint mir diese Behauptung in aller Strenge kaum aufrecht zu erhalten. *Santalum album L.*, und um dieses handelt es sich, kommt ausserdem auch im malayischen Archipel, besonders auf Timor, auf Tshyndana, welches davon sogar die Sandelholz-Insel heisst, dann auf den Südsee-Inseln, namentlich auf den Fidschi-, Marquesas- und Sandwich-Inseln vor. Vgl. John Crawfurd, *Descriptive Dictionary of the Indian Islands and adjacent countries.* London 1856. 8°. beim Artikel *Sandal Wood.* In der That finde ich *Santalum Yasi* vulgo *Yasi* unter den auf Fidschi gefundenen Pflanzen aufgezählt bei Berthold Seemann, *Viti: an account of a government's Mission to the Vitian or fijian islands.* Cambridge 1862. 8°. S. 441. Auch Grisebach (*Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung.* Leipzig 1872. 8°. II. Bd. S. 528.) erwähnt es dort, und sogar (II. A. a. O. II. Bd. S. 544) auf der Insel Juan Fernandez, wo es jedoch verschwunden sein soll. Auf den Marquesas kommt *Santalum album L.* einzig mehr auf der kleinen Insel Hiwa-Oa vor. (*Ausland* 1872. S. 89.) Nebst Lassen suchte auch mein verstorbener Freund, der Nilreisende Dr. Theodor Kotschy Ophir in Indien, glaubte aber, dass von den Küsten Abessiniens, zumal aus der Bucht von Tadschurra, ja selbst von Mozambique Affen, Elfenbein, Holzarten und ein grosser Theil des Goldes herstammen dürften, welche Salomo's Knechte in so reichlicher Menge heimbrachten. (Theodor Kotschy, *Der Nil, seine Quellen, Zuflüsse, Länder und deren Bewohner.* Wien 1866. 8°. S. 2.) In neuerer Zeit hat Dr. Petermann in den von Karl Mauch entdeckten Ruinen von Zymbabye oder Zimbaoe in Südafrica das Ophir der Bibel zu erkennen geglaubt (Petermann's *Geograph. Mittheil.* 1868. S. 145, dann 1872. S. 124—126 und *Ausland* 1872. Nr. 10. S. 239) und durch diese Vermuthung die Ophirfrage in neuen Fluss gebracht. (Siehe darüber: *Allgem. Zeitung* 1872. Nr. 46 und 112. *Mittheil. der Wiener geograph. Gesellschaft* 1872. S. 187—190. *Ausland* 1872. Nr. 23. S. 536—537.) Der durch seine africanischen Kenntnisse rühmlichst ausgezeichnete Reisende Henry Duveyrier, eine der Zierden der Pariser geographischen Gesellschaft, sprach sich hingegen für eine wahrscheinliche Identificirung Ophirs mit Sofâla aus. (*Bulletin de la Soc. de géographie de Paris* 1872. II. Vol. S. 521—524.) Der unlängst verstorbene africanische Forscher Dr. Charles Beke machte hinwieder geltend (*Athenaeum* Nr. 2311 vom 10. Februar und Nr. 2316 vom 16. März 1872), dass während des kurzen Zeitraumes von höchstens zwei und ein halb Jahrhundert, in welchen die Ophirfahrten fallen, der tyrische Handel sich nur sehr unwahrscheinlich bis zur ostafricanischen Küste ausgedehnt habe. In der Pariser geographischen Gesellschaft kam in den Sitzungen vom 16. Februar und 1. März 1872 die Ophirfrage gleichfalls zur Sprache und betheiligten sich nebst dem genannten Henry Duveyrier die Herren Barbié du Bocage, Durand, de Charencey, Quatrefages und Brunet de Presles an der lebhaft geführten Erörterung. (*Bullet. de la Soc. de Géogr. de Paris* 1872. I. Vol. S. 356.) Der berühmte Arabiareisende Joseph Halévy suchte darauf in einem längeren Vortrage, der jedoch leider bis zur Stunde noch nicht im Drucke vorliegt, die Meinung zu begründen, dass Ophir in Südarabien zu suchen sei. Die neueste Kundgebung, welche wir über die Ophirfrage besitzen, rührt von dem gelehrten Vivien de St. Martin her. Schon vor zwei Jahren bekämpfte er Duveyriers Ansicht bezüglich der Identificirung Ophirs mit Sofâla (A. a. O. S. 363); in dem neuen trefflichen Werke, der

Wir erfahren nur, dass die Schiffe dahin alle drei Jahre abgingen und mit Elephantenzähnen *(schenhabim)*, Affen *(kophim)*, Pfauen *(tukim)*, Sandelholz *(algumin)*, Edelsteinen, Silber und Gold beladen heimkehrten. Der eigentliche Handel mit dem östlichen Asien war aber Karawanenhandel und führte auf drei verschiedenen Strassen durch die Euphratländer. Die eine zog über Dan und Hamath, die andere über Palmyra an den oberen Euphrat, die dritte direct durch die Wüste zu den Stationsplätzen an der Mündung dieses Flusses; auf diesen Wegen bezog man Waaren aus Indien und China (von den Serern), seidene und baumwollene Stoffe, indische Narde, Perlen und Edelsteine. Ueber die alte Handelsstrasse nach dem Lande der Serer herrscht wohl noch manche Dunkelheit, doch konnten die Karawanen der Seidenhändler überhaupt nur zwei Pfade benützen, wovon der eine über die Pamirhochebene noch jetzt für uns in Zweifel gehüllt, der andere über Ferghâna und Usch dagegen von den höchsten Gewährsmännern [1]) übereinstimmend als die alte Handelsstrasse nach China erkannt worden ist. Von Balch aus überstiegen die Karawanen zuerst die Gebirge der Komeder, die in dem Quellengebiete der Seitengewässer des oberen Ssyr-Darjâ (Jaxartes) sassen, also den heutigen Ak-tau oder die Asfera-Kette [2]). Dann durchzogen die Kaufleute ein Thal, welches nach Süden abbog, bis nach Lithinos Pyrgos. Hinter dem heutigen Usch überstiegen sie den Askatankas (Terek Dagh) und zogen dann den Kasischen Bergen entlang, die ganz sicherlich die kaschgârischen Gebirge sind, nach dem serischen Issedon, dem damals wichtigsten Handelsplatze in Kaschgarien, vielleicht Kaschgâr selbst. Das äusserste Ziel war die „serische Hauptstadt,“ vielleicht das damalige Hianjang oder das heutige Tschhang-ngan-han im Schensi [3]), wobei sie wahrscheinlich durch die grosse Mauer zogen [4]).

Ebenso wenig wie von den Ophirfahrten wissen wir von den angeblichen Zügen der Phöniker nach dem europäischen Norden, wo sie einen cultivirenden Einfluss geübt haben sollen [5]). Phönikischer-

Histoire de la Géographie, womit uns dieser ausgezeichnete Forscher beschenkt hat, verbreitet er sich des Längeren über diese Streitfrage, um den Nachweis zu führen, dass das *Saphar* des glücklichen Arabiens das vielgesuchte Ophir sei. (Vivien de Saint Martin, *Histoire de la géographie et des découvertes géographiques*. Paris 1873. 8°. S. 24—28.) Ganz im fernen Osten Asiens, auf der Halbinsel Malakka, glaubt hingegen der Akademiker K. E. v. Bär in Dorpat das alte Ophir erkennen zu müssen. (Siehe *Ausland* 1874. Nr. 35. S. 685—689.)

[1]) Ritter, *Asien*. VIII. S. 693. A. v. Humboldt, *Centralasien*. I. S. 102. Lassen, *Indische Alterthumskunde*. II. S. 534.

[2]) Lassen. A. a. O. III. S. 118.

[3]) Klaproth, *Tableaux historiques de l'Asie*. Paris 1826. S. 34.

[4]) Dies darf man aus einer Stelle bei Ammianus Marcellinus (lib. XXIII. cap. 6. ed. Lugd. Bat. 1693. S. 291) vermuthen. Siehe Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. München 1865. 8°. S. 10—11.

[5]) Diese Hypothese vertritt J. Nilsson, *Ethnographie comparée des peuples scandinaves*. Dann in desselben: *Die Ureinwohner des scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts.* Aus dem Schwedischen übersetzt. Hamburg 1863. Erster Nachtrag 1865: Das Bronzealter; zweiter Nachtrag: Das Bronzealter 1866. — Ferner Fréd. de Rougemont, *L'âge du bronze*.

seits liegen keine Documente zu Gunsten einer solchen Annahme vor, doch ist es sicher nicht die weite Entfernung, welche als wichtigstes Hinderniss dieser Hypothese entgegentritt. Die Meinungen von der Leistungsfähigkeit der alten Schifffahrt sind allerdings sehr verschieden; da jedoch in der Gegenwart Völker ohne nautische Kenntnisse, ohne Seekarten, ja zum Theil noch jetzt ohne Schreibekunst weite und kühne Seefahrten unternehmen, so haben wir nicht nöthig, uns die Fahrten der Phöniker sehr beschränkt zu denken. Dennoch lässt sich mit ziemlicher Bestimmtheit aussprechen, dass die Phöniker niemals in den europäischen Norden gelangt sind. Die gänzliche Abwesenheit phönikischer Ortsnamen in Nordeuropa ist nur einer der mannigfaltigen Beweise hierfür.

Allerdings gab es ein Lockmittel, welches die Phöniker zu der weiten Fahrt wenigstens nach Nordwesteuropa wohl bewegen konnte; dies ist das zur Herstellung der Bronze unentbehrliche Zinn, welches sich in Europa reichlich nur am westlichen Rande dieses Welttheiles, von Cornwallis über die westlichen Spitzen von der Bretagne bis zum spanischen Gallizien findet. Die übrigen Fundorte des, mit Ausnahme von Indien und dem ostindischen Archipel, sonst spärlich vorkommenden Metalles, waren im Alterthume wohl unbekannt. Zweifelhaft erscheint es noch jetzt, ob das Zinn auf Creta, sowie das alte transkaukasische in Georgien zu den alten Mittelmeervölkern gelangte. Doch ist aus der Seltenheit alter verlassener Bergbauten kein übereilter Schluss zu ziehen [1]. Uebrigens hat man, besonders in Frankreich, im verflossenen Decennium die Spuren alter Ausbeutungen von Zinngruben aufgedeckt, so bei Vaulry und Montebras im Limousin [2], bei Ploërmel im Morbihan [3]; an letzterer Stelle fanden sich zugleich Bronzeobjecte, welche die Benützung dieser Gruben in der Bronzezeit darthun; auch sonst ist der Nachweis von alten Minen und Gruben, nicht blos auf Zinn, sondern auch auf Gold, Silber und Blei, Zink, Antimon, Kupfer und Eisen gelungen; im Departement de l'Aude gab es Salinen und Gagatgruben, die Material zu Schmuck lieferten [4]. Sehr wahrscheinlich, dass auch die Zinngruben im spanischen Gallizien und Lusitanien, deren Ergiebigkeit, ja selbst deren Existenz bestritten wurde, bis die Weltausstellungen zu Paris und London das Gegentheil bewiesen [5],

1) Siehe Wibel, *Cultur der Bronzezeit.* S. 57.

2) Siehe Mallard, *Sur les gisements stannifères du Limousin et de la Marche* (bei Mortillet, *Matériaux* etc. 1866. S. 325).

3) Simonin, *Sur l'ancienne exploitation des mines d'étain de la Bretagne.* (A. a. O. S. 327.)

4) A. Daubrée, *Aperçu historique sur l'exploitation des métaux dans la Gaule* (*Revue archéologique* 1868) und Delanoue, *Anciennes mines de la Haute Vienne.* (*Bull. de la Soc. géolog. de France.* 2de série. XXIII. Bd. S. 373.)

5) *London Exposition* 1851. Offic. Catal. III. S. 1329, Nr. 18 und *Paris Expos. univ.* 1855. I. S. 32 und 36; ich citire nach Wibel, *Cultur der Bronzezeit,* S. 88, welche wichtige Schrift Müllenhoff unbekannt geblieben zu sein scheint; denn dieser lässt, wohl der Angabe Humboldts (*Kosmos* II. S. 410) folgend, die spanischen Zinngruben der Gegenwart fast oder ganz erschöpft sein. (*Deutsche Alterthumskunde.* S. 211.)

im Alterthume ausgebeutet wurden [1]). Bekannt waren sie zuverlässig [2]). War es aber den Phönikern um die Herbeischaffung dieses westlichen Zinnes zu thun, so brauchten sie offenbar nicht bis nach Cornwallis zu segeln, sondern konnten schon weit näher, billiger und bequemer an der hispanischen und gallischen Küste ihren Bedarf decken [3]). Noch weniger ist daran zu denken, dass die Phöniker die Zinnbergwerke in Cornwallis eröffnet hätten. Dazu müssten sie zuvor dort Ansiedlungen gegründet haben. Wären aber solche vorhanden gewesen, so hätten sich wohl Reste davon erhalten; phönikische Alterthümer aber suchen wir dort vergebens. Endlich sogar zugestanden, phönikische Seefahrer wären je bis an die Westküste von Frankreich oder in den Aermelkanal bis zu den Sorlingischen Inseln gelangt, so konnten sie doch nur die Ursprungsstätten des Zinnes aufsuchen; folglich musste dieses Metall zuvor abgebaut worden sein, und nicht blos abgebaut, sondern es musste auch schon auf andern Wegen, als auf phönikischen Schiffen das Mittelmeer erreicht haben. Diese Wege konnten nun keine anderen, als solche des Landhandels sein.

Als die Epoche der Bronzecultur in Nordeuropa darf man im Allgemeinen das zweite Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung betrachten. In diesen Zeitraum fallen auch die für die Phöniker geltenden Bemerkungen. Dass diese sich an dem Zinnhandel betheiligten, unterliegt keinem Zweifel. Die Küsten des Mittelmeeres besuchend, an passenden Orten Colonien gründend, trafen sie in Spanien auf einen neuen, bisher noch unbekannten Bezugsort des für sie so wichtigen Zinnes; da entstanden der Handel mit Spanien und die berühmten Tarschischfahrten. Schon um's Jahr 1100 v. Chr. gründeten die Phöniker Gadir, das heutige Cadix, dann Karteja, Malaka, Hispolis an der spanischen, Utica, Adrumeton, und sehr spät, erst 878 v. Chr., Carthago, an der africanischen Küste [4]). Wenn auch jenseits der Säulen des Hercules am europäischen Ufer die Carthager, welche ich, wie überhaupt alle phönikischen Colonien, unter der Gesammtbezeichnung Phöniker begreife, einige Niederlassungen gründeten, so sind diese doch unbedeutend gewesen und ohne geschichtliche Spuren ihres Dasein zu hinterlassen, wieder verschwunden [5]). Man wird kaum fehlgehen mit der Annahme, dass in jenen entfernten Zeiten die Phöniker niemals um die spanische Halbinsel herumgefahren und überhaupt nie in Nordeuropa gewesen

[1]) Müllenhoff (A. a. O. S. 99) räumt ein, es sei wahrscheinlich, dass die Zinngruben Galliziens und Lusitaniens eher ausgebeutet wurden, als jene in Cornwall. Heute noch wird Zinn in Reverdito bei Valongo und Rebordaza bei Oporto in Portugal gewonnen.

[2]) Strabo. III. Plin., *Hist. nat.* XXXIII. c. 16.

[3]) An die französischen Zinnbergwerke scheint Müllenhoff nicht gedacht zu haben, wenn er annimmt, „wenn es nicht ehedem andere uns unbekannte Fundörter gegeben hat, so muss die ganze alte Welt grösstentheils von dort (nämlich vom südwestlichen Britannien) aus" mit Zinn versorgt worden sein. (*Deutsche Alterthumskunde.* S. 211.)

[4]) A. Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* I. Bd. S. 41.

[5]) Sir George Cornwall Lewis, *An historical Survey of the astronomy of the ancients.* London 1862. 8°. S. 450.

sind. Es ist daher der Meinung nicht beizupflichten, welche die ältesten Fahrten der Phöniker bis nach der Bretagne und den gegenüberliegenden Inseln reichen lässt und glaubt, dass seit dem VIII. Jahrhunderte diese Fahrten sich gelegentlich noch weiter ausgedehnt haben müssten [1]). Der Bezug des Zinnes vollzog sich auf weit einfachere, natürlichere Weise.

Werfen wir einen Blick auf die Colonien der Asiaten im Mittelmeere, so bemerken wir sofort, dass sie gerade an den Mündungen der grossen Flüsse, der natürlichen Handelsstrassen nach dem Norden angelegt sind. Dies ist bei Tortosa, Narbonne, Marseille der Fall. Dass die Ströme einem uralten Landhandel dienten, ist eben so zweifellos, als dass es einen solchen Landhandel überhaupt gab. Nur durch ihn konnten ja die Klumpen metallischen Zinnes, die unter den schweizerischen Alterthümern aus der Bronzezeit gefunden worden sind, nach Helvetien gelangt sein, und eben so leicht wie sie Helvetien erreichten, konnten sie auch ihren Weg nach den Gestaden des mittelländischen Meeres finden. Die grossen Verkehrsstrassen im Alterthume, die speciell für die Verfrachtung des Zinnes in Betracht kommen, durchqueren meist das alte Gallien und wurden noch in historischen Zeiten lebhaft benützt. Diodor von Sicilien, der 13 Jahre v. Chr. schrieb, hat uns eine genaue Schilderung des Zinnhandels hinterlassen [2]), wie er damals in ausgebildeter Form bestand. Die Briten brachten von der Küste auf ihren mit Fellen überzogenen Booten aus Weidengeflecht oder auf Karren über den durch die Ebbe trocken gelegten Meeresboden ihr Zinn nach der Insel Iktis [3]), welches dort von den fremden Handelsleuten, die zum Theile von Massilia kamen, aufgekauft ward. Darauf ward das Zinn von den Kaufleuten selbst längs den Flussthälern durch Gallien geführt (*Sequana-Ligeris-Rhodanus*), zu welcher Reise man ungefähr 30 Tage gebrauchte [4]). Und nicht nur auf diesen Hauptströmen, sondern auch auf den schiffbaren Nebenflüssen bis zur Seine war [5]) lebhafter Handelsverkehr und die Herbeischaffung wie die Versendung der Waaren sehr leicht; zwischen Rhône und Loire lag eine vielbetretene Handelsstrasse [6]). Da man von vier gallischen Häfen nach Britannien fuhr, so haben jedenfalls auch vier Strassenzüge bestanden, welche in diese Häfen mündeten. Dieselben dienten nebst dem Zinnhandel auch jenem des Bernsteins und der Bronze, welche Cäsars Zeugnisse [7]) zufolge nach Britannien eingeführt wurde [8]).

1) Dies meint der treffliche Müllenhoff. A. a. O. S. 212.

2) Diod. Sic. V. 22. Müllenhoff (A. a. O. S. 471—474) beweist, dass die Stelle bei Diodor dem Timäus entlehnt ist.

3) Nach gewöhnlicher Annahme das heutige Wight, doch warnt Müllenhoff (A. a. O. S. 470), sich durch die Namensähnlichkeit verführen zu lassen; ihm zufolge wäre Iktis eine der kleinen Inseln am Cap Landsend.

4) Plin., *Hist. Nat.* XXXVII. 3.

5) Nach Strabo. IV. p. 188.

6) Diod. Sic. V. 22—38.

7) Caesar, *De bello gall.* V. 12. 5.

8) Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel.* S. 92—93.

Ueber die Alpen führten insbesondere zwei Wege, einer über den kleinen St. Bernhard, der andere die sogenannte Heraklesstrasse. Die die Loire stromauf, wahrscheinlich bis Roanne gebrachten Zinnladungen, wie sie Poseidonios noch im II. Jahrhunderte v. Chr. sah, gingen von da in gerader Linie über Tarare nach Lyon, mehr noch aber das Loirethal weiter stromauf bis Andrezieux, von da über St. Etienne, Annonay nach Andance im Rhonethal, dem sie die kurze Strecke bis Tournon oder Tain (Etana) folgten [1]). Was die Heraklesstrasse anlangt, so ist anzunehmen, dass der eine Zweig derselben von Dertuna durch Ligurien über Genua an der Küste nach Massilia, Arelate und Narbo führte, der andere aber über Taurinum und Eporedia auf den kleinen St. Bernhard und von da durch das Isèrethal über Cularo nach Vienna und Lugdunum ging [2]).

Bei der Wichtigkeit, welche, man sieht es, die Strasse des Rhonethales für den gallischen Binnenhandel besass, war die hohe Blüte des seiner Mündung nahe gelegenen Massalia oder Massilia, des heutigen Marseille, ziemlich selbstverständlich. Die Gründung dieser Stadt fällt in's Jahr 600 v. Chr. und geschah durch Phokäer, also durch Griechen. Demnach wäre Massalia nicht als phönikische, sondern als griechische Colonie zu betrachten, wie denn auch in der That griechische Sprache und Kunst dort zu überraschender Entfaltung gelangten. Dennoch wird Massalia auch gerne für die Phöniker oder Carthager angesprochen und selbst die Erfolge ihres berühmtesten Seefahrers, des Pytheas, pflegt man als phönikische Leistung aufzufassen. Es scheinen auch wirklich in Massilia ursprünglich Phöniker oder Carthager den Griechen vorangegangen zu sein, was übrigens trefflich zu dem Erfahrungssatze passen würde, wonach die Hellenen bei Anlage ihrer Colonien allerorts in die Fusstapfen der Phöniker traten. Ein in Marseille gefundener phönikischer Inschriftenstein [3]), dessen Material sich aus carthagischem Marmor erwies, soll zwar dadurch die Annahme einer phönikischen oder carthagischen Vergangenheit Marseille's widerlegen [4]), deutet aber doch andererseits auf eine innige Berührung mit dem carthagischen Phönikerthume hin.

Zum allermindesten muss im griechischen Massilia eine carthagische Colonie bestanden haben, etwa wie es heute deutsche Colonien in London und Paris gibt. Auch wissen wir, dass die massaliotischen Phöniker von Carthago aus Weisungen empfingen [5]), man somit wohl von einer phönikischen Colonie in Gallien zu sprechen

[1]) Genthe. A. a. O. S. 68.

[2]) A. a. O. S. 78.

[3]) Siehe darüber: Abbé Bargès, *Inscription de Marseille. Nouvelles observations, historique de la découverte et description exacte de la Pierre.* Paris 1860. 4⁰. Aeltere Arbeiten sind: Munk im *Journal asiatique* vom November bis December 1847 und Meier in der *Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft.* Bd. XIX. S. 90—119.

[4]) Nach E. Renan im *Journal asiatique.* 1868. Tome XII. S. 76.

[5]) Joseph Halévy, *Essai sur l'inscription de Marseille.* (*Journal asiatique.* 1870. Tome XV. S. 509.)

berechtigt sei [1]). Allem Anscheine nach bildeten diese Phöniker Massalia's auch den unternehmendsten Theil seiner, dem Griechenthume durch mannigfache Mischungen ethnisch entfremdeten Bevölkerung, waren sie es, welche den nautischen Ruhm der Stadt zum grossen Theile begründeten. So dürfen wir uns denn nicht wundern, wenn die wichtigste That altgriechischen Forschungsdranges, die Nordfahrt des Pytheas, phönikischen Ursprunges ist und mit Fug und Recht den phönikischen Leistungen beigezählt wird.

Neben dem Zinn war der Bernstein eines der trefflichsten Lockmittel des Völkerverkehres. „Im nordwestlichen Ocean vom Meere ausgeworfen: mehr wissen die Griechen nicht von dem wunderbaren Fossil. Wie krystallisirte Sonnenstrahlen erschien es ihnen: sie nannten es *Elektron*, das ist „Sonnenstein". Täglich wandelt die Sonne von Osten nach Westen, wie ein Strom ergiesst sie ihr Licht, der Strom heisst Eridanos „der von Morgen stammende". Die Sonne selbst, „die leuchtende", sinkt im Westen in's Meer. Daraus machte der griechische Mythus einen einmaligen Fall, um die Entstehung des Bernsteins zu erklären" [2]). Allgemein gilt er im Alterthume als eine phönikische Kostbarkeit, d. h. als eine solche, welche ausschliesslich von den Phönikern beschafft wurde. So wenig wie das Zinn holten ihn diese aber an seinen Ursprungsstätten, der Nord- und Ostsee, sondern an den mittelländischen Stapelorten, wohin er auf gleichfalls heute noch erkennbaren Wegen zu Lande gelangte. Auf der uralten Rheinstrasse, welche, um die östliche Krümmung des Stromes zu vermeiden, das Saargebiet durchschnitt, gelangte der Bernstein zuerst über die Alpen zu den Etruskern und den phönikischen Massalioten [3]). Schon Anfangs des V. Jahrhunderts v. Chr. mündete eine zweite, vielleicht noch wichtigere Strasse aus dem deutschen Osten über die Karpathen und durch das Waagthal in Pannonien [4]) kommend, bei Hatria in's adriatische Meer, in welches auch die Bernsteininseln, Elektrides, versetzt wurden, wahrscheinlich weil man an jenen Küsten starken Handel mit dem zu Lande gekommenen Bernstein trieb [5]). Eine dritte Strasse endlich ging durch die Skythenländer zu den griechischen Colonien am Ponteuxin, namentlich nach Olbia. Doch kam der ostpreussische Bernstein viel später, nicht früher als im I. Jahrhundert nach Chr. in den Handel. Die älteste Bezugsquelle ist die Nordseeküste, die Gegend der Mündung des Rheines, und von hier fand der Bernstein zumeist seinen Weg nach Marseille. Massalia war mittlerweile zu einem mächtigen Rivalen Carthago's herangediehen; nach Osten hin dehnte es an

[1]) Genthe (A. a. O. S. 102) spricht geradezu von „phönikischen Massalioten". Müllenhoff hat leider die Frage nach den phönikischen Einflüssen in Massalia mit keiner Silbe berührt.

[2]) W. Scherer, *Vorträge und Aufsätze.* S. 25.

[3]) Genthe. A. a. O. S. 102.

[4]) K. Wunster behauptet bestimmt, dass die phönikischen Kaufleute nicht dem Lauf der Weichsel folgten. (*Die Schnitzsch, eine Stazion des alten Landhandels.* Liegnitz 1827. S. 55.)

[5]) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* I. Bd. S. 118.

der Küste seine Niederlassungen aus; Antibes, Nizza, Monaco sind massaliotische Gründungen; später benutzten die Massalioten einen günstigen Moment, um ihre Colonien an der Küste auch westlich der Rhône vorzuschieben und sich an der spanischen Ostküste festzusetzen, welche Carthago eifersüchtig behütete. Im IV. Jahrhunderte v. Chr. erhob sich die Stadt auf den Gipfel ihrer Macht. Um diese Zeit fand die berühmte Fahrt des Pytheas statt. Die Rivalität der Massalioten, welche nicht so viel Bernstein empfingen, als sie auszuführen wünschten, war es wohl, die durch directes Aufsuchen der Heimat des köstlichen Harzes zur See sich den Vortheil zu sichern trachtete und die Aussendung des Pytheas veranlasste. Der grosse massaliotische Astronom war jedoch nicht ohne Vorfahren geblieben; er folgte vielmehr nachweisbar den Spuren eines älteren phönikischen Periplus.

Um die Zeit, als das phönikische Original des griechischen Periplus abgefasst wurde, welchen Pytheas offenbar kannte und zu seiner Fahrt benützte, war aber der Carthager Himilco, um die westlichen Küsten Europa's zu erforschen, abgesandt worden. Leider sind uns über seine Reise nebst einer Zeile bei Plinius [1]) nur ein paar Verse der *Ora maritima* des Dichters Avienus [2]) erhalten geblieben. Darnach entdeckte er die britischen Inseln (Albion und Jerne), deren Entfernung von der tartessischen Küste Iberiens (zwischen Cadix und Sevilla) er nach einer viermonatlichen Seefahrt berechnete [3]). In den Oestrymnidischen Inseln Himilco's, die man gleich den Cassiteriden Herodots für die heutigen Scilly-Inseln gehalten hat, wäre die Halbinsel Bretagne zu erkennen [4]). Der Zeitpunct, wann Himilco diese seltsame Fahrt unternahm, steht allerdings nicht fest, da sich bei den Alten gar keine genauen Angaben darüber finden; man wird jedoch kaum irren, wenn man dafür etwa das Jahr 500 v. Chr. oder ein noch früheres annimmt. Da unserer Meinung nach ein alter phönikischer Seeweg nach dem Norden niemals existirt hat [5]), so gilt uns die Expedition Himilco's gerade so als ein vereinzeltes Factum, eine Recognoscirungsfahrt, wie die spätere des Pytheas. Hätte je ein directer Handelsverkehr zur See zwischen Britannien und den Herculessäulen stattgefunden, so würden unzweifelhaft, ungeachtet aller phönikischen Geheimnissthuerei, die Völker des Mittelmeeres schon frühzeitig mit jenem Eilande be-

[1]) Plin., *Hist. nat.* lib. II. cap. LXVII.

[2]) Avienus, *Ora maritima* v. 82 ff. 362 ff. 375—415.

[3]) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* I. S. 67, der auch die über Himilco vorhandene Literatur angibt. Ich verzeichne noch Sir G. Cornwall Lewis, *Hist. Survey of the Astronomy of the Ancients.* S. 455 und Vivien de St. Martin, *Histoire de la Géographie.* S. 39—42.

[4]) Müllenhoff. A. a. O. S. 91.

[5]) Dieser Ansicht ist auch Sir Cornwall Lewis (A. a. O.), dessen immer noch wichtige Abhandlung über die Schifffahrt der Phöniker, wie mir dünkt, von Müllenhoff übersehen wurde. Sir Lewis zeigt, dass die eifersüchtige Handelspolitik der Phöniker und Carthager, die den Griechen und Römern die Beschiffung der westlichen Meere auf alle Weise erschwerte, sehr häufig gar kein Geheimniss besass, welches sie hätte verbergen können.

kannt worden sein. Es steht jedoch fest, dass Britannien erst zu Cäsar's Zeiten von den Südländern betreten ward [1]).

Die Reise des Pytheas selbst, dessen Existenz viel unter den Schmähungen eines kritischen Argwohns zu dulden hatte, ist eine gleichfalls lange angezweifelte [2]) Thatsache, deren Glaubwürdigkeit schon bei den Alten in geringem Ansehen stand. Zur Stunde ist in der umständlichsten Weise seine Ehrenrettung vollbracht. Pytheas, dessen hohe Bedeutung als Astronom sich dem Rahmen dieser Betrachtung entzieht, unternahm seine Reise etwa 325 v. Chr. Sie war, um es kurz zu sagen, die älteste Nordpolexpedition, welche versucht wurde. Seine Fahrt war eine wissenschaftliche Erforschungs- und Entdeckungsreise, zunächst unternommen, um das wunderbare grosse Phänomen der Steigung des Pols und der Neigung des Kosmos gemäss der Veränderung des Horizontes nach Norden hin mit eigenen Augen zu verfolgen und zugleich die Ausdehnung unseres Welttheiles und die Zugänglichkeit seiner Länder zu erkunden. Das Bernsteinland des Pytheas, wohin dieser nach seiner Umseglung Grossbritanniens gelangte, war aber nicht Ostpreussen [3]), sondern die friesischen Inseln und die schleswig-holsteinischen Gestade der Nordsee [4]). Von dort ward das Meergold, das *sacrium* der Skythen, nach dem Süden gebracht, wo es bei den Aegyptern als *sacal*, bei den Hebräern als *schechelet*, bei den Römern als *succinum* und bei den Griechen als *Elektron* in höherem Ansehen und Werthe stand denn eitel Gold und Edelstein [5]). Dass der Bernstein indess auch an den Küsten Siciliens vorkomme, wusste man im Alterthume nicht, obwohl man diesen sicilischen Bernstein recht gut kannte; es war das als *Lynkurion* bezeichnete Fossil [6]).

Ich habe bisher die angeblichen Züge der Phöniker nach dem Norden bis zu ihrem letzten Ausläufer, dem Griechen Pytheas, verfolgt, es erübrigt nunmehr noch ihrer Unternehmungen im Westen

1) Cornwall Lewis. A. a. O. S. 481.

2) Sir Lewis (A. a. O. S. 467 ff.) behandelt Pytheas als *impostor*. Auch Wibel, *Cultur der Bronzezeit*. S. 85, bezweifelt seine Reise. — Sonst vgl. noch über Pytheas: Murray, *De Pythea Massil.* (in *Comment. Soc. Gotting.* 1776. Tom. VI.) M. Fuhr, *De Pythea Massiliense Dissertatio*. Darmstadt 1835. 8°. (sehr oberflächlich). Gosselin, *Recherches sur la Géographie des Anciens*. Paris 1813. 8°. IV. Bd. S. 178. Bougainville, *Eclaircissements sur la vie et sur les écrits de Pythéas de Marseille*. (*Mém. de l'Acad. d. Inscr.* T. XIV. p. 148.) D'Anville, *Mémoire sur la navigation de Pythéas à Thulé*. (*Mém. de l'Acad.* T. XXXVII.) Lelewel, *Pytheas von Massalia und die Erdkunde seiner Zeit*. Aus dem Französischen übersetzt von L. F. W. Hoffmann. Leipzig 1838. 8°. Alex. Ziegler, *Die Reise des Pytheas nach Thule*. Dresden 1861.

3) J. M. Gessner, *De electro veterum* in *Comment. Soc. Gotting.* III. 67. Dann A. L. v. Schlözer's, *Allgemeine Nordische Geschichte*. S. 8—9, 34—37. Doch sind 1868 africanische, wahrscheinlich carthagische Kauri-Muschelmünzen in pommer'schen Gräbern gefunden worden. Siehe die Londoner *Nature*. Nr. 175. S. 350.

4) Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde*. Berlin 1870. I. Bd. Auch Ukert, *Allgem. Geographie*. IV. S. 32, 35 glaubt, dass Pytheas blos bis zur Elbmündung gekommen.

5) Felix Dahn, *Briefe aus Thule*. (*Beil. zur Allg. Ztg.* 1872. Nr. 318, 331, 333, 334.)

6) Die Identität des Lynkurion mit dem sicilischen Bernstein hat Dr. Oscar Schneider in hohem Grade wahrscheinlich gemacht im *Ausland* 1872. Nr. 36. S. 841—846.

und Süden zu gedenken. Nur zwei Fahrten sind es, von welchen sich Kunde erhalten: die Umschiffung Africa's unter Necho und die Fahrt des Hanno. Was nun erstere anbelangt, so ist im Alterthume wiederholt davon die Rede gewesen, dass der schwarze Erdtheil umschifft worden sei, doch sprechen die mannigfachsten Gründe gegen die Glaubwürdigkeit der betreffenden Angaben. Die älteste dieser Umseglungen und jene die weil auf Phöniker sich beziehend, hier allein in Betracht kommt, soll jene gewesen sein, welche König Necho von Aegypten veranlasste. Die Regierung dieses Herrschers setzt man gemeiniglich auf 616—600 v. Chr. an, und wird ihm unter anderen die Herstellung eines antiken Suezkanals zugeschrieben. Später soll er phönikische Seeleute ausgesandt haben mit dem Befehle, vom Rothen Meere aus um das africanische Festland herum und durch die herakleischen Säulen wieder nach Aegypten zu fahren, was sie auch innerhalb drei Jahren vollbracht haben sollen [1]). Sir George Cornwall Lewis hat mit der ihm eigenen kritischen Schärfe die Unwahrscheinlichkeit dieser Expedition dargethan [2]), und auch Vivien de Saint Martin schliesst sich ihm in dieser Auffassung an, wenngleich er die Möglichkeit einer solchen Umschiffung Africa's nicht gänzlich in Abrede stellt [3]). Interessant ist das Urtheil Peschel's, dahin lautend: „wenn wir uns auch einigen Zwang auferlegen müssen, an solche hohe nautische Thaten zu glauben, so wäre es doch jedenfalls Unrecht, die Nachricht blos desswegen zu verwerfen, weil sie nicht zu den hergebrachten Vorstellungen von den Leistungen der alten Seefahrer passt, die, so weit wir uns ein Urtheil zu bilden vermögen, an Matrosengeschicklichkeit nicht hinter den europäischen Seefahrern des XV. und XVI. Jahrhunderts zurückblieben. Die Schwierigkeiten einer Umschiffung Africa's vermindern sich übrigens, wenn sie von Osten unternommen wird, wegen der günstigen Strömungen sehr beträchtlich, und die schlimmste Strecke ist die letzte, vom grünen Vorgebirge bis nach der Meerenge von Gibraltar" [4]).

Möge man über diese Umschiffung Africa's denken wie man wolle, feststeht jedenfalls, dass der Nordrand Africa's seit uralten Zeiten von phönikischen Schiffern besucht wurde. Die Gründung von Colonien daselbst reicht gleichfalls in hohes Alterthum und Carthago, Tyrus' und Sidon's mächtige Tochterstadt, ist eine der jüngsten unter ihnen. Mit dem Emporkommen Carthago's dehnte sich dann das punische Element immer weiter in Africa aus und wir wissen bestimmt, dass die atlantische Küste Westafrica's bis zur Insel Kerne, dem heutigen Argium, mit phönikischen Niederlassungen besetzt war. Es sollen ihrer an 300 Städte gewesen sein, welche bis dreissig Tagereisen unterhalb des Lixos, dem jetzigen Wady l'Akasse, reichten. Auch die canarischen Inseln waren im

[1]) Herodot. lib. IV. cap. 42.

[2]) Lewis. A. a. O. S. 497—515.

[3]) Vivien de St. Martin, *Histoire de la géographie.* S. 30.

[4]) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 18—19.

Besitze der Phöniker, welche hier ergiebigen Thunfischfang und Purpurfärbereien betrieben. Als diese Colonien später den Angriffen der Pharusier und Nigriten unterlagen, entsandte Carthago seinen König Hanno mit 30,000 libyphönikischen Auswanderern, um über den Säulen des Hercules, am atlantischen Gestade neue Pflanzstädte zu gründen und die schon vorhandenen älteren und alternden Colonien durch frisches Blut zu verjüngen. Die Zeit dieser Reise steht nicht fest, doch nimmt man wohl am besten hierfür etwa 480—470 v. Chr. an. Als sich Hanno seines Auftrages entledigt hatte, begann er die Küste weiter zu erforschen. Er ging an der Mündung des Lixos beim heutigen Tanger vorüber und bewegte sich von hier an den Sandufern der Sahara am Cap Bojador vorbei, lief in den heutigen Rio do Ouro ein und liess dort auf der kleinen Insel Kerne etliche Auswanderer zurück. Am westlichen Abfalle des schneebedeckten Atlas lag also die südlichste Colonie der Carthager, am Cap Ger bei Mogador. Vom Rio do Ouro aus unternahm Hanno zuerst eine Fahrt bis zum grossen Flusse Chretes, dem jetzigen Senegal, wo ihn aber wilde, in Thierfelle gekleidete Menschen am Aussteigen hinderten. Eine zweite Reise von Kerne führte ihn über das grüne Vorgebirge noch sechzehn Tagefahrten hinaus. Zweimal erschreckte ihn am Gestade Guinea's das nächtliche Glühen der Gras- und Waldbrände, welches bei den Mandingo zur Klärung des Ackerbaues üblich ist. Ueber einen Berg, der Götterwagen genannt, hinaus erstreckte sich die Entdeckung noch auf drei Tagesfahrten bis zu einem sogenannten Horn oder einem Golf mit einer merkwürdig geformten Insel, wo man eine Affenmutter der Tschimpansi-Art lebendig erbeutete, welche die Seefahrer trotz ihres borstigen Felles für eine eingeborene Frau hielten[1]). Von dieser wichtigen Reise legte Hanno in punischer Sprache, wahrscheinlich als Inschrift im Haupttempel zu Carthago, eine Beschreibung nieder, von der wir noch eine griechische Uebersetzung besitzen. Sie ist unter dem Titel Periplus des Hanno berühmt.

So ist es denn durchaus nicht ganz unglaublich, dass durch punische Guineafahrer die Inseln des grünen Vorgebirges gesehen worden sind; jedenfalls war die Kenntniss von Africa bei den Phönikern und Carthagern jenen der späteren Griechen und Römer überlegen. Da aber fast alle Handelsvölker — es liegt dies in der Natur der Sache — die Bezugsquellen ihres Reichthumes mit quälender Eifersucht von den neidischen Blicken der Nachbarn zu bewahren pflegen, mit andern Worten, um in der Sprache der Gegenwart zu reden, wenigstens ursprünglich arge Monopolisten sind, so ist von den geographischen Errungenschaften der Phöniker und Carthager fast nichts oder nur sehr wenig bis auf uns gekommen. In dieses geschichtliche Dunkel haben dann spätere Zeiten Vieles hineingefabelt, was erst die neuere Forschung zu erkennen vermochte. Ich erwähne hier zum Schlusse nur jener grossen Insel, welche

[1]) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 19—21 und Kotschy, *Der Nil.* S. 3—5.

phönikische [1]) oder punische [2]) Seefahrer im Westen der herakleischen Säulen nach mehrtägiger Reise aufgefunden haben sollen. Ogygia — so wird uns der Inselname überliefert — soll eine der Antillen gewesen sein, ja Mancher will sogar ganz speciell Cuba darin erkennen [3]). In griechischen, offenbar aus phönikischen oder punischen Quellen schöpfenden Schriften [4]) soll nicht blos eine Hinweisung auf America, sondern eine förmliche Beschreibung dieses Continentes enthalten sein. Der mexicanische Golf ist angeblich sehr genau beschrieben, als von einem hochcultivirten Volke bewohnt, welches sich seiner östlichen Herkunft noch sehr wohl entsinne. In Mexico selbst tauche Herakles unter dem Namen Quetzalcohuatl auf und die Inschrift im Grabhügel des Grave-Creek im Ohiothale will man für phönikisch halten. Alle diese Verhältnisse habe übrigens ein im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Carthago gekommener Americaner bestätigt! Was die Zeit dieser Entdeckung anbetrifft, so wird sie in's VIII. Jahrhundert v. Chr., in's Zeitalter der höchsten Blüthe Phönikiens versetzt, könnte aber keinesfalls nach dem IV. Jahrhundert v. Chr. vorgefallen sein. Ethnische Merkmale einer solchen antiken phönikisch-punischen Culturberührung wollen Einige sogar heute noch in americanischen Völkerschaften, z. B. in den Cariben, wahrnehmen [5]), und weisen darauf hin, wie in den Berichten der Conquistadoren [6]) sich noch viele an den orientalischen Ursprung der americanischen Eingeborenen erinnernde Züge auffinden lassen. Ja, selbst Negerstämme der Guineaküste sollen in frühen Epochen nach Yucatan und Honduras gelangt und von da in den Dariengolf eingedrungen sein [7]). In allerjüngster Zeit ward neuerdings die Frage angeregt, ob die Phöniker oder Carthager America gekannt hätten und in bejahendem Sinne zu beantworten versucht [8]). Es bedarf wohl kaum der Versicherung, dass alle diese Meinungen, jedweder historischen Grund-

1) Diodor Sic. V. 10—20.

2) Pseudoaristoteles, *De mirab. auscult.*

3) Jakob Kruger, *America bereits durch die Phönizier entdeckt.* (Prutz, *Deutsches Museum.* 1855. Nr. 17. S. 601—620.)

4) Bei Plutarch, *De facie in orbe lunae.* cap. XXVI. (in *Scripta moralia*, emend. Frid. Dubner. Paris 1841. II. 1151—53).

5) C. F. Neumann, *Ostasien und Westamerica nach chinesischen Quellen aus dem V., VI. und VII. Jahrhundert.* (*Zeitschrift für allgem. Erdkunde.* Berlin 1864. S. 395—430.)

6) Peter Martyr ab Angleria, *De rebus oceanicis et novo orbe Decades.* Colon. 1574. 8°. Dec. II. lib. I.

7) Ph. Valentin, *Ueber eine vorcolumbische Besiedlung des tropischen America durch ostafricanische Stämme.* (*Ausland* 1868. Nr. 25. S. 583—586.)

8) *Anthropol. Archiv.* VII. Bd. S. 123—130, durch den verdienten holländischen Gelehrten Dr. Hartogh Heys van Zouteveen. Mein sehr verehrter Freund Dr. A. von Frantzius hat sich die Mühe genommen, die Unhaltbarkeit der Hartogh'schen Ansichten darzuthun. (A. a. O. VII. Bd. S. 130—133.) Nichts desto weniger kam die ziemlich müssige Frage bei dem im August 1875 zu Nancy tagenden ersten internationalen Americanisten-Congresse nochmals zur eingehenden Erörterung auf Grund eines Memoire's von Paul Gaffarel. Siehe *Congrès international des Américanistes. Compte-rendu de la première Session.* Nancy 1875. 8°. I. Bd. S. 93—130.

lage entbehrend, in keiner Weise von der Ethnologie oder der Sprachforschung begünstigt, lediglich in das Bereich der Fabel zu verweisen sind. Alles in Allem genommen bleiben bei aller kritischen Skepsis die Fahrten der Phöniker bedeutend genug, um solchen märchenhaften Aufputzes nicht zu bedürfen.

Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Carthager.

In Industrie und Kunst galten die Phöniker zu häufig als Erfinder, wo sie nur Verbreiter waren; dabei stand zweifelsohne ihre Gewerbsindustrie in hoher Blüthe. In den meisten Fällen scheinen aber ihnen allgemein zugeschriebene Erfindungen assyrischen und ägyptischen Ursprunges zu sein. Maass, Zahl und Gewicht haben die Babylonier, nicht die Phöniker erfunden, ihre astronomischen Kenntnisse verdanken sie den Chaldäern; die Purpurfärberei [1]) haben sie in Assyrien, die Glasfabrikation [2]) in Aegypten erlernt, von wo sie auch die ersten Anregungen zur Schrift erhielten [3]); diese aber anderen Völkern mitgetheilt zu haben, bleibt ihr unvergessliches Verdienst. In ihren Städten, Dörfern und Flecken spannen sie Wolle, woben und färbten sie Zeuge und fabricirten sie hundert andere Spiel- und Kunstarbeiten. Schmuck aus Silber und Gold, aus Bernstein und Elfenbein, mächtige Bronzevasen in den elegantesten Formen, gravirte und gefasste Edelsteine gingen massenweise aus den phönikischen Fabriken hervor; daneben fanden Gartenbau, Obstbaumzucht, Fischfang, Bergbau und Erzgiesserei eifrige Pflege. Wie alle Handelsvölker gewahrten die Phöniker in der Kunst nur das Nützliche und Angenehme und ihre Inferiorität in künstlerischer Hinsicht ist heute erwiesene Sache. Tausend Jahre indess gingen sie in die Schule der Aegypter; die Symbole und Formen der phönikischen Architektur sind so wie die Tracht und die Grabriten aus dem Nillande importirt und fast klingt es seltsam, allen eigenen Sinn in der Baukunst dem Volke abzusprechen, welches vielleicht am meisten gethan, um die Regeln der Baukunst in Westasien und Griechenland zu verbreiten. Denn gerade in der Baukunst genossen die phönikischen Architekten weitverbreiteten Ruf wegen der Festigkeit und Sicherheit ihrer Bauten; leider ist von denselben fast nichts bis auf unsere Tage erhalten geblieben, um ein Urtheil über

[1]) Ueber die Leinwandmanufakturen und den Purpur der Phöniker siehe Strabo. lib. XVI. Plinius, *Hist. nat.* V. 19. Amati, *De restitutione purpurarum.* Cesena 1784. — Rosa, *Dissertatione delle porpore e delle materie vestiarie presso gli antichi.* 1786. Ueber die Farbe des Purpur siehe Wilh. Jordan, *Einspruch gegen Homer's Blaublindheit.* (*Ausland* 1872. Nr. 15. S. 357—359.

[2]) Plinius, *Hist. nat.* XXXVI. — Hamberger, *Hist. vitri* und Michaelis, *Hist. vitri apud Hebraeos.* (*Comment. Soc Gott.* 1754. T. IV.)

[3]) Siehe Joseph Halévy, *Observations sur l'origine de l'alphabet phénicien* in seinen *Mélanges d'épigraphie et d'archéologie sémitiques.* S. 168—183.

den ästhetischen Geschmack des Volkes zu ermöglichen. Die ungeheuren Felsenhöhlen Phönikiens und Kanaan's können nicht, wie mitunter geschieht [1], als Beispiel dafür herangezogen werden, denn sie weisen entschieden auf die vorphönikische Zeit zurück. Doch haben sie wohl den späteren Bauwerken zum Muster gedient. Gleichwie jene Griechenlands waren auch die künstlerischen Geschicke Syriens in seiner Geologie geschrieben; der Sandstein der syrischen Küste dictirte ganz von selbst den Typus der phönikischen Architektur: den behauenen Felsblock und den Monolith. Der Tempel El-Maabed zu Amrit, das einzige noch bestehende Heiligthum des semitischen Stammes, lässt übrigens keinen Zweifel an dem durchaus ägyptischen Aussehen dieses phönikischen Monumentes. Aegyptische Einflüsse zeigen nicht minder ausgeprägt die Stele von Yehawmelek, Königs von Gebel (aus dem VI. bis IV. Jahrh.), und die in der sidonischen Nekropole zahlreich aufgefundenen Sarkophage. Jener Eschmunazar's, 1855 in der Grotte Mughâret Ablun entdeckt, war sogar fertig aus Aegypten gebracht worden, wo dieses Muster nicht über die XXVI. Dynastie hinaufreicht. Auch in Um-el-Awamid existirt ein altes Bauwerk von ägyptischem Typus [2]. Wahrscheinlich lag weniger Schwung des Gedankens in der phönikischen Baukunst als Luxus und Zurschautragung von Reichthum. Grosse Säulenhallen waren beliebt; Tyrus und Carthago waren gepflastert und das Mosaik, schon bei den Hebräern in Gebrauch, scheint syrischen Ursprungs zu sein. In Wasser-, Cisternen- und Canalbauten leitete man ausgezeichnetes, das trefflichste aber im Schiffsbau.

Gleichwie die materielle Cultur der Phöniker von noch nicht gehörig gewürdigtem Einflusse auf die mit ihr in Berührung kommenden hellenischen Stämme gewesen, lässt sich ein solcher Einfluss in nicht geringerem Maasse auch auf geistigem Gebiete wahrnehmen. So wie die Griechen künstlerische Anregungen von Assyrien und Persien für die Sculptur, von Aegypten für die Baukunst [3] erhielten, liessen sie sich von den Phönikern nicht nur den Gebrauch der Schrift — das griechische Alphabet ist eine unverkennbare Nachahmung der phönikischen Buchstabenschrift — sondern selbst religiöse Ideen zubringen. Was übrigens in dieser letzteren Beziehung die Phöniker dem hellenischen Geiste zuführten, darf auf Originalität kaum einen Anspruch erheben, sondern war ebenfalls ein Erbstück anderer Völkerschaften. Die Religion der Phöniker lässt auf nahe Verwandtschaft mit dem ägyptischen Ideenkreise schliessen; ja es muss in irgend einer Zeit zwischen den Phönikern und Aegyptern ein Austausch religiöser Lehren und Schriften stattgefunden haben;

[1] Z. B. von Herder.

[2] Jules Soury, *La Phénicie.* (*Revue des deux Mondes* vom 15. December 1875. S. 793—805.)

[3] Jules Soury, *L'Asie Mineure* (*Revue des deux Mondes* vom 15. October 1873. S. 914) und R. Lepsius, *Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwicklung.* (*Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin* 1871.)

ein solcher mag um so leichter vor sich gegangen sein, als der hamitische Ideenkreis der Aegypter bei den Phönikern auf verwandte ethnische Elemente traf. Wie anderwärts lag auch in Phönikien die Ausbildung der Wissenschaft und der Literatur in den Händen des Priesterstandes, daher die Phöniker gleich den Aegyptern eine Priesterliteratur besassen. So wenig wir von dieser mehr wissen, darf man doch behaupten, dass mit Ausnahme der Seelenwanderung, welche die Phöniker nicht annahmen, die Uebereinstimmung der phönikischen mit der ägyptischen Glaubenslehre kaum eines Beweises bedarf [1]). Ja in religiöser Hinsicht möchte man Phönikien fast eine Provinz Aegyptens nennen. Der Styl der phönikischen Götterfiguren ist durchaus ägyptisch, und die Osiri-Isi-Mythe fand in Phönikien in Gestalt von Baalath und Adonis den leichtesten Eingang. Ja vielleicht war sogar die zu Aradus verehrte Astarte identisch mit der im memphitischen Phönikerviertel *Anch-ta* verehrten Göttin Bast. Andererseits mag der auch in Phönikien einheimische Cult der Astarte oder Mylitta, hier Asteroth [2]) geheissen, mit vielem Anderen, was die Phöniker mit den Assyrern und Babyloniern gemein haben, auch von Osten her eingewandert sein. Eine specifisch phönikische Religion gab es eben nicht, so wenig wie eine specifisch hebräische oder assyrische; wohl aber besassen die westasiatischen Semiten — im Gegensatze zu den südlichen Semiten Arabiens — einen besonderen Glaubenskreis, und es stellt sich immer mehr heraus, dass der letztere manche seiner mythischen Elemente von einer anderen fremden Race erborgt habe, die keine andere ist als jene, welche wir als protochaldäische, akkadische, in unserem Sinne hamitische, bezeichneten [3]). Nunmehr begreifen wir auch den Glaubensunterschied zwischen den Beni Israel und den levitischen Beduinen, welche den arabischen Semiten angehörten, und erkennen in dem Triumphe des Monotheismus den Sieg des reinen Semitismus des Südens über den ethnisch unreinen Semitismus des Nordens.

Es ist eine Erscheinung, die sich von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart verfolgen lässt, dass das Volk sich weniger an das System der religiösen Anschauungen seiner Priester hält, sondern einzelne Götter heraushebt und ihnen seinen frommen Eifer zuwendet, während die anderen Götter in den Hintergrund treten. Als Beispiel hierfür mag der Madonnen-Cultus der katholischen Völker gelten. Aehnliches geschah in Phönikien. Baal und Astarte, Herakles-Melkarth und Adonis waren die Lieblingsgötter. Im Culte traten wie anderwärts Wollust und Grausamkeit hervor. Asteroth, welche

[1]) Röth, *Geschichte der abendländischen Philosophie.* I. Bd. siehe Abschnitt: Der phönikische Glaubenskreis. S. 243—277.

[2]) Ob mit dieser die nunmehr erwiesene Existenz einer Schlangengöttin bei den alten Phönikern in Zusammenhang zu bringen ist, scheint noch nicht klar. Siehe Joseph Halévy, *Essai sur l'inscription de Marseille* im *Journal Asiatique.* 1870. Sixième série. Tome XV. S. 481—482.

[3]) Jules Soury, *La Phénicie.* A. a. O. S. 807—811.

gewiegte Kenner auch in dem männlichen Moloch erkennen wollen [1]), empfing einerseits Menschenopfer, mit Vorliebe die Erstgeburten [2]), andererseits forderte sie, da stets die geschlechtliche Auffassung der Götter vorherrscht, zur Wollust heraus. Die Keuschheit ward der Gottheit geopfert, Jungfrauen gaben sich vor der Vermählung im Tempel der Astarte oder in dem ihn umgebenden Haine jedem Fremden Preis; der Buhllohn gehörte der Göttin; Frauen traten als Hierodulen zeitweise in ihren Dienst und überliessen sich den Besuchern des Festes; zugleich geberdeten sich Männer als Weiber, nachdem sie beim Feste unter betäubender Musik sich im Tempel vor der Menge entmannt hatten. Die Weiber geberdeten sich in männlicher Tracht als Männer und führten kriegerische Tänze auf [3]). Eine hervorragende Stellung unter diesen Astarten nahm die syrische Askalon [4]) und die Astarte zu Aphaka im Libanon ein. Auch dem Adonis zu Ehren gaben sich die Frauen Preis oder schnitten sich die Haare ab. So unverständlich uns heute eine solche Anbetung des Höchsten auch däucht, sicher haben wir doch kein Recht, die alten Religionen der Menschheit vom Standpuncte unserer raffinirten modernen Moral zu beurtheilen.

In der vorstehenden Schilderung ist keine Sonderung zwischen den Phönikern und ihren Abkömmlingen, den Carthagern, gemacht worden, weil im Allgemeinen die Culturunterschiede zwischen beiden unerheblich sind. Wir haben es mehr mit zwei Staaten, denn mit zwei verschiedenen Völkern zu thun. In Religion und Sitten stimmen Phöniker und Carthager überein; man kann sagen, dass nach Untergang der Phöniker die Carthager deren Rolle im Alterthume übernommen und mit Erfolg fortgeführt haben. Die nordafricanischen Gestade wurden schon frühzeitig von Phönikern besucht und bevölkert [5]). Hier erstand um 814 [6]) das später so mächtige Carthago (*Karthahadascha*, *Karthada* d. i. Neustadt, griechisch *Καρχηδών*); aber längst schon waren die Städte Leptis magna, Oea, Sabraton, Girgis, Tacape und Macomades zur Handelsverbindung durch Karawanen mit dem Innern Africa's angelegt. Durch häufige Ansiedlung von Phönikern sowohl an der Küste als im Innern des Landes (hier besonders in Capsa, Thala, Sufetula, Thebeste, Admedera, Sicca Veneria, dann in Numidien in Cirta und Auzea) und Vermischung mit den hamitischen Ureinwohnern, den Libyern, entstand das Mischvolk der Libyphöniker, jedoch mit vorherrschend phönikischer, also semitischer Sprache, welchem auch die Carthager angehörten. Nordafrica war bedeckt mit phönikischen Colonien von der grossen Syrte bis zur Insel Kerne, dem heutigen Argium. Von hier aus eröffneten

[1]) Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 70.
[2]) Tylor, *Die Anfänge der Cultur.* II. S. 400.
[3]) Das Material über die Astarte findet man gesammelt bei Movers, *Phönizier.* I. S. 601 ff.
[4]) Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 44.
[5]) Mela Pomp. I. 67. Josephus Ant. VIII. 13, 2.
[6]) Nach Ferd. Hitzig im Jahre 888.

sie den Handel mit dem Sudân. Am atlantischen Gestade, im heutigen Marokko hatten die Tyrer eine Reihe von Städten gegründet, welche bis dreissig Tagereisen unterhalb des Lixus, dem heutigen Wady l'Akasse, reichten. Auch die canarischen Inseln waren im Besitze der Phöniker, welche hier ergiebigen Thunfischfang und Purpurfärbereien betrieben. Mit dem libyschen Elemente scheinen sich die Carthager ziemlich gut vertragen zu haben; bald hatten sie sich sowohl die wichtigsten stammverwandten Niederlassungen in Africa als auch die umwohnenden einheimischen Völkerschaften unterworfen. Zur Zeit als Carthago seine denkwürdigen Kämpfe mit Rom begann, scheint das libyphönikische Volk eine Culturhöhe erreicht zu haben, welche jene des gegnerischen Roms bei Weitem übertraf. In den Wissenschaften, vorzüglich den mathematischen, dann in Mechanik, Wasserbauten, Schiffsbau, in der rationellen Landwirthschaft, worüber sie eigene Bücher besassen, standen die Carthager oben an. Im socialen Leben herrschte ein Luxus wie damals an keinem anderen Puncte der Erde. Auch ihr Sinn für die Kunst und das Schöne war rege; griechische Trauerspiele wurden in's Punische übersetzt und aufgeführt; über die Leistungen ihrer eigenen Literatur müssen wir freilich tiefes Schweigen bewahren, da nichts davon auf uns gekommen ist.

Auch in der Staatsverfassung scheinen sich die Carthager von den Phönikern nicht wesentlich unterschieden zu haben. Unsere Kenntnisse über dieselben sind übrigens derart unvollständig, dass sich kaum etwas Positives darüber sagen lässt. Nur dass keine Würde erblich war, steht fest. An der Spitze des Staates standen zwei Suffeten [1]), welche die executive Gewalt in Händen hatten; die berathende Gewalt war beim Senate, die gesetzgebende angeblich beim Volke. Bald aber war alle Gewalt in die Hände einer immer mächtiger anschwellenden Geldaristokratie übergegangen, welche, so gut es gehen wollte, Staat und Volk für ihre Zwecke ausbeutete. Ob die beiden Suffeten mit königlichen oder nur mit consularischen Machtbefugnissen ausgestattet waren, lässt sich gewissenhafterweise heute nicht mehr entscheiden.

Der wichtigste Unterschied zwischen beiden Völkern mag darin bestanden haben, dass Carthago eine erobernde Macht war, Phönikien nicht. Während also bei Letzteren das Kriegswesen in nur geringem Ansehen stand, genoss es in dem carthagischen Staate eine sorgfältige Pflege. Vor den punischen Heeren zitterte das mächtige Rom. Möglich, dass die libyschen Elemente von ihrem kriegerischen Sinne der carthagischen Bevölkerung mitgetheilt hatten. Indess waren doch auch einzelne Colonien der Phöniker, wie beispielsweise Cypern, durch Eroberung, einzelne der Carthager durch friedliche Besitznahme gewonnen worden. Sardinien ward so von den Libyphönikern bevölkert, noch in den späteren römischen Zeiten besass es eine

[1]) Noch in der Gegenwart heissen die Aeltesten der Turkomanenstämme mitunter *Suffid.* (*Ausland* 1843. S. 929.) *Suffid*, woher auch die punischen Suffeten, ist ein altarabisches Wort, das Richter bedeutet.

ganz phönikische Bevölkerung, und Denkmäler in phönikischer Sprache haben sich noch in neueren Zeiten auf der Insel erhalten [1]). Die phönikische Sprache ist mit der hebräischen fast identisch, nur kommen darin mehr altkanaanitische Wörter vor und zeigt sich auch eine Hinneigung zu aramäischen Wendungen. Das Punische unterschied sich vom Phönikischen blos durch die Neigung zur dunkleren Aussprache der Vocale; im Uebrigen war das Phönikische nebst dem Griechischen und Lateinischen die verbreitetste Sprache des Alterthumes, welche erst spät, im Orient nach Alexander durch das Griechische, in Nordafrica, wo sie die Sprache des numidischen Hofes und der Gebildeten war, durch die Vandalen und Araber verdrängt ward und in Phönikien so wie auf Cypern erst im III. Jahrhundert n. Chr. erlosch.

[1]) H. v. Maltzan, *Reise auf der Insel Sardinien.* Leipzig 1869. 8°. theilt ausserordentlich Werthvolles über Sardinien's phönikische Alterthümer mit.

Die alten Hellenen.

Das Ariertlhum in Hellas.

Das Leben zweier Völker nur ist es, welches wir mit dem Begriffe des classischen Alterthums umspannen, und eine beschränkte Ansicht versteht sogar unter dem Alterthume im Allgemeinen, wenn dasselbe der neueren Zeit entgegensetzt werden soll, immer nur ausschliesslich die hellenische und römische Welt [1]). Ehe ich an die Schilderung der Culturentwicklung zunächst im alten Hellas herantrete, mögen die nachstehenden Bemerkungen gestattet sein.

Die Geschichte der Hellenen [2]) führt uns zum ersten Male auf europäischen Boden, was jedoch nur von geographischem Interesse, nicht von culturgeschichtlichem Belange ist. Im südöstlichsten Winkel Europa's als buchtenreiches Land in das Mittelmeer hinausragend, ist Hellas gleichsam die offene Hand, welche Europa dem benachbarten Asien entgegenhält, von dem ihm in grauen Vorzeiten, wie die Wanderung unserer Culturgewächse und Hausthiere von Osten her beweist [3]), eine stattliche Reihe von Culturbedingungen zugekommen sein müssen. Denn gleichwie unser Welttheil selbst geographisch von Asien nicht zu trennen ist, waren seine Geschicke auch mit diesem stets innig verflochten.

Der erste Schimmer, welcher auf das urgeschichtliche Dunkel der Hämus-Länder und Griechenlands fällt, zeigt sie uns im Besitze zweier, höchst wahrscheinlich arischen oder indogermanischen Völkerstämme, des thrakischen und des illyrischen, von welch letzterem nur noch die Skipetaren im alten Epirus oder Albanesen sich bis zur Gegenwart erhielten. Die alten Pelasger aber, die man als Stammväter der gräco-italischen Völkerschaften mit den Illyrern im weiteren Sinne identificiren wollte, existirten wohl nie anders als in

[1]) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 7.

[2]) Als Führer durch die griechische Geschichte verdient vor Allen Ernst Curtius's *Griechische Geschichte*. Berlin 1857—1867. 8⁰. 3 Bde. empfohlen zu werden. Die nüchterne Objectivität des deutschen Forschers ist der durchaus demokratisch gefärbten Darstellung eines George Grote (*History of Greece*. London 1846—1856. 12 Bde.) oder eines Aristokraten wie Mitford weitaus vorzuziehen. Vgl. über beide Bagehot, *Phys. and Pol.* S. 167—169.

[3]) Man lese darüber nach das treffliche Werk von Victor Hehn, *Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Italien. Historisch-linguistische Skizzen*. Berlin 1870. 8⁰. und 2. Aufl. Berlin 1874. 8⁰.

der Phantasie nunmehr überwundener Geschichtsschreiber [1]). Dagegen steht fest, dass die indogermanischen Stämme bei ihrem Erscheinen im südlichen und westlichen Europa überall auf eine Urbevölkerung verschiedener Race stiessen, die sie unterwarfen und allmählig absorbirten. In welchem Maasse? Dies lässt sich leider nicht mehr ermessen. Sicher ist aber, dass diese Mischung stattfand eben so wohl bei den Kelten und Germanen, als bei den Griechen und Römern. Alle diese Namen bezeichnen Mischlingsvölker; der reine Aryâ ist in Europa eine Mythe.

Dennoch dürfen wir eben bei Erörterung der hellenischen Gesittung darauf hinweisen, wie wir es hier seit lange wieder mit einem arischen, und zwar zum ersten Male mit einem westarischen Volke zu thun haben. Die Gruppe der Ostaryâs lernten wir in den Hindu, Baktrern, Persern und Medern kennen. Westwärts vom erânischen Hochlande fanden wir nur hamitische und semitische Völker. Die Stammverhältnisse der Kleinasiaten sind noch unerkundet, doch sind sie, wenn auch etwa Kaukasier [2]), jedenfalls viel unter semitischem Einflusse gestanden. Eigenthümlich ist nun, wie die arischen Hellenen von nichtarischen Völkern ihren Culturschatz empfingen, ihn aber in völlig verschiedener Weise verwertheten. Die Richtung der hellenischen Cultur ist indess massgebend geblieben für alle späteren Gesittungsepochen, und man versucht desshalb die Griechen als die Lehrmeister der nachkommenden Geschlechter, als die Begründer der europäischen Gesittung darzustellen, ihnen das Verdienst zuzuschreiben, für die Entwicklung der Menschheit mehr geleistet zu haben, denn irgend ein anderes Volk. Ja, man geht so weit übertreibend zu behaupten, ohne sie würden wir uns heute noch vielfach in einem Zustande der Barbarei befinden, von dem man sich nicht einmal ein vollständiges Bild zu entwerfen vermag. Man vergisst dabei, dass seit dem Hellenenthume der Gang der Civilisation mit seltener Vorliebe durch die Hallen der westarischen Völker geschritten, und zwar desshalb schreiten musste, weil diese — freilich eine Folge zwingender Umstände — die zur Culturentfaltung günstigsten Sitze eingenommen hatten. Europa übertrifft an culturbegünstigenden, natürlichen Bedingungen Asien eben so sehr, als der alte Continent in seiner Gesammtheit darin dem neuen überlegen ist. Europa ward nun der Sitz arischer Völker, alle Dank ihren gemeinsamen Racenanlagen zu Trägern der Gesittung befähigt. Welches

1) *Revue d'Anthropologie.* III. Vol. S. 716.

2) Prof. Friedr. Müller, der gelehrte Wiener Linguist, glaubt, wie ich einer mündlichen Mittheilung verdanke, dass einstens das heute so beschränkte Gebiet der Kaukasier im Alterthume sich viel weiter nach Süden und Westen ausgedehnt habe. Dagegen bemüht sich Dr. Fligier in einer kleinen Schrift: *Beiträge zur Ethnographie Kleinasiens und der Balkanhalbinsel. Eine ethnographische Studie.* Breslau 1875. 8°. den Nachweis zu führen, dass die wichtigsten Völker Kleinasiens, die Phryger, die Lyder (welche Rénan für Semiten hält), die Karer, die Lykier indogermanischen Stammes waren. Letztere, die Lykier, hält er zugleich für die Ureinwohner von Hellas. Als Beitrag zur neuesten Literatur über die Lykier nenne ich: Savelsberg, *Beiträge zur Entzifferung der lykischen Sprachdenkmäler.* Bonn 1874. I. Theil, doch ist mir leider dieses Werk noch nicht zu Gesicht gekommen.

Volk früher denn ein anderes den Anstoss zu höheren Culturregungen empfängt, wird nicht durch seine Spontaneität, sondern durch fremde unabhängige Umstände bestimmt. Ihm bleibt dann in der Benützung und Entwicklung dieser Regungen noch ein genugsam weites Feld für die Entfaltung seiner eigenthümlichen Racen- und Stammesbegabung. So war denn Hellas das erste Stück europäischer Erde, welches von den Fäden des sich von selbst und naturgemäss erweiternden Verkehrsnetzes umsponnen und mit den Culturmitteln des altersgrauen Orients vertraut wurde. Was die Griechen von dorther bezogen, — und es war viel, wenn nicht alles — sie haben es ausgebildet, verarbeitet in arischem Geiste. Man übersehe nicht, dass später, doch immer noch völlig unabhängig davon die gleichfalls arischen Gesittungsanfänge an der Tiber eine verwandte Richtung einschlugen. Speculationen über das, was hätte sein können, gehören in der Regel zu den müssigen Dingen, am meisten in culturgeschichtlichen Erörterungen, verschweigen lässt sich aber nicht, wie gegenwärtig kein Zweifel bestehen kann, dass die hellenischen Errungenschaften der Menschheit nur darum so sehr zu Gute kamen, weil sie auf arische Völker übergehen konnten. Nachdem Griechenland seinen einstmaligen Lehrmeister, den Orient, weit überflügelt, hat doch der hellenische Geist trotz der vielfachen Beziehungen zwischen Beiden, dort niemals dauernden Eingang und wahres Verständniss gefunden. Er stiess eben auf Völker anderer Race und damit anderer Begabung. Was geschehen ist, geschah eben, weil es geschehen musste.

Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen.

Schon frühzeitig traten die Hellenen in bestimmte Stämme gesondert[1]) auf, von denen die Dorer und Aeoler wohl die ältesten, die Jonier die jüngsten waren. In dem ältesten, den Hellenen gemeinsamen Idiome, hatten sich die verschiedenen, später in den einzelnen Dialecten zum Durchbruche gelangenden Elemente noch nicht festgesetzt. Nachwirkungen aus dieser Periode sind noch in der Sprache des ältesten hellenischen Sängers, Homers, wahrnehmbar[2]). Diese Periode bis zu den sogenannten dorischen Wanderungen ist unzweifelhaft jene, in der die Griechen sich in der Schule fremder Völker befanden. Eine genauere Zeitbestimmung dieser Epoche ist indess unmöglich, denn die chronologisch sichere Geschichte Griechenlands beginnt erst nach dem Tode des Themistokles[3]). Bis dahin ist Alles mehr oder minder Vermuthung, Tradition, Mythe, welcher keine gleichzeitigen Documente, keine dauerhaften Denkmäler oder dergl. zur Seite stehen. Desshalb lässt sich auch

[1]) Bagehot, *Physics and politics.* S. 84, gedenkt der Verschiedenheit der hellenischen Stämme.

[2]) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. 202.

[3]) George W. Cox. A., *History of Greece.* London 1874. 8°.

die Frage nicht zum Austrage bringen, ob die europäischen oder die kleinasiatischen Griechen die älteren seien. Die Berichte über die Gründung der hellenischen Colonien sind einfache Legende, ruhen auf keinen historischen Zeugnissen, und die Unzuverlässigkeit der Ueberlieferung lässt sich hier sogar bestimmt nachweisen [1]). Wenn der Beginn der ersten Olympiade auf das Jahr 776 v. Chr. angesetzt wird, so besitzen wir keinen Grund, diese Jahreszahl zu verwerfen, aber auch durchaus keine Bürgschaft für deren Richtigkeit.

Obwohl nun die Ansicht, wonach eine Reconstruction der Geschichte bis in die Mythenzeit hinauf eine ebenso nutzlose Beschäftigung sei, als Wasser in ein Sieb zu füllen [2]), nicht ganz ungegründet ist, so lassen sich doch andererseits aus den Mythen und Ueberlieferungen, wie sie meist in den Volksepen zum Ausdrucke gelangen, Schlüsse auf allgemeine vorgeschichtliche Zustände ziehen. In Hinsicht auf die alten Hellenen kommen wir dann zur Ueberzeugung, dass sie nicht nur ihre materielle Cultur, die jeder weiteren geistigen Entwicklung zur Grundlage dient, sondern auch in Beziehung auf diese geistige Cultur selbst reichlich aus fremden Quellen geschöpft haben. Gleichwie unter allen Völkern die Chinesen am meisten sich selbst, am wenigsten fremden Anregungen verdanken, darf man umgekehrt von den Griechen sagen, dass sie am wenigsten sich selbst, für das Meiste fremden Belehrungen verpflichtet sind. Aegypten scheint in sehr vielen Fällen die Heimat der griechischen Cultur gewesen zu sein, die indess den Hellenen erst durch phönikische Uebermittlung zukam. Es bedarf hierzu der Annahme nicht, die Phöniker seien identisch mit den alten Pelasgern. Die damalige wirkliche Machtstellung der Phöniker als absolute und fast einzige Beherrscher des Mittelmeeres reicht zu jeder Erklärung vollständig aus. Wir wissen, dass in altersgrauen Epochen schon seit dem XIV. Jahrhunderte Tyrus, etwas später Sidon sowohl wegen der Purpurmuschelbänke *(Purpura patula L.)* Euböa's, Böotiens und des Peloponnes zu Megara, Epidaurus, Hermione als des herrlichen Holzes zum Schiffsbau, der Rinde der Kermeseiche *(Quercus coccifera L.*, eines trefflichen Gerbemittels), des Kupfers, des Silbererzes und Eisens halber an vielen Stellen der griechischen Küste Stationsplätze besassen. Fast alle Inseln des ägäischen Meeres waren in den Händen der Phöniker und der Weg, den die phönikischen Seefahrer einschlugen, ist genau derselbe, den wir Kadmos in den Mythen zurücklegen sehen. Zunächst wurden Cypern und Kreta besetzt, dann bildete Rhodos die erste phönikische Ansiedlung, wie die merkwürdigen Gräber der alten Nekropole von Kamiros beweisen. Auf

[1]) Denn wenn, wie die Verhältnisse der Schifffahrt im Alterthume es mit sich brachten, ein von Athen, Argos, Corinth oder sonst einem peloponnesischen Hafen auslaufendes Schiff mühsam Corcyra gewann und dann die See auf der kürzesten Linie nach dem Japygischen oder Sallentinischen Cap durchquerte, so ist wohl anzunehmen, dass, Brentesion (Brundusium) ausgenommen, alle süditalischen Colonien früher entstanden als jene auf Sicilien. Die griechische Legende berichtet aber das Gegentheil. Cox., *Hist. of Greece*. Vol. I. S. 151.

[2]) A. a. O. S. 40.

Thera, dem heutigen Santorin, trafen sie eine schon in manchen Künsten erfahrene ältere Bevölkerung und wahrscheinlich auch auf Melos. Noch wichtiger war die Niederlassung auf Kythera, wo das erste Heiligthum der phönikischen Astarte auf den Küsten Griechenlands erbaut und von wo aus der Cultus dieser Gottheit über das ganze Land verbreitet wurde. Auch Cerigotto, das alte Aegilia, dann Syros, Keos und Anaphe waren Niederlassungen der Phöniker, welche die Murex-Fischereien von Nisyros, Kos, Gyaros und der peloponnesischen Küste, sowie die Bergwerke von Siphnos zuerst ausbeuteten und in Kos und Armogos, gleichwie in Thera, die Fabrication von bunten Geweben und Stickereien einführten. Die häufigsten Spuren vom Aufenthalte der Phöniker auf den südlichen Kykladen sind rohgearbeitete kleine Figuren, welche die Venus Ascherah nackend, die Arme auf dem Busen gekreuzt, darstellen [1].

Während phönikische Wimpel also längst schon auf allen Theilen des Mittelmeeres flatterten, staken die hellenischen Stämme — denn ein hellenisches Volk kennt die Geschichte nicht — noch in tiefster Barbarei nomadisirenden Hirtenlebens, welchem sie zunächst der Ackerbau entriss. Die meisten Spuren der Einführung des Ackerbaues in Griechenland deuten aber auf Aegypten hin. Der ursprüngliche, älteste griechische Pflug war, wie bekannt, der ägyptische, ein von Natur krummes Holz, wo Deichsel, Krummholz und Schaarbaum in einem Stücke zusammenhingen; erst viel später benützten die Griechen einen vom Schmiede angefertigten künstlichen Pflug. Wann das Schmiedeisen in Gebrauch kam, ist nicht festzustellen, vielleicht schon zur Zeit der homerischen Kampfspiele; früher ward aber gewiss schon auf der Erde umherliegendes Meteoreisen verwendet [2], obwohl sich Homers trojanische Helden durchwegs der Bronzewaffen bedienen. Das zum Pflügen gebrauchte, mit dem Nacken an die Deichsel gebundene Zugvieh waren Ochsen und Maulesel. Die Egge blieb in Hellas stets unbekannt. Das Dreschen geschah wie in Aegypten durch Austreten von Thieren. Die Getreidekörner wurden Anfangs, gleichwie bei anderen Völkern, roh genossen; vorzugsweise baute man Gerste, später auch Weizen und noch später vereinzelt Roggen. Von der Rohheit der Zustände zeugt ferner, dass das Salz zu Homers Zeiten noch wenig und nur als Seesalz bekannt war [3].

Seinen Terrainverhältnissen nach eignete sich Griechenland theilweise als Gebirgsland besser zur Viehzucht als zum Getreidebau. In mannigfacher Beziehung mahnt es in seiner Entwicklung und sonst an die schweizerischen Verhältnisse. Der Flächeninhalt des heutigen Königreichs ist zwar etwas geringer als das im Alterthume von den

[1]) Lenormant, *Die Anfänge der Cultur*. II. Bd. S. 240—266.

[2]) H. v. Haidinger, *Das Eisen bei den homerischen Kampfspielen*. (*Mittheilungen der anthropol. Gesellschaft zu Wien*. I. Bd. S. 63—69.)

[3]) Victor Hehn, *Das Salz. Eine culturhistorische Studie*. Berlin 1873. 8°. S. 25—26.

Hellenen bewohnte Gebiet [1]), umfasst aber doch den gesammten Schauplatz althellenischer Geschichte und Cultur. Man darf diese auch räumlich nahezu gleichgrossen Erdstriche [2]) sehr wohl mit einander in Parallele stellen. In grossen Zügen können wir in Griechenland ein gemildertes Bild der Schweiz erblicken. Die Verschiedenheit der Breitengrade und das dadurch veränderte Klima sind natürlich von hoher Bedeutung und ermöglichten beispielsweise den Wein- und Olivenbau; doch trägt gleich wie das schweizerische Alpenland die Halbinsel in den meisten Gegenden einen steinigen, etwas rauhen Charakter, und für die südliche Lage ist das Klima etwas kühl und veränderlich. So wie jeder Schweizer Canton seine typischen Eigenthümlichkeiten aufweist, die sich die ganze Geschichte durchziehen, so haben auch die griechischen Stämme niemals ein Ganzes gebildet. Einen Nationalcharakter haben die Griechen niemals gehabt. Schuld hieran trugen eben die verschiedenen klimatischen Einflüsse. Das etwas spottsüchtige Volk Attika's lebte in reiner, milder Luft, und je reiner und dünner die Luft, desto feiner die Köpfe [3]); die Bewohner Böotiens, bei einer ihren Feldern und Weiden nützlichen Witterung hauptsächlich dem Ackerbaue ergeben, waren gutmüthige, ehrliche, anspruchslose Leute, die öfters von ihren attischen Nachbarn zum Besten gehalten wurden. Lakoniens bergiger Charakter und abwechselnde Klimate, denen sich auszusetzen das Gesetz der Spartaner befahl, gab seinen Einwohnern jenen berühmten starren Sinn und eisernen Körperbau.

Aber nicht nur der Ackerbau stammte aus Aegypten, auch die Cultur der Weinrebe und des Oelbaumes kam daher; desgleichen Rettig und Apfel. Mit der Kunst des Webens scheinen ferner die Griechen den Samen des Flachses aus Aegypten empfangen zu haben [4]). Auch in höheren Dingen liessen sie sich von den Fremden unterrichten; der Mauerbau kam ihnen durch die Phöniker zu. Die Cultur der Phöniker und Babylonier scheint nebst jener der Aegypter überhaupt die Grundlage gewesen zu sein, worauf sich die hellenische Gesittung aufbauen sollte. Dies ist in vielen Dingen nachweisbar. Bekanntlich entlehnten die Griechen die Zwölftheilung des Tages von den Babyloniern. Nichts liegt so offen zu Tage wie der morgenländische Ursprung des griechischen Gewichtssystems und das griechische Alphabet führt auf das phönikische zurück.

Von noch grösserer Wichtigkeit ist die Erkenntniss, dass selbst die religiösen Glaubenslehren der Hellenen von fremden Ideen tief beeinflusst wurden und die griechische Philosophie hat sich aus einem Vorstellungskreise entwickelt, der zum grössten Theile geradezu aus

[1]) Diesem ist auch das heute unter türkischer Herrschaft stehende Thessalien beizurechnen. Epirus hingegen ist wohl niemals von eigentlichen Hellenen bewohnt gewesen.

[2]) Schweiz: 752,192 deutsche Quadratmeilen. (Behm's *Geogr. Jahrb.* III. Bd. S. 31.) — Griechenland mit Einschluss der Kykladen: 862,94 deutsche Quadratmeilen. (Behm. A. a. O. II. Bd. S. 45.)

[3]) Cicero, *De nat. deorum.* 1. 2. c. 6.

[4]) Paul Oemler. A. a. O. S. 30–42, 48.

der ägyptischen Glaubenslehre herübergenommen ist [1]). Wahrscheinlich sind die griechischen Vorstellungen von den elysäischen Feldern und den Inseln der Seligen, so wie von den Tantalusqualen nach ägyptischen Erzählungen ausgebildet. Der hellenische Adonis ist durchaus keine andere Gottheit, als der asiatische Baal. Aus hamitischen und zunächst phönikischen Einflüssen ist die theogonische Sage der Abkunft des Zeus von Kronos und Uranos entsprungen; der griechische Herakles, die dem syrischen Melkarth assimilirte Gottheit, stammt aus Assyrien und in Beziehungen zu diesem stand der Palemon- oder Melikertes-Cult zu Corinth. Die Göttin des Liebeslebens endlich selbst, Aphrodite Urania, d. h. die phönikische Astarte, deren Cultus auch in Attika sehr alt war, gibt in ihren Beinamen „die Kyprierin“ und „die von Kythere“ zunächst ihren phönikischen Ursprung deutlich zu erkennen [2]); und in hamitischen Culturformen darf man wohl auch den Ursprung des „griechischen Lasters“ sehen.

Diese Einwirkungen erstrecken sich ferner auf das Gebiet der Sprache und der Sage; es ist im Griechischen die Existenz einer gewissen Anzahl von Wörtern nachgewiesen, welche offenbar aus den semitischen Sprachen hervorgegangen; es sind zunächst diejenigen, welche die Metalle bezeichnen, die die Phöniker auf den Inseln oder dem griechischen Festlande aufsuchten, desgleichen die für die Bergwerksarbeiten, die sie daselbst ausführten und für einige Pflanzen, die sie dort fanden; manche Thiernamen, Bezeichnungen für Werkzeuge, für Maasse und Gewichte und verschiedene Gegenstände, mit deren Gebrauch die phönikischen Seefahrer die noch uncultivirten Bewohner der griechischen Länder vertraut machten; endlich die Namen einiger musikalischer Instrumente und verschiedene sich auf Handel und Schifffahrt beziehende Wörter [3]). Was die Sage anbelangt, so ist der Mythos von dem tragischen Verhältnisse des Oedipus und der Jokaste phönikischen Ursprungs, überraschender aber jedenfalls der Nachweis, dass selbst das nationale Heldenepos der Hellenen, die Ilias, wenigstens zum Theile fremde Elemente

1) Den Beweis hiefür erbrachte Röth: *Geschichte unserer abendländischen Philosophie*. S. 278—346. Was die einzelnen Götterfiguren betrifft, so ist Dr. Wilh. Heinrich Roscher (*Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer*. I. Apollon und Mars. Leipzig 1873. 8⁰.) bemüht, thrakische Einflüsse nachzuweisen. Der Kriegsgott Ares war ein thrakischer Gott, „den die Hellenen eben so wie den Cultus der Musen, des Dionysos, die Mythen vom Orpheus, Tamyras und den Aloiden von dem in Pierien am Olympos, am Helikon, in Attika, Euböa und Naxos sesshaften Stamme entlehnten, der, wie aus mehreren Thatsachen erhellt, mit den Bewohnern des eigentlichen Thrakiens verwandt war“. A. a. O. S. 9—10.

2) Prof. Dr. H. Gelzer schreibt mir ddo. Heidelberg, 18. Juli 1875 über den Einfluss des Orients auf die griechische Cultur: „Ich habe seit Jahren diese Einwirkungen des Semitismus auf den Hellenismus zu meinem Specialstudium gemacht und kann nur sagen, dass ich in den Hauptfragen durchaus mit Ihnen einig gehe E. Curtius hat soeben in den Preussischen Jahrbüchern einen kleinen Aufsatz erscheinen lassen, *Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpuncte*, worin er nach meiner Ansicht den überzeugenden Nachweis führt, dass nicht allein Aphrodite, sondern gerade so auch Artemis, Hera, Athena verschiedene Gestalten der einen asiatischen Naturgöttin sind und aus dem Orient stammen.“

3) Lenormant. A. a. O. S. 300—302.

einschliesst. Diese nennt K. Müllenhoff, dem wir diesen Nachweis verdanken, semitische, weil ihm die Phöniker nach ihrer Sprache als Semiten gelten. In der uns beschäftigenden Frage thut diese Verschiedenheit der Auffassung nichts zur Sache, da es sich blos darum handelt, zu zeigen, wie die Griechen ihre Cultur aus fremden Quellen schöpften. Neben der griechischen Troassage gibt es nämlich auch eine zweite, welche Müllenhoff eben die semitische nennt. „Löst man die Sage, wie man muss, aus dem Sagen- und Mythensystem der Griechen los und betrachtet beide Ueberlieferungen, die ursprünglich semitische und die griechisch-epische neben einander, so kann man beide nur auf dieselbe Thatsache beziehen, deren Ruhm zwei Völker in Anspruch nahmen, aber die Frage, auf welcher Seite das grössere Anrecht, nur zu Gunsten der Semiten entscheiden. Den Griechen gingen die Semiten in der Herrschaft an der troischen Küste wie auf den Inseln des Aegäischen Meeres vorauf, und jene fanden die Stadt bei ihrer Ankunft bereits zerstört. Wo bleibt hier noch ein Zweifel [1])?"

Und so wie für die Religions- und Sagengeschichte sind auch für jene der Kunst wichtige Proben einer Uebergangsperiode vorhanden, in welcher sich aus dem Orientalischen das Hellenische allmählig herausgestaltet hat [2]). Die ältesten Gräber von Kamiros auf Rhodos enthielten rein phönikische Gegenstände, jüngere aber Gegenstände, die zwar nach asiatischem Muster angefertigt sind, aber doch schon deutliche Spuren von griechischem Geschmacke zeigen. Von den Kykladen kennen wir Gefässe, deren Alter das aller anderen vom griechischen Boden gelieferten Denkmäler, wenige ausgenommen, übertrifft, und die nachweisbar durch den Seehandel aus Thera und Melos nach Athen eingeführt wurden. Diese Töpferwaaren zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Art der Verzierung aus und stellen fast immer Thiere dar, von denen manche der orientalischen Fauna angehören und niemals in Griechenland vorkamen [3]). Bei den alten Monumenten von Mykene stehen wir einem Style gegenüber, der nach Julius Brauns Forschungen dem babylonischen Culturkreise eigen ist. Am Schatzhause des Atreus bemerken wir den assyrischen Säulenfuss und der Thürrahmen hat Aehnlichkeit mit jenen an den Königsgräbern zu Persepolis. Niemand wird die fremdländische Art dieser Architektur der Heroenzeit verkennen. Die Säule an dem berühmten Löwenthore zu Mykene zeigt deutliche Anlehnung an die lykische Architektur. Der Sculpturstyl der Löwenleiber selbst ist der Styl des ganzen inneren Asiens. Ganz besonders an Assyrien erinnert der Löwenschweif. Auch an anderen Ruinen dieser Epoche, so namentlich an der Burgmauer von Buphages, Phigalia, Samos, Tirynth u. a., dann am Berge Ocha und auf Euböa ist der frühere Einfluss des Orients auf die griechische Architektur nachgewiesen. An Relieffiguren, welche als Metopen

1) Karl Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde*. Berlin 1870. 8°. I. Bd. S. 19.
2) Curtius, *Archäologische Zeitung*. 1869. S. 110. 1870. S. 10.
3) Lenormant. A. a. O. S. 243—254.

am Tempel zu Selinunt gewesen, hat man einen entschiedenen assyrischen Einfluss erkannt; ein Relief auf Samothrake weist auf ägyptischen, ein erst in neuester Zeit zu Sparta gefundenes, unverkennbar auf asiatischen Einfluss hin. Es besteht kaum mehr ein Zweifel darüber, dass Lykien das vermittelnde Bindeglied zwischen der asiatischen und der hellenischen Kunst war, wie denn auch lykische Baumeister die ersten Herrenhäuser und Burgen Griechenlands erbauten, von denen noch Mykene, Tirynth, Argos u. s. w. Zeugniss geben.

Wenn wir alle die aufgezählten Momente, womit indess die fremden Einwirkungen auf die älteste Cultur der Griechen noch bei weitem nicht erschöpft sind, uns vor Augen halten, so werden wir die so oft aufgestellte Behauptung verwerfen, dass Griechenland den Weg zu allem menschlichen Wissen und Können von irgend einer Bedeutung gewiesen habe und zugleich verstehen, dass andere Menschenracen in geistiger Cultur nicht nur vorangegangen, sondern auch Alles, was wir noch in der Philosophie des Geistes geleistet, erreicht und vielleicht übertroffen haben [1]). Der Satz, dass es unter den modernen Wissenschaften auch nicht eine gebe, die nicht ihren Ursprung und einen grossen Theil ihrer Ausbildung dem griechischen Genius verdanke, ist mit Leichtigkeit, wenigstens was den Ursprung anbelangt, durch den Nachweis zu entkräften, dass ohne alle Ausnahme jeder, je in Griechenland gepflegte Wissenszweig sich auf ältere, nichthellenische Quellen zurückführen lässt.

Ging die Anhäufung des hellenischen Culturvorrathes hauptsächlich in dem sogenannten heroischen Zeitalter vor sich, so wird sich später erweisen, dass auch in uns weit näher gerückten, durchaus historischen Epochen die Griechen weder in Kunst noch in Wissen, fremder Anregung entbehren konnten. Halten wir indess fest daran, dass die Art und Weise, wie sie dieselbe auszubeuten, geistig zu verarbeiten, auszubilden verstanden, eine von den übrigen Völkern abweichende, originelle war, in welcher das höchste ihrer Verdienste liegt [2]). Man würde sich übrigens einer grossen Täuschung

[1]) Draper. A. a. O. S. 60.

[2]) Da die hier vorgetragene Ansicht für die ganze Auffassung der hellenischen Cultur massgebend ist und diese meine Auffassung desshalb mannigfach getadelt wurde, so freut es mich lebhaft, mich in völliger Uebereinstimmung mit einem so gewiegten Kenner des Alterthums wie Prof. Otto Keller in Graz zu wissen. Derselbe schreibt nämlich wörtlich: „Jeder weiss, dass auch unsere grössten und originellsten poetischen Genies, ein Shakespeare, Goethe, Sophokles und Homer, die Stoffe ihrer vollendetsten Dichtungen nicht erfunden haben: gerade so wenig braucht auch das dichterisch höchst begabte Volk der Griechen blos hellenische Originalgedanken und -Anschauungen in seiner Mythologie und sonstigen Volksdichtung verwendet zu haben: obgleich es leider immer noch wenigstens unter meinen specifischen Fachcollegen Gelehrte gibt, welche solchen exclusiven Theorien huldigen, und es als eine Art Ehrensache der Philologie ansehen, dass bewiesen werde: das griechische Volk habe Alles selbst erfunden und nichts oder doch möglichst wenig dem Orient abgeborgt. Allein bei unbefangener und hinreichend weit angelegter Untersuchung ergibt sich im Gegentheil als unumstössliches Resultat, dass der Hellenismus, seinem universellen Charakter entsprechend, aus allen Weltgegenden die Stoffe seiner Phantasie entlehnte, dass er ägyptische, assyrische,

bei der Annahme hingeben, dass diese Aneignung fremder Culturschätze sich in grosser Bälde vollzog, dass es den Griechen binnen Kurzem gelungen sei, ihre Lehrmeister zu überragen, materiell die Phöniker aus ihren Positionen zu verdrängen. Hierzu bedurfte es manchen Jahrhunderts. Erst nach den dorischen Wanderungen, welche vielfache Umwälzungen in Hellas hervorriefen, begann die Gründungsepoche der griechischen Colonien, welche die Handelsmacht der Phöniker zu beeinträchtigen geeignet waren. Bis dahin beschränkten sich die nautischen Leistungen der Hellenen auf Seeräuberei, womit übrigens kein Tadel ausgesprochen ist, denn in gewissen Epochen der Culturgeschichte ist Seeraub eine segenverkündende Erscheinung [1]). Selbst auf griechischem Boden erhielten sich die Phöniker lange genug; wenn auch nur in geringem Maasse, hatten sie sogar in Attika festen Fuss gefasst; war doch selbst noch in späterer Zeit Athen ein Hauptsitz des phönikischen Handels, welcher überhaupt erst in der nachhomerischen Zeit seinen eigentlichen Aufschwung nahm. In Böotien lässt sich die Niederlassung der Phöniker auf das XVI. Jahrhundert v. Chr., d. h. auf die letzte Periode der Blüthezeit Sidons ansetzen. Die Aeoler trafen auf Lesbos und in den Städten von Troas Phöniker als ältere Ansiedler, und wir sehen, dass deren Sagen von wesentlichem Einflusse auf die Ausbildung der troischen Sage waren. Der durchaus phönikische Ursprung der Kadmos-Sage ist erst neuerdings wieder ausser Zweifel gestellt worden [2]). Die Inseln des ägäischen Meeres waren, ehe die Griechen sich ihrer bemächtigten, von Karern bewohnt, welche jedenfalls der orientalischen Welt angehörten und die die historischen Ueberlieferungen auch als die ersten Gründer Megara's darstellen [3]); die betriebsamen Phöniker hatten sich auch unter den Karern überall niedergelassen, und zahlreiche Spuren, Ortsnamen, industrielle Anlagen, Sagen und Culte bezeugen ihre ehemalige Anwesenheit. Die Menge der besonders auf Kreta haftenden Sagen und Mythen sind unläugbar und anerkannt asiatischen Ursprungs und durch die Griechen nur hellenisirt. Ein nicht unbedeutender Theil der alten Bevölkerung muss auf den Inseln wie in den Küstenplätzen verblieben und mit den Griechen zu einem Volke verschmolzen sein, ein Process, der sich schon früher in Griechenland selbst, wenigstens in einzelnen Theilen, vollzog [4]). Aber selbst bis in die späteren Zeiten hatten die Phöniker an manchen Orten ihre Factoreien und einzelne Stationen unter den Griechen, welche, als sie zur Bildung auswärtiger Niederlassungen schritten, den Pfaden folgten, die ihnen die phönikischen Handelsfäden wiesen, denn wir finden sie fast überall in Gemein-

indische Ideen sich zu eigen machte, dass er sie aber mittelst seiner ausserordentlichen poetischen Begabung auch regelmässig verschönert und vollendet hat." *Ueber den Entwicklungsgang der antiken Symbolik.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* vom 2. Juni 1876. S. 2351.)

[1]) Peschel im *Ausland* 1867. Nr. 37. S. 872.

[2]) Durch François Lenormant. Siehe dessen *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 223—309.

[3]) Lenormant. A. a. O. S. 273.

[4]) Müllenhoff. A. a. O. S. 67—68.

schaft[1]), später dann als die Nachfolger der Phöniker. So wie diese die in Aegypten erlernte Weisheit zu fremden Völkern brachten, übernahmen später die Hellenen diese Rolle, indem sie die von den Phönikern übernommenen Culturgüter weiter verfrachteten. Dabei wurden die Griechen von einem vielfach übersehenen Umstande begünstigt. Ihre Individualität, mit den verschiedenartigsten Völkern und Racen in Berührung tretend, erwies sich bei aller Empfänglichkeit für Fremdes doch zu allen Zeiten so spröde, dass die Griechen Griechen blieben und das Nationale bewahrten[2]). Diese eigenthümliche ethnische Bevorzugung haben die Hellenen selbst in den späteren Epochen des Mittelalters bewährt, wo sie die Slaven gräcisirten, bis in die allerneueste Zeit[3]). So darf man denn wirklich von einer namhaften Ausbreitung des Hellenenthums und seiner Gesittung sprechen, diese doch keinesfalls allzu frühe zurückversetzen. Zu den ältesten dieser Niederlassungen sind vielleicht jene der kleinasiatischen Küste und der ägäischen Inseln zu zählen, wo sich bis in die Gegenwart das antike Hellenenthum am reinsten und zähesten erhält[4]). Die griechischen Colonien im unteren Italien oder Grossgriechenland wurden, wenn wir der allgemein üblichen Chronologie folgen, für die jedoch keine Gewähr zu übernehmen ist, erst 750—650 v. Chr. meist von Dorern gegründet; jene an den Gestaden des Pontus Euxinus entstanden 540—498[5]); Massilia, die entfernteste aller griechischen Pflanzstädte, ward von Phokäern 536 v. Chr., Naucratis in Aegypten am kanobischen Nilarm, von Milesiern um 550 v. Chr. erbaut. Etwas früher, im VII. Jahrhunderte, fanden die Niederlassungen in der reich bewässerten fruchtbaren nordafricanischen Landschaft Cyrenaica statt. Das Verdienst der Hellenen um die Verbreitung der Cultur bleibt aber ungeschmälert durch die Erkenntniss, dass das Hellenenthum durch Aneignung und Ueberwindung des Fremden erwachsen. Vom Standpuncte der Vergleichung wird man immer zugeben, dass nicht nur den Griechen eine reiche, vielgestaltige Natur entgegenkam, die ihren Anlagen und allem, was sie mitbrachten, auch die reichste und mannigfaltigste Entwicklung gestattete, sondern auch, dass ihnen viel Fremdes von aussen her zugeführt ist, was sie aufgenommen und verarbeitet haben[6]).

[1]) Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie*. I. S. 18.

[2]) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 178.

[3]) Cyprien Robert, *Die Slaven der Türkei*. Stuttgart 1844. 8°. 2 Bde. S. 193. Dann A. Bradaska, *Die Slaven in der Türkei*. (Petermanns *Geogr. Mittheil.* 1869. S. 444.)

[4]) Vgl. hierüber das interessante Buch von Prof. Bernhard Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum*. Leipzig 1871. 8°.

[5]) Um jene Zeit ward wenigstens Kallatis gegründet; Prof. Dr. Robert Rösler vermuthet von den übrigen Niederlassungen an der thrakischen Küste ein ähnliches Datum. (Rösler, *Romänische Studien*. Leipzig 1871. 8°. S. 13.)

[6]) Müllenhoff. A a. O S. 7—71.

Das Steinzeitalter auf den Kykladen.

Diese Betrachtungen haben uns den Epochen entführt, die noch in's Auge zu fassen sind. Als die Phöniker nach Thera kamen, waren sie nicht die ersten Bewohner der Insel; sie folgten einer Bevölkerung, deren Spuren man unter der tiefen, hochrothen Tuffsteinschicht gefunden, welche die ganze Oberfläche Santorins bedeckt. Zwar wissen wir nicht, zu welcher Race diese ursprüngliche Einwohnerschaft gehörte, aber ein erhaltener Unterkiefer und Bruchstücke eines menschlichen Beckens unterscheiden sich morphologisch nicht von den entsprechenden Gebeinen der modernen Inselgriechen.

Die neuen Entdeckungen stellen fest, dass diese ersten Bewohner Theras, wiewohl sie den Gebrauch der Metalle nur unvollständig kannten und vorzugsweise Werkzeuge aus Stein führten, immerhin doch einen gewissen Grad von Cultur besassen. Diese müssen wir aber dem vormetallischen Zeitalter beizählen, denn wir vermissen jede Spur von Bronze oder Eisen; doch gab es Werkzeuge aus reinem Kupfer. Die alten Therasier erbauten steinerne Häuser, welche mit Balken aus wildem Olivenholze bedeckt wurden, was um so merkwürdiger, als in Folge der vulkanischen Ausbrüche der Oelbaum auf der Insel nicht mehr wachsen kann. Der Bauart, gänzlich verschieden von der jetzigen, fehlte jede Anwendung von Kalk und Pozzuolanerde, die Mauerwände waren vielmehr aus unregelmässigen Lavablöcken aufgeführt und ihre Zwischenräume mit einer rothen vulkanischen Erde, die jedoch der bindenden Eigenschaften entbehrt, ausgefüllt. Die Leute bauten Gerste, Dinkel und Küchenerbsen, sie führten Heerden von Schafen oder Ziegen und verwandten deren Milch zur Käsebereitung; in den Häusern hielten sie zahme Hunde. Sie kannten die Töpferkunst und verfertigten grosse, auf der Drehscheibe geformte, recht plumpe Vasen aus weisslicher Erde von 100 Liter Raumgehalt, worin Gerste, Samen von Umbelliferen, wahrscheinlich Anis und Coriander und andere Erzeugnisse des Feldbaues aufbewahrt wurden. Sie gleichen vollkommen den Gefässen, die im Alterthume den Griechen zur Aufspeicherung von Getreide dienten und besitzen grosse Aehnlichkeit mit jenen aus der Zeit der Pfahlbau-Dörfer. Dies gilt von dem Hausrathe dieses alten Volkes überhaupt und besonders von den steinernen Mörsern, welche, einfache ausgehöhlte Lavablöcke, als Tröge für das Vieh und als Oelpressen erkannt wurden. Unter den Geräthen aus Lava fanden sich runde Scheiben mit einem Loche in der Mitte, gross genug um den Finger durchzustecken. Durch diese Oeffnung muss eine Schnur gegangen sein, denn sie hat an beiden Seiten der Scheibe entsprechende Rinnen zurückgelassen. Die Tagelöhner wussten, als sie diese Steine ausgruben, sogleich ihren Zweck anzugeben, denn noch heutigen Tages dienen solche Scheiben den Webern auf der Insel, um durch ihr Gewicht den Aufzug festzuspannen. Man denke seit Jahrtausenden dasselbe Hilfsmittel! Dass die Weberei in der vormetallischen Zeit auftritt, darf nicht befremden,

denn wir treffen sie auch bei den polynesischen Maori, die zu Capitän Cook's Zeit noch steinerne Geräthe führten, und mit denen die Inselgriechen jener entfernten Epoche überhaupt auf die nämliche Gesittungsstufe zu setzen sein werden.

Lanzen- und Pfeilspitzen, dann kleine Sägen oder Feilen mit sehr regelmässigen Zähnen wurden aus Feuerstein, Messer dagegen aus Obsidian verfertigt. Da Obsidian weder auf Therasia noch auf Santorin vorkommt, so muss er durch Handel dahin gelangt sein und zwar wahrscheinlich von dem benachbarten Milo (Melos). Ueberhaupt bezogen die alten Therasier mancherlei Producte durch überseeischen Handel. Dahin gehören sehr feine Thongefässe mit kreisförmigen und senkrechten Strichen gemustert und bemalt mit Ocher oder eisenhältigen Thon. Diese mit dem Rade verfertigten Gefässe gleichen auch nicht im entferntesten den Resten griechischer, ägyptischer und etruskischer Krugbäckerei, sondern gehören in einen andern Culturkreis. Da auf Therasia und Santorin alle Thonschichten fehlen, so können jene Geschirre nur von auswärts, wahrscheinlich von den Phönikern aus Syrien zugeführt worden sein. Dessgleichen Gold, welches wohl vom Festlande herrührt, aus den Gegenden, die man später durch den Goldsand des Pactolus kennen lernte. Es fanden sich Goldperlen, nicht aus geschmolzenem Metall, sondern augenscheinlich mit Steinwerkzeugen in ihre Gestalt gehämmert. Kleine goldene Ringe, zu enge um den Finger eines Kindes hindurchzustecken, müssen zu Halsbändern gehört haben. Die Ringe sind hohl und durch einen kreisrunden Ritz gespalten. Es waren also ursprünglich breitgeschlagene Goldbleche, die mit ihren Rändern röhrenförmig umgebogen und dann wieder zu Ringen gekrümmt wurden.

Ein schrecklicher Kataklysmus scheint diese Ureinwohnerschaft Santorin's vor Ankunft der Phöniker vernichtet zu haben: der Umsturz des mittleren Theiles des ursprünglichen Vulcans auf Thera, eine Katastrophe, die muthmasslich zwischen 2000 und 1800 v. Chr. erfolgte. Doch bald wurde die Insel wieder von Menschen bewohnt, derselben Race wie ihre Vorgänger angehörend; denn man findet über der Schicht von hochrothem Tuffstein, welche von dem letzten grossen Ausbruche herrührt, Reste die mit den tiefer vorkommenden übereinstimmen, ebenso die nämlichen Töpferwaaren und dieselben steinernen Werkzeuge. Inmitten dieser Bevölkerung liessen sich die Phöniker nieder und die Ueberlegenheit der Cultur der Letzteren scheint jene vollständig verdrängt zu haben [1]).

Die Heroenzeit der Griechen.

Die hellenischen Wanderungen der vorhistorischen Periode sind natürlich scharf zu unterscheiden von den planmässigen Anlagen

[1]) Lenormant. A. a. O. II. Bd. S. 244—247. *Die Bewohner Santorins in der Steinzeit* (*Ausland* 1868. Nr. 30. S. 718) und *Das Steinzeitalter auf den griechischen Inseln.* (*Ausland* 1869. Nr. 48. S. 1147.)

neuer Pflanzstädte und Niederlassungen späterer Zeiten. Selbst die Bevölkerung der kleinasiatischen Westküste, theilweise sogar jene Grossgriechenlands fällt noch in jene Kategorie von Völker- und Stammeswanderungen, welche an und für sich Beweis geringen Culturlebens sind. Sie werden zunächst durch äussere Momente veranlasst, die Niemand auf Rechnung eigener Voraussicht setzen und als mit Bewusstsein eines bestimmten Zieles ausgeführt betrachten kann. Wahrscheinlich ist der Urgrund der dorischen Wanderungserscheinung weniger in den inneren Befehdungen der griechischen Horden als in dem Einbruche illyrischer Völkerschaften zu suchen, welche etwa 1100 v. Chr. in Epirus erschienen. Der Zug ging dabei vom Westen nach dem Osten Nordgriechenlands, dann hinab nach Mittelgriechenland und der Peloponnes, endlich nach den ägäischen Eilanden und den Westküsten Kleinasiens. Ueber zwei Jahrhunderte verstrichen bei diesem Wandern, und erst nachdem die hellenischen Stämme endlich zur Ruhe gelangt, konnten sie sich ernster Culturarbeit widmen.

Trotz der langen Frist, deren die hellenische Entwicklung bedurfte, zählen die Griechen als Culturvolk zu den jugendlichen Nationen. Der Kampf um Troja, so zu sagen die erste nationale That, — denn die Argonautenfahrt nach Kolchis gehört völlig der Mythe an — ist noch derart von dem verherrlichenden Schimmer der Sage angehaucht, dass sich mit Mühe nur die historische Grundlage erkennen lässt. Man pflegt aber den trojanischen Krieg beiläufig in das XII. Jahrhundert vor unserer Aera zu versetzen [1]). Da aus der Cultur Ilion's, die in keiner Weise von jener der Hellenen verschieden geschildert wird, Rückschlüsse auf die griechische Gesittung damaliger Zeit gezogen werden können, so müssen wir dabei einen Augenblick verweilen.

Seit undenklichen Zeiten stand auf dem Hügel von Hissarlik weithin sichtbar ein angesehenes Heiligthum der phrygischen Göttin Ate, in welcher die Griechen wahrscheinlich ihre Athene wiederzufinden glaubten [2]). Unmittelbar um dieses Heiligthum herum bildete sich eine bedeutende, wohlhabende und für die Verhältnisse jener uralten Epoche auch grosse städtische Niederlassung: Ilion. Sie ward Mittelpunct und wohlbefestigter Herrschersitz für den nach unserem Maasstabe kleinen, aber nach den damaligen zersplitterten Verhältnissen Kleinasiens und Griechenlands gar nicht unbedeutenden trojanischen Staat [3]). Möglicherweise war dieses aber auch nur eine Satrapie der asiatischen Monarchie, da man immerhin in der Person des Priamos nicht alle Anzeichen eines erblichen Satrapen des

[1]) Nach der parischen Marmorchronik fiele derselbe in's Jahr 1222 v. Chr.; indess hat die kritische Untersuchung gelehrt, dass kaum mehr denn die letzten 2½ dieser 12—14 Jahrhunderte umfassenden und bis 355 v. Chr. reichenden Chronik geschichtlichen Werth besitzen. Lenormant (*Anfänge der Cultur.* II. S. 289) nimmt für die Zerstörung Troja's das Jahr 1023 oder 1022 v. Chr. an.

[2]) Diese Annahme bestreitet übrigens W. Christ in seinen Aufsätzen *Troas und die Troade.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* Nr. 197 vom 16. Juli 1875.)

[3]) Dr. Otto Keller, *Die Entdeckung Ilions zu Hissarlik.* Freiburg 1875. 8°. S. 63—64.

asiatischen Reiches verkennen kann [1]). Als die Griechen sich an der Küste ansiedeln wollten, befehdeten sie Ilion und zerstörten es nach langem, hartnäckigem Kampfe; nur das Fürstenthum der Aeneaden hielt sich unabhängig auf seinen Felsenburgen im Ida.

Die Cultur dieses alten Ilion charakterisirt sich in einer erstaunlichen Menge von Gegenständen menschlicher Industrie, die einen sehr niederen und darum sehr alten Stand der Gesittung repräsentiren, parallel dem Inhalte der ältesten Grabhügel in Europa und Asien, den Fünden unserer Höhlen, der Ausbeute der rohesten Pfahlbauten; und in einer späteren Entwicklungsepoche etwas cultivirtere Sachen, doch nicht von Dem durchhaucht, was wir den „hellenischen Geist“ nennen. Da gab es neben einer Masse steinerner Werkzeuge Thongefässe von alterthümlichster Formlosigkeit, nicht auf dem Rade gemacht, also vorhomerisch, denn Homer schon beschreibt das Töpferrad, Thongefässe verziert in primitiver Weise mit Zickzacklinien und Strichbändern, auch mit Kreisen und kugelförmigen Aufsätzen, oft von riesigen Dimensionen; Schüsseln, Häfen, Krüge, Teller, Kübel, Töpfe, dreifüssig, zweihenkelig, siebartig durchbohrt, oft aus sehr grobem Thone trifft man bei den ältesten Bewohnern Trojas. Sie hatten auch noch Steinwaffen und Steinwerkzeuge, herrlich geschliffene Hämmer, Steinäxte, Pfeilspitzen aus Feuerstein. Auch die Hauer des, wie es scheint, sehr häufigen Ebers, wussten sie künstlich zu spitzen und gewannen dadurch ein werthvolles Instrument. Ihre Wohnungen waren aus kleinen Steinen und Lehm gefertigt, und gleichartig den uralten Häusern auf Thera und Therasia. Das Priamische Troja gehörte noch in die Bronzeperiode der Metallzeit und kannte weder Eisen noch Stahl, sondern nur jene Kupfermischung, die in den Fundstätten des Bronzealters zu erscheinen pflegt; aus diesem Erze gefertigt sind Lanzen, Schwerter, Dolche, Pfeile, Schilde, während Silber und Gold erst in etwas jüngerer Zeit auftreten. Der angebliche „Schatz des Priamos“ bekundet einerseits nicht unbedeutende und ungriechische Technik, andererseits namhaften Reichthum. Diese Becher aus Goldsilbermischung, diese massiven goldenen Schalen und Kannen, das reiche, tausendfach gegliederte Gehänge aus kleinen und kleinsten Goldplättchen, sie finden ihre Analoga in den Goldgehängen asiatischer Priester und Priesterinnen und in den Electronmünzen dieser Gegend. Auch die vielen steifen Idole einer Göttin mit rohester Andeutung des Gesichts, des Halsschmuckes, der Haare, der Brust, oft mit halbmondartigen Ansätzen der Arme — sie sind aus Marmor, Alabaster, auch aus Thon gefertigt — stimmen überein mit ähnlichen rohen Idolen, wie sie sonst in Kleinasien und auf den Inseln (besonders Cypern) gefunden werden. Dazu gehören auch die vielen thönernen Urnen mit Frauengesichtern, die mit ihren in weiten Bogen laufenden Augenbrauen und der schnabelartig zugespitzten Nase wie Eulenköpfe aussehen. Man findet ähnliche Vasen (Gesichtsurnen) auch

[1]) Lenormant, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 289.

über halb Europa zerstreut; am blühendsten mochte deren Fabrikation vor Urzeiten in Schlesien und Pomerellen getrieben werden; es ist eben die Aehnlichkeit des irdenen Topfes an Grösse und Rundung mit dem menschlichen Kopfe, was den Töpfer in der Kindheit der Cultur veranlasst, seinen Nachahmungstrieb in dieser Weise zu äussern. Auch rohe, vierfüssige Thiergestalten begegnen uns als Krüge verwendet; die unförmigen Bestien sollen zweifelsohne Schweine vorstellen, die gerade in dieser Gegend vielfach den Gottheiten geweiht waren. Endlich stossen wir auf eine Unzahl thönerner Webergewichte und Spindelsteine, in deren ganzer Reihe wiederum ein deutlicher Fortschritt der Industrie sich bekundet. Während die rohere Zeit nur die allereinfachsten Verzierungen kennt, treffen wir späterhin unvollkommene, mehr symbolische Gestalten, bis endlich die hellenische Kunst mit ihren vollendeten Stempeln eintritt [1]).

Dass in der Zeit des trojanischen Krieges die Hellenen den allerprimitivsten Gesittungsanfängen noch kaum entschlüpft, darüber besteht ein Zweifel nicht. „Bei den heroischen Sitten, wie sie uns Homer's Dichtungen beschreiben, waren Künste und Wissenschaften noch nicht das Erbtheil der Griechen geworden; sie mussten behufs ihrer Ausbildung noch immer zu den Asiaten ihre Zuflucht nehmen" [2]). Erst nach den später erfolgten Wanderungen hellenischer Stämme kann von einem wirklichen Culturbeginne die Rede sein und in die Zeiten des IX. bis VIII. Jahrhunderts reichen beglaubigte Nachrichten kaum hinan. Halten wir aber als mittlere Epoche — vorsichtig genug — das Jahr 1000 für den Entwicklungsbeginn des Hellenenthums fest, so gewahren wir es schon ringsum von Völkern umgeben, die gleich Greisen auf Kinder darauf niederblicken durften. Nicht die Völker des fernsten Ostens, Japan, China, Indien will ich heranziehen, das näher gelegene Baktrien, die fruchtbaren Striche Mesopotamiens mit Babel und Assur, die phönikische Küste, die kleinasiatischen Reiche, von Aegypten gar nicht zu reden, sie alle haben uns beredte Denkmale aus einer Zeit hinterlassen, wo Rohheit noch das gemeinsame Merkmal hellenischer Hirten war. Wundern wir uns demnach nicht, wenn sich die Ursprünge der griechischen Cultur fast stets von fremder Herkunft erweisen. Ohne den Verkleinerern antiker Culturleistungen und insbesondere der griechischen sich beizugesellen, darf doch ausgesprochen werden, dass unsere Werthschätzung derselben in dem Maasse sich verringern muss, als die neueren Forschungen das Culturleben der Asiaten in erhöhtem Glanze erschliessen. Obwohl unläugbar im Alterthume das Leben der Völker

[1]) Keller. A. a. O. S. 44—60. Wer sich genauer mit den sehr wichtigen Ausgrabungen auf Troja vertraut machen will, wird das sorgfältige Studium von Dr. H. Schliemann's grossem Werke: *Trojanische Alterthümer*. Leipzig 1874. 8°. nebst einem Atlas mit 218 photographischen Tafeln nicht umgehen können, wobei er es indess an der nöthigen Kritik nicht fehlen lassen darf. Ueber die culturgeschichtliche Bedeutung der Schliemann'schen Funde orientirt trefflich der Aufsatz von Dr. Chr. Mehlis: *Schliemann's Troja und die Wissenschaft*. (*Ausland* 1875. Nr. 38. S. 745.)

[2]) Lenormant. A. a. O. II. Bd. S. 236.

nicht so sehr in einander spielte, als im späteren Mittelalter und gar in neuerer Zeit, ja obwohl diese Isolirung damals geradezu als Bedingung zur Entfaltung des inneren Culturlebens aufzufassen ist [1]), bestanden immerhin selbst in jenen Perioden der „unverbundenen" Welt zwischen den einzelnen Völkern weit nähere Berührungen als gemeiniglich geglaubt wird. Solchen Berührungen verdankt Hellas zunächst seine Cultur; dass aber solche Berührungen stattfinden konnten, hinwieder seiner vortheilhaften geographischen Lage.

Da die Hellenen im Alterthume eine Rolle annähernd ähnlicher Bedeutung spielen wie in späterer Zeit die Germanen, so ist es sicherlich von hohem Interesse, die beiden Völker in der entsprechenden Culturstufe, d. h. die alten Germanen mit den Hellenen des Heroenzeitalters zu vergleichen, wie sie uns in ihren nationalen Epen entgegentreten. Am meisten eignen sich hierzu die Ideale des Helden und des Weibes bei Griechen und Germanen [2]). Solche Kampfesfreude, wie sie den Germanen eigenthümlich ist, kommt bei Homer sehr selten zum Ausdrucke. Die Tapferkeit der Griechen ist, wo sie statt hat, keine constante; im Mittelpuncte der hellenischen Lebensauffassung steht die Werthschätzung des Lebens. Der Kampf bleibt für den Griechen immer nur eine unangenehme Nothwendigkeit, er geht ihm womöglich aus dem Wege, er kann selbst ein gewisses Grauen vor demselben nicht verläugnen. Der Grieche wägt seine oder seines Genossen Kräfte gegen die des Feindes ängstlich vor dem Kampfe ab, befreundete Helden sucht er von gefährlichen Unternehmungen zurückzuhalten; der Held selbst verfällt oft in Verzagtheit, die ihn in äusserst bedenkliche Lagen bringt, indem er zwischen Ehrgefühl und Feigheit hin und her schwankt. Die Beute spielt endlich eine grosse Rolle im griechischen Heldenleben, aber trotz aller Beutelust und alles Ermahnens ist doch in Homer Feigheit ausdrücklich constatirt, und Schwäche bleibt, wo sie auch nicht in Feigheit ausartet, für den griechischen Helden charakteristisch. Dass ein Held allein, wie es bei den Germanen häufig genug vorkommt, einer feindlichen Uebermacht Stand hielte, begegnet bei Griechen nicht. Der griechische Held fühlt sich nur von Genossen umgeben sicher; ja Einer hält nicht einmal Einem Stand, sondern verbindet sich mit einem Zweiten. Daher bringt der Grieche die Flucht, die dem Germanen nebst der Feigheit als grösster Schimpf gilt, mit Erfolg und mit einer gewissen Vorliebe im Kampfe zur Anwendung. Massenflucht des Heeres kommt häufig vor, und im geeigneten Momente ausreissen, gehört eingestandenermassen zur Kampfmethode des griechischen Helden. Verwundete Helden fliehen sofort, im Gegensatze zum germanischen Brauche; gegen Wunden hat der Held ausgesprochene Scheu. Sehr verschieden ist auch das Verhältniss, in welchem der deutsche und der griechische Held zum

[1]) Bagehot, *Physics and Politics*. S. 167—169.

[2]) Das Nachstehende ist das Ergebniss der Schrift von Professor Ludwig Blume, *Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Alterthum*. Wien 1874. 8⁰.

Feinde stehen. Ueber den getroffenen Feind erhebt der Grieche jauchzenden Ausruf und nicht selten höhnt er den Ueberwundenen, zuweilen in grausamer Weise. Der griechische Held ist überhaupt grausam, und wüthet noch gegen den Leichnam des Feindes, den er sogar schändet. Derartige grausame Züge wiederholen sich und finden keine Missbilligung. List wird von dem griechischen Helden häufig angewendet und gilt als selbstverständlich, wo offene Gewalt nicht ausreicht; ebenso ist Klugheit eine Haupteigenschaft des gesanglustigen, gegen jeden, nur nicht gegen den Feind, weichherzigen und zartfühlenden griechischen Helden [1]), in dessen Charakter eine der schönsten Eigenschaften die Freundschaft, so wie die mit der germanischen auf gleicher Stufe stehende Gastfreundschaft ist.

Betrachten wir die Darstellung des griechischen Weibes bei Homer, so sehen wir, dass zunächst die sinnliche Erscheinung, seine Schönheit, den Hellenen fesselt. Auch die Lebensfreude, die Heiterkeit des Daseins tritt dem Griechen gleichsam verkörpert im Weibe entgegen. Dieses hat im heroischen Zeitalter mit Kampf und Waffenhandwerk nichts zu schaffen. Es ist charakteristisch, dass das deutsche Weib den in die Schlacht ziehenden Helden waffnet, während die Griechin nur den aus der Schlacht zurückgekehrten Krieger entwaffnet. Die Erziehung der griechischen Jungfrau ist gewiss streng im Hinblicke auf die künftige Stellung des Weibes gehalten, aber das griechische Mädchen lebt so wenig wie das Weib in ängstlich gehüteter Abgeschlossenheit. Die Griechin kennt keinen Zwang. Die Hausfrau beschäftigt sich in ihrem Hause mit weiblicher Arbeit mitten unter ihren Mägden und Weibern, und Kunstfertigkeit erscheint neben der Schönheit als schätzenswertheste Eigenschaft des Weibes. Der Grieche schätzt das Weib ungemein hoch, und dieses ist sich seines Einflusses auf den Mann wohl bewusst. Immer aber ist es die persönliche Stellung, welche das Weib als Gattin, Geliebte oder Tochter benützt, um sich dem Manne gegenüber Geltung und Einfluss zu verschaffen. Von einem Cultus des Geschlechtes, wie er für die Germanen aus sehr früher Zeit überliefert ist, findet sich bei den Griechen keine Spur. Es lässt sich vielmehr nachweisen, dass sich das griechische Weib unmittelbar vor dem homerischen Zeitalter nicht einmal noch in der, orientalischen Völkern gegenüber freilich sehr bevorzugten Stellung befand, in welcher wir es so eben betrachtet haben. Es besteht noch gemilderte Vielweiberei in dem Institute der Beischläferinnen, welche unverheirathete und verheirathete Männer halten. Auch wird das griechische Weib eigentlich nie mündig. In der heroischen Zeit

[1]) Ganz unabhängig von Prof. Blume kommt ein englischer Forscher, J. P. Mahaffy (*Social Life in Greece from Homer to Menander.* London 1874. 8⁰.), zu völlig identischen Anschauungen über das griechische Heldenthum. Mahaffy stellt die homerischen Helden weit gegen die Ritter des Mittelalters zurück. Sie ermangelten der vier Elemente, welche die Ehre ausmachten: des Muthes, der Wahrhaftigkeit, des Mitleides und der Loyalität. Er erinnert an ihre häufigen Furchtanfälle, ihre beständige Falschheit (ausgenommen bei Achill), ihre Grausamkeit gegen Greise und Hilflose, an ihre Laxheit einer höheren Autorität gegenüber.

strebt nun das Weib aus dieser Stellung zu einer würdigeren herauszugelangen. Es beginnt bereits den ungetheilten Besitz des Mannes zu fordern. Aber auch der Mann weist reinere Ansichten über die Stellung zum Weibe auf; wir begegnen rührenden Beweisen der Gattenliebe; die Ehe ist heilig, freilich zunächst nur für das Weib; Untreue der Gattin gilt als verabscheuenswerthes Verbrechen, wenn auch Ehebruch von Seiten des Weibes nicht so selten gewesen sein mag, wie noch zu Tacitus' Zeit bei den Germanen. Der Mann hat aber im Puncte der Gattentreue sehr dehnsame Begriffe. Doch nicht bloss im Falle intimer Herzensneigung, sondern principiell soll das Weib dem Gatten näher stehen als jeder Andere; dies erkennt der Grieche als Recht der Gattin an.

So innige Beziehungen, wie sie sich im homerischen Zeitalter zwischen Gatten zu gestalten beginnen, lassen von vornherein auf ein gleich inniges Verhältniss zwischen Eltern und Kindern schliessen. Wir haben zahlreiche Belege dafür. Damit hängt wohl auch die Behandlung alter Leute zusammen, in welchem Benehmen der Grieche in Rücksicht der Empfindung feinen Tact beweist. Das Band der Blutsfreundschaft ist übrigens bei dem Griechen nicht so enge wie bei dem Germanen. Im Ganzen stellt er die geistige Wahlverwandtschaft, wie sie sich in der Freundschaft kundgibt, der Blutsverwandtschaft gleich, unter Umständen sogar über dieselbe [1]).

So weit den griechischen Sagen ein geschichtlicher Hintergrund innewohnt, war im heroischen Zeitalter, im trojanischen Kriege und später noch bei den Hellenen allenthalben das Königthum eingebürgert. Mitunter mochte es fremden, etwa phönikischen oder palästinensischen Ursprungs sein, wie z. B. von den Königen von Argos behauptet wird [2]). Zwar würde es der Wahrheit sicher nicht entsprechen, wollte man sich die griechischen Fürsten jener Epoche etwa in dem Sinne der ägyptischen, assyrischen oder indischen Monarchen vorstellen, vielmehr scheinen sie niemals anderes als Hordenhäuptlinge gewesen zu sein, immerhin aber liess sich selbst in dieser patriarchalischen Gestalt das Wesen des Königthums erkennen. Alle bisher geschilderten Völker haben ausnahmslos der Alleinherrschaft eines Einzigen, der Monarchie oder, wenn man will, dem Despotismus gehuldigt: Chinesen, Inder, Babylonier, Assyrer, Hebräer, Phöniker und Aegypter. Nur bei den Phönikern und ihren Abkömmlingen, den Carthagern, kann man die ersten schwachen Versuche zu einer Aenderung beobachten. Es muss daher mit Recht unsere Aufmerksamkeit in höchstem Grade beschäftigen, wenn in Hellas plötzlich eine neue Regierungsform, die republikanische, auftaucht. Nun gibt es freilich in der Republik eben so viele Schattirungen wie in der Monarchie; und eine Republik kann eben so despotisch sein wie eine Monarchie freisinnig und liberal. Ehe

1) Siehe Blume. A. a. O.

2) Alexander Lombard, *Les Nur-hags de Sardaigne et les vieilles tours d'Irlande* (*Le Globe* 1872. S. 152.)

man daher in der Republik den Triumph der Freiheitsidee begrüsst, käme es zunächst darauf an, den Begriff der Freiheit selbst, dann erst den Charakter der Republik zu präcisiren. Wenn im Allgemeinen die Republik als eine freiheitlichere Institution gilt, denn die Monarchie, so wollen wir uns sofort daran erinnern, dass beide nur verschiedene Typen sind, die sich durch innere und äussere Anpassung an den individuellen Charakter der Völker und an die äusseren Verhältnisse entwickeln und feststellen [1]. Ursprünglich wohnt keiner der beiden Regierungsformen an sich ein höherer Culturwerth inne, wie man denn noch jetzt im Innern Africa's Republiken findet, die sich auf kastenartige Gliederung der Gemeinschaften gründen. Umgekehrt können demokratische Verhältnisse nicht nur in einem republikanischen, sondern auch in einem monarchischen und despotischen Staate existiren [2]. Jedenfalls fordert aber das Erscheinen der Republik in Hellas zu einigen flüchtigen Betrachtungen heraus.

Ueber den Ursprung freiheitlicher Regungen.

Da sei denn vor Allem bemerkt, dass freiheitliche Regungen einen günstigeren Boden finden bei Nationen, die dem Handel sich ergeben. Die ältesten Spuren solcher Bestrebungen tauchen, wie oben erwähnt, bei den Phönikern und Carthagern, den ersten Handelsvölkern des Alterthums auf. Ihnen folgen die Hellenen, deren Handel gleichfalls eine bedeutende Ausbreitung gewann; im Mittelalter sehen wir die republikanische Form, freilich mit äusserst geringer Spielweite für die Freiheit, in den Handelsstaaten Italiens gewahrt und in neuester Zeit bei dem Handelsvolke der Nordamericaner, während wenn auch nicht die Form, so doch der Geist der Freiheit am meisten die Handelsherren der Welt, die Briten, beseelt. Aus dieser rohen Nebeneinanderstellung von äusserer Form und Wesenheit auf einen etwaigen Causalconnexus schliessen zu wollen, wäre jedoch überaus voreilig. Mehr lässt sich im Allgemeinen gewiss nicht behaupten, als dass der Handel bis zu gewissem Grade die Entwicklung freisinniger Einrichtungen dort begünstigte, wo Keime und Anlagen dazu vorhanden. Ueber diesen Grad hinaus aber wird das Kaufmannsthum ein Priesterthum der Selbstsucht und des Eigennutzes. Wo der Kaufmann herrscht, ist keine Freiheit, keine Poesie, dort gibt es nur Herren und Knechte. Sicher ist also, dass in dem mercantilen Sinne der Hellenen eine Ursache des Ueberganges von der Monarchie zur Republik nicht zu erblicken ist. Sehen wir uns daher weiter um.

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit"! und es ist etwas Wahres an des Dichters Wort, — natürlich *cum grano salis*. Schon einmal

[1] P. v. Lilienfeld, *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.* II. Bd. S. 316.
[2] A. a. O.

habe ich dem südlichen Hellas die nördlichere Schweiz entgegengestellt; der Vergleich trifft jetzt wieder zu. Noch weiter gegen Norden, in den Gebirgen Schottlands und den zerrissenen Fjorden Norwegens lebt seit Alters her unbändiger Freiheitssinn. Diese Beispiele liessen sich noch weiterhin vermehren. Die Bergvölker machen stets Opposition gegen die Bewohner der Ebene, wie ihre Berge dem flachen Lande. In Algerien sind es die Kabylen des Dschurdschura, deren unabhängiger Sinn nicht gebeugt wird. Die cretensischen Bergvölker trotzten bis unlängst der türkischen Herrschaft; die Briten in Indien werden durch die nach Freiheit strebenden bergbewohnenden Stämme der Huzurâh und Luschaï beunruhigt; die Syâposch des Kâfiristân sind noch von Niemanden unterworfen und die Miaotse und Panthays im bergigen Yün-nan rüttelten mit Gewalt an dem chinesischen Joche. Wir wissen aber auch von Bergvölkern, wie beispielsweise in der Gegenwart jene der östlichen Alpen, wo nur sehr wenige oder gar keine freiheitlichen Ideen zu entdecken sind. Auch hier wird sich also das Gesetz strenger Abhängigkeit der Regierungsform von der Bodengestaltung nicht ableiten lassen, wir müssen uns wieder mit der Erkenntniss begnügen, dass unter gewissen Umständen freiheitliche Regungen im Gebirge eine Unterstützung finden.

Wichtiger scheint die Zone zu sein, in welcher ein Volk zur Entwicklung gelang. Der 36° n. Br. kann mit ziemlicher Genauigkeit als die südliche Begrenzung Europa's betrachtet werden. Er durchschneidet die Strasse von Gibraltar und die Insel Gozzo, zieht etwas südlich von Cerigo (Kythera) und durch Rhodos, streift endlich die südlichsten Vorsprünge Kleinasiens. Ganz Hellas und der Archipel, das grosse Eiland Creta und einige kleine Inseln ausgenommen, liegen nördlich von diesem Breitegrade, alle bisher gemusterten Völker aber südlich von demselben; nur Carthago ragt darüber hinaus. Es ist nun in der nördlichen Erdhalbe kein Beispiel einer Republik auf unserem Continente südlich von diesem Breitengrade zu nennen, es wäre denn, man wollte den in neuester Zeit gestifteten Negerstaat Liberia allen Ernstes unter die Republiken zählen [1]. Wir dürfen also hier schon mit etwas grösserer Sicherheit schliessen, dass freiheitliche Staatsgebilde nur in höheren Breiten gedeihen. Da nun Breite und Klima in gewissen Beziehungen stehen, so bemerken wir, dass die Jahresisotherme von 15° C. (12° R.), die nördlichen Gebiete Mittelgriechenlands, jene von 20° C. (16° R.) hingegen das Mittelmeer südlich von Creta und Cypern durchzieht. Griechenland befindet sich also unter jenem gesegneten Himmelsstriche, wo zwischen 15° und 20° C. mittlerer Jahrestemperatur das angenehmste und mildeste Klima der Erde zu suchen ist. Mit der Isotherme von 15° C. fällt zudem in Griechenland fast genau zusammen die Isochimene von 10° C. (8° R.), das heisst eine Linie

[1]) Wie es mit diesem Zerrbilde eines Freistaates beschaffen ist, siehe in Richard Oberländer's *Westafrica vom Senegal bis Benguela.* Leipzig 1874. 8°. S. 178—189.

gleicher mittlerer Wintertemperatur, während die Isothere von 25° C. (25° R.) (gleiche mittlere Sommerwärme) es nur in seinen allersüdlichsten Spitzen trifft. Wer nun da weiss, wie das Zusammenwirken günstiger klimatischer Umstände vorhandene geistige Keime zu entwickeln und reifen vermag, wie des Menschen instinctartige Neigung zur Thätigkeit mit dem Breitegrade zunimmt, worunter er lebt, wie die philosophische Formel, welche in den heissen Ebenen Indiens ihren Ausgang in einem Leben der Ruhe und Sorglosigkeit findet, in der stählenden Luft Europa's durch ein Leben voll Thätigkeit ausgelegt zu werden pflegt [1]), der wird, wenn die Republik überhaupt als Merkmal erhöhter Gesittung gelten könnte, hierin schon eine theilweise Erklärung für diese Erscheinung zu erblicken geneigt sein.

Freilich ist Boden, Klima und Himmelsstrich nicht Alles; noch fehlt das Volk, die Race, deren ursprüngliche, angeborne Geistesanlage durch diese verschiedenen Umstände beeinflusst werden soll. Hier nun sehen wir die arischen Griechen zum ersten Male andere Pfade wandeln als die sonst von den Völkern der Geschichte begangenen und suchen wir nach Beispielen, so vermögen wir keines aufzutreiben, wo ein anderes denn ein arisches Volk nach der Republik gestrebt hätte. Was jenseits des Oceans als tlascaltekischer Freistaat einst bestand, kann culturell nicht in Parallele gestellt werden, so wenig wie überhaupt der Entwicklungsgang der rothen Race mit der mittelländischen. So sind denn die Aryâs allein Republikaner geworden, und wo wir in America diese Staatsform antreffen, riefen sie bekanntlich die arischen Europäer, nicht die Eingebornen in's Leben. Da aber andererseits auch Zweige des grossen arischen Völkerstammes existiren, von welchen niemals republikanische Gelüste, sehr wohl aber das Gegentheil verlautbart, wie Erânier und Inder, so wird man zu dem Schlusse gelangen, dass es des Zusammentreffens aller der oben dargestellten mannigfachen äusseren Umstände der Terrainbildung, des Klima's und der geographischen Lage bedarf, damit arische Stämme die in ihnen schlummernde Freiheitsidee zu entwickeln vermögen.

So wie es bisher meine Aufgabe gewesen, gegenüber den kurzsichtigen Ereiferungen über den bei Asiaten und Aegyptern herrschenden Despotismus die naturgemässe Begründung der Fürstenmacht darzulegen, ist es auch nöthig angesichts der Verherrlichung der Hellenen ob ihres sich in republikanischen und demokratischen Formen äussernden Freiheitsgefühles zu betonen, wie hier die Entfaltung der Volksgewalt genau so begründet gewesen als anderwärts jene der Fürstenmacht. Ein anderes ist die Frage, in wie weit Volksgewalt oder Fürstenmacht culturgeschichtlich auseinander gehen. Werfen wir hierzu einen Blick auf die Gestaltung der Dinge in Hellas.

1) Draper. A. a. O. S. 180.

Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen.

Nach der endlichen Einnahme fester Wohnsitze gingen die sesshaft gewordenen hellenischen Wanderhorden alsbald zu republikanischen Staatsformen über. Die Beseitigung der angestammten Häuptlinge erfolgte gewiss nur unter gewaltigen Gährungen und Kämpfen, doch weiss man wenig davon. Sicher ist, dass bald von dem südlichen Ende der äussersten Peloponnes bis zu den nördlichen Gegenden von Thessalien die bürgerliche Freiheit[1]) unter den verschiedensten Modificationen begründet ward; nur das einzige Sparta machte eine Ausnahme. Hier wohnten Dorer, und gleichwie in früherer Zeit die Dorer für die wildesten, ungesittetsten der Hellenen gegolten, folgten sie auch nicht so willig dem allgemeinen Beispiele. In allen dorischen Staaten behielt der Adel die Oberhand, selbst dort wo sich Freistaaten bildeten; in Lakonika vermochte der dorische Stamm es nicht einmal zur Abschaffung des Königthums zu bringen; eine Einschränkung seiner Macht war Alles, was er vermochte. Ein neuerlicher Beweis, wie sehr die Regierung stets den allgemeinen Volkscharakter repräsentirt, wie, mit anderen Worten, die Regierung vom Volke, nicht das Volk von der Regierung bestimmt wird. Das Volk hat stets die Regierung, die es verdient.

Die nächste Folge der Gründung kleiner Freistaaten war der Untergang des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Stämmen; dass es niemals einen griechischen Nationalcharakter gegeben, wurde schon früher erwähnt; war das Band der gemeinsamen Nationalität früher nur lose, es ward loser noch nachher, und die als Gegenmittel geschaffenen Bünde wie Panjonia, Panböotium, selbst der Amphiktyonenbund stellten nur eine laxe Verbindung her. Es war das schottische Clanwesen, die schweizerische Cantönliwirthschaft späterer Zeit in's griechische Alterthum übertragen und dieser, in Schottland, in der Schweiz, in Hellas durch die äusseren Momente ausgebildete Charakter haftet der hellenischen Culturentwicklung in mehr oder minder ausgeprägtem Maasse an bis zum Untergange des Volkes. So blieb denn das, was nach so langen Kämpfen und Wanderungen so dringend nöthig gewesen wäre, am längsten aus — die Ruhe, die allein Ordnung und dadurch Fortschritt ermöglicht. Es entstand vielmehr ein wahres Zeitalter der Befehdungen, wo Bürger mit Bürger, Nachbarn mit Nachbarn, die kleinen Städte mit den grösseren oder der Hauptstadt des Districtes kämpften; ein Krieg Aller gegen Alle. Allein auch in anderer Hinsicht hörten die Klagen nicht auf. Den Tyrannen des Königthumes war man entronnen,

[1]) Eine Definition dessen, was eigentlich unter „Freiheit" zu verstehen, läge Jenen zu geben ob, welche in derselben die alleinseligmachende Panacee für alle Völker erblicken. Wer sich darüber unterrichten will, lese John Stuart Mill, *On Liberty*. London 1859. 8⁰. und Henry Thomas Buckle's Essai: *Mill on liberty*. (Leipzig 1867. 8⁰.)

aber statt der Könige drückten nun Magistrate, Archonten oder wie an jedem Orte die Volksobrigkeiten heissen mochten. Die Districtshauptstädte züchtigten die kleinen Städte exemplarisch, wollten sie ihrem Winke nicht gehorchen. Da zeigte sich nun, „dass der Missbrauch der Gewalt an der Gewalt klebe wie die Wirkung an der Ursache“. Nur vergisst man, dass irgend Jemand die Gewalt doch haben muss. Vor dem Missbrauche der Gewalt, der eigentlich nichts anderes als der Gebrauch der Gewalt — die Grenze zwischen beiden ist sehr subjectiv — kann also überhaupt gar keine Staatsform schützen; in Monarchien geht der Missbrauch vom Herrscher aus, in Oligarchien vom Adel, in Demokratien vom Volke, in Ochlokratien vom Pöbel; wer immer aber die Gewalt hat, der beutet sie aus, dies liegt in der Natur der Dinge und es gibt kein Beispiel des Gegentheils. Zudem liegt es in der menschlichen Natur, jede Ausübung der Gewalt, wäre sie noch so gerechtfertigt, d. h. gesetzmässig, als Druck zu betrachten und auch wirklich zu fühlen; denn das Gesetz selbst ist an sich eine wenn auch nothwendige Beschränkung der Freiheit, eine Bedrückung. Kein Besonnener wird sich demnach wundern, in den griechischen Freistaaten noch mehr über Bedrückung klagen zu hören als anderwärts in despotischen Ländern; in der That erweist sich der Druck des einen Despoten stets noch erträglicher, als der Druck der Vielheit, wie sie in republikanischen Staaten zur Ausübung der Gewalt berufen.

Nicht eher ward Ruhe in Griechenland, als bis die Spartaner zu unüberwindlichen Kriegern herangebildet, die entschiedene Uebermacht in der Peloponnes errangen. Da einzelne Personennamen für uns nur von untergeordnetem Belange sind, können wir der Frage, ob Lykurg eine historische Person gewesen, aus dem Wege gehen. Sicher ist, dass die Lakedämonier ein zwar lange unbesiegbares, aber auch barbarisches Volk waren, welches allerwärts die Freiheit erschuf und die Hindernisse der Cultur, mittelst der Besiegung der kleinen Tyrannen wegräumte, dabei aber selbst eine tyrannisirende, drückende Oligarchie in's Leben rief.

Was war mittlerweile im übrigen Hellas geschehen? Das asiatische Griechenland, nachdem es alle Regierungsformen von seiner ursprünglichen monarchischen an durchwandert hatte: aristokratische, despotische, oligarchische, kam endlich unter Aisymneten oder Wahldespoten zur Ruhe. Auch Mytilene auf Lesbos folgte diesem Beispiele. Die anderen griechischen Inseln beherrschten sich zum Theile gleich anfangs republikanisch, zum Theil aber anfänglich monarchisch, und gingen erst darauf zur Republik über. Das ionische Athen hielt unter den Archonten das Königthum strenge genommen noch aufrecht, welches sich nach jetziger Anschauung eigentlich in ein zehnjähriges verantwortliches Amt verwandelte. Von 752—592 v. Chr. waren alle edlen Geschlechter zum Archontat wahlfähig; der Areopag mit den Archonten besass alle gesetzgebende und ausübende Macht, das übrige Volk blieb von jedem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen. Diesem Uebel half selbst (seit 683 v. Chr.) die

Abschwächung des Archontats von einer anfangs zehnjährigen [1]) auf eine blos einjährige Functionsdauer nicht ab. Die Archonten waren nur mehr Beamte der herrschenden Geschlechter, welche unter sich einig, unter sich gleichberechtigt und in sich abgeschlossen als Herren des gesammten Staatsorganismus der Masse des Volkes gegenüberstanden. Die Aristokratie ward zur Gewaltherrschaft, zur Oligarchie, und der Kampf mit der Demokratie begann. In diesem Kampfe zwischen Oligarchie und Demokratie bildete die Tyrannis in ihrer älteren Erscheinung ein wichtiges Mittelglied. Sei es Uneinigkeit unter den Vornehmeren selbst, so dass Einzelne den Demos als Waffe gegen ihre Standesgenossen gebrauchen wollten, sei es, dass die Unerträglichkeit des Druckes rasch einen gewaltsamen Ausbruch der Volkswuth herbeiführte, fast überall finden wir einen Edlen an der Spitze des Volkes als Parteiführer. Wie solche Localtyrannen entstehen, davon geben die modernen municipalen Zustände in den Städten der Vereinigten Staaten ein treffliches Beispiel. Dort sehen wir fast überall einen durch Klugheit, Reichthum oder auch pfiffige Schurkerei ausgezeichneten Mann zu solchem Ansehen und solcher Macht gelangen, dass sein Einfluss sich auf alle politischen, finanziellen und wirthschaftlichen Angelegenheiten erstreckt. Nichts auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens kann geschehen wider den Willen dieses „Boss", dessen Stellung vollkommen jener der ersten griechischen Tyrannen entspricht und der so wie diese meist als Parteiführer auftritt. Der Sieg des Demos wird dann zunächst durch materielle Verbesserungen seines Zustandes, Ackervertheilung und Schuldenerlass, Epigamie und Rechtsgleichheit bezeichnet. Epigamie war das Recht der Ehegenossenschaft, welche für den Ausdruck der politischen Zusammengehörigkeit galt, indem die Hellenen (nicht minder die Römer) mit Recht sehr viel auf unvermischte Reinheit der Abstammung hielten. Die eigentlich politischen Rechte sind dem Demos, besonders in Ackerbau treibenden Gegenden, noch Nebensache, und nicht selten wird erst später in dem Volke das Verlangen nach politischer Herrschaft durch Demagogen erweckt, unter welchen es zu allen Zeiten die verächtlichsten Menschen gegeben hat [2]). Für den Augenblick bleibt nach Gewährung der erwähnten Rechte die Herrschaft entweder in den Händen der Oligarchie, oder es gelingt dem Führer des Demos oder einem andern ehrgeizigen Adeligen, sich des Demos zur Erlangung der Tyrannis zu bedienen. Unschwer wird der Besonnene in dieser Tyrannis jene Erscheinung erkennen, welche später in Rom unter Julius Caesar wiederkehrte und selbst der modernen Gegenwart das beliebte, viel gebrauchte und noch öfters missbrauchte Schlagwort des „Cäsarismus" gegeben hat. Wo

[1]) Man erinnere sich übrigens, dass wir von der Geschichte Attika's unter den zehnjährigen Archonten absolut nichts wissen, bis wir uns der Zeit Solons nähern, wie Niebuhr dargethan. Die ganze athenische Geschichte bis etwa zwei Jahrhunderte vor Perikles ist lediglich Fiction. (Sir Cornewall Lewis, *Credibility of early Roman History*. II. Bd. S. 543.)

[2]) Macaulay, *Die Geschichte Englands*. Deutsch von Rödiger und Kretzschmar. Leipzig 1856. 8°. V. Thl. S. 26.

immer aber dieses sociale Phänomen auftrat, sehen wir die nämlichen Ursachen wirksam, ist dasselbe eben so in der Natur der Dinge begründet wie in Griechenland. Hier finden wir um die Zeit des VII. und VI. Jahrhunderts v. Chr. eine ganze Kette von Tyrannenherrschaften, vielfach unter einander verschwägert und versippt, über einen grossen Theil des Landes verbreitet. In ihrer Willkür bedrückten oder vertrieben sie meistens die Reichen und setzten so auf gewaltsame Weise der Zerrüttung des Staats durch Parteikämpfe ein Ziel. Nur Voreingenommenheit mag verkennen, wie viel Griechenland überhaupt der Tyrannis verdankt. Bis zu jener Epoche lag die hellenische Cultur noch in der Wiege; erst unter der Tyrannis, welche Ruhe und Ordnung schuf, konnte sie ihre Schwingen entfalten. Der wüste und verwilderte Zustand, der dem heroischen Zeitalter gefolgt war, klärt sich ab und eine neue geistige Cultur nimmt unter der Ruhe der Tyrannenherrschaft ihren Anfang; sie legte den Grund zu Industrie und Bildung wie zur geistigen Cultur durch Dichter und Werke der Kunst. Einem argivischen Tyrannen verdankte Griechenland die Einführung der Einheit in Maass, Gewicht und Münze; es ist auch sicher, dass in den meisten Fällen, wenngleich dem Missbrauche ausgesetzt, die Tyrannis — im Gegensatze zu dem landläufigen Begriffe — eine milde Herrschaft war, welche durch Unterdrückung der oligarchischen Parteien der Demokratie den grössten Vorschub leistete. Der demokratische Geist wuchs dadurch naturgemäss unter der Hand und errang allmählig seinerseits die Oberhand, sich gegen die ihn bisher schützende Tyrannis selbst wendend, dieselbe stürzend und mannigfache Entwicklungsphasen durchlaufend. Anfänglich Timokratie, worin die gleiche Berechtigung Aller zur Theilnahme an der Staatsgewalt besonders in den Vermögensunterschieden liegt, fand sie leicht den Uebergang zur reinen Demokratie, in der Alle ohne Berücksichtigung der Geburt, des Besitzes oder persönlicher Vorzüge vollkommen gleichberechtigt sind.

Zustände zur Zeit der Perserkriege.

Dies war die Staatsform Athens, des vorgeschrittensten aller griechischen Lande, zur Zeit des Ausbruchs der Perserkriege, Anfangs des V. Jahrhunderts v. Chr. Mit den Einzelnheiten und verschiedenen Phasen dieses denkwürdigen Kampfes habe ich mich hier nicht zu befassen, nur seine Consequenzen, seine culturgeschichtliche Bedeutung kommen in Betracht. Mit den Perserkriegen ward den Hellenen zum ersten Male Gelegenheit zu politischer Thätigkeit nach Aussen hin geboten; sie traten in die Weltgeschichte ein; bis dahin hatten sie bei aller inneren Entwicklung und Ausbildung ein Dasein geführt, von dem das grosse Weltgetriebe so wenig Notiz nahm wie in späteren Tagen von den Hirten der Urcantone bis zum sagenhaften Rütlischwur. Ein Umstand indess hatte von jeher bei-

getragen, den Hellenen eine höhere Bedeutung zu verleihen: ihre durch die maritime Lage ihres Landes begünstigste geographische Verbreitung. Im Osten, im Westen, in Kleinasien, in Unteritalien und auf Sicilien sassen griechische Stämme, die mit den benachbarten Völkern früher oder später in Berührung treten mussten. Was Rom in frühester Zeit an griechischem Einflusse aufnahm, floss ihm nicht aus Hellas, sondern von den italischen Griechen zu. Dessgleichen waren die Hellenen in Asien mit den angrenzenden Völkern und Reichen schon zeitig in nachbarlichen Verkehr getreten und hatten sich zum grossen Theile dem mittlerweile anschwellenden Perserstaate unterworfen; der griechische Freiheitssinn war unter asiatischem Himmel wohl weniger intensiv, übrigens huldigten selbst griechische Stämme des Festlandes ganz freiwillig der persischen Herrschaft. Hätten aber nicht Griechen die asiatische Küste bewohnt, nimmer wäre es den Persern eingefallen, das kleine, noch wenig cultivirte Griechenland mit Krieg zu überziehen. Durch die Theilnahme der Festlandshellenen an dem so weit bekannt ziemlich muthwilligen Aufstande der asiatischen Jonier gegen die Perser, war der Kampf gegen sie für Persien eine Nothwendigkeit. Uebrigens konnte für einen Eroberer nichts verlockender sein, als Griechenlands innerer Zustand; es schien kein Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Städten geknüpft, ja die hervorragenderen lebten in einem Zustande chronischer Revolution. Die kriegerischen Ereignisse dieser Epoche hat mehr als genügend die glänzende Einbildungskraft der feurigen Griechen verherrlicht. Doch war es unnöthig, Märchen zu ersinnen, wie die Millionen Soldaten, welche nach Europa übergesetzt sei oder die 200,000, welche nach der Schlacht bei Platää todt auf dem Schlachtfelde lagen [1]). Gäbe es auch nicht so unbiegsame Thatsachen, wie die Einnahme und der Brand Athens, so würde doch der Umstand, dass diese Kriege fünfzig Jahre dauerten, genügen, um zu beweisen, dass sich alle Vortheile nicht immer auf einer Seite befanden [2]). Selbst Darsteller, welche auf griechischer Seite nur Licht und Sonne, im persischen Lager nur Nacht und Schatten gewahren, können der persischen Kriegführung eine gewisse Anerkennung nicht versagen. Fügen wir hinzu, dass auch in diesem Falle die Parallele mit der Schweiz sich bewährt. Hinter den Schutzwällen ihrer Berge vermögen kleine Völker selbst einer colossalen Uebermacht erfolgreich Trotz zu bieten. Wäre

1) Die geringe Glaubwürdigkeit der griechischen Berichte geht beispielsweise aus der Verschiedenheit ihrer Angaben über die eigenen Verluste hervor. Nach Herodot (IX. 70) wären nur 159 M.; nach Plutarch (*Arist.* 19) in allem 1360 Hellenen gefallen; nach Diodor (XI. 33) waren es aber über 10,000 M., was auch weit wahrscheinlicher und dem damaligen Zustande der Kriegführung entsprechender ist. Einer der gründlichsten Kenner des Orients, Edward B. Eastwick, sagt sehr wahr: *The real fact is, young Europe is whipped and schooled into admiration of Greece, till no one dares give a candid opinion. Otherwise, how can men in their senses affect to believe all that stuff about the invasion of Xerxes.* (*Journal of a diplomate's three years' residence in Persia.* London 1864. 8°. I. Bd. S. 26—27.)

2) Draper. A. a. O. S. 99.

Hellas ein Flachland gewesen, die Griechen hätten bei aller Tapferkeit die gut geleiteten persischen Schaaren nimmer aufgehalten.

Von Seite der Perser waren die kriegerischen Unternehmungen gegen Griechenland nicht von der niedrigen Art, wie gewöhnlich im Alterthume, sondern die Ausführung einer mit grosser Fähigkeit gefassten Politik, deren Ziel darin bestand, Länder um Tributs und nicht um Verwüstung willen zu erlangen [1]). Während einerseits das persische Reich durch das Fehlschlagen seiner europäischen Unternehmungen gar nicht gelitten zu haben scheint, denn die Perser konnten ihre Herrschaft nach Kyrene und Barka im Süden, bis Thrakien und Makedonien im Norden ausdehnen, werfen die Perserkriege auf die Hellenen wenig ehrenvolles Licht. Abgesehen, dass dabei Griechen gegen Griechen kämpften, herrschte weder Einmüthigkeit noch patriotische Begeisterung, nur 31 zum grössten Theile kleine Städte Griechenlands sollen treu geblieben sein. Verrath scheint lange Jahre hindurch die tüchtigsten Männer angesteckt zu haben.

So entbehrt es denn jeder tieferen Begründung, wenn man in den Perserkriegen einen Kampf der Cultur gegen die Barbarei erblicken will [2]). Dazu müssten die damaligen Hellenen wirklich schon ein Culturvolk gewesen sein; um uns hiervon zu vergewissern, seien die hellenischen Culturverhältnisse bis zum Beginne des V. Jahrhunderts v. Chr. in's Auge gefasst.

Der schneidende Gegensatz zwischen den dorischen Lakedämoniern, welche, wie erwähnt, die Hegemonie in Griechenland bis zu den Perserkriegen behaupteten, und den jonischen Athenern durchzieht die hellenische Geschichte bis zu ihrem Niedergange und ist auch in jenen Epochen bemerklich. Die Dorer, dialektisch und wahrscheinlich auch ethnisch etwas verschieden, blieben stets, obwohl zweifelsohne die eigentlichsten Vertreter der Hellenen, auf einer tieferen Culturstufe stehen. Wo Dorer hinkamen, gründeten sie ihre Herrschaft auf die Unterdrückung der alten Einwohner; in Sparta war die dorische Aristokratie durch Einwanderung und Unterjochung entstanden, so dass von Anfang an die Masse auf die Masse drückte. Sparta blieb zu allen Zeiten barbarisch, die Spartaner zu allen Zeiten Räuber und Betrüger, die in ihrem nationalen Leben kaum Einen lobenswerthen Zug zeigten [3]). Der jonische, jüngere Stamm schritt dagegen den übrigen stets voran; er war am frühesten mit den Phönikern zusammengekommen, hatte am frühesten von diesen das Wesen der Cultur erlauscht. Durch die Jonier kam über ganz Griechenland an Bildung, was dort vorhanden war. Doch ist es gut, gleich jetzt zu bemerken, dass selbst in jenem glorreichen Abschnitte der hellenischen Geschichte wahre Gesittung

[1]) Draper. A. a. O.

[2]) *Les vainqueurs, assez peu civilisés encore, de Marathon et des Thermophyles, ne passent plus précisément pour avoir sauvé la civilisation.* (Jules Soury, *L'Asie Mineure.* A. a. O. S. 926.)

[3]) Draper. A. a. O. S. 100.

nur auf einen kleinen Erdenraum beschränkt blieb, durchaus nicht das gesammte Griechenland an Athens nach dem Ideale ringendem Aufschwunge theilnahm. Obwohl in ihren Anfängen fast ausnahmslos dorischen Ursprunges, gelangte die griechische Kunst doch blos bei den Joniern zu höchster Vollendung. Nur Argos und Corinth können allenfalls neben Athen genannt werden. Von Athen und fast einzig und allein von Athen gelten die Schilderungen, welche das Aufgehen des Hellenenthums in der Idee des Schönen mit vielleicht etwas überschwänglichen Farben malen. Von Athen und seinen Joniern kann man sagen, sie waren „schöne" Menschen, auf Gesammtgriechenland passt der Spruch nicht. Der Vorsprung des demokratischen Athen vor den anderen hellenischen Staaten, besonders vor dem monarchischen Sparta, erklärt sich indess wohl eher durch die glücklichen Stammeseigenheiten der Jonier, als durch ihre demokratische Regierungsform. Griechenland im Ganzen ist ein sprechender Beweis, dass die Demokratie die wissenschaftliche Entwicklung wenn nicht hemme, so doch auch nicht fördere.

Ein Rückblick auf Griechenlands Culturzustand bei Beginn der Perserkriege zeigt uns demnach folgendes Bild: Bis auf Sparta allenthalben republikanische Verfassungen, doch nirgends dieselbe, in Athen sogar schon die reine Demokratie; allenthalben bis auf wenige Gegenden ein neugieriges, gesprächiges, oft ungestüm lebhaftes, körperlich schönes Volk; an den meisten Inseln und Küsten das Meer mit Fahrzeugen bedeckt; das Colonialwesen zum grössten Theile begründet, die Jugend auf den Kampfplätzen versammelt, um durch Ringen und Discuswerfen, Wettlauf und Wettrennen dem Körper Schnelligkeit, Gelenkigkeit und Stärke zu verleihen. Dabei öffentliche Anstalten, Polizei, Manufacturen und die Anfänge der Kunst, besonders der Baukunst an Tempeln und Palästen, doch nur mit dorischem, noch dem einzigen architektonischen Style. Darin kostbare Weihgeschenke, Kunstwerke bald von Gold gegossen, bald mit schönem Schnitzwerk und Malerei verziert, aus fernen Landen gekommen und den Griechen als Muster zur Nachahmung dienend. Musik und Gesang waren Lieblingsvergnügungen, hier und da gab es selbst Malerschulen. Daneben eine gehaltlose Religion, desshalb bei den Einsichtsvollen Irreligiosität, bei der ungebildeten Menge roher Aberglaube; allgemein beugte man sich vor dem Ausspruche der Orakel, worin man übrigens, wie neuere Untersuchungen zeigen, durchaus kein Symptom wissentlicher Täuschung und Betrügerei zu sehen hat, sondern wobei aufrichtige Divination, die natürlich Selbsttäuschung nicht ausschliesst, eine Hauptrolle spielte [1]). Von einem festgegliederten Priesterstande, aber auch von Wissenschaft keine Spur, weder in ihren mathematischen noch in ihren physikalischen Zweigen; von Erdkunde nur höchst beschränkte Begriffe. Die Leute kümmerten sich viel zu viel um Politik, als dass sie für ernste Studien Zeit und Geschmack gefunden hätten. Daher alle auf

[1]) Dr. Doehler, *Ueber die Orakel.* Berlin 1872. 8°.

wissenschaftlicher Kenntniss beruhenden Culturmomente, wie z. B. die Zeitrechnung, auf tiefer Stufe, im günstigsten Falle fremden Ursprungs [1]).

Indem die Perserkriege noch mächtig in das Perikleische Zeitalter hineinragen, ohne den Aufschwung Griechenlands zu hindern, ja vielmehr denselben nicht unwesentlich zur Reife bringen, strafen sie die Behauptung von der Verderblichkeit des Krieges im Allgemeinen Lügen. Zwei Dinge hatte Hellas dieser gewaltigen kriegerischen Bewegung allein zu verdanken: das Erwachen des schlummernden Bewusstseins seiner Nationalkraft, und, wie sich später zeigen wird, die Anhäufung von Reichthümern, welche, wie wir wissen, die Grundbedingung jedes höheren Culturlebens wie jedes künstlerischen Aufschwunges sind. Damit wird auch der vielverbreitete Wahn von der zerstörenden Wirkung der Kriege vernichtet. In der Menschengeschichte baut sich Alles nach inneren Nothwendigkeiten auf; der Krieg mit Persien war aus der Nothwendigkeit des Kampfes um das nationale Dasein hervorgegangen; er war die nothwendige Vorbereitung für die folgende Blütheperiode. Nicht Themistokles, nicht Kimon, nicht Perikles, kein Einzelner überhaupt vermochte dieselbe zu schaffen; sie stand, wie jeder Zustand, auf den Schultern vorausgegangener Zustände und die Männer, die sie zeugte, waren eben die Kinder ihrer Zeit; — was im Laufe der Jahrhunderte langsam herangereift, es gedieh nunmehr, der schwellenden Knospe gleich, zur vollen, duftigen Blüthe. Sowie aber diese, von zu frühem Sonnenstrahle gezeitigt, das Auge nur kurze Zeit erfreut, um alsbald hinzusiechen und zu verwelken, so die Culturblüthe im alten Hellas. *Natura non facit saltus* bewahrheitet sich auch im Leben der Völker. Zu rasch erfolgte die Entfaltung, um von Dauer zu sein. Blos auf eine kurze Spanne Zeit ist Griechenlands Culturblüthe zusammengedrängt; nach ihr beginnt die lange Periode des Verfalls.

Culturleistungen der Demokratie zu Athen.

Während der Perserkriege musste das barbarische Sparta die Hegemonie an Athen, den Sitz hellenischer Gesittung abtreten, und sicherlich trug diese Machtstellung des athenischen Staates nach Aussen nicht wenig bei zur Entwicklung der Künste und socialen Culturmomente. Doch bot die Culturhöhe der Athener keinen Schutz gegen den Missbrauch, welchen sie sofort von der neu errungenen Machtstellung den übrigen Griechen gegenüber machten. Was Sparta bisher gewesen, das ward Athen fortan: der Bedrücker des Hellenenthums. Die zum Bunde gezwungenen Genossen sahen durch unerhörte Schatzungen sich ausgesogen, von allen Märkten verdrängt,

[1]) Der griechische Thierkreis war höchst wahrscheinlich von der Dodekatemoria der Chaldäer entlehnt und steigt noch höher als bis zum Anfange des VI. Jahrhunderts v. Chr. hinauf. (Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 197.)

jeden Ungehorsam durch Feuer und Schwert bestraft. Die lautesten Klagen über Athens unerträgliche Tyrannei erschollen eben in der Zeit, als dort die Blüthe am höchsten stand, als Perikles, Athens gepriesenster Staatsmann, das Staatsschiff lenkte. Zu eben dieser Zeit genoss die Vollbürgerschaft Athens im Innern die uneingeschränkteste Freiheit in der angeblich reinen demokratischen Staatsform. Dieses Modell der „Freiheit" beruhte übrigens in seinem ganzen gesellschaftlichen Leben auf der absolut rechtlosen Sclaverei der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung. Die Demokratie erwies sich nun völlig unfähig, sich nach Aussen von tyrannischen Ausschreitungen zu bewahren, die sie im Innern auf das Tiefste zu verabscheuen vorgab, in Wahrheit aber den Sclaven gegenüber rücksichtslos ausübte. In der That, der Drang zu herrschen, oder was dasselbe, die Ausbeutung der Gewalt, ist sowie jedem Einzelnen in jeder Lebenssphäre, auch jedem Volke in die Brust gesenkt, und vergebliches Beginnen ist's sich darüber zu ereifern. Mit dem Anschwellen der Machtfülle musste naturgemäss Athen zu deren Missbrauche gelangen und dergestalt selbst sein eigenes Grab vorbereiten. Seine Tyrannei schuf die Zustände, unter welchen der peloponnesische Krieg zum Ausbruche kommen musste, der Griechenland lange Jahre hindurch mit Gräueln überzog, die nur schlecht zu seiner gerühmten Gesittung passten und schliesslich die Hegemonie wieder dem verhassten Sparta übertrug, von dem ein so klaffender Culturabstand es trennte.

Eben so wenig als gegen Aussen hin die Demokratie Athens eine Zauberformel gegen Vergewaltigung war, vermochte sie die inneren Conflicte zu beschwichtigen. In allen Staaten, von westarischem Volksthume begründet, gab es stets verschiedene politische Parteien; ihre Spuren reichen in das älteste Alterthum zurück. Da die Parteien aus Meinungsverschiedenheiten und diese wieder aus den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Gedankenrichtung, der Denkkraft, ja sogar der Gehirnorganisation [1]) jedes Einzelnen entspringen, so sind alle politischen Parteien von Natur aus zu gleicher Existenz berechtigt. Im Allgemeinen lassen sich sämmtliche Parteischattirungen in den zwei grossen Gegensätzen der Conservativen und Liberalen unterbringen; die Conservativen sind die Behaltenden, die Liberalen die Verlangenden. Wäre es auch nicht in der Natur der Dinge begründet, die Geschichte würde es lehren, dass allenthalben der Besitz, das Eigenthum, eminent conservativ macht; andererseits ist, wir wissen es, ohne Reichthum, zu dem das Eigenthum die erste Stufe bildet, keine Culturentwicklung denkbar. Wo Cultur, dort ist also auch Eigenthum und conservative Gesinnung. Wir wissen aber ferner, dass Eigenthum, gleich dem Wissen, dem Eigenthume des Geistes, Macht verleiht. Daher die naturgemässe

[1]) Siehe hierüber die interessanten Schriften von W. Oehlmann, *Die Erkenntnisslehre als Naturwissenschaft, eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie.* Cöthen 1868. 8°. und R. R. Noel, *Die materielle Grundlage des Seelenlebens.*

Erscheinung, dass meistens die Conservativen mächtig und die Mächtigen conservativ sind. Es erklärt dies noch weiter, dass die Liberalen, ist einmal das Ziel ihres Strebens erreicht, sich in Conservative umzuwandeln pflegen. Die Liberalen sind die nach Besitz und Macht Verlangenden, Strebenden, und dieses Verlangen, dieses Streben ist eben so legitim, eben so naturgemäss als das Festhalten des Erworbenen. Die liberalen, auch fortschrittlich genannten Parteien verlangen selbstverständlich, dass der Genuss der Macht, des Besitzthums, der Allgemeinheit möglichst zugänglich gemacht werde, nachdem einmal machtverleihender Besitz in genügender Menge nicht für einen Jeden vorhanden ist. Denn der Besitz verleiht Macht nur bei ungleicher Vertheilung. Desshalb streben communistische Tendenzen, wie sie in Sparta zur theilweisen Durchführung gelangten, durch gleichmässige Gütervertheilung das am Besitzthume haftende Machtvermögen auszugleichen, aufzuheben. Die gesammte Geschichte der Menschheit steht aber der Behauptung zur Seite, dass ein solcher Zustand der materiellen Gleichheit auf die Dauer ebenso unmöglich sei wie in moralischem Sinne [1]). Es findet sich dafür auch in der Natur nirgends ein Analogon, vielmehr können die Bestrebungen des Communismus schon vom naturwissenschaftlichen Standpuncte widerlegt werden. Wo sich aber das leiseste Uebergewicht an Besitz angesammelt hat, dort tritt sofort die Macht zu Tage, und die Macht will und muss herrschen. Die besitzlosen, armen Classen sind daher naturgemäss liberal, mitunter bis in's Extrem und dessgleichen im Allgemeinen die Jugend, jene Epoche, wo das Streben am gewaltigsten den Busen schwellt. Aelter geworden, zu Besitz und dadurch zu Einfluss — einer Umschreibung für Macht — gelangt, übt diese auf sie eben so ihren unwiderstehlichen Zauber, wie auf jene, die sie bisher bekämpften.

Gegen diese allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur ist auch die schrankenloseste Demokratie völlig ohnmächtig. Angeblich sucht sie den Staat der Herrschaft einzelner Stände und Parteien auf immer zu entziehen, durch geschriebene Rechtsnormen jeder Willkür vorzubeugen und das Gesetz zur Herrschaft zu bringen. Da sich aber auf Grund der Rechtsgleichheit nun Alles am öffentlichen Leben betheiligt, werden alle Fragen der inneren und äusseren Politik zur Parteisache und der Parteikampf wird im Ostrakismos gesetzlich organisirt. Irrthümlich „Scherbengericht" übersetzt, war der Ostrakismos eigentlich gar kein gerichtliches Verfahren, sondern vielmehr ein Act der Gesetzgebung gegen einen Einzelnen, ein Privilegium. Es liegt nun auf der Hand, dass ein solches Verfahren, mochte dasselbe auch in seiner Anwendung wenig oder gar nicht missbraucht werden, mehr denn irgend eines zum Missbrauche geeignet war, da fast ausschliesslich die sogenannte öffentliche Meinung dabei ausschlaggebend ist. Darin liegt nun der Grundfehler der Demokratie, dass, gleichwie in der Despotie der Wille eines Ein-

[1]) R. R. Noel. A. a. O. S. 46.

zigen, der Wille der Menge zum Herrscher wird. Dieser Wille der Menge gibt sich in der sogenannten öffentlichen Meinung kund. Diese „öffentliche Meinung“ ist aber nicht nur das „oben abgeschöpfte Resultat der philosophischen Theorien, welche die Mehrheit der Halbgebildeten plausibel gefunden hat“ [1]), sondern obendrein eine Metze, die sich Jedem Preis gibt, der sie genügend bezahlt. Und dieses Geschäft, die öffentliche Meinung zu „machen“, verstanden schon die griechischen Demagogen. Die Masse vernimmt Schmeicheleien, die ihr die Zungenfertigkeit gewandter Redner in's Ohr träufelt, genau mit dem nämlichen Behagen, wie der starre Despot die Lobsprüche seines kriechenden Höflings, und es ändert an dem Wesen des menschlichen Charakters nicht das mindeste, ob er vor den Augen eines Tyrannen oder vor den eben geläufigen Theorien einer gedankenlosen und zumeist urtheilsunfähigen Menge den Rücken krümmt. Ferne sei es von mir, die Zustände Athens in einer Beleuchtung darzustellen, die den Wünschen und Absichten des Selbstherrscherthums, des Absolutismus schmeicheln mag, der Wahrheit aber keineswegs entspricht. Der Wahrheit entspricht jedoch eben so wenig die Behauptung, die demokratischen Einrichtungen hätten Athen zu einer Blüthe sonder Gleichen gebracht. Nachdem unter Perikles die Freiheiten des Demos noch mehr Erweiterung erfuhren, durch die Schwächung des Areopags von jeder Schranke befreit waren, lässt sich kaum verkennen, wie die Demokratie den Staat zwar zu ausserordentlicher Kraftentwicklung befähigte, zugleich aber eben wegen der Schrankenlosigkeit der von dem ganzen Volke ausgeübten souveränen Staatsgewalt einem raschen und unaufhaltsamen Verderben entgegenführte. Die Zeit der Demokratie in edlem Sinne währte nur eine kurze Spanne, viel zu kurz um Spuren etwaiger günstiger Wirkungen zu hinterlassen. Bald setzte sich das souveräne Volk [2]) durch Psephysmen über die Gesetze hinweg, seine Gewalt zur Unterdrückung der Reichen oder irgendwie Hervorragenden benützend. Wohl wahr, dass auf alle erdenkliche Weise durch anderseitige conservative Einrichtungen eine Garantie gegen etwaige Ausschreitungen angestrebt wurde. Allein diese Einrichtungen genügten durchaus nicht, denn wenn ein Volk den Missbrauch der bestehenden Gesetze ernstlich will, gibt es eben keine Macht stark genug, es davon abzuhalten. Die besten, trefflichsten Gesetze bleiben dem Missbrauche ausgesetzt. Und da der Missbrauch der Gewalt in der Natur der Dinge liegt, so ist auch

[1]) Ranke. Wenn nun diese Theorien selbst schon oberflächlich und einseitig, oder verzwickt und verkünstelt, ja verwässert, schaal und abgestanden sind, was kann da anders als „öffentliche Meinung“ herauskommen, als oberflächliches, verschrobenes, verwässertes, schaales Zeug in erhöhter Potenz? (Oehlmann. A. a. O. S. 31.)

[2]) „Wir schreiben z. B. „Geschichte“, indem wir ein Sündenregister der Päpste machen. Andere dagegen machen ein Sündenregister der Kaiser. Beide haben, abgesehen von einer Menge Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, Recht. Einer schilt den andern „Langohr“ und Beide vergessen, dass sie barbarische Producte einer barbarischen Zeit waren. Ein Sündenregister der Herren „Völker“ dagegen harrt noch immer seines Historiographen.“ (W. Marr in der *Politik* vom 15. September 1871.)

nicht abzusehen, aus welchem Grunde die Volksmenge davon mehr bewahrt hätte bleiben sollen als ein Alleinherrscher. Die Ausartung der Demokratie vollzog sich in Athen in völlig logischer Weise genetisch aus den bestehenden Zuständen, und es bleibt trotz aller Gegenrede unbestrittene Wahrheit, dass sich in Bälde aus der Demokratie die Ochlokratie, die Herrschaft des Pöbels, der Armen über die Reichen, entwickelte. In idealistischen Augen mag die Ochlokratie einen hässlichen Fleck bilden, von welchen ihre Anhänger die Demokratie rein zu waschen bemüht sind, während ihre Gegner mit Schadenfreude denselben an's Licht ziehen. Uns aber ist sie nichts anderes, als eine auf völlig naturgemässe Weise sich erklärende sociale Erscheinung.

Diese Auswüchse der Demokratie traten zur perikleischen Zeit noch nicht so grell zu Tage; denn sie waren erst in ihrer Bildung begriffen und bedurften noch der Reife. Zudem war die Leitung der Staatsgeschäfte beinahe unumschränkt in die Hände eines einzigen Mannes gelegt; das ist eben das Eigenthümliche, dass in der als Blüthezeit der Demokratie und damit als Glanzepoche hellenischer Cultur gefeierten Periode, die Demokratie nur dem Namen nach, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes — eines wahren „Boss" — bestand. Man mag anführen, die Demokratie könne sich nur dadurch bewähren, dass sie es möglich macht durch freien Parteikampf die wahrhaft bedeutenden Männer an die Spitze des Staates zu bringen; eben so sicher ist, dass dabei die Leitung des Volkes von den Magistraten auf die Redner übergeht und gewandte Demagogen, welche den Volksleidenschaften zu schmeicheln verstehen, ganz so unumschränkt herrschen, wie die bedeutendsten Männer. Gerade hierfür bietet die spätere Geschichte des demokratischen Athen genügende Beispiele.

Religiöse und geistige Entwicklung der Hellenen.

Das Perikleische Zeitalter, 469—429 v. Chr., zeigt uns Hellas im Schmucke seiner höchsten Blüthe und Culturentfaltung [1]. Hier wollen wir Halt machen, um prüfende Rundschau zu halten im hellenischen Leben, das nun in seinem glänzendsten Feuer strahlt.

Fassen wir zunächst die religiöse Entwicklung in's Auge.

Die ältesten Religionsbegriffe der Griechen deuten auf einen barbarischen Zustand des Volkes, der erst durch die Götterlehre Homers [2]) und Hesiod's eine Verbesserung erfuhr; beide Dichter

[1]) Siehe über diese Epoche die älteren Werke von Duncker, Curtius, Oncken, Köhler, George Grote und das neue Buch von William Watkiss Lloyd: *The Age of Pericles: a history of the politics and arts of Greece from the Persian to the Peloponnesian War.* London 1875. 8°. 2 Bde.

[2]) In neuester Zeit hat sich ein gewiegter Kenner, Theodor Bergk, in seiner griechischen Literaturgeschichte (Berlin 1872) für die historische Persönlichkeit Homer's mit Entschiedenheit ausgesprochen, dessen Zeitalter er in die Mitte des X. und Anfangs des

gehören noch dem heroischen Zeitalter an; bei den folgenden Geschlechtern blieb aber die Götterlehre im Wesentlichen so, wie sie die Werke beider Dichter darstellten. Es ist fast gewiss, dass die Hellenen ihren Glaubenskreis zum Theil durch phönikische Vermittlung aus Aegypten bezogen und daraus erklärt sich, warum er ohne allen speculativen Gehalt war. Die Bedeutung, die ihm als Ausdruck und Form einer eigenthümlichen Weltanschauung bei seiner Entstehung und in seinem Heimatlande zukam, war bei den Griechen verloren gegangen. Die Umbildung der ägyptischen Götterbegriffe zu den griechischen Göttergestalten war zudem ganz der geistigen Thätigkeit der Menge überlassen geblieben und dies zu einer Zeit, als das griechische Volksleben selbst noch sehr roh und in moralischer Beziehung niedrig stand. Die hellenischen Mythen sind also der für eine gewisse Stufe der geistigen Entwicklung nothwendige und durch lebhafte Einbildungskraft gestaltete Ausdruck der religiösen Denk- und Empfindungsweise des gesammten griechischen Volkes, beziehentlich der einzelnen Stämme, und die freilich unbewusst vollzogene geistige Operation, vermittelst welcher die Bildung der griechischen Mythen erfolgte, war die Personification d. h. die Auffassung unpersönlicher Dinge, insbesondere der Natur als Aeusserungen bestimmter Persönlichkeiten [1]). Hier und da trat auch eine Localtradition mythenbildend auf, wie z. B. von der Erinys nachgewiesen, deren Verehrung wenigstens in den historischen Zeiten durchgängig ihren Grund in einer bestimmten Localtradition hatte, ein Product der menschlichen Phantasie auf Grund eines psychischen Triebes beruhend, den man am prägnantesten Wunsch nennen kann, indem der Beleidigte, der in seinem Rechte Gekränkte, die Bestrafung seines Beleidigers wünschte [2]).

So war die griechische Götterwelt mit ihrer Verpflanzung nach Griechenland zu einer blossen Phantasiewelt herabgesunken [3]) und diese Religion enthielt die Bedingungen ihres Unterganges in sich selbst [4]). Man rühmt zuweilen, dass die Hellenen sich dadurch des seltenen Glückes erfreuten, frei geblieben zu sein von einem besonderen Priesterstande und einer positiven Religionsoffenbarung in dessen Sinn und Interesse. Genau ein Gleiches war bei den Chinesen der Fall. In beiden Ländern kann man aber nicht bemerken, dass die Abwesenheit eines eigenen Priesterstandes der Bildung zu Gute gekommen wäre oder gar die wissenschaftliche Erkenntniss gefördert hätte. Hier wie dort herrschte im Gegentheil

IX. Jahrhunderts versetzt. Dagegen lässt sich nach den neuesten Fünden auf Troja die Ilias kaum anders als durch die Annahme verschiedener Verfasser erklären.

[1]) Vgl. über dieses Thema: Dr. Conrad Bursian, *Ueber den religiösen Charakter des griechischen Mythos.* München 1875. 4°.

[2]) Siehe Adolf Rosenberg, *Die Erynien. Ein Beitrag zur Religion und Kunst der Griechen.* Berlin 1874. 8°.

[3]) Röth. A. a. O. S. 345. Vgl. sein lehrreiches Capitel über den griechischen Glaubenskreis. S. 278—346.

[4]) Draper. A. a. O. S. 33.

mehr Aberglaube als bei den religiös gebildeten Nationen des Auslandes, den Phönikern, Aegyptern und Persern. Diese besassen nämlich zugleich den Vorzug wissenschaftlicher Kenntnisse, der den Griechen mangelte und zwar bis zur makedonischen Epoche, eben weil sie keinen Priesterstand besassen: denn fast alle Entwicklungen hat die Kirche dem Staate vorgemacht; wie überhaupt jede Art der Cultur, Wissenschaft, Kunst, Ackerbau, Gewerbfleiss und Handel zuerst auf geistlichen Grundlagen errichtet, von Geistlichen betrieben worden ist [1]). Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter und namentlich die Anleitung zu den frühesten tieferen Culturbestrebungen im Staate den Bemühungen des urgeschichtlichen Priesterthums [2]). Auch noch späterhin blieb die Wissenschaft stets eine Tochter der Kirche [3]), die sie erst in jüngster Zeit überflügeln sollte, und so stellt sich das Fehlen eines gegliederten Priesterstandes, angeblich ein Vorzug der hellenischen Cultur, als Hauptursache der Unwissenheit der Hellenen dar.

Wir haben uns also die hellenische Religion [4]) nicht etwa als einen idealen Cultus der reinen Natur vorzustellen — frei, rein, heiter und kraftvoll — sondern die niedrige sittliche Ausbildung der griechischen Götterbegriffe ward sogar für die späteren griechischen Denker ein unübersteigliches Hinderniss [5]); und heisst es auch vielleicht zu hart urtheilen, wenn man behauptet, „der griechischen Volksreligion ging ursprünglisch der ethische Charakter ganz ab“ [6]), weil in der That alle jene ethischen Begriffe, die im Volksbewusstsein jener alten Zeit als allgemeingiltig entwickelt waren, mit den Göttern in Verbindung gesetzt erscheinen, so ist es doch sicher, dass man diese ethischen Begriffe nicht mit dem Maassstabe einer späteren Zeit messen darf. Für diese blieben sie eben so ungenügend, ja hinderlich, wie in der Gegenwart viele Glaubenssätze des Christenthums, die den Anschauungen einer weit hinter uns liegenden Epoche entstammen, von den Aufgeklärten über Bord geworfen werden.

Dem religiösen Gefühle, dem „Gottesbedürfniss“ des Volkes, konnte auch die dem poetischen Naturell der Hellenen entsprechende Entfaltung der Dichtkunst keinen Ersatz bieten. Obwohl die Anfänge der Poesie mit den homerischen Gesängen weit in das heroische Zeitalter hinaufreichen, beginnen dennoch erst zur Zeit der Tyrannis einige Dichternamen aufzutauchen; aus der Periode der Freiheitsentwicklung durch Zertrümmerung des Königthums ist kein nennenswerther Poet bekannt. Was vor den Perserkriegen überhaupt an

[1]) Wilh. Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpuncte.* Leipzig und Heidelberg 1861. 8°. S. 427—428.

[2]) Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit.* II. Bd. S. V.

[3]) Prof. Dr. O. Peschel im *Ausland* 1868. Nr. 13. S. 304.

[4]) Ausführlich behandelt dieselbe Joh. Adam Hartung, *Die Religion und Mythologie der Griechen.* Leipzig 1865. 8°. I. Bd.

[5]) Röth. A. a. O. S. 345.

[6]) Bursian. A. a. O.

dichterischen Talenten gedieh, bewegte sich entweder an den Höfen von Tyrannen, wie Anakreon und Simonides, oder auch gleich Alkaios, im Kampfe gegen sie, jedenfalls der Mehrzahl nach in der Epoche der Tyrannis.

Da nun, wie erwähnt, die Poesie für den mangelnden Halt der Religion nicht Ersatz zu leisten vermochte, musste auf andere Weise ein Surrogat dafür gewonnen werden. So weit wir das heutige Ergebniss unseres Wissens zu überschauen vermögen, sind nirgends im Weltgetriebe die Spuren einer moralischen, sittlichen Weltordnung wahrzunehmen, noch etwa gar wissenschaftliche Beweise dafür zu erbringen. Trotzdem lässt sich die Nothwendigkeit dieses Irrthums historisch schon dadurch erweisen, dass die bürgerliche Gesellschaft zur Sicherung der moralischen Ideen den Glauben an eine moralische Weltordnung niemals entbehren konnte. Die Begründung dieses Irrthums war von jeher Aufgabe der Philosophie. So begann auch bei den Hellenen die philosophische Thätigkeit. Während aber die Namen der griechischen Denker mit wohlbekanntem Klange an unser Ohr schlagen, sind Jene vergessen, die vor ihnen die heute angestaunte Weisheit predigten. Gleichwie in der Götterlehre die Hellenen fremdes Material benützten, war auch ihr Denken kein originelles. Mühsam kamen sie zu Schlüssen, bei denen man längst zuvor in Aegypten, Indien und selbst, wie ich früher zeigte, in China angelangt war. Verdächtig ist schon der Umstand, dass kein griechischer Philosoph genannt wird vor 670 v. Chr., als Aegypten den Fremden seine Häfen erschloss. Der erste Philosoph war Thales, um 600 v. Chr., und dieser von phönikischer Abkunft. Die ersten philosophischen Schulen bildeten sich auch nicht in Hellas, sondern bei den kleinasiatischen Joniern, die mit Persern und andern in Contact standen. Die Anfänge dieser jonischen Schule (Thales, Anaximander 610—246 v. Chr., Anaximenes 560 oder 548 v. Chr. geb. und Herakleitos um 500 v. Chr.) sind geradezu kindisch und beginnen mit der Einführung von ein paar volksthümlichen Irrthümern von Aegypten. Es leidet wohl keinen Zweifel, dass die griechischen Philosophen und Mystiker die Lehre von der Seelenwanderung dem Ideenkreis der orientalischen Religionen entnahmen. Pythagoras (geb. etwa 580—568 v. Chr.) und Plato (geb. 21. Mai 429 v. Chr.) sind als die bekanntesten Vertreter der Ideen über die Seelenwanderung anzusehen. Beide glaubten überdies einen neuen Beweis für den Begriff der Seele und der Wanderung derselben beibringen zu können. Das mystische Gefühl der Vorexistenz, der Rückerinnerung ist ein beiden Denkern eigenthümliches Moment und soll als überzeugendes Gedanken- und Gefühlselement wirken. So behauptete Pythagoras, dass er schon einmal in Phrygien unter dem Namen des Midas gelebt habe. Nach Zeller [1]) soll die Idee der Seelenwanderung zuerst als traditionelles

[1]) Zeller, *Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwicklung dargestellt.* Leipzig 1869. 8⁰. 3 Bde. 3. Aufl., das beste und ausführlichste Werk über die griechische Philosophie.

Erbstück in den Mysterien (Geheimgottesdienst) cultivirt worden und erst von da aus in das Bereich der Philosophie übergegangen sein. Plato wird von den mystischen Philosophirern als derjenige angesehen, der zuerst den Seelenbegriff „wissenschaftlich" begründet habe. Das positive Wissen dieser griechischen Philosophie ist überaus gering, obwohl später gar manche Entdeckung auf sie zurückgeführt ward. Was die Anaximenes zugeschriebene Entdeckung der Schiefe der Ekliptik mit Hülfe des Gnomon's betrifft, so war sie nur eine Prahlerei seiner ruhmredigen Landsleute. Dieselbe lag völlig ausser dem wissenschaftlichen Bereiche Jemandens, der keine genauere Vorstellung von der Natur der Erde besass, als dass sie einem breiten in der Luft schwimmenden Blatte gleiche. Dass Anaximander die ersten Landkarten verfertigt habe, lässt sich kaum mit der Thatsache vereinen, dass die Aegypter Geometrie zu eben dem Zwecke 30 Jahrhunderte ehe er geboren wurde, getrieben hatten. Was seine Erfindung der Sonnenuhren anbelangt, so ist diese in Wirklichkeit eine sehr alte orientalische Erfindung. Und dass er der Erste gewesen, der eine genaue Berechnung des Umfanges und der Entfernung der Himmelskörper angestellt habe, ist unverträglich mit einem Systeme, welches für die Erde eine cylindrische Gestalt annimmt [1]). Die Weltbeschreiber der jonischen Schule blieben alle in gröster Sinnestäuschung befangen [2]). Selbst die Pythagoräer oder Pythagoras, der unter allen griechischen Philosophen vor den Perserkriegen den nachhaltigsten Einfluss nicht nur auf Hellas, sondern selbst auf das königliche Rom ausgeübt hat, lehrten die Kugelgestalt der Erde nicht aus mathematischer Ueberzeugung, sondern aus geometrischen Schicklichkeitsgründen, weil sie in der Schöpfung immer nach dem Vollendeten suchend, der Erde die vollkommensten Körperformen zutrauten. Es ist daher nicht zu verwundern, dass die Griechen in der Zeitrechnung z. B. was Genauigkeit in der Berechnung anbetrifft, von einem Volke wie die americanischen Tolteken weit übertroffen wurden.

Dem gegenüber erfordert die Billigkeit nicht zu verschweigen, dass schon die sogenannten „jonischen Philosophen" versuchten, ohne Rücksicht auf die Volksmetaphysik, d. h. den nationalen Götterglauben, ein grossartiges Bild der Entstehung des Weltganzen aus einem materiellen Gestaltungsprincip heraus zu construiren. Diese Versuche verdienen unsere vollste Achtung — zumal sie in einer Zeit auftauchten, in der das ganze hellenische Geistesleben sich noch vollauf in den Bahnen der hemmenden Mythe bewegte, in einer Zeit, in der man von Bewegung und Beschaffenheit unserer Erde die allerdürftigsten Vorstellungen hegte.

Was haben nun die jonischen Philosophen gelehrt? Der erste derselben, Thales macht das Wasser — also das „flüssige Element" — zum absoluten Erklärungsprincip der Weltentstehung. Sein Nach-

1) Draper. A. a. O. S. 61—81.

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 30.

folger Anaximander denkt schon viel abstracter und stellt sich die Aggregatzustände in seinem chaotischen Urstoff gemischt vor, wonach also dieser Urstoff nichts anderes als die noch ungetrennte Einheit der Elementargegensätze wäre. Anaximenes endlich nimmt als materiell universalgestaltendes Princip die „Luft" an. „Wie unsere Seele," so lautet das einzige echte uns überlieferte Bruchstück „Luft sei und uns zusammenhält, so umfasst Hauch und Luft die ganze Welt." Ob nun aber Anaximenes die „Luft" in ihrer specifischen Gestaltung als „atmosphärische Luft" vor Augen gehabt oder ob er mit seiner „Luft" ganz abstract die „gasförmige Materie" gemeint und auch vollkommen bewusst diese gasförmige Materie, weil als lockerste Gestaltungsform zum materiell gestaltenden Welterklärungsprincip erhoben hat, ist wohl eine müssige Streitfrage. Gehörte sicherlich nicht nur eine sehr erhebliche Kraft der Abstraction, sondern auch das gesammte naturwissenschaftliche Wissen und Können des XVIII. Jahrhunderts dazu, um die jetzige Gestaltungsform der Erde und des Universums von einem gasförmigen Urzustande abzuleiten, so können wir Angesichts der oben mitgetheilten Thatsachen die Frage, ob das griechische Denken einer derartigen Abstraction fähig war, unbedingt mit Nein beantworten. Wir werden daher Jenen Recht geben, welche behaupten, die griechischen Naturphilosophen hätten bei ihren Erklärungsversuchen in Betreff der Weltentstehung abwechselnd einzelne „Elemente" — das Wasser bei Thales, die Luft bei Anaximenes, das Feuer (oder die Wärme?) bei Herakleitos — als erklärende Principien fungiren lassen. Was Letzteren anbelangt, so nimmt er sicherlich in unserer Achtung die höchste Stellung ein. Während nämlich die von Xenophanes im VI. Jahrhundert v. Chr. zu Elea in Unteritalien gegründete philosophische Schule an einem ewigen und unveränderlichen Sein aller Dinge festhielt und dabei alles Werden und alle Entwicklung für Schein erklärte, leugnete im geraden Gegensatze zu den Eleaten, Herakleitos alles feste Sein und erklärte die Einheit des Seins und Nichtseins, das Werden für das absolute Princip aller Dinge. Nichts ist beständig; Alles ist in stetiger Veränderung, in endloser Bewegung und Strömung begriffen. „Alles fliesst" (*πάντα ῥεῖ*). Dieses Princip des Werdens ward später auch von der platonischen Philosophie angenommen. Allein, wenn auch die Forschungen nachfolgender Jahrtausende eine gewisse Richtigkeit solcher ursprünglichen Ideen ergaben, so lag diesen Anschauungen doch nichts zu Grunde, was nur auf einen leisen Schimmer von Wahrheitserkenntniss hindeuten mochte. Es ist überhaupt ein allgemein verbreiteter Irrthum, Griechenland als Ganzes sei ein gelehrtes Land gewesen. Von Wissenschaft, welche allein der philosophischen Speculation eine solide Basis zu bieten vermag, lässt sich nicht sprechen vor Aristoteles, dem Lehrer und Zeitgenossen des makedonischen Alexanders, welcher das eigentliche Nationalleben der Griechen zertrümmerte. In der Geschichtschreibung werden schwache Anfänge gemacht durch die Logographen und die Geschichte der vor-

euklidischen Mathematik[1]) beweist, dass es von den antiken, bisher gemusterten Culturvölkern keines gab, welches in der Zeit vor den Perserkriegen die Griechen an Wissen nicht weit überragt hätte.

Wohl trat auch in Griechenland eine Periode des Skepticismus ein; die politischen Denker begannen die Orakel zu verachten und die Lehrer der Moral die Poeten zu verdammen. Doch beschränkte sich dieser Skepticismus nur auf die Hervorragendsten der geistigen Elite. Thukydides mag die Gedanken eines Perikles, eines Pheidias und Anderer ausgedrückt haben, allein Herodot vertritt weit mehr die Allgemeinempfindung. Die Skeptiker selbst würden wohl die Religion als für die unwissende Menge nothwendig betrachtet haben und eine grosse Zahl der skeptischen Athener scheute sich, respectlos von einem Glauben zu sprechen, in dem Athen zu solcher Macht und solchem Glanze gereift. Wo würde die Glorie Griechenlands bleiben, wenn die Porticus seiner Tempel niedergerissen wären und der Epheu auf ihren umgestürzten Capitälen wucherte? Und selbst unter den Denkern schwand der Skepticismus bald wieder, mindestens zum Theil. Das demosthenische Publicum war ein orthodoxeres als das perikleische und die angenommene Vernichtung der griechischen Religion nur eine Phase der Speculation, eine Mode unter den Philosophen, aber keine Abdication des nationalen Glaubens[2]).

Die griechische Kunst.

Der vergleichenden Völkerkunde verdanken wir die Aufklärung, dass bei allen rohen Völkern die Kunstfertigkeit ihr Wissen unendlich überragt. Aeusserungen eines, wenn auch rohen Kunstsinnes trifft man bei den niedrigsten Menschenarten der Jetztzeit wie in den Ueberresten der Renthierperiode. Wir wundern uns desshalb nicht, wenn auch bei den Hellenen die Anfänge der Kunst sich in der Nacht der Zeiten verlieren. Aus der Völkerkunde erhellt ferner überall der Vorsprung der Architektur vor den übrigen Künsten; ihr Auftreten ist eben im Grunde an ein materielles Bedürfniss geknüpft. Es ist fast gar kein Volk zu nennen, welches nicht in einer oder anderer Weise Spuren seines Bausinnes hinterlassen hätte oder noch heute äussert, und überall und zu allen Zeiten sind es Tempel oder Grabmonumente, denen die meiste Sorgfalt gewidmet erscheint. Von den Dolmenerbauern sind fast gar keine anderen Spuren von Kunstsinn erhalten, als diese rohen Anfänge architektonischer Thätigkeit. Vergeblich sehen wir uns um Kunsterzeugnisse bei Stämmen vom Range der indischen Khassias oder der Brahu in Beludschistan um; dennoch erbauten die einen riesige *Menhirs* und Steintische[3]),

1) Siehe darüber das werthvolle Werk von Dr. Hermann Hankel, *Zur Geschichte der Mathematik im Alterthum und Mittelalter*. Leipzig 1874. 8°.

2) Vgl. Mahaffy. A. a. O.

3) Vgl. W. Bär und Friedr. v. Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch*. S. 278—282.

die anderen die seltsamen *Tschap* und *Tschedas* [1]). So schufen auch die Hellenen früher Baudenkmale, ehe sie Götterbilder meisselten. Wer sich aber durch die poetische Vollendung der homerischen Gesänge zu einer hohen Meinung von den Anfängen der hellenischen Kunst verleiten liesse, müsste staunen über den für ihn seltsamen Contrast zwischen Kunst und Poesie, würde nicht zum Drittenmale die vergleichende Völkerkunde in unzähligen Fällen an noch heute lebenden Stämmen die Kunst von der Poesie bei weitem überflügelt zeigen. Das Volkslied insbesondere und der nationale Heldengesang erlangen mitunter eine ansehnliche Entwicklungsstufe bei Nomadenhorden, deren Kunstsinn nur in den allerrohesten Formen sich äussert. Den Ethnologen kann es daher nicht überraschen in den homerischen Rhapsodien weder von Säulentempel noch von künstlerischen Götterbildern zu hören, während was an tektonischen, textilen und keramischen Leistungen vorhanden war, sich ausgesprochenermassen auf Import von asiatischen Culturländern beschränkte. Die Paläste der Könige aus der Heroenzeit mochten einem ländlichen Gehöfte nicht unähnlich und der Tumulus für hervorragende Persönlichkeiten die gebräuchlichste Gräberform gewesen sein. Daneben trat vereinzelt die Aegypten entlehnte Pyramide auf; den Quaderbau kannte man dagegen schon in erweislich hochalterthümlichen kyklopischen Mauerringen, nicht aber die eigentliche Gewölbeconstruction, so wenig wie den wirklichen Bogen, welch letzterer auch in historischer Zeit und selbst als man ihn sicher kannte von den Griechen verschmäht wurde. In diesem ältesten Kunststadium in Hellas kann der kunsttechnische Einfluss Phönikiens kaum überschätzt werden [2]). Selbst der eigentliche hellenische Baustyl, der Dorismus, ist keineswegs von fremden Einflüssen frei. Die dorische Säule wenigstens ist nicht im Ganzen, wie das dorische Gebälke, autochthon und urhellenisch, sondern in ihrem Haupttheile, dem Schafte, von aussen importirt. Es wird in der modernen Praxis Niemanden einfallen, irgend eine Sache noch als neu erfunden zu bezeichnen, wenn sie vor Jahrhunderten in einem Nachbarlande in allgemeinem Gebrauche war. Der dorische Schaft war aber mit seiner Verjüngung und seinen charakteristischen Canellüren in Aegypten mehr denn ein Jahrtausend früher in Gebrauch, wie jetzt Niemand mehr bestreiten kann, wer nicht etwa die Existenz der Denkmäler von Beni-Hassan läugnen will [3]). Wie es scheint, begann man die Anwendung der dorischen Aussensäule von Tempeln auch in Griechenland in der beschränkten Weise, wie wir sie an den Kapellen in Mesopotamien, Phönikien und an den Felsengräbern Aegyptens und Kleinasiens finden. Die Entwicklung des griechischen Tempels, in dem sich die Baukunst der Hellenen am reinsten und glanzvollsten ausspricht, vermögen wir Schritt für Schritt von seinen bescheidenen Anfängen, der einfachen, rechteckigen Cella der Heroenzeit, ja von den noch älteren Epochen

[1]) Bellew, *From the Indus to the Tigris.* London 1874. 8°. S. 54—57.
[2]) Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums.* S. 175.
[3]) A. a. O. S. 192.

an, wo die Cultbilder ohne weitere Zuthat auf Felsen, in Höhlen, an oder in heiligen Bäumen aufgestellt waren, durch die verschiedenen Stadien des Antenprostylos, *Amphiprostylos*-Tempel bis zu seiner höchsten Vollendung im *Peripteros* zu verfolgen. So sehen wir Jegliches in der Geschichte der menschlichen Civilisation gleichwie in der Natur selbst eine bestimmte lange Reihe von Entwicklungsphasen durchlaufen, die nothwendig vom Einfachen zum Zusammengesetzteren, Complicirteren oder, wie wir uns auch ausdrücken dürfen, höher Organisirten fortschreiten. An Stelle der Gebälkbildung in Holz trat endlich die Durchführung des Steinbaues, und es ist in hohem Grade wahrscheinlich, dass diese gewaltige Umwälzung gleichzeitig vor sich ging und alle hervorragenden Cultstätten umgestaltete. Aus dem Ende des VII. Jahrhunderts v. Chr. existiren schon vollendete peripterale Steintempel, doch finden sie sich nicht im Mutterlande, sondern vielmehr in den alten Colonien der unteritalischen und sicilischen Küste.

Die höchste Vollendung der hellenischen Architektur war indess, während die Peloponnes noch an alterthümlichen Formen haften blieb, Athen vorbehalten und fiel in die glänzende Zeit auch des politischen Aufschwunges nach den Perserkriegen. Hier in Attika, das zwar vorwiegend jonisch, jedoch mit dorischen Elementen reichlich versetzt war, trat dem Dorismus, dem männlichen und ächten Kinde des eigentlichen Griechenland, frühzeitig der jonische Styl zur Seite, dessen Elemente, soweit sie nicht identisch mit dem Dorischen und von Westen her entlehnt sind, von einem früher cultivirten Nachbarlande, nämlich vom Stromlande des Euphrat und Tigris stammen. Die jonische Säule zeigt diese Verwandtschaft in ihren zwei charakteristischen Merkmalen, in Base und Capitäl. Seit der Spiralenpolster an assyrischen Reliefs als Capitäl gefunden ward, müssen wir in dem Volutenglied das vom Osten her importirte Capitäl erkennen; dessgleichen treffen wir im Süden Kleinasiens, in Lykien, Spuren einer frühen Bildung jonischer Formen. In dem jonischen Kleinasien gedieh auch dieser Styl zur baldigen Entfaltung, in noch weit geschmackvollerer Weise aber in Attika selbst, wo auch der dorische Styl seine Vollendung gefunden. Der dorische Parthenon neben dem jonischen Erechtheion zu Athen veranschaulichten diesen Triumph beider Baustyle [1]). Dem jonischen Style ward in perikleischer Zeit eine fremde und eigenthümliche Zierblume aufgepfropft, das von Kallimachos erfundene corinthische Capitäl, aus dem später die Römer eine ganze corinthische Ordnung entwickelten, die in eigentlich griechischer Zeit gar nicht existirte, denn wahrscheinlich erreichten erst in der Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. die corinthischen Capitäle jene Form, welche wir unter diesem Namen verstehen [2]).

Dass gerade im Tempel [3]) die hellenische Baukunst zum voll-

1) Vgl. die kleine, nur 33 Seiten lange Schrift von E. Vinet, *Esquisse d'une histoire de l'architecture classique.* Paris 1875, welche einen trefflichen Ueberblick gewährt.

2) Reber. A. a. O. S. 193–246.

3) Die Behauptung, dass nur ein Theil der tempelförmigen Bauwerke der Griechen Cultstellen gewesen, andere dagegen ohne alle Cultweihe nur als Schatzkammern und zur

endetsten Ausdrucke gelangte, hat seinen Grund in dem offenbaren Anlehnen der Kunst an die Religion. Da Kunst wie Religion auf nämlicher Grundlage, dem Ideale, fussen, so ist klar, dass Kunst mit Religion zusammen fallen muss, so lange ein anderes Ideal als das der Religion nicht besteht; und so lange als die Religion ideale, wenn auch noch so verdunkelte Ziele anstrebt, wird ihr der Beistand der Kunst nicht fehlen. Schon im kirchenlosen Alterthume diente die Kunst vornehmlich religiösen Zwecken, die herrlichsten Bildwerke sind Götterstatuen und in den Tempeln entfaltete sich desshalb mit Vorliebe der architektonische Genius. Sehr spät erst wandte sich die Kunst profanen Zwecken zu, später noch entstand das Kunsthandwerk. Die innere Verwandtschaft von Religion und Kunst offenbart sich ferner darin, dass je verschiedener die Religionen, um so verschiedener auch die Künste der Völker sind. So lange ein Volk seine eigene Religion hat, besitzt es seine eigene Kunst. Die nationale Kunst beherrschte daher das gesammte Alterthum; die Typen der alten Kunstarten sind in ihrem Grundwesen verschieden und die Kunst selbst überschritt die Grenzen des Volkes nur mit der Religion zugleich [1]). Dies steht der tieferen Erkenntniss, dass möglicherweise die ersten Typen der Kunst wie jene der Sage und folgerichtig der Religionen auf einen Ursitz, wie etwa Aegypten, zurückzuführen seien [2]), eben so wenig entgegen, wie die dermalige Vielheit der Racen der ursprünglichen Einheit unseres Geschlechtes. Die neueren assyrischen Ausgrabungen haben bedeutsame Fingerzeige für die Herkunft der hellenischen Kunst [3]) geliefert, und wie in vielem Anderen mag auch auf dem geistigen Gebiete der Volkscharaktere das Vererbungsgesetz zur Geltung gelangt sein. Sind aber in der Urzeit die Ideale auch von Volk zu Volk gewandert, so haben sie sich doch bei jedem je nach seiner ethnischen Anlage zu scharf umgrenzten Individualitäten in Kunst und Religion ausgeprägt.

Wie überall schloss sich also auch in Hellas die Kunst im Allgemeinen an die Religion und speciell die Sculptur oder Plastik zunächst der Architektur an. Die Bildnerei findet Pflege bei Völkern

Feier politischer, nicht religiöser Feste gedient hätten, wesshalb man *Cult*-Tempel und *Agonal*-Tempel unterscheiden wollte, ist kürzlich völlig widerlegt worden durch Eugen Petersen, *Die Kunst des Pheidias am Parthenon und zu Olympia.* Berlin 1873. S. 3 ff. und Leopold Julius, *Ueber die Agonaltempel der Griechen.* München 1874. 8°., welche die Existenz der vermeintlichen Agonaltempel durchaus läugnen.

[1]) Nach Dr. E. A. Riegel, *Grundriss der bildenden Künste. Eine Kunstlehre.* Hannover 1865. 8°.

[2]) Julius Braun, *Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgange durch alle Völker der alten Welt hindurch.* Wiesbaden 1873. 8°. 2. Aufl. und desselben *Naturgeschichte der Sage.* München 1864—65. 8°. 2 Bde.

[3]) A. Conze (*Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst.* Wien 1870. 8°.) weist den Zusammenhang altgriechischer und nordischer Kunstformen nach, den er als einen indogermanischen, alteuropäischen Styl bezeichnet, der, von dem vorderasiatischen verschieden, mit der neuen Cultur von diesem verdrängt wurde. Vgl. auch F. Unger, *La miniature irlandaise, son origine et son développement.* (*Revue celtique.* I. Bd. S. 9—27.) Die civilisations- und kunstvermittelnde Rolle der Phöniker bei diesem Verdrängen hat Braun in seiner *Geschichte der Kunst* scharf hervorgehoben.

von noch sehr roher Gesittung; phantastische Götzenbilder grinsen uns auf der einsamen Osterinsel [1]) an, bilden den Schmuck birmanischer und siamesischer Pagoden wie aztekischer Teocallis, und nicht zu verachtende Anfänge der Bildhauerei verrathen die aus dem härtesten Porphyr geschnittenen Pfeifen aus den räthselhaften Mounds im Mississippi- und Ohiothale [2]). Die ältesten, aus Holz geschnitzten Götter- richtiger wohl Götzenbilder der Hellenen *(Xoana)* können wir uns kaum roh genug vorstellen [3]); und dies ist sehr begreiflich, wenn wir uns gegenwärtig halten, dass die „Naturnachahmung" keineswegs, wie vielfach angenommen wird, der erste Schritt auf der Bahn der Künste gewesen. Den Ausgangspunct bilden jedenfalls die einfachsten geometrischen Formen; das geometrische Ornament ist eine primäre Erscheinung, repräsentirt eine frühere, ursprünglichere Kunststufe, die von jedem Volke hat zuvor erstiegen sein müssen, ehe die nachbildende Darstellung von Naturgegenständen, als eine secundäre Erscheinung, auf die Tagesordnung kommen konnte. Erst wenn der rein geometrische Zierrath einen gewissen, je nach Umständen allerdings sehr verschiedenen Grad der Ausbildung erreicht hat, beginnt die Anwendung der ihm zu Grunde liegenden Formelemente als Zeichen, also „in monumentalem" Sinne zur Fixirung von Gedanken. Dies führt zunächst zur eigentlichen darstellenden Kunst, zum Bilde, und wenn die steigende Lust am künstlerischen Nachbilden als solchem sich endlich selbst dort geltend zu machen beginnt, wo es sich nicht um Fixirung von Gedanken, also um kein stoffliches Interesse handelt, auch zur Verwendung der Naturformen in blos „ornamentalem" Sinne, zum nachbildenden Zierrath. Lange zwar bleibt auch jetzt noch die starre geometrische Form Herrin und Meisterin der Kunst, doch nicht für immer: früher oder später kommt die Zeit, wo die darstellenden Formen ihr gegenüber frei und selbständig werden und dafür nun die Naturgebilde um so treuer und lebendiger wiedergeben. Es mag paradox klingen, ist aber darum nicht minder wahr: das blosse Nachbilden setzt eine höhere Culturstufe voraus, als das selbständige Erzeugen von Formen [4]).

Nach dem Gesagten begreift man wohl, dass die rohen Xoana's der Griechen schon eine ungemessene künstlerische Vorgeschichte voraussetzen. Von diesen Götzenfratzen bis zu jenen Götteridealen, die als höchste Leistungen der hellenischen Kunst gelten, ist aber ein ebenso langer wie mühevoller Weg. Zwischen den Werken der angeblichen Daidaliden (von δαιδάλλειν, kunstreich schnitzen) bis zu Pheidias liegt ein Zeitraum von 6—700 Jahren. Nur Weniges kennen wir von diesem Wege; die meisten Strecken desselben werden für immer dunkel bleiben. Ist der vermeintliche ägyptische Ursprung der griechischen Plastik jetzt wohl auf spätere secundäre Einflüsse

[1]) Siehe Rud. A. Philippi, *La isla de Pascua i sus habitantes.* Santiago de Chile 1873. 8°.
[2]) Bär und Hellwald. A. a. O. S. 466—467.
[3]) Reber. A. a. O. S. 265.
[4]) Dr. O. Hostinsky, *Zur Vorgeschichte der Kunst.* (*Ausland* 1876. Nr. 4. S. 65.)

reducirt worden, so stellen die neuesten Forschungen eine Beeinflussung der ältesten Bildnerei Griechenlands durch die vorderasiatische Kunst immer mehr ausser Zweifel. Die mesopotamischen Reiche sind als der Herd zu betrachten, von welchem aus die Cultur der asiatischen Westküsten ihre erste Nahrung empfing. Dies gilt nicht allein für die Architektur sondern in gleicher Weise für die Plastik, in beiden Gebieten jedoch so, dass die glänzend entfalteten Blüthen die orientalischen Keime oder wenigstens Einflüsse kaum mehr verriethen [1]). Am Löwenthore zu Mykene erkennt man noch die Verwandtschaft mit assyrischen Thierbildungen und selbst in den zwei ersten Jahrhunderten nach dem Anfang der Olympiadenrechnung scheint sich die Kunstthätigkeit in ihrer Richtung wenig verändert zu haben. Zur Förderung der statuarischen Kunst bedurfte es nun vor Allem neuer technischer Errungenschaften. Diese wurden zu Anfang des VI. Jahrhunderts gewonnen und bestanden in der Einführung des Bronzegusses, in der Marmorplastik und in der chryselephantinen (Goldelfenbein-) Technik. Jede Art hatte ihre allmählige Entwicklung und wenigstens die erste und letztere ihre Stufen mit vorbereitenden und unterstützenden Nebenerfindungen. So war es für den Erzguss, der sich in der griechischen Kunstgeschichte an die Namen eines Rhoikos und Theodoros von der Insel Samos knüpft, — die Aegypter sollen den Hohlguss schon im XIV. Jahrhundert v. Chr. gekannt haben und auch den Phönikern war derselbe nicht fremd — unerlässlich, dass die Thonplastik [2]) einen entsprechenden Aufschwung nahm. Mit diesem steht der Name des in Corinth sesshaften sikyonischen Töpfers Butades in Verbindung, mit welchem die Thonbildnerei wesentliche Fortschritte machte und erst die Befähigung erlangte, die Mutter des Erzgusses zu werden, der ja Thonmodell und Thonform voraussetzt. Wie Samos die Heimat des hellenischen Bronzegusses, so ward für die Marmortechnik Chios die Geburtsstätte; doch begann dieselbe auch an anderen Puncten, in Sikyon, Argos, Kleone und Ambrakia zu blühen. Ihren Höhepunct sollte aber die Plastik in der Goldelfenbeintechnik erreichen. Erst nachdem alle diese Grundlagen für die Entwicklung der griechischen Plastik bereits gelegt waren, scheint die Kunst in weitere Bahnen eingelenkt zu haben. Um diese Zeit beginnen nämlich neben den Göttern in sehr grosser Zahl auch die Heroen der Sage und besonders die olympischen Sieger mit in den Kreis der statuarischen Darstellung zu gelangen. Von einer Idealbildung der Götter ist aber damals noch keine Rede, sondern die Attribute sind es, auf welche

[1]) Reber. A. a. O. S. 264.

[2]) Der Rahmen dieses Buches gestattet mir nicht auf Details einzugehen. Für jene, welche über die in mannigfacher Hinsicht so interessante Thonplastik oder Keramik Belehrung suchen, nenne ich folgende neuere Werke: Albert Jacquemart, *Histoire de la Céramique*. Paris 1873. Samuel Birch, *History of ancient pottery. New and revised edition with coloured plates and woodcuts.* London 1873. 8⁰. (vielleicht die beste Uebersicht der antiken Töpferei bietend). J. B. Waring, *Ceramic art in remote ages.* London 1875. Ein ganz hübscher orientirender Aufsatz ist der von Froehner, *Anthropologie des vases grecs.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. März 1873. S. 223—231.)

in dieser Zeit das meiste Gewicht gelegt wird. So erscheint die Pallas am Giebel des Athenatempels von Aegina durchaus noch im Anschluss an diesen älteren statuarischen Typus gearbeitet. Das Auftreten der aeginetischen und der attischen Schule, welcher die sikyonische und argivische folgten, dann das Wirken des Kalamis (aus Athen?), Pythagoras aus Rhegion in Unteritalien und des Myron aus Eleuthera in Böotien bereiteten die Glanzepoche der hellenischen Plastik unter Pheidias vor. Die gewaltigen Schöpfungen dieses Kunstheros und seines Zeitgenossen Polykleitos, der unter allen Bildhauern den meisten Einfluss auf die fernere Kunstentwicklung geübt, fallen wie jene des Myron, Alkamenes und Agorakritos in das grosse Zeitalter der Perserkriege.

Gerade so nämlich wie die Erschliessung des alten Culturlandes im Nilthale unter Psammetich 670 v. Chr. auf Griechenland's Entwicklung von unberechenbarem Einflusse gewesen und das zu jener Epoche noch halbbarbarische, wenn auch geistig hochbegabte hellenische Volk mit den seit Jahrtausenden aufgespeicherten Culturschätzen des Orients beschenkt hatte, so sollten auch die Perserkriege zu einem neuen Wendepuncte in dem bisher mit bemerkenswerther Langsamkeit sich bewegenden Culturgange der Griechen werden. Hatten diese, wie ich in dem Capitel über Aegypten erwähnte, aus diesem Wunderlande die Vorbilder ihrer architektonischen Ordnungen und selbst ihre Ornamente und conventionellen Darstellungen entlehnt; hatten sie von dort die Modelle zu ihren Vasen bezogen, waren viele ihrer Sagen, die Untersuchung vor den Höllenrichtern, Strafe und Belohnung eines Jeglichen, der Hund Cerberus, der stygische Fluss, der See der Vergessenheit, die Geldmünze, Charon mit seinem Nachen, das Elysium und die Inseln der Seligen, ägyptischen Ursprungs, so gaben die Perserkriege Veranlassung zu jener Entwicklung der griechischen Kunst, welche mit so grossem Rechte die Bewunderung späterer Jahrhunderte auf sich zog [1]). Wer die Raschheit anstaunt, mit der diese Kunst in einem Zeitraume von nicht viel mehr als hundert Jahren zu den grandiosen Leistungen des Pheidias emporwächst, der wird für diese Erscheinung nach einem tieferen Grunde suchen. Dass erst während und nach den Perserkriegen die Culturblüthe von Hellas sich entfaltete, steht unerschütterlich fest, und wenn sie auch nicht „wie vom Himmel gefallen" war, so hat sie doch sicherlich in dieser kurzen Spanne Zeit einen mächtigen Ruck gemacht, mächtiger denn die gesammte Kunstentwicklung bis dahin. Wie eine Blume, die langsam aber stetig gewachsen, endlich die fesselnde Hülle der Knospe zersprengt und nun mit einem Male in strahlender Schönheit sich offenbart, geradeso erblühte unter den Händen des Pheidias die griechische Kunst, ihrer alten Schranken ledig, plötzlich und überraschend zu einer kaum geahnten Herrlichkeit empor [2]). Wenn nun Jemanden ein solcher

[1]) Draper. A. a. O. S. 99.

[2]) Friedrich Schlie, *Ueber die Bildung griechischer Götterideale, besonders des Zeus und der Hera.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* Nr. 295 vom 22. October 1874.)

Vorgang nicht anders als durch eine „göttliche Offenbarung“ erklärbar schiene, wenn er darin ein Wunder erblicken wollte, „gegen welches sämmtliche Wunder der *Acta Sanctorum* Kinderspiele sind,“ so wollen wir solchem Geschmacke keinen Zwang anthun. Läppisch und auf auffallender Unkenntniss der Analogien in den natürlichen Entwicklungsprocessen beruhend ist aber der Einwand, dass ein solcher Vorgang das ganze System der Entwicklung unerbittlich über den Haufen werfe [1]; gewiss schuf derselbe Geist Homers und Pheidias Gestalten, wie ja die Hellenen von allem Anfange an die Begabung, die nothwendigen Anlagen zu der späteren Culturentfaltung mitbrachten. Dies hindert nicht, dass die vorhandenen Keime lange im Verborgenen schlummern konnten und eines äusseren Reizes bedurften, um zur vollen Entwicklung zu gelangen. Auch die Pflanze trägt die Keime der Blüthe in sich und setzt Knospen an, die jedoch ohne den äusseren Reiz der erwärmenden Sonnenstrahlen ihre Kelche niemals erschliessen. Und einen solchen äusseren Reiz bildet in der Entwicklungsgeschichte der Cultur — die vergleichende Völkerkunde ist solcher Beispiele voll — die Berührung mit anderen, gesitteteren Völkern; je heftiger dieser Contact, desto rascher die Entfaltung. In dem halben Säculum, als die Hellenen in Folge des Kriegszustandes ihre Aufmerksamkeit auf asiatische und persische Dinge verschärfen mussten, ging ihnen ein neuer Horizont auf, wurde ihnen durch die räumliche Annäherung die Möglichkeit geboten, mit eigenen Augen die Erscheinungen einer fremden und — höheren Cultur zu betrachten. Die Perserkriege waren für die Griechen, freilich strenge genommen nur für die Jonier, eine wahre Schule, eine Epoche des Lernens, die Vorbereitung für das perikleische Zeitalter. Der Krieg fordert zudem an und für sich die Denkkräfte in höherem Maasse als gewöhnlich heraus und hinterlässt stets bei Völkern, welche den Stufen primitiver Rohheit entrückt sind, dauernden Culturgewinn. Es ist nicht zu viel gesagt, dass ohne die Perserkriege kein perikleisches Zeitalter zu verzeichnen wäre. Indem es den Kampf um sein Dasein focht, bereicherte sich Griechenland mit neuen Anschauungen, denen sein schöpferischer Geist bald plastische Vollendung verlieh. Die Behauptung ist ganz wahr, dass die Griechen nach jenen Kriegen in der Sculptur lebendige Menschengestalten hervorzubringen vermocht hätten [2]. Jetzt erst konnte der Bann der griechischen Kunst sich lösen und Pheidias das Götterideal finden, diese erhabenste Leistung der Kunst in ihrer möglichsten Klarheit und Schärfe erfassen. Sobald nun erst jenes wunderbare Geheimniss den Geist der Gottheit in den Körper und das Antlitz zu legen, und die Göttergestalt von einer bestimmt gegebenen charakteristischen Form aus zu entwickeln erschlossen war, da durchzitterte nicht nur eine gewaltige Begeisterung die Gemüther der hellenischen Künstler, sondern das ganze Volk erfasste eine Erregung, die wir uns in der That gar nicht grossartig genug ausmalen können. Erst später, gegen

[1] Otto Henne am Rhyn in der *Deutschen Warte.* VIII. Bd. S. 26.
[2] Draper. A. a. O. S. 99.

das Ende der ersten Hälfte des IV. Jahrhunderts, als der Kreis der ernsteren Gottheiten so ziemlich erschöpft war, begann man die Ideale der in ihren sinnlichen Reizen dem Menschen näher gerückten Gottheiten durchzubilden und zu vollenden. Vor Allen sind es Skopas und Praxiteles, welche die für die Kreise der Aphrodite, des Poseidon und des jünger gehaltenen Dionysos, sowie für deren zahlreiche Gefolgschaften von Dämonen und Halbgöttern wahrhaft classische Muster aufstellen. Allein an Stelle des ernsten Geistes der Pheidias'schen Periode erfüllen fortan Leidenschaften und niedrigere Regungen des Gefühls die Gestalten der bildenden Kunst [1]). Nach dieser Epoche nimmt die Erfindungskraft ab; das Gute hält noch an, aber es kommt kein Besseres hinzu; Griechenland geräth allmählig in Verfall.

Die dritte in der Reihefolge der Künste ist die Malerei, welche sich allerwärts am spätesten zu entwickeln pflegt. Obwohl die ältesten Tempel der Griechen zweifelsohne des Schmuckes der Farbe nicht entbehrten, so handelte es sich dabei doch mehr um eine Bemalung, denn um eigentliche Malerei. Letztere blieb sehr lange im Zustande der Kindheit, so sehr, dass bis in die Zeit der ersten Perserkämpfe die Maler sich nur Einer Farbe, meistens der rothen, bedient zu haben scheinen, womit sie den Umriss ausfüllten und worin sie den Schatten durch Schraffirung bezeichneten. Selbst in dem goldenen perikleischen Zeitalter, in welches das erste Schaffen grösserer Gemälde fällt, kannte man nur vier Farben und noch nicht einmal den Pinsel, dessen Gebrauch erst Apollodoros um 404 v. Chr. erfand. Auch soll er zuerst die Vertheilung von Schatten und Licht angewendet haben. Es ist klar, dass bis zu diesen zwei wichtigen Erfindungen von einer Malerei eigentlich keine Rede sein kann; zumal bis zum Gebrauche des Pinsels war alles Malen nur ein Zeichnen mit dem Griffel, mit dem man die Umrisse in die mit Farben überzogene Tafel eintrug; die Farben aber wurden in breiten Massen und ohne viele Verschmelzung mit dem Schwamme aufgetragen.

Im Gegensatze zur Malerei fand die Musik, wenn man diese als Kunst gelten lassen will, von jeher in Griechenland sorgfältige Pflege. Man kennt die Musik der gebildeteren Völker Asiens und Africa's im Alterthume, besonders jene der Griechen, wo sie die höchste Ausbildung erfuhr. Der rhythmische Theil einiger grossen dramatischen Compositionen ist mit hinreichender Sicherheit wieder hergestellt; der musikalische Theil entwindet sich allmählig den dichten Wolken, die ihn umgeben; auch die wesentlichen Züge der Tonkunst in ihren verschiedenen Zeiten lassen sich feststellen [2]), und daraus wissen wir, dass die Musik der Hellenen homophon, einstimmig und also eintönig war, ja dass man dabei von Melodie nicht reden kann.

[1]) Schlie. A. a. O.

[2]) Fr. A. Gevaert, *Histoire et théorie de la musique de l'Antiquité.* Gand. 1875. 8°. I. Bd.

Schliesslich sei hier noch, weil ich einen schicklicheren Ort dazu kaum finde, bemerkt, dass ein tiefes Naturgefühl, welches zwar Schiller ihnen absprechen zu müssen glaubte, die Hellenen beseelte [1]), wie es denn undenkbar erscheint, dass die wunderbare Pracht und Herrlichkeit der antiken Landschaft auf ein geistig und sinnlich so begabtes Volk weder bewusst noch unbewusst einen Eindruck gemacht haben sollte.

Literatur der Griechen.

Was am meisten und wohl mit Recht dazu beigetragen, das culturgeschichtliche Ansehen der Griechen zu erhöhen, ist die wunderbare Vollendung ihrer herrlichen Literatur. Schon am Anfange ihrer Geschichte, oder richtiger noch in mythenhaft verschleierten Epochen begegnen wir unter jonischem Himmel den epischen Gesängen des göttlichen Homeros und der Kykliker sowie der böotischen Sängerschule, als deren Meister Hesiodos aus Askra genannt wird. An den sprudelnden Quell dieser prachtvollen Poesie dürfen wir uns mit Recht Begeisterung trinken, wenn wir nicht vergessen, dass die hohe Entwicklung der Dichtkunst an sich kein Beweis für die Culturhöhe des Volkes ist. Die Germanen waren noch Barbaren als sie die Eddalieder sangen und die arabischen *Moallakat* wurden noch in der vormuhammedanischen Epoche gedichtet. Die Araber des Muhammed waren aber ein rohes Beduinenvolk. Ja es scheint fast als sei die Poesie eine Blume, die nur in der Völkerjugend zu höchster Entfaltung gelange. Dies deutet auch die Entwicklung aller Literaturen an, welche mit der Poesie anheben und gesetzmässig erst später zur Prosa fortschreiten. Die Dichtkunst ist also überall älter als die prosaische Literatur, und was uns heute das Schwierigere, Höhere dünkt, war dereinst das Ursprüngliche, Anfängliche, dem Vorwalten von Phantasie und Gefühl Entsprechende. Nur allmählig und sehr langsam bildet die Prosa sich aus der Poesie hervor und erst wenn ein Volk seine Empfindungen und Gedanken in Prosa auszudrücken gelernt, hat es verständige Reflexion genug gewonnen, um seinen Platz in der Reihe der Culturvölker behaupten zu können. Schöpfungen der Dichtkunst vermögen demnach den culturellen Rang der Völker nicht zu bestimmen, denn die poetische Ader lässt sich vielen rohen Stämmen nicht absprechen, die nicht das geringste Schriftdenkmal in Prosa aufzuweisen haben. Die räuberischen Turkomanen besitzen ihr Volksepos des Karroglu, dessen schönste Lieder im Gedächtnisse jedes ächten Sohnes Turkestans leben, und selbst den Maori Neuseelands sind dichterische Regungen nicht fremd. Auch die hohe Entwicklungsstufe der Poesie selbst darf nicht täuschen, denn sonst müssten wir augenblicklich die alten

[1]) Die Schiller'sche Anschauung widerlegt Prof. Dr. W. H. Roscher, *Das tiefe Naturgefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwicklung.* (*Jahresbericht über die Fürsten- und Landesschule Meissen.* Meissen 1875. 4°.)

Finnen den gefeiertsten Culturnationen beizählen, weil nach dem Ausspruche Jakob Grimm's sehr viele Epen des *Kalewala* in Bezug auf Treue der Naturschilderungen und reiche Phantasieschöpfungen den homerischen Gesängen würdig an die Seite gestellt werden können.

Bei aller aufrichtiger Bewunderung der althellenischen Volkspoesie lässt sich demnach in ihr allein durchaus kein Anhaltspunct für die hohe Meinung von der griechischen Gesittung erfinden. Eben so wenig kann man daraus schliessen, dass „natürlich“ ein so geistvolles Volk sich schon frühe der Wildheit entwöhnte [1]). Auch der fernere Verlauf der Literaturentwicklung in Hellas spricht für meine Auffassung, denn die ersten Epochen, die man vielleicht historisch zu nennen wagen darf, nämlich das VI. und VII. Jahrhundert vor unserer Aera werden vorwiegend durch die Lyrik der Aeolier und Dorer mit ihren verschiedenen Stylarten beherrscht, welche sich aus der Epik, wie die Elegie am deutlichsten erkennen lässt, entwickelte. Die Lyrik kennzeichnet aber auch die ältesten Producte der arabischen Poesie. Neben den leuchtenden Sternen der Lyrik wie Anakreon und Pindaros tritt die Fabeldichtung auf, die in Hellas der Sage nach sich an den Namen eines phrygischen Sclaven, Aisopos, knüpft (VI. Jahrhundert v. Chr.) und also wahrscheinlich nichtgriechischen Ursprunges ist.

Zu ihrem höchsten Fluge schickte die hellenische Literatur sich jedoch an erst nach den Perserkriegen, deren Bedeutung für die Culturentfaltung in Griechenland wächst, je mehr wir deren Wirkungen zu ergründen suchen. Wenn bis zu Beginn dieser halbhundertjährigen Kriegsperiode wir die Griechen bei all ihrer hervorragenden natürlichen Begabung, begünstigt durch die zauberischen Reize ihres Ländchens nur langsam auf der Bahn der Civilisation vorwärts schreiten sehen, wenn sie in dieser langen Frist, so bewundernswerth im Einzelnen auch ihre Werke, doch weder in künstlerischer noch in literarischer, noch endlich gar in wissenschaftlicher Hinsicht etwas geschaffen was sie über das Niveau begabter Naturvölker erhob oder von solchen doch mindestens wesentlich unterschied, und wenn dann nach der relativ kurzen Zeit von etwa fünfzig Jahren wie mit Einem Schlage im perikleischen Zeitalter die herrlichsten Schöpfungen der Architektur und der Plastik aus dem Boden wachsen und die Dichtkunst im Drama ihre höchste Vollendung feiert, so ist ein solches Zusammentreffen wenigstens wunderbar und geeignet zum Nachdenken anzuspornen. Die Gleichzeitigkeit zweier Erscheinungen an sich beweist freilich keineswegs deren ursächlichen Zusammenhang, in vorliegendem Falle wird sie aber als Erklärung wohl Jeder gelten lassen, der sich von den unabsehbaren Wirkungen, welche die Berührung mit einer fremden überlegenen Civilisation, wie die altasiatische war, hervorzurufen pflegt, genaue Rechenschaft zu geben vermag. Die Ursache dieser Berührung der

[1]) Johannes Scherr, *Allgemeine Geschichte der Literatur.* Stuttgart 1861. 8°. S. 60.

asiatischen Welt mit dem formen- und gestaltenbildenden Geiste der Hellenen waren nun zweifelsohne die Perserkriege, und wegen deren Folgen, welche naturnothwendig diesen Kämpfen anhefteten, darf man ihnen zuversichtlich das rasche Aufblühen der hellenischen Gesittung beimessen. Möglich, ja zugegeben selbst wahrscheinlich, dass die griechische Welt wenn auch viel langsamer auch ohne jene merkwürdigen Kriege zu ähnlichen Triumphen gelangt wäre; so sind dies müssige Speculationen, welche uns nicht in einem Buche beschäftigen können, das sich die Erklärung des wirklich Geschehen zur Aufgabe stellt. Immerhin wird man demnach von diesem Gesichtspuncte aus sagen dürfen: ohne Perserkriege kein perikleisches Zeitalter. Wollte aber Jemand diese Ursächlichkeit nicht anerkennen, so bildet das Phänomen des strahlenden Aufschwungs des hellenischen Geistes unter Perikles erst recht ein Wunder, für das man uns die Erklärung schuldig bleibt. Will man aber diese entzückende Erscheinung von dem gleichzeitigen politischen Aufblühen Athens ableiten, so gilt hier wiederum das oben über die Contemporaneität zweier Ereignisse Bemerkte; zudem führt diese in letzter Instanz doch auf die Perserkriege zurück, denen ja Athen seine politische Grösse verdankt.

So kann es denn keineswegs befremden, wenn jetzt erst die Krone der hellenischen Cultur, die vollendetste künstlerische Manifestation der antiken Weltanschauung, das Drama auf der Bühne der griechischen Literatur erscheint. Auch däucht es uns durchaus kein Wunder sondern sehr natürlich, dass der tapfere Aeschylos aus Eleusis, der grösste Genius des griechischen Theaters, der die Schlacht von Marathon 490 v. Chr. gegen die Perser und weiter Artemisium, Salamis und Platäa mitfocht, diesen selbst erlebten Kämpfen die Anregung zur plastischen Bildung seiner Gestalten entnahm, wie die Tragödie sie erheischt. Erst sechs Jahre nach Marathon, 484 v. Chr., errang er zum ersten Male den tragischen Siegespreis und es ist wohl erlaubt zu meinen, dass solch ein kriegerisches Ereigniss tiefen Eindruck auf die Phantasie des Dichters geübt. Wer je in offener Feldschlacht gestanden, wird die Wirkungen solchen unauslöschlichen, bewegungsreichen Schlachtenbildes vielleicht zu würdigen verstehen. Die oft noch rohe Grösse des Aeschylos erscheint zur reinsten Schönheit gemildert und geklärt in dem späteren Sophokles, während in der Tragik des noch jüngeren Euripides sich schon ein entschiedenes Hinabgleiten von der durch Sophokles erreichten dramatischen Kunsthöhe offenbart. Noch später als die Tragödie erreichte eine andere Form des Drama, die Komödie, ihre höchste Blüthe; diese fiel mit Aristophanes in die Zeit des peloponnesischen Krieges, als der Verfall der echten antiken Tragik schon begonnen hatte [1]).

Noch bedeutungsvoller ist, dass die Prosa in der griechischen Literatur eigentlich erst mit Herodot, also gleichfalls nach den

[1]) Scherr. A. a. O. S. 74—76.

Perserkriegen, anhebt, denn die früheren Logographen oder Mythographen kommen kaum in Betracht. Nahezu ausschliesslich bleibt die Prosa auf das Gebiet der Geschichte beschränkt, welches später in Thukydides und Xenophon eifrige Pfleger fand. Wenn aber Herodot mit Recht als „Vater der Geschichte“ bezeichnet wird, so sei bemerkt, dass auch das Erstehen der Disciplin an die Perserkriege gebunden war, denn um Geschichte schreiben zu können, muss zuvor Geschichte vorhanden sein. Eine solche besassen aber die Hellenen vor den Perserkriegen nicht, und ein Historiograph jener Epochen hätte nicht mehr zu verzeichnen gehabt als unter den Negercivilisationen von Bornu oder Bagirmi. Weder hier noch dort konnte desshalb in den geschichtslosen Zeiten ein Geschichtschreiber erstehen; die Perserkriege aber, als das erste tief eingreifende, nationalgeschichtliche Ereigniss, weckten den schlummernden Sinn für die historische Darstellung, in welcher Thukydides für alle Zeit mustergiltig bleibt. Doch verstanden diese griechischen Historiker noch wenig die Länderbeschreibung von der Darstellung der Begebenheiten zu trennen, deren Schauplatz die beschriebenen Länder gewesen[1]. Der Begriff der Geschichte hatte sich von jenem der Geographie noch nicht abgeklärt. Was sie aber, vom Standpuncte unseres heutigen umfassenden Wissens, so klein erscheinen lässt, ist, dass sie von ihrem heimatlichen Staatsleben ausgingen, Alles auf dasselbe bezogen und so ihr Vaterland und Volk zum Centrum des Weltalls machten, was es in Wirklichkeit niemals gewesen.

Wirthschaftliche Verhältnisse.

Schon zur perikleischen Zeit, als Athen zur unbeschränkten Demokratie geworden, kam es allmählig dahin, dass nicht nur alle Staatslasten auf die Schultern der Reichen gewälzt wurden, sondern auch die Mehrzahl der ärmeren Bürger geradezu auf Kosten des Staates leben wollte. Wer in den Rath gewählt wurde, oder als Richter fungirte, oder in der Volksversammlung stimmte, immer empfing er Sold dafür, freilich kaum so viel wie ein gewöhnlicher Tagelohn; und die wichtigsten Behörden waren absichtlich ungeheuer zahlreich, damit möglichst Viele dieses Soldes theilhaftig werden konnten; es gab z. B. regelmässig 6000 Richter, während die durchschnittliche Zahl der Bürger insgesammt nur etwa 20,000 betrug! Hierzu kam dann noch jene Unzahl von Lustbarkeiten, Schmausereien, selbst Kornvertheilungen, welche bald von Staatswegen, bald von angesehenen Privatleuten dem Volke gegeben werden mussten[2]. Bei der auf solche Art gezügelten Genusssucht des Volkes konnte es nicht fehlen, dass sich gar bald die Sykophanten einstellten, denen durch die Bestechlichkeit und den Parteigeist der Richter ein

[1]) Humboldt, *Kosmos*. I. Bd. S. 64.

[2]) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft*. S. 29.

leichtes Spiel gegeben war. Die im Volke immer mehr um sich greifende Bestechlichkeit machte sich übrigens schon früher, gleichzeitig mit der solonischen Ausdehnung der Volksrechte und zum Theile als eine Folge derselben bemerklich; Schritt für Schritt entwickelte sie sich mit der zunehmenden Macht der unteren Volksclassen. Sie führte dazu, dass die Demokratien, um sich ihres armen, bestechlichen, müssigen und daher unruhigen Pöbels zu entladen, entfernte Pflanzstädte gründeten; manche griechische Colonie hatte solch' unsauberen Ursprung; selbst unter Perikles ward durch Kleruchien die Versorgung „ärmerer Bürger" angestrebt. Nicht etwa aber, als ob die Bestechlichkeit, die Corruption, eine der Demokratie eigenthümliche Erscheinung und von dieser hervorgerufen wäre; das monarchische Sparta blieb davon ebenso wenig verschont. Die Corruption bildet ein Phänomen, welches in jeweiligen ethnischen Bedingungen seinen Ursprung hat; wo diese Bedingungen vorhanden, dort stellt sich die Corruption auch ein, ohne Rücksicht auf die Regierungsform; höchstens lässt sich aus der Geschichte entnehmen, dass demokratische Staatsformen mehr denn andere solche vorhandenen Keime in ihrer Entfaltung begünstigen [1]).

Der Beurtheiler der antiken Demokratie hat übrigens niemals ausser Acht zu lassen, dass das gesammte wirthschaftliche Leben im Alterthume auf der Sclaverei fusste, auf der Sclaverei mit all' ihren Folgen. Im Laufe meiner Darstellung habe ich, so oft wir dem Phänomen der Sclaverei begegneten, darauf hingewiesen, wie demselben eine ethnische Grundlage zukomme, wie dieses Institut, mit der gleichfalls auf ethnischer Basis beruhenden Kastenbildung enge verwandt, nicht mit einigen billigen Phrasen des Abscheues erledigt, sondern als eine in der Natur begründete Erscheinung aufgefasst werden müsse; es bildet in gewissen Culturstadien eine nothwendige Waffe im Kampfe um's Dasein, deren Anwendung erst in später Zeit entbehrlich wird [2]). In gewissen Erdräumen ist es heute noch und vielleicht für immer eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Das griechische Alterthum ist mit der Sclaverei innig verknüpft; sie ist ein Ueberbleibsel des Kastenwesens, welches in den ältesten Epochen auch bei den Hellenen üblich war [3]). Dass auch hier gerade so wie anderwärts ethnische Verhältnisse mit hereinspielen, ist gewiss. Die hellenischen Sclaven gehörten meistens anderen

[1]) Dass in der Gegenwart die demokratische Schweiz eine rühmliche Ausnahme macht, leider die einzige, bestätigt wohl nur die Regel. Die Corruption wuchert auch in monarchischen Staaten, wird auch nicht etwa durch die Republik erzeugt, meistens aber gefördert; denn nicht die Institutionen schaffen die Völker, sondern umgekehrt, die Völker schaffen ihre jeweiligen Institutionen. Siehe meinen Aufsatz: *Die Corruption in den Vereinigten Staaten*. (*Ausland* 1874. Nr. 13. S. 293.)

[2]) Siehe Bagehot. A. a. O.

[3]) Herodot. II. 167; auch Friedrich Lübker, *Reallexicon des classischen Alterthums*. Leipzig 1855. 8°. S. 892 hält eine frühere kastenartige Organisation des griechischen Volkes für wahrscheinlich; dann Roscher. A. a. O. S. 23. Hierher gehört die Vererbung gewisser Künste und Verrichtungen in bestimmten Geschlechtern; auch die Betrachtung der jonischen Phylen führt zu solchem Resultate.

Nationalitäten an; die gewöhnlichen Mittel in den ältesten Zeiten Sclaven zu bekommen, waren Krieg, Raub und Tauschhandel mit den Phönikern. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Hellenenthums lebten nur 4—5 Millionen Menschen hellenischer Abstammung, welche Griechisch als Muttersprache redeten und als Staatsangehörige politische Rechte genossen. Die Zahl der Sclaven bei sämmtlichen Griechen betrug dagegen etwa 12 Millionen Köpfe. Der grösste Theil bestand aus Ausländern und zwar, wie die meisten Namen anzeigen, von den Gegenden um die Donau und aus den inneren Ländern Kleinasiens [1]).

Blicken wir auf die Praxis der alten Volkswirthschaft, so hat sich dieselbe im Wesentlichen nach denselben Naturgesetzen vollzogen, wie die der neueren Völker, nur bietet sie das Eigenthümliche, dass sie über jene Periode, wo der Factor der menschlichen Arbeit, nicht aber das Capital in den Vordergrund tritt, verhältnissmässig nie sehr weit hinausgekommen ist. Namentlich ist ein grosser Theil dessen, was jetzt den Maschinen obliegt, durch Sclavenarbeit verrichtet worden. Ruderknechte mussten z. B. fast alles besorgen, was unserer Schifffahrt der Wind und die Dampfmaschinen leisten. Es ist ganz besonders der immer steigenden Menge und Geschicklichkeit aller Werkzeuge, Maschinen und Operationen beizumessen, wenn der Sclave des Alterthums erst in den Leibeigenen des Mittelalters, dann in den Lohnarbeiter der neueren Zeit umgewandelt worden. Die Arbeitersclaverei hängt aber noch überdies mit dem Capitalmangel im Alterthume zusammen, welch' letzterer sich dadurch wieder leicht genug erklärt, dass die Gesammtmasse der aus der Vergangenheit überlieferten Fonds regelmässig im Wachsen begriffen ist, damals also weit geringer sein musste als jetzt. Diese Capitalarmuth war nicht nur Ursache der Sclaverei, sondern auch der grossen Höhe des alten Zinsfusses [2]), der mit dem Steigen der wirthschaftlichen Cultur erst gesunken ist. Das Vorherrschen der Sclavenarbeit war also ebensowohl eine Folge wie auch eine Ursache niederer Cultur, denn alle Sclavenarbeit ist wesentlich schlecht [3]), darin sind alle Kenner einig.

Das Bestehen der Sclaverei hat aber auch noch andere Erscheinungen sowohl auf wirthschaftlichem als auf politischem Felde zu erklären: so die oben erwähnte langdauernde Ernährung der Mehrzahl auf Kosten der Minderzahl, welche nur in Sclavenländern möglich ist, wo die Mehrzahl der Vollbürger wegen des Darunterliegens der Sclaven doch nur einen kleinen Theil der Gesammtbevölkerung bildet; eben so ist beim Vorherrschen der Sclaverei die Entwicklung eines Arbeitslohnes fast unmöglich; die Erfahrung bezeugt nämlich, dass sich irgend ein zahlreicher, für gröbere Industrie

[1]) Ludwig Schaaff, *Encyclopädie der classischen Alterthumskunde.* Magdeburg 1820. 8°. II. Bd. S. 80.

[2]) Zur Zeit des peloponnesischen Krieges 18%, doch in manchen Fällen auch 38%.

[3]) Roscher. A. a. O. S. 15—20.

geeigneter Stand von freien Arbeitern neben einem Sclavenstande nicht zu halten vermag. Daher im Alterthume die Industrie sehr viel geringere Wichtigkeit besass als heutzutage; ja, obwohl die allgemeinen Naturgesetze, wonach jeder einzelne Industriezweig seinen Standort aufsucht, nachweislich auch damals ihre Geltung besassen, hatten die Alten für unsere heutige Industrie nicht einmal ein Analogon. Was an wichtigeren Gewerbserzeugnissen ein Land in das andere führte, war fast alles Luxusartikel. So unverkennbar der Zusammenhang zwischen Demokratie und Gewerbfleiss auch sonst ist, die Sclaverei musste sich als das Haupthinderniss der Entwicklung des Gewerbfleisses entgegenstellen. Uebrigens liebten bei den Griechen, gerade wie im Mittelalter, die frühesten Gewerbe eine kasten- oder zunftartige Gebundenheit, woraus sich erst auf den höheren Culturstufen eine mehr oder minder vollständige Freiheit des Betriebes entwickelte [1]. Wie sehr die Sclaverei zur Entsittlichung sowohl der Herren als der Knechte beiträgt, ist bekannt genug; insbesondere trübt sie die Reinheit der Geschlechtsverhältnisse, das Familienleben; es ist charakteristisch, dass der Kuppler der alten Komödie ein Sclavenhändler war; auch die auffallende Populationsverminderung, welche schon lange vor der Verwüstung durch die Barbaren in der antiken Welt eintrat, hängt mit der Sclaverei zusammen [2], die trotz dieser tiefen Schattenseiten eine Lebensbedingung für die Cultur des Alterthums bildete [3].

In jenen Epochen, welche den Uranfängen der Menschheit noch um zwei volle Jahrtausende näher lagen, hatte zwar die schon bis in dem Geschlechtsleben der Thiere erkennbare [4] Theilung der Arbeit Platz gegriffen, weder aber hatte dieselbe eine solche Durchbildung erfahren wie dermalen, noch waren die Alten zu einer wirklichen Werthschätzung der Arbeit überhaupt gelangt. Im Gegensatze zu den wissenschaftlich gebildeten Phönikern nährten die Hellenen die Vorstellung, Industrie und Gewerbe seien des freien Mannes unwürdig. Da nun behauptet wird, dass diese Vorstellung sich bei allen Völkern finde, wo die Arbeitskräfte social von den Staatsbürgern geschieden sind [5], so ist hier die Erinnerung am Platze, dass eine solche Vorstellung von keinem der bisher von uns durchmusterten Völker nachgewiesen ist, obwohl sich, China ausgenommen, überall diese Scheidung constatiren lässt. Neuerdings freilich ist der Nachweis versucht worden [6], doch kaum gelungen, dass die Arbeit als solche bei den Griechen keineswegs verachtet gewesen, sondern dass man nur im Allgemeinen einen Handarbeiter von Profession von der guten Gesellschaft ausschloss, wie das auch heute noch geschieht.

[1]) Roscher. A. a. O. S. 23.

[2]) A. a. O. S. 24—43.

[3]) Ueber die Zustände und Gattungen der Sclaven in der Blüthezeit der Griechen vgl. John Bowen, *The history of ancient slavery.* (*Mem. anthrop. Soc.* II. S. 383—388.)

[4]) Caspari, *Urgeschichte.* I. Bd. S. 81.

[5]) M. Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 19.

[6]) Von Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

Soweit wir mit der Leuchte der Geschichte in das Dunkel der Vergangenheit blicken, sehen wir Staaten durch das Recht der Eroberung entstehen. Wenn das Eroberervolk im eroberten Land sich niederlässt und dessen frühere Bewohner zwar im Besitze des Grundes belässt, dieselben jedoch zur Leistung gewisser Servituten in Bodenproducten und Handarbeit verpflichtet, bildet sich das sogenannte Grundholden-Verhältniss, wie wir es vornehmlich im mitteralterlichen Europa in Folge der Germanen-Eroberungen entstehen sehen. Doch haben derartige Verhältnisse auch bereits im Alterthum bestanden. Der Art war ursprünglich die römische Clientela und der Zustand der Heloten in Sparta, der Penesten in Thessalien.

Bei all diesen Verhältnissen verdienen besonders zwei Umstände Beachtung: Erstens dass derartige Verhältnisse nur bei ackerbauenden Völkern entstehen, zweitens dass zwischen dem erobernden und eroberten Stamm meist eine nähere oder entferntere Stamm- und Sprachverwandtschaft bestand, denn nur so ist jenes patriarchalische Verhältniss des Grundholdenthums erklärlich, welches zwischen den römischen Patronen und Clienten bestand, sowie das zwar nicht beneidenswerthe, aber immerhin nicht so fürchterliche Loos der Heloten und Penesten, wie manche alte und neue Autoren es schildern.

Jene mildere Art der Unterjochung, das Grundholdenthum, war fast in ganz Griechenland herrschend. Grundholden waren die attischen Theten[1]), ebenso wie die thessalischen Penesten, die lakonischen Heloten, die argischen Gymneten etc. Aber über das Wesen des Grundholdenthums und über den Zustand der Grundholden finden wir wenig Nachrichten bei den alten Autoren. Nur die Heloten werden öfter genannt; bei Erwähnung der Uebrigen wird meist blos gesagt, ihr Loos sei dem der Heloten ähnlich gewesen[2]).

1) Doch sind die Theten keinesfalls von Anfang an Leibeigene gewesen, sondern wahrscheinlich erst durch allmählige Verschuldung unfrei geworden.

2) Nach einem Vortrage des Dr. Emerich Pauer in der Sitzung der philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen Classe der kgl. ungarischen Akademie vom 23. November 1874. Der Redner führte aus: In Lakonien war der Grund in 9000 grössere Antheile unter die herrschenden Spartaner vertheilt. So fielen von den zur Vertheilung kommenden 40 Quadratmeilen auf je einen Antheil 59 Joch à 1200 Quadratklafter. Dieser Grund musste dann den spartanischen Grundherrn mit seiner Familie und die darauf angesiedelten 5—6 Heloten-Familien ernähren. Dies konnte, wie folgt, möglich gemacht werden: Der Spartaner erhielt von seinem Grunde 82 Medimnen Getreide, etwas Oel, Wein und Obst. Er selbst gab zur gemeinsamen Beköstigung monatlich ein Medimnus Getreide, etwas Oel, Käse und einige Obolen zur Fleischanschaffung; vom Erübrigten konnte seine 3—4 Personen zählende Familie noch ausleben. Für die Heloten blieb das übrige Erträgniss des Grundes, welches nach Abzug der 82 Medimnen noch 3—400 Metzen betrug und dies genügte zum jährlichen Unterhalt von 22—23 Menschen. Die Athener rechneten bekanntlich auf je einen Sclaven jährlich blos 6 Medimnen. Da aber die Heloten oft noch Vermögen erwarben, muss angenommen werden, dass jene 5—6 Familien auf dem spartanischen Grund nicht gemeinschaftlich wirthschafteten, sondern dass derselbe unter sie vertheilt war und so jede auf ihrem Theil nach Massgabe ihres Fleisses Gewinn erzielen konnte. Ein solcher Theil war ungefähr so gross wie in Ungarn vor 1848 eine grössere Viertel-Session, d. i. 10—12 Joch. Der Zustand der Heloten kann

Das Finanzwesen der Griechen, hauptsächlich aus dem Haushalte der Athener bekannt [1]), war ziemlich geordnet und hat sich in seinen Hauptzügen dem neueren ähnlich entwickelt; erst allmälig und subsidiär kamen Steuern zu den aus den Staatsgütern bezogenen Einkünften; die indirecte war jünger, aber auch auf den Höhepuncten der Volksentwicklung beliebter als die directe, welche in Athen während seiner besseren Zeit lediglich für Nothfälle bestimmt, eine Ausnahme von der Regel blieb [2]). Bei aller demokratischen Freiheit aber waren die Athener doch nicht frei von communistischen Bestrebungen, wie sie sich beim „Schaugeld" äusserten, welches den politischen Müssiggängern, die einer Volksversammlung beiwohnten, einen Theil der Staatscasse zuwies. Die Alten hielten übrigens an dem Principe fest, die Steuern mehr von dem Vermögen als von der Person zu nehmen [3]); die fortschreitende Einkommensteuer war bei den Griechen vorhanden in der Gestalt einer fortschreitenden Grundsteuer [4]). Die Reichen wurden durch die Liturgien, Naturallieferungen, ganz vorzugsweise zu den Staatslasten herangezogen. Es ist nämlich ein allgemein gültiges Entwicklungsgesetz, dass auf den niederen Culturstufen die Naturalwirthschaft vorherrscht und erst mit der höheren Cultur deren Umwandlung in fixe Geldabgaben durchdringt. Da wir selbst in Athens blühendster Epoche dem Liturgienwesen noch begegnen, so dürfen wir daraus abnehmen, wie auch auf wirthschaftlichem Felde die Griechen eine noch ziemlich tiefe Stufe behaupteten. Dafür besitzen wir noch anderweitige Belege. Von den beiden Systemen, Schatz- oder Creditsystem, haben die classischen Alten nur das erstere, die Creditverhältnisse dagegen nur höchst kümmerlich ausgebildet. Selbst in der hochgebildeten Zeit des Isokrates (geb. 436 v. Chr.) hatten die Griechen noch keine Ahnung von Wechseln [5]). Das einzige wirkliche und bedeutendere Fictivcapital der Alten war das Ledergeld der phönikischen Carthager, welches aber in Griechenland nur wenig Anklang fand. Staatsanlehen kannte man nicht und Staatsschulden, deren erste schon in die homerische Epoche zurückreichen soll, galten als ein auffallendes Symptom der Schwäche.

Dagegen war die Ansammlung eines Schatzes eine der wichtigsten wirthschaftlichen Aufgaben; vor Perikles lässt sich ein solcher

demnach mit demjenigen des ungarischen Viertel-Grundholden vor 1848 verglichen werden. Auch die Behandlung der Heloten durch ihre lakonischen Grundherren war weder schlimmer noch besser als diejenige der ungarischen Bauern, besonders vor den 40er Jahren durch ihre Grundherren.

[1]) Siehe A. Boekh, *Staatshaushaltung der Athener.* Berlin 1851. 8°. 2 Bde.

[2]) Roscher. A. a. O. S. 32.

[3]) M. Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 17.

[4]) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

[5]) Der französische Oekonomist Courcelle Sereuil glaubt die Existenz von Wechseln aus einer Rede des Isokrates folgern zu dürfen. Dem stimmen bei Otto Hübner, *Die Banken.* Leipzig 1854. 8°. S. 5 und Max Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 24, in neuester Zeit auch Du Mesnil-Marigny. Dagegen W. Roscher. A. a. O. S. 35, dessen Meinung mir am besten begründet erscheint.

in Athen nicht nachweisen; allein seit der Uebertragung des zur Unterhaltung der Flotte gegen die Perser angesammelten Schatzes von Delos nach Athen (460 v. Chr.) bestand dort ein Staatsschatz, der gar bald zur Verschönerung der Stadt dienen musste. Gleichwie auf den Gebieten der Kunst die Perserkriege auf Hellas den allergünstigsten Einfluss übten, ebenso auch auf jenem der Wirthschaft. Bis zu den Perserkriegen waren die Hellenen ein armes, aber auch genügsames Volk. Gold- und Silbermünzen waren bis dahin noch selten in Griechenland; ja lange gab es gar keine eigentlichen Münzen, sondern die Metalle wurden ungeprägt gewogen, wesshalb auch die griechischen Gewichte mit den Münzen gleiche Namen haben. Von den Perserkriegen an begannen aber die edlen Metalle aus dem Orient nach dem Occident zu strömen und die Athener vermochten nun gute Münze zu prägen. Zudem lieferte die persische Beute einen plötzlichen Zufluss von ungeahntem Reichthume, der durch Handel und politischen Einfluss täglich vermehrt, nicht blos einzelne Familien bereicherte, sondern in allen Ständen Prachtliebe und Hang zu sinnlichen Vergnügungen erweckte. Unter solchen Umständen entwickelte sich der Luxus, welcher mit der künstlerischen Ausschmückung Hand in Hand ging. So lässt sich denn Glied an Glied der langen Kette beobachten, welche den Gang der hellenischen Cultur bezeichnet. Die Tyrannis schuf Ordnung und damit die Möglichkeit zur Entwicklung künstlerischer Anlagen; die Perserkriege schufen Macht, Macht schuf Reichthum, Reichthum schuf Kunst, Kunst schuf Luxus, Luxus schuf Verweichlichung, Verweichlichung schuf Verfall und Untergang.

Wenn für das Entstehen der Kunst das Vorhandensein von Reichthum genügt, so handelt es sich bei der Frage, ob der Reichthum dem Volke gedeihe, zunächst um die Art, wie er erworben. Reichthum, auf Plünderung und Sclavenwirthschaft beruhend, unterscheidet sich in seinen Wirkungen wesentlich von Reichthum, den Fleiss, also Arbeit, und Sparsamkeit erzielen. Bei den Hellenen spielten aber die kriegerischen Einkünfte noch eine relativ bedeutende Rolle. Alle rohen Völker halten den Krieg nicht blos für die ehrenvollste, sondern auch für die ergiebigste Einnahmsquelle. Ein auf solche Art erworbener Reichthum fördert zwar die Kunst eben so sehr, mehr vielleicht noch als ein anderer, er gebiert aber zugleich jene Art verderblichen Luxus, der gleich dem letzten Aufflackern eines erlöschenden Lichtes, immer dem Verfalle dicht vorangeht [1]), ohne denselben jedoch etwa als alleinige Ursache zu bewirken [2]).

Bei der mangelhaften Entwicklung des gerichtlichen Urkundenwesens trat in Hellas die Ersitzung eines Gutes und die Verjährung von Ansprüchen auf bewegliches Vermögen in sehr kurzer Frist ein [3]).

1) Vgl. W. Roscher's treffliche Abhandlung über den Luxus in seinen *Ansichten der Volkswirthschaft.*

2) Rau, *Lehrbuch der politischen Oekonomie.* I. Thl. §. 345.

3) Du Mesnil-Marigny. A. a. O. Siehe auch über das Eigenthum: B. Büchsenschütz, *Besitz und Erwerb im griechischen Alterthume.* Halle 1869. 8°.

In dem gerichtlicheu Urkundenwesen sehen wir die Griechen von den Aegyptern weit übertroffen [1]). Was den Grundbesitz anbetrifft, so bestand Anfangs Güterschluss, in späterer Zeit aber war die Zerstückelung der Grundstücke allgemein, während in der letzten Periode der griechischen Geschichte die grossen Latifundien erscheinen. Der Preis der Grundstücke scheint auch damals schon ziemlich hoch gewesen zu sein.

Der hellenische Ackerbau machte dieselben Entwicklungsstufen durch, wie die neueren Feldsysteme; insbesondere herrscht auch damals schon das wichtige Naturgesetz, dass beim Fortschreiten der Volkswirthschaft im Allgemeinen die Bodenfläche mit immer mehr Capital und Arbeit geschwängert wird. Diese stärkere Intensität des Ackerbaues ward aber viel mehr durch Arbeit und viel weniger durch Capitalzusätze erreicht, denn gegenwärtig. Hierbei hatten wir stets die Verhältnisse Athens im Auge; in Sparta, auch in Kreta herrschten, mit der rohen Bildungsstufe der Bewohner im Einklange, social-communistische Systeme.

In den höchstcultivirten Zeiten und Gegenden erreichten die Griechen niemals eine landwirthschaftlich zweckmässige Ansiedlungsart: statt dörflichen Auseinanderwohnens der Landleute die äusserste Concentrirung in befestigte Städte, wodurch also die Wohnung jedes Feldarbeiters in die unbequemste Ferne von seinem Arbeitsplatze gerückt wurde. So sehr waren die Griechen an diese städtische Concentration gewöhnt, dass sie das Dorfleben geradezu für etwas Barbarisches erklärten und wir dieses in der That mit Ausnahme von Elis, nur bei den rohen Epiroten, Aetoliern und Arkadiern finden, wo die wilde Gebirgsnatur des Landes zugleich Schutz gewährte und Zerstreuung aufnöthigte.

Der Handel, vorwiegend wohl noch Natural-Tauschgeschäft, erfreute sich, durch die vortheilhafte Küstenbeschaffenheit und trefflichen Hafen begünstigt, eines bedeutenden Aufschwunges. Nicht durch schutzzöllnerische Systeme [2]), sondern durch die Unvollkommenheit der Communicationsmittel [3]), welche den Transport für geringere Waaren allzu sehr vertheuerte, ward derselbe an weiterer Ausdehnung gehemmt. Die Griechen sind auch hierin ihren Lehrmeistern, den Phönikern, getreu nachgefolgt und haben stets deren wirthschaftliche Maxime beobachtet, ihre Manufacturen immer in der Nähe der Naturproducte anzulegen, um den Transport der Rohstoffe zu ersparen [4]).

[1]) Ueber Gerichtsverfassung siehe: Heffter, *Athenienisische Gerichtsverfassung*. Cöln 1822; dann: Meier und Schömann, *Der attische Process*. Berlin 1824.

[2]) Du Mesnil-Marigny (im II. Bde.) bemüht sich nachzuweisen, dass in Griechenland ein förmliches Protectionssystem für die inländische Gewerbthätigkeit bestanden habe, doch ist dieser Nachweis gänzlich misslungen.

[3]) *Communications-Mittel im classischen Alterthume.* (*Berliner Revue.* 66. Thl. Nr. 7.)

[4]) K. D. Hüllmann, *Handelsgeschichte der Griechen.* 1839.

Sociales Leben der Griechen.

Wenden wir nunmehr von dieser allgemeinen staatlichen Entwicklung unsere Blicke den socialen Verhältnissen der alten Hellenen zu, so zeigen sie uns einen seltsamen Contrast zu der in Politik und Kunst erreichten Höhe. Sie deuten, wie so manches Andere, auf das tiefe Culturstadium, in dem sich damals trotz äusseren Glanzes Hellas noch befand. Zunächst war dem Griechen jeder Sinn für häusliches Leben fremd; er bewegte sich nur auf der Strasse, lebte nur für die Oeffentlichkeit. Hier ging es bunt genug zu. In jedem Winkel Leben und Thätigkeit, ein Jagen und Treiben von Morgen bis Abend. In der Frühe auf dem Markte — ein Wogen und Fluthen des Volkes, das hierher zur Unterhaltung und Tödtung seiner Langeweile, zum Handel und Wandel zusammenfloss, und ein Gewühl der streitenden und rathschlagenden Parteien; hier eine Versammlung der Richter, dort eine Sitzung der Staatsmänner mit einem Rednerstuhle für Sachwalter und Demagogen, mit welchem wieder an andern Tagen Rathschlagungen der ganzen stimmfähigen Bürger abwechselten, eine beständige Weide für Auge und Ohr, eine ewige Aufforderung zur Theilnahme, zum Anhören und Mitsprechen. Zur nämlichen Stunde und zuweilen sogar von Staatsmännern und Rednern besucht — offene Hörsäle der Philosophen und Sophisten, welche mit ihren trügerischen Vorstellungen die herangewachsene Jugend zu künftigen Bürgern bildeten. Anderwärts, auf öffentlichen Plätzen zum Ringen Jünglinge und Männer in Leibesübungen; auf den Schiffswerften Zimmerleute und Handwerker, in den Häfen ein Drängen und Drücken der ankommenden und abgehenden Schiffe; in den Werkstätten der Künstler ein emsiges Schaffen für die Kunstbedürfnisse der halben Welt; überall ein Gewühl thätiger, neugieriger und müssiger Menschen. Abends öffnete sich das Theater, in das die ganze Stadt, nachdem das Eintrittsgeld aufgehoben und aus der öffentlichen Casse bezahlt wurde, mit dem lebhaftesten Interesse strömte. Das ungebildete Volk aber suchte unter den Schiffern des Piräus seinen Verkehr und war häufiger mit ihnen sechs Kilometer von der Stadt Athen entfernt, als in dieser selbst anzutreffen. So bildete Athen in sich selbst, überfliessend von geistigem Leben, künstlerischer Bildung und politischer Energie, den Mittelpunct aller Civilisation. Die Moral mochte lax sein, aber der Geschmack war tadellos, und war auch die Selbstsucht potenzirt, so war dafür die geistige Activität unvergleichlich. An diesem antiken Paris fällt nur auf wie klein die Stadt war, wodurch zum Theile auch der überwuchtende Einfluss jedes Mannes von Bedeutung auf die ganze Gemeinschaft sich erklärt.

So glänzend nun dieses Bild äusseren Thun und Treibens von allem hervorsticht, was wir bisher bei anderen Völkern kennen gelernt, so ist nicht zu vergessen, dass diese beispiellose Betheiligung am öffentlichen Leben zunächst dem Naturell des hellenischen Volkes,

dann auch dem Klima zu verdanken ist. Noch in der Gegenwart lebt unter ähnlichen Breiten der Italiener und Spanier mehr unter freiem Himmel, denn unter Dach und Fach; in wirthschaftlicher Hinsicht aber ward dieses Strassenleben ermöglicht durch die Arbeit der Sclaven, deren geschäftige Menge die Wohnungen der Bürger anfüllte, um für Hausbedürfnisse und Handlung Sorge zu tragen. Durch diese Ueberwälzung der eigentlichen Arbeit auf die Sclaven und den dadurch bei den Bürgern erzeugten Müssiggang erklärt sich zum grossen Theile die allgemeine Betheiligung am politischen Leben. Hätten die Griechen zur Verrichtung ihrer heute angestaunten Leistungen keine Sclavenhände besessen, sie hätten nur wenig für die Bewunderung der Nachwelt hinterlassen. Selbst in den grossen Freiheitsschlachten zu Wasser wie zu Land haben eine gute Anzahl Sclaven ihren Herren die Freiheit erkämpfen geholfen. Das griechische Volk war strenge genommen ein Volk von blossen Herren, die sich für ihren Theil die Pflege der Künste und Verschönerung der Lebensgenüsse vorbehalten hatten. Des Lebens Mühen und Plagen überliessen sie den Sclaven und Metöken. Die Demokratie der Hellenen war also wieder nur die Herrschaft dieser Herren, eine Aristokratie; dasjenige, was das Volk im wirklichen Sinne war, sah sich von jeder Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen. Allen Beobachtern der Phänomene des Seelenlebens ist es klar, dass alle geistigen Thätigkeiten physisch sind und ihre Aufeinanderfolge und Associationen durch bestimmte Gesetze geregelt werden [1]). So konnten die künstlerischen Anlagen der Hellenen sich so überraschend entfalten, da ihr Geist mit anderer Denkarbeit unbelastet blieb. Weder materielle Arbeit noch selbst die nicht minder anstrengende Arbeit wissenschaftlicher Thätigkeit nahm den hellenischen Geist in Anspruch. Bekanntlich zieht beständige und ausschliessliche Beschäftigung mit Einem Gegenstande endlich die vollendetste Beherrschung, die höchste Entwicklung desselben nach sich. Die Blüthe der hellenischen Kunst ward auf Kosten der sonstigen socialen und scientifischen Entwicklung erkauft. Musik, Gesang und Tanz, also Dinge, welche den Geist verschönen ohne die Denkkraft anzuregen, gehörten zu den unerlässlichen Bedingungen guter Erziehung im alten Hellas, wir vernehmen aber, wenigstens keineswegs in allen Theilen, nicht das Gleiche vom Lesen, Schreiben und Rechnen, geschweige von den Kenntnissen, welche selbst im alten Aegypten allgemein verbreitet waren. So erklärt sich auf die nämliche allernatürlichste Weise die hohe Ausbildung der Dichtkunst in fast allen ihren Schattirungen von der Tragödie bis zur Lyrik, neben dem auffallenden Mangel aller auf reflectirender Beobachtung beruhenden Geistesproducte. Gleichwie in der Religion das consequente Gedankensystem naturphilosophischer Wahrheiten des Orients aufgegeben ward, um die Götter in schöne Menschen umzuwandeln, bezeichnet auch die von den Banden des Götterglaubens sich lossagende griechische

[1]) R. Noel. A. a. O. S. 72.

Philosophie einen Rückschritt im Vergleiche zu der positiven Erkenntniss der Aegypter, Phöniker, Assyrer und Babylonier, — einen Rückschritt, den erst die Sophisten und später die alexandrinische Schule gut zu machen erstrebten. Nur die Geschichtschreibung, freilich damals noch nichts anderes als eine gewandte Erzählung, keine Studium erfordernde Wissenschaft im heutigen Sinne, fand hervorstechende Vertreter. Neben ihr blühte in hohem Grade, wie nirgends wieder, die trügerische Redekunst, wachgerufen in erster Linie durch die im griechischen Naturell begründete Geschwätzigkeit, dann aber auch durch die künstlerische Auffassung, worin sich das gesammte Staatswesen dem hellenischen Geiste verkörperte. Denn so wie die Kunst das ganze nationale Leben der Griechen durchzog, erschien ihnen auch der Staat so zu sagen als ein Kunstproduct, welches fix und fertig den Köpfen ihrer Legislatoren und Philosophen entsprang. Daher das totale Verkennen jedweden genetischen Entwicklungsgesetzes, die schreienden Widersprüche der socialen Verhältnisse, welche die idealisirende, künstlerisch angehauchte, aber im Nebel tappende griechische Speculation theils übersah, theils übersehen wollte.

Die Demokratie der Hellenen beruhte also zunächst auf dem geistigen Nichtsthun und der Sclaverei [1]). Es ist hier nicht nöthig, Details über die Stellung und Behandlung der Sclaven mitzutheilen; wir haben allen Grund zu glauben, dass deren Lage keine so traurige war als Philantropen sie schildern, und besonders von Athen ist es ausgemacht, dass in den blühendsten Zeiten seiner Volkswirthschaft auch die Sclaven am mildesten behandelt wurden. Bei allem Kunstsinne jedoch haftete den Sitten noch viel ursprüngliche Rohheit an, welche sicherlich in der Behandlung der Sclaven zum Ausdrucke gelangte. In Athen, dem hochgebildeten, durfte die Folter als Beweismittel bei den Sclaven, in Folge eines besonderen Volksbeschlusses aber selbst gegen Bürger angewendet werden. Notiren wir dieses erste Vorkommen der Tortur gerade bei diesem classischen Volke, bei welchem nebstdem Blutrache [2]), Kindesmord und Fruchtabtreibung [3]) im Schwange gingen. Wir wundern uns daher nicht, wenn die Alten die Sclaven wie eine Sache, wie ein Thier betrachteten, dem sie nicht einmal nach dem Tode die Gleichheit zugestanden, sondern im Jenseits einen besonderen Aufenthalt anwiesen. Allein nicht bloss die Lage der Sclaven war eine nach demokratischen Ideen gedrückte, rechtlose, auch jene der Metöken entsprach durchaus nicht dem Begriffe von einem freien Manne. Die Metöken waren Ausländer aus Phönikien, Lydien, Syrien, Phrygien oder dem übrigen Griechenland, die sich meist des Handels wegen dauernd in einer Stadt niedergelassen hatten. Ihr Verhältniss war in den ver-

[1]) Siehe darüber: Wallon, *Histoire de l'esclavage dans l'antiquité.* Paris 1847 und Bower, *The history of ancient slavery.* (*Mem. of the anthropol. Soc.* London. Vol. II. S. 380—401.)

[2]) K. Eichhoff, *Ueber die Blutrache bei den Griechen.* Duisburg 1872. 8°.

[3]) Professor Dr. Jac. Becker, *Die Behandlung verlassener Kinder im Alterthume.* Frankfurt a/M. 1871. 8°.

schiedenen Staaten Griechenlands verschieden; obwohl sie z. B. in Athen ausgedehnte Freiheiten besassen, genossen sie doch nirgends die Rechte der Vollbürger, die in Athen auf 20,000 beschränkt waren. Da die Bevölkerung dieser bedeutendsten der hellenischen Städte auf etwas über 100,000 Köpfe veranschlagt werden kann [1]), so lebten die 20,000 Bürger auf Kosten einer mehr denn vierfachen, gedrückten Bevölkerung. Noch schlimmer als den Metöken erging es den Periöken, den Nachkommen der einheimischen, von den Hellenen überwundenen Bevölkerung. Auch hier lassen sich die mannigfachsten Abstufungen des Unterthänigkeitsverhältnisses in den verschiedenen Theilen Griechenlands wahrnehmen, worauf hier nicht näher einzugehen ist. Uns genügt die allgemeine Erscheinung solcher mit den Ideen demokratischer Gleichheit unverträglichen Abstufungen, um daran zu erkennen, wie dieselben tief zusammenhängen mit der im hellenischen Volksbewusstsein fest eingewurzelten Ueberzeugung seiner eigenen Superiorität. Was nicht Hellene, war Barbar; so spielt das ethnische Moment mit Macht in die Geschichte auch des Griechenvolkes herein und macht sein Recht wie überall auch hier mit unabweislicher Gewalt geltend. Fügen wir noch hinzu, dass im Allgemeinen alle Gegensätze in Athen im mildesten, in Lakonika dagegen im dunkelsten Lichte erscheinen; Athen und Lakedämon bilden die beiden Pole des Hellenenthums [2]). Da nun oben dargethan wurde, wie die demokratischen Einrichtungen Athens an seiner geistigen Entwicklung wenig oder gar keinen Antheil haben, vielmehr eben dieser Entwicklung ihren Ursprung verdanken, so wird auch in Sparta der dort herrschende Culturrückstand nicht seinen Staatsformen aufgebürdet werden dürfen. Vielmehr lassen sich dabei in jeder Hinsicht die Grundzüge dorischen Wesens im natürlichen Gegensatze zum jonischen Naturell erkennen. Die Spartaner verhalten sich zum jonischen Hellas wie etwa die Römer zur Entwicklung Gesammtgriechenlands.

Familienleben und Hetärismus.

Wenden wir den Blick nach dem griechischen Familienleben, so lässt sich kaum behaupten, dass das Verhältniss der Frauen in Griechenland weit besser gewesen sei als bei den früher geschilderten Völkern. Wie die Polygamie zum Theil von der geographischen Breite abhängig sei, ward in einem vorigen Abschnitte erörtert; es schwindet demnach die Verwunderung, wenn in höhere Breiten einrückend, wir die Monogamie an deren Stelle treten sehen. Obwohl nun rühmend hervorgehoben wird, dass die Monogamie schon im alten Hellas bestand, so hat dieselbe dort niemals ein wahres Familien-

[1]) Einige nehmen eine Kopfzahl von 520,000 an, Boekh nur mehr 180,000; allein auch dies scheint noch zu viel. Leake, *Topography of Athens.* London 1821. 8°. S. 377 ff. gibt blos 116,000 an.

[2]) Noch heute sind die Unterschiede der griechischen Stämme erkennbar. (Prichard, *Natural History of Man. Edited by Norris.* I. Vol. S. 198—199.)

leben wachzurufen vermocht, wie dies doch die Polygamie der alten Aegypter gethan. Auch ist die hellenische Monogamie nicht allzu strenge zu nehmen, denn sogar in homerischer Zeit kam es vor, dass der Mann neben der rechtmässigen Gattin noch ein Nebenweib hatte. Zudem waren Ehescheidungen, besonders für den Mann, mit nur sehr wenigen Schwierigkeiten verbunden, daher sehr häufig. War auch das Weib keine Sclavin des Mannes, wofür wir auch bei den Aegyptern keinen Nachweis haben, so blieb doch die Ehe bei den Griechen lediglich ein rechtlich-politisches Institut, bestimmt dem Staate Bürger zu geben und Haus und Vermögen der Einzelnen zu erhalten, weil der Staat sonst unmöglich bestehen konnte. Darum blieb bei der Wahl der Gattin alle Romantik der Liebe ausgeschlossen, und äussere Rücksichten, Mitgift, Geschlecht u. dgl. das Entscheidende. Das erste Erforderniss einer rechtsgiltigen Ehe in Athen war des Gatten und der Gattin bürgerliche Herkunft; Kinder aus der Ehe eines Bürgers und einer Nicht-Bürgerin waren in dem demokratischen Freistaate illegitim und in der perikleischen Zeit selbst vom Bürgerrechte ausgeschlossen. Dagegen bildete Verwandtschaft kein Hinderniss und sogar Ehen zwischen Halbgeschwistern werden erwähnt. Ja, bei entfernteren Verwandtschaftsgraden galt die Ehe zwischen Verwandten sogar für wünschenswerth und war in gewissen Fällen geboten. Ein geistiges Zusammenleben mit dem Manne fand nicht statt; der Aufenthalt der verheiratheten Frauen war das Frauengemach *(γυναικωνῖτις)* im Hinterhause, wo sie allerdings unumschränkt in der freilich engen Sphäre häuslicher Thätigkeit walten durften. Es fehlten mithin dem griechischen Hause alle für das Familienleben wesentlichen Bedingungen; zwar achtete der Mann streng auf dessen makellose Ehre, aber dennoch war die Gattin ihrem Manne nur die Mutter einer legitimen Nachkommenschaft, die Erhalterin des Hauswesens, und ihre Leistungen standen in seinen Augen mit denen einer treuen Haussclavin etwa auf gleicher Stufe. War die Stellung der Frauen in der vorhistorischen Zeit im Allgemeinen eine etwas freiere — die gefeierten griechischen Frauen der Dichter gehören alle der Sage an — so finden wir dieselben gerade in der hellenischen Blütheperiode auf tiefster Stufe, den Mann aber durch sein in der Oeffentlichkeit vollkommen aufgegangenes Privatleben der Gattin und dem Familienleben immer mehr entfremdet. Wenn wir das Weib betrachten, das unfähig ist, ein Geschäft zu vollziehen, über irgend etwas von Werth selbständig zu verfügen, das, wenn es Wittwe geworden, der Vormundschaft des eigenen Sohnes verfällt, so bekommen wir ein Bild von der absoluten Einflusslosigkeit der achtbaren athenischen Frau. Dass diese Ausschliessung zum Theile auf das Beispiel zurückzuführen ist, welches die jungen, reisenden Athener am Hofe von Sardes fanden, ist zweifellos. Doch mochte mehr noch die hohe Corruption der Eheverbindungen in Sparta dazu beigetragen haben [1]). Denn der

[1]) Vgl. den dritten Abschnitt in Mahaffy's *Social Life in Greece.*

Dorismus gestattete, allerdings bloss aus staatlichen Rücksichten, den Frauen und Jungfrauen eine weitaus freiere Bewegung in der Ungebundenheit. Dass die Liebe im modernen Sinne, welche bei der Ehe in den Hintergrund trat, dem hellenischen Alterthume überhaupt fremd gewesen, ist hier so wahrscheinlich als bei irgend einem der schon geschilderten Culturvölker.

Da man es liebt, wie die griechischen Institutionen überhaupt, auch die sogenannten „sittlichen" Verhältnisse dieses freisinnigen, aufgeklärten, kunstsinnigen Volkes im Zauberlichte edler Reinheit sich zu denken, so erheischt deren Betrachtung hier ein längeres Verweilen.

Schon im grauesten Alterthume kennt man die cultliche Prostitution unter den Griechen. Sie war ihnen zweifelsohne mit den ersten religiösen Anregungen aus dem Oriente zugekommen und fand von den Inseln aus alsbald über ganz Hellas und seine Colonien Verbreitung. Es ist auch sicher, dass der kretensische Minotaurus der phönikische Moloch gewesen, der auch bei den Griechen Menschenopfer [1]) verlangte, und die Amazonen des alten Athen waren wohl Hierodulen der Astarte. Da die Griechen in ältester Zeit auch das Fleisch der Besiegten verspeisten [2]), so klingen Menschenopfer gar nicht unglaublich; auch liessen sich bei ihnen die Frauen mit dem Gatten verbrennen [3]). Eine solche Zeit war wohl der Entwicklung der cultlichen Prostitution günstig. Corinth, Athen, überhaupt die jonischen Städte waren für sie ein üppiger Boden. Aphrodite hatte bald allerwärts ihre Tempel, im böotischen Theben, im arkadischen Megalopolis, selbst im rohen Elis, vom asiatischen Jonien gar nicht zu reden [4]), und ward unter den verschiedensten Namen verehrt; die Hetären nannten sich nach ihr. Das Hetärenwesen war aber schon frühzeitig sehr ausgebildet, nicht erst, wie hier und da versichert wird, in den Epochen des Verfalls. Vielmehr waren die Hetären sehr lange Pflegerinnen des Aphrodite-Cultus und fungirten selbst als Priesterinnen bei einzelnen Tempeln, besonders zu Corinth. Ihre Zahl war eine so beträchtliche, dass schon Solon in Athen ein grosses Dikterion und einen der *Aphrodite Pandemos* geweihten Tempel bauen liess. Damit war die Prostitution von einer cultlichen zu einer gesetzlichen gemacht. Nebst der Strenge, womit auf ehe-

1) Schaafhausen, *Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer.* (*Archiv für Anthropologie.* 1871. 3. Heft.)

2) Wenn Grote behauptet nirgends seien in Griechenland Menschenopfer üblich gewesen, so ist dies entschieden falsch; solche waren dem ältesten griechischen Cult durchaus nicht fremd; beim Cult des lykaiischen Zeus in Arkadien waltete die Auffassung, dass sich die Gottheit an dem Genusse von Menschenfleisch ergötze; meistens aber waren Menschenopfer Sühnopfer, doch auch bei Leichenbestattungen kamen solche vor. (Homer, *Iliade.* 21. 28.) Der messenische Feldherr Aristomenes opferte dem Zeus 300 Menschen: ja noch Themistokles musste dem Andringen des Pöbels nachgeben und drei vornehme gefangene Perser vor der Schlacht von Salamis opfern. In der späteren Zeit ersetzten wenige Tropfen Menschenblut die älteren Menschenopfer. (Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 403.)

3) A. a. O.

4) Ernst Curtius, *Ephesos. Ein Vortrag.* Berlin 1874. 8°. S. 6—10.

liche Nachkommenschaft gesehen wurde, also das Geschlechterwesen in Ansehen stand, veranlasste wohl auch die grosse Verbreitung unnatürlicher Laster bei den Joniern diese solonische Massregel. In Sparta lagen die Dinge anders. Nicht nur dass Keuschheit überhaupt als überflüssige Eigenschaft der Mädchen galt, waren auch die Frauen gern zu uneigennütziger Ausschweifung bereit, welche das Bestehen von Hetären unmöglich machte. Obgleich nicht nur Solon, sondern auch in späterer Folge der Areopag durch verschiedene Gesetze das Hetärenwesen in Athen einzuschränken und zu regeln strebte, auch die Lage der mit Courtisanen und Concubinen erzeugten Kinder eine sehr harte war, gewann doch die Prostitution eine fast schwindelnde Höhe, eine so zu sagen vollendete Durchbildung; nur Corinth darf in dieser Hinsicht mit Athen um die Palme ringen. Es gab unter diesen Hetären förmliche Rangabstufungen, wie Dikteriaden, Auletriden, Hetären und der Staat erhob von ihnen eine sehr ansehnliche Steuer (*πορνικὸν τέλος*), die um grosse Summen alljährlich verpachtet wurde. Diese Steuer reicht ebenfalls in die früheren Epochen der Republik, vielleicht bis auf Solon zurück. Nächst dem Tempel war jedes Dikterion so zu sagen unverletzlich. Athens Hafen, der Piräus, war der Hauptplatz der Prostitution, doch machte sie sich auch in der Stadt selbst breit. Eine Menge Dichter haben einzelne Hetären besungen, von welchen die in den Dikterions gehaltenen wohl häufig Fremde, die anderen dagegen geborene Griechinnen waren. Die Kunst, womit der Hetärismus die Reize des weiblichen Körpers zu erhöhen, etwaige Mängel zu verbergen sich bemüht, waren bis in die kleinsten Details ausgebildet; ein sorgfältiges Studium jener Nachtseiten der socialen Entwicklung lehrt, dass in dieser Beziehung die classischen Griechen den sie umgebenden „Barbaren“ nicht das Geringste vorzuwerfen hatten. Weder die Monogamie noch der Genuss der Freiheit und einer demokratischen Regierung erwiesen sich als sogenannte „sittlichende“ Momente, ja wir vernehmen in den orientalischen Monarchien, wo angeblich die Polygamie das Weib auf tiefe Stufe drückte, viel weniger von jenen Ausartungen, wie sie Hellas in seiner Knaben- und lesbischen Liebe und Aehnlichem darbietet. Das Sprüchwort *non licet omnibus adire Corinthum*, schon bei den Griechen üblich, bezog sich auf die Summen, welche das dortige Hetärenthum verschlang. Auf Kunst und Literatur übte dasselbe einen tiefen und im Ganzen unleugbar wohlthätigen Einfluss. Hetären dienten vielfach als Vorbilder zu den herrlichsten Schöpfungen der griechischen Plastik; ihr Geist entflammte die Poeten zu manch’ begeistertem Liede, sie bildeten das Auditorium bei den Sitzungen des Gerichtes, der Akademien und den rednerischen Turnieren; ihr Beifall ermunterte einen Pheidias, Praxiteles, Zeuxis und Apelles, sie gaben Nahrung der Muse eines Sophokles, Menander, Aristophanes und Eupolis, selbst Staatsmänner verschmähten nicht ihren Rath, wodurch sie oft hohe politische Bedeutsamkeit erlangten. Sie sprühten Geist und Witz, sie pflegten Gesang, Musik und Redekunst, sie besassen allein unter allen Frauen Griechenlands wahre Bildung;

denn die griechische Frau war durchaus ungebildet, kannte keine Lectüre, kein geistiges Leben; nicht einmal die Sprache redete sie correct; sie war nur ehrbar; die Hetäre dagegen stellte die Blüthe der Weiblichkeit im Glanze der hellenischen Gesittung dar. „Wir haben Hetären“ *(ἑταίρας)* — durfte daher ein griechischer Redner sagen — „für das Vergnügen, Concubinen *(παλλακῖδες)* für die täglichen Bedürfnisse, Gattinnen aber um uns legitime Kinder zu geben und für das Innere des Hauses zu sorgen.“ So lagen die Dinge nicht nur in der späteren Zeit des sogenannten Verfalles, sondern schon im Zeitalter des Perikles [1]).

Mit der Entwicklung des von den Hetären beherrschten öffentlichen Lebens, auf Kosten des häuslichen Sinnes, stand das innere Familienleben im diametralischen Gegensatze. Hier war der Mann der Herr und das unter allen Umständen anerkannte Oberhaupt des Hauses, unumschränkt in seiner väterlichen Gewalt; er konnte das Neugeborene nach Belieben aussetzen und auch tödten lassen; in Sparta geschah dies bei schwächlichen und krüppelhaften Kindern von Staatswegen, eine Massregel, über deren Humanität sich wohl streiten lässt, die aber unbezweifelt nach den Gesetzen der Zuchtwahl die Heranbildung eines eben so schönen als kräftigen und gesunden Menschenschlages zur Folge hatte. Practisch ward dadurch der Staat aller Obsorge für die Krüppelhaften enthoben, welchen ihrerseits wieder die qualvollen Leiden eines unverbesserlich unglücklichen Lebens erspart blieben. Wir sehen hier ein ausgezeichnetes Beispiel von künstlicher Veredlung des Menschengeschlechtes, indem nur die vollkommen gesunden und kräftigen Kinder am Leben bleiben und allein zur Fortpflanzung gelangen durften. Dadurch wurde die spartanische Race nicht allein beständig in auserlesener Kraft und Tüchtigkeit erhalten, sondern mit jeder Generation deren körperliche Vollkommenheit gesteigert. Gewiss verdankt das Volk Spartas dieser künstlichen Auslese oder Züchtung zum grossen Theil den seltenen Grad männlicher Kraft und rauher Heldentugend, durch die es in der alten Geschichte hervorragt [2]). Auch im übrigen Griechenland trug die Ausübung dieses Vaterrechtes wesentlich dazu bei, dass die Griechen thatsächlich „schöne“ Menschen geworden und für ihre künstlerische Entwicklung so ausgezeichnete lebendige Vorbilder besassen [3]). Gegen zu starke Volksvermehrung wie um die Folgen

[1]) Siehe hierüber die betreffenden Abschnitte in Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. Bd. S. 89—279, dann die anziehende Schilderung von F. Jacobs im IV. Bde. seiner *Vermischten Schriften.*

[2]) Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* S. 152—153.

[3]) Aus dieser Thatsache hat man auch auf die Culturhöhe geschlossen, denn die Richtung der Gehirn- und Kopfentwicklung ist mit dem Fortschritte der Civilisation verbunden und bezieht sich vorzüglich auf die Ausdehnung und Erhöhung der oberen und vorderen Kopfregionen; besonders ist der vordere Gehirnlappen als Sitz der intellectuellen Fähigkeiten zu betrachten. (R. R. Noel, *Materielle Grundlage des Seelenlebens.* S. 80—81.) Auch der Camper'sche Gesichtswinkel — bei den griechischen Statuen steigt er bis 90° — gilt für einen Prüfstein der geistigen Anlagen, doch haben sich dagegen neuestens gewichtige Bedenken erhoben. (Peschel, *Völkerkunde.* S. 74.) Uebrigens lehrt die Geschichte, dass häufig die

unerlaubter Ausschweifungen zu beseitigen, stand in ganz Griechenland, so wie heute in der Republik der Vereinigten Staaten, Fruchtabtreibung in Flor, ohne sittliche Bedenken zu erwecken [1]).

Auch in der Erziehung tritt die Stammesverschiedenheit der Griechen klar und deutlich hervor. Bei den Dorern, namentlich in Sparta, zielte alles darauf ab die ganze Existenz des Einzelnen an den Staat zu knüpfen und in demselben aufgehen zu lassen; bei den Joniern, besonders in Athen, herrschte eine feinere Ansicht von dem Verhältnisse des Einzelnen zur Gesammtheit, so dass die Erziehung, ohne vom Staatszwecke ganz gelöst zu sein, doch im Wesentlichen Sache der Familie war. In Sparta hingegen wurde wie bei manchen Naturvölkern der Gegenwart [2]) der Knabe im siebenten Jahre der öffentlichen Erziehung überwiesen, welche erst in zweiter Linie Alles berücksichtigte, was zur geistigen Ausbildung gehörte; doch, obwohl unstreitig Athen auch in dieser Hinsicht damals „an der Spitze der Civilisation" schritt, wäre es irrig sich die Spartaner als ungebildet zu denken. Wenn die berühmte „lakonische Kürze" nur als eine Folge der Armuth und geringen Ausbildung der Sprache dieses Volkes gelten soll, so kann dieser „Armuth und geringen Ausbildung" doch nicht Geistesschärfe, Gewandtheit und Schlagfertigkeit abgesprochen werden.

Während Athen, Corinth und die jonischen Städte vorzugsweise mit ihren grossartigen Prachtbauten an Tempeln und öffentlichen Anstalten prunkten, zeigte sich allenthalben im griechischen Wohnhaus fast beschämende Einfachheit. Es spielte eben jene untergeordnete Rolle, durch welche die Familie im hellenischen Staatsleben überhaupt aus dem Gesichtskreis gerückt erscheint [3]). Die Wohnhäuser waren kaum mehr denn armselige Hütten, und erst die

körperlich bestgeformten Menschen die grössten Scheusale waren. Auch können die alten Hellenen körperliche Vollendung nicht für sich allein in Anspruch nehmen. Die Modelle des Pheidias und Apelles leben noch heute unter ihren tiefgesunkenen Nachkommen in Morea (Prichard, *Natural hist. of Man.* I. S. 198) und das ungesittete Volk der Georgier wetteifert mit ihnen in Schönheit der Schädelbildung. Die circassischen Schädel geben einen mittleren Gehalt von 86 Cubikzoll und zeigen zum Theile eine merkwürdige Harmonie in ihren Verhältnissen. Aehnliches gilt von den Parsi-Schädeln. Die geringe Zahl bekannter altgriechischer Schädel gestattet vorläufig noch kaum ein allgemeines Urtheil. An einem der jüngsten Funde, dem vom 27. März (8. April) 1871, welcher zu Athen zwei altgriechische Skelette, ein männliches und ein weibliches, aus der makedonischen Epoche zu Tage förderte, überrascht aber, nach Virchow's Ausspruch, die geringe Capacität der Schädel, „welche so sehr hinter dem Mittel der modernen Culturvölker zurückbleibt, dass man nach der jetzt üblichen Betrachtungsweise eher an Glieder eines wilden Stammes zu denken geneigt sein könnte". (Virchow in den *Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.* Berlin 1872. 8°. S. 152.)

[1]) Um den Abortus zu bewirken wurde Pessaria, aus Honig und Nieswurz oder Euphorbium bereitet, gebraucht. (*Archiv für Anthropologie.* 1872. S. 457.)

[2]) Die Banar beobachten den auch den Mishmis und den ihnen benachbarten Stämmen bekannten Gebrauch einer spartanischen Erziehung der Knaben, die schon frühe von ihren Familien getrennt werden. (Bastian, *Beiträge zur Kenntniss der Gebirgsstämme Kambodscha's. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin.* 1866. S. 40.)

[3]) Reber, *Kunstgeschichte des Alterthums.* S. 258. Einen sehr hübschen Aufsatz über *Das altgriechische Wohnhaus* von Dr. Hermann Göll siehe *Ausland* 1866. Nr. 21. S. 485.

spätere Zeit, besonders als in der makedonischen Periode das Königthum wieder an die Stelle der verlebten Demokratie getreten war, wirkte auch hieran bildend und verzierend. Grosser Sorgfalt und Verbreitung erfreuten sich die Gartenanlagen, sowohl Gemüse- und Obst- als auch die Blumengärten, und die moderne Gesellschaft kann sich kaum einen Begriff machen von dem Umfang, in welchem im alten Griechenland Blumen angebaut wurden, nicht bloss ihrer Schönheit halber, sondern wegen des ausserordentlichen Gebrauches, den man bei religiösen Festlichkeiten sowohl als im gewöhnlichen täglichen Leben von denselben machte [1]). Jenes Zeichen wahrer Gesittung aber, der vom Luxus wohl zu unterscheidende Comfort, gehörte im alten Hellas niemals zu den bekannten Dingen. Die Griechen lebten „schön" aber unbequem. Sie lagen bei Tische, obwohl sie Stühle recht wohl kannten. Ihre Kost, zwar längst nicht mehr von homerischer Einfachheit, entsprach im Allgemeinen der Diätetik, für die sie, wie alle Völker dieses Himmelsstriches, keineswegs gleichgiltig waren. Nur bei den Dionysien, die mit vielfachen sinnlichen Ausschweifungen verbunden waren, durften sich Männer über vierzig Jahre berauschen. Gastfreundschaft, diese schöne Zierde niederer Culturvölker, blieb den Griechen lange heilig. Ihr geselliger Sinn äusserte sich in zahlreichen Festen, die stets mit der Religion in gewissen Beziehungen standen, und in den öffentlichen Volksspielen.

Griechenlands Niedergang.

Ein Abstand von nur etwa einem Jahrhunderte trennt die Epoche des Perikles von jener des politischen Niederganges der Griechen und der Eroberung der Makedonier. In diese kurze Spanne Zeit drängt sich die Entwicklung der hellenischen Cultur zusammen, zugleich ein Kampf, zwischen Jonismus und Dorismus ungeschwächt auf- und niederwogend. Die in Athen erstandene, künstlerische Vergeistigung des Lebens war auf das unlöslichste mit jenen Factoren verknüpft, welchen der peloponnesische Krieg so sicher auf der Ferse folgen musste, als das Abenddunkel auf die strahlende Helle des Tages. Auch der Ausgang des mit der Rohheit unterer Culturstufen geführten langen Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Die über Athen schon längst hereingebrochene Verweichlichung musste der spartanischen Kraft unterliegen. Und sie unterlag. Nicht Humanität, nicht Freiheit, nicht Bildung, nicht überhaupt die Höhe der Gesittung vermögen, wie oft gepredigt wird, Ausschlag zu geben in dem erschütternden Kampfe um's Dasein, sondern die rauhe Hand kräftiger Barbaren hat mehr denn einmal die stolzen Errungenschaften der Cultur vernichtet. Nur ein Kurzsichtiger könnte aber verlangen, dass die zur Macht gelangten Lakedämonier dieselbe weniger missbrauchen sollten als das überwundene Athen. So stritten denn die griechischen Frei-

[1]) *Die Gartenkünste der Griechen.* (*Ausland* 1864. Nr. 39. S. 924.)

staaten fort und fort um die Herrschaft, und selten nur ruhten die Waffen. Von diesen ersten griechischen Republiken bis auf die Gegenwart kennt die Weltgeschichte keine andere Staatsform, welche unter dem Vorwande allgemeiner Beglückung und tiefster Friedensliebe, beständiger im und vom Kriege ihr Dasein genährt hätte. Das Auftauchen bislang untergeordneter Staaten — Duodezstaaten im eigentlichen Sinne des Wortes — als Träger hervorragender geschichtlicher Rollen, verkündete das Abendroth des hellenischen Volkes. Zwar wurden Anläufe zu einer auf Gleichberechtigung aller Theilnehmer beruhenden Föderation genommen, doch scheiterte sie kläglich an dem Mangel an Einsicht, dass bei verschiedener Machtfülle Gleichberechtigung eine Unmöglichkeit sei. Das Recht des Stärkeren ist eben ein Naturgesetz.

Bei diesen immer wachsenden Kriegszuständen hatten längst die einheimischen Kräfte für die Heeresbedürfnisse nicht mehr genügt und man war allenthalben zu fremden Miethstruppen und Söldlingen genöthigt. Es beruht aber auf Täuschung, wenn in den Miethstruppen, den Uebergang zu den stehenden Heeren bildend, eine Ursache für die Häufigkeit der Kriege und damit des staatlichen Niederganges erkannt werden will; vielmehr sind Miethstruppen und stehende Heere erst die Folgen der vermehrten Kriege. Nirgends sind die stehenden Heere das Primitive, Ursprüngliche, stets das erst später Gewordene, Herausgebildete. Anfangs begnügen sich alle Völker mit der rohesten Form bewaffneter Macht, dem Milizsysteme, wie wir es bei allen noch auf tiefen Culturstufen befindlichen Völkern und in der Neuzeit nur dort sehen, wo ein Bedürfniss nach stärkerer Wehrkraft nicht besteht. Die die Gesittung bedingende Theilung der Arbeit führt allmählig auch zur Errichtung permanenter Truppen. So besassen die Griechen anfänglich und noch zur Zeit der Perserkriege nur Milizen; die langen Kämpfe und die Erfolge, welche die Perser gegen diese wenig disciplinirten Schaaren erzielten und die Einäscherung Athen's ermöglichten, dürften wohl trotz des schliesslich errungenen Sieges zuerst das Abgehen vom Milizsysteme veranlasst haben [1]).

Blicken wir auf dieses letzte Jahrhundert des reinen Hellenenthums, so sehen wir immer noch die Cultur Siege häufen auf Siege. Kunst und Poesie gedeihen, in der Philosophie erspähen wir die ersten Spuren aufdämmernder Naturerkenntniss. Die Sophisten ahnten vielfach schon die Wahrheit, wenngleich ihr Einfluss auf die Nachwelt ein verschwindender ist gegenüber jenem des mystischen Pythagoras und des Theisten Plato. Stets wird nämlich bei der grossen Menge das Wahrscheinliche mehr Anklang finden als das Wahre. Ganz am griechischen Abendhimmel funkeln endlich zwei Sterne erster Grösse, Epikur und Aristoteles, von welchen der

[1]) Wer das griechische Milizsystem preist, weil die glorreichen Siege von Marathon, Salamis und Platäa — nicht durch stehende Truppen, sondern durch die überall organisirten Milizen erkämpft wurden — sollte nicht vergessen, dass, hätten die Griechen stehende Truppen den Persern gegenüber zu stellen gehabt, diese wohl nie bis Marathon, Salamis und Platäa gelangt wären.

Letztere die Ansichten des Mittelalters noch beherrschen sollte, während in dem Ersteren die ganze materialistische Philosophie des Alterthums gewissermassen gipfelt [1]). Im Ganzen freilich gilt von der Geschichte der griechischen Philosophie im Besonderen, was von der Philosophie im Allgemeinen; sie ist eine Geschichte des Irrthums mit vereinzelten Lichtblicken [2]). Eine schöne Blüthe trieb, wie wiederholt erwähnt, die Geschichtsschreibung, doch von historischer oder gar antiquarischer Forschung war keine Spur. Da die Griechen überhaupt nicht forschten, so ist auf anderen Gebieten der Wissenschaft kein nennenswerther Fortschritt zu verzeichnen. Charakteristisch ist für den hellenischen Geist, dass sein erster Gelehrter, Aristoteles, schon in Verknüpfung mit einem neuen, fremden Volkselemente, dem Makedonierthum erscheint, welches Griechenlands Grösse zu Grabe tragen sollte. Während die Cultur Triumphe feierte, die hellenische Gesittung langsam selbst die umwohnenden Barbaren ergriff, nagte der Todeswurm am Marke des Volkes — die Corruption; überall im socialen Leben Verkommenheit und Erbärmlichkeit. Statt der Volksfülle, die einst die Städte belebte, statt des Gewerbsfleisses in denselben, statt der Betriebsamkeit auf den Feldern überall Verödung und Verarmung; die Thätigkeit erschlaffte, und mit der Erschlaffung der Thätigkeit eines Volkes geht dessen Depravation Hand in Hand [3]). Daneben ein ungezügelter Luxus, in ironischer Weise die Behauptung illustrirend, dass je despotischer ein Staat, um so mehr die augenblickliche Genusssucht zu wachsen pflege. In Athen kosteten zu Demosthenes' Zeit die Festlichkeiten des Jahres mehr als der Unterhalt der Flotte, und die euripideischen Trauerspiele kamen dem Volke theuerer zu stehen als vormals der Perserkrieg; ja ein Gesetz verbot bei Todesstrafe, die Verwendung der Theatergelder nicht einmal für den Krieg beantragen zu dürfen [4]). Gegen diese an Hoch und Niedrig in gleichem Maasse zehrende Corruption half kein Gesetz, keine Staatsform; sie herrschte in dem monarchischen Sparta wie im demokratischen Athen, wo allerdings die Bestechlichkeit der unteren Volksschichten seit Jahrhunderten so zu sagen systematisch und in grossem Maassstabe entwickelt worden war. Hellas glich dem innerlich vermorschten Baume, der äusserlich noch im Schmucke seiner herrlichen Blätterkrone prangt, ringsum der Bewunderung Ruf erweckend, jäh zusammenknickend aber, sowie des Sturmes erstes Brausen ihn erschüttert. Die gleissend schimmernden Seiten der griechischen Civilisation dürfen nicht darüber blenden, dass die Lebensuhr des Hellenenthums abgelaufen, dass keine fremde Hand muthwillig den Zeiger daran vorrückte. Zu der Pestbeule der Corruption gesellten sich die Wirkungen der beständigen, Gut und Blut verzehrenden Befehdungen, welche bei der Kleinheit der meisten griechischen Staaten,

[1]) Ludwig Büchner, *Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie.* Leipzig 1868. 8°. S. 305.

[2]) O. F. Gruppe, *Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland.* 1855.

[3]) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft.* S. 11—12.

[4]) Roscher. A. a. O. S. 411.

wo z. B. das 58 □M. grosse Böotien eine solche Menge oft sehr uneiniger Bundesrepubliken umfasste, wo eben desshalb fast alles Gebiet Grenzland war, noch viel tiefer eingegriffen haben müssen als heutzutage bei gleicher Länge der Fall wäre [1]). Eine breite und tiefe Friedenssehnsucht war es, welche bei den Griechen die makedonische Unterjochung so mächtig vorbereitete [2]), dass diese als der einzig naturgemässe Schlusspunct des hellenischen Volkslebens erscheint. Auch hier geschah, wie immer, was geschehen musste. Man klage nicht, dass die griechische Culturentwicklung aus ihrem selbsteigenen Gange herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt worden sei. Dieser selbsteigene Gang führte geradewegs zur makedonischen Unterjochung und nirgends anders hin. Die dem Republikanismus angeblich eigenthümlichen Tugenden waren verfallen und ersetzt durch das, was wir mindestens mit demselben Rechte republikanische Laster nennen dürfen, deren Keime und Ursachen schon in der Zeit der „Tugend" vorhanden sein mussten, weil sonst der Verfall nicht hätte eintreten können. Und auch Makedonien folgte dem Naturgesetz werdender Völker und Staaten, indem es nach Erweiterung strebte. Seine rohe, aber jugendliche Kraft brach die hellenische Impotenz, ein vermorschtes Zeitalter, versunken in Corruption.

Man hat es versucht, in schwärmerischer Begeisterung für Alt-Griechenland, dessen Leistungen mit einem Alles verzehrenden Strahlenglanze zu umgeben; kein Volk soll zum Heile unseres ganzen Geschlechtes das Gleiche geleistet haben. „Wenn irgend ein Volk, so waren die Griechen Bahnbrecher der Cultur und Civilisation; ihre Leistungen im Interesse der ganzen Menschheit waren grösser als die irgend einer anderen Nation der Welt!" Niemand wird sich der Erkenntniss verschliessen, dass durch seine geographische Lage und natürliche Ausschmückung Hellas einer der begünstigtsten Räume unseres Welttheiles sei; Niemand wird ferner läugnen, dass die Griechen mit Raceneigenschaften des Geistes, Gemüthes wie des Körpers ausgestattet waren, welche ihnen einen glänzenden Culturschliff sicherten, Niemand endlich bestreiten, dass sie in Folge dieser natürlichen Vorzüge Bahnbrecher der Cultur und Civilisation gewesen. Entschiedene Ueberschätzung ist es jedoch, ihre Leistungen höher zu stellen als irgend welche in der Welt. Sicherlich waren die Hellenen ein nothwendiges Glied in der Fortentwicklung der Cultur, allein eben nur ein Glied, welches losgelöst von seinem Verbande eine culturgeschichtliche Würdigung nicht zulässt. Es ist heute kein Geheimniss mehr, dass die so hoch und mit Recht gepriesene hellenische Cultur grossentheils auf asiatischer Grundlage ruhte, dass Kenntnisse, wie Anschauungen, wie Sitten von Asien nach Griechenland gewandert und dort willigen Eingang gefunden; ja man kann sogar in manchen Fällen noch die Etappen dieses Culturganges bestimmen,

[1]) Roscher. A. a. O. S. 40.

[2]) A. a. O. S. 39.

wie ich im vorliegenden Abschnitte gethan zu haben glaube. Je tiefer wir aber hinabsteigen in das Leben des alten Orients, je mehr unsere Kenntniss in dieser Hinsicht sich erweitert, desto höher steigt die Achtung vor der dort erklommenen Culturhöhe. Für die nachkommenden Enkelgeschlechter wäre die Gesittung der Hellenen eben so nutzlos gewesen wie jene, wenn sie von gleichem Schicksale wie diese betroffen worden wäre. Es genügte nicht, dass die Hellenen diese Cultur schafften, sie musste auch erhalten bleiben, und dies geschah durch eine Verkettung von Umständen, welche längst nach ihrem Untergange eintraten. Ohne die späteren Römer wäre die griechische Gesittung für die europäische Nachwelt ein eben so ungehobener Schatz geblieben wie jene der Chinesen.

Erst die Gegenwart, unterstützt von den Forschungen über die überraschenden Civilisationen Asiens und des Nilthales, beginnt sich allmählig von dem Wahne zu befreien[1]), der Jahrhunderte lang, den Alten kritiklos nachgebetet, eine seltsame Ueberschätzung alles Hellenischen veranlasste. Wenn ich in diesen Blättern mich nach Kräften bemühte einen richtigeren Massstab anzulegen, so geschah es doch nicht aus nergelnder Scheelsucht und liegt mir jede Herabsetzung der altgriechischen Culturleistungen fern. Freilich aber wird den üblichen Erhebungen des Hellenenthums gegenüber diese historische Richtigstellung den Anschein der absichtlichen Verkleinerung niemals vermeiden können und es stets leicht sein „leidenschaftliche Schmähungen“ in der einfachen, nüchternen Blosslegung von Thatsachen zu erblicken, in deren consequentem Ignoriren man sich bisher zu gefallen schien. Die Griechen sind in meinen Augen so wenig wie in den irgend eines objectiv Denkenden ein niedriges, gemeines, lügenhaftes, verrätherisches, prahlerisches, feiges, aller selbstthätigen Schöpfung und Originalität bares Volk, es muss jedoch im Interesse der historischen Wahrheit erlaubt sein und ist zur culturhistorischen Würdigung geradezu erforderlich hervorzuheben, dass neben den vielen allgemein bekannten trefflichen Eigenschaften, womit die Natur die Hellenen ausgestattet, ihnen auch dunkle Flecken des Charakters anklebten, die sich mitunter in Lüge, Verrath, Feigheit und Prahlsucht ausdrückten. Damit werden sie nur menschlicher und unserem Verständnisse näher gerückt, während die Phantasie ihrer Bewunderer Menschen ohne jeglichen Fehl und Makel, Götter in Menschengestalt aus ihnen schuf. Der Volkscharakter der heutigen Griechen, von welchen wir wissen, dass sie die slavischen Beimischungen siegreich überwunden und namentlich auf den Inseln in bemerkenswerther Reinheit sich erhalten, hätte darüber längst die Augen öffnen können. Es muss ferner gestattet sein, zu erzählen, dass lange ehe ein Herodot das Licht der Welt erblickte, die Thaten des ersten Dareios auf der Felswand zu Bisûtûn in Keilschrift eingemeisselt standen; es muss endlich gestattet sein den immer mehr

[1]) Obenan nenne ich J. P. Mahaffy, der in seinem wiederholt citirten Buche *Social Life in Greece* mit unbefangenster Kühnheit durch Jahrhunderte festgewurzelten Anschauungen entgegentritt.

hervortretenden fremden Ursprüngen der hellenischen Gesittung nachzugehen, ohne verdächtigt zu werden ihre alle selbstthätige Schöpfung und Originalität abzusprechen. Lässt sich doch auch die Cultur der späteren germanischen Nationen vielfach auf fremde Einflüsse zurückführen, ohne Originalität und Schöpfungskraft der Germanen dabei in Frage zu stellen. Wenn dann ein solches Zusammenfassen der modernen Forschungsergebnisse naturgemäss zur Verminderung unserer früheren überschwänglichen Bewunderung leitet, so ist damit an sich in der That durch die blosse Negation des bislang fälschlich Behaupteten ein Herabdrücken verbunden, welches manch liebgewonnenes Ideal zertrümmert und als ein beabsichtigter Act der Feindseligkeit ausgelegt werden kann. Gegen eine solche Unterschiebung ist Jeder machtlos, der nicht auf jegliche Bekämpfung der herrschenden Irrthümer verzichten will. Indessen soll nichts weiter bezweckt werden, als die Griechen von dem Isolirschemel zu stossen, worauf sie bisher gestanden und mit dem Massstabe der sie umgebenden und anderer Völker zu messen. Dieser Massstab ist nun für jedes Volk das, was es nach Abstammung, Lage, Klima und Verbindung mit anderen Völkern sein kann und es trifft die Hellenen kein Tadel, dass sie waren wie sie allein sein konnten, nicht wie man sie dachte. Kein Volk kann mehr leisten, als es nach allen Voraussetzungen muss; desshalb sind aber gerade diese Voraussetzungen strengstens auf ihre Richtigkeit zu sprechen. Soll ich daher an dieser Stelle dem hellenischen Volke einen Nachruf widmen, so sei er kurz und bündig: wir begrüssen in den Griechen die höchste Vollendung bisher erreichten menschlichen Kunstsinns, sie haben dauernd auf die nachkommenden Geschlechter die Idee des Schönen vererbt; Dank sei hierfür der ästhetischen Anlage ihres glücklich begabten Naturells. Ihnen war es gegeben zum ersten Male freiheitliche Ideen in staatliche Formen zu giessen; Dank sei hierfür der Plastik ihres zauberischen Ländchens, wie nicht minder ihren vielfachen ethnischen Spaltungen. Auf dem Gebiete des Geistes haben sie viele Theorien und wenig Practisches, viele Gedanken und nur sehr wenig Wahrheiten, in materieller Hinsicht auch nicht Eine nennenswerthe Erfindung hinterlassen.

Makedonier und Alexandriner.

Nationalität und früheste Zustände der Makedonier.

Während das hellenische Volk in sich alle Keime zu seinem baldigen Untergang entwickelte, war, vom griechischen Eigendünkel völlig übersehen, mittlerweile an den nördlichen Grenzen des Landes ein anderes Volk zu Macht und Ansehen herangereift — die Makedonier, deren ethnologische Stellung einer Präcisirung bedarf.

Wo in der Urzeit die illyrischen mit den thrakischen Völkern, also die beiden ältesten Stämme der Hämushalbinsel sich begegneten, wo die Sprachgrenze zwischen beiden lag, ist nicht aufgehellt. Der Wohnsitz der thrakischen, zweifelsohne arischen Völker lag im Osten des illyrischen Stammes und im Norden der alten Griechen, und erstreckte sich bis zu der Donau und dem Schwarzen und Aegäischen Meere, sowie südlich bis in das Land Thessalien hinein. Zu den thrakischen Völkerschaften gehörten die eigentlichen Thraker, die Odrysen, Geten, Triballer und Daken oder Dacier, höchst wahrscheinlich aber auch die Makedonier. Während Manche und dies ist die Mehrzahl, sie für Griechen, Manche hinwieder für Thraker halten — Demosthenes nannte Alexander einen Barbaren — sehen Andere sie als ein mit Griechen vermischtes illyrisches oder thrakisches Volk an. Geographisch erwogen, ist letztere Anschauung die wahrscheinlichste; auf eigentliches Hellenenthum ist bei den Makedoniern nicht zu rechnen, wo die Thraker bis in das südlicher gelegene Thessalien herabreichten und Epiroten nebst anderen Illyriern längs der ganzen Westgrenze sassen. Auch die wenigen, aus der alten makedonischen Sprache erhaltenen Glossen weisen auf nichtgriechischen Ursprung hin; die Makedonier waren also — dies muss man fest im Auge behalten — keine Griechen, sondern allem Anscheine nach ein Mischvolk, an welchem im Westen die Illyrier, im Osten und Norden die Thraker den meisten, sicherlich den geringsten aber, wenn überhaupt einen Antheil, die Hellenen hatten. Erst mit der Zeit brach sich der benachbarte griechische Cultureinfluss bei den makedonischen Barbaren Bahn, allmählig das einheimische Idiom durch die hellenische Sprache ersetzend. König Philip gab seinem Sohne Alexander den ersten Gelehrten Griechenlands, Aristoteles, zum Erzieher. Allein es wäre ein Irrthum, Philip und Alexander selbst für Griechen zu halten.

Während nun seit dem peloponnesischen Kriege die nach Freiheits- und Schönheitsideen strebenden Hellenen in unaufhörlichen inneren Befehdungen und blutigen Zwisten der Duodezstäätlein ihr bischen Kraft vergeudeten und was noch an besseren d. i. stärkeren Elementen vorhanden war durch die sich immer breiter machende Corruption lahm gelegt wurde, wuchs auf dem gerade entgegengesetzten Wege das makedonische Reich zu einer Machtfülle heran, die indess Leichtsinn und Oberflächlichkeit ignoriren zu können vermeinte. Was nicht Hellene, schalten die Griechen Barbaren, ahnungslos, dass die Zeit nicht ferne, wo diese Barbaren ihrer Herrlichkeit ein baldiges Ende bereiten würden. Die Makedonier, deren älteste Geschichte sich in tiefem Dunkel verbirgt, wuchsen unter der Leitung tüchtiger Könige aus ungesitteten Horden zu einem festgegliederten Volke mit gesunden Verhältnissen heran, das freilich von den Schönheitsidealen der Griechen eben so wenig wusste, als von deren politischen Theorien, wahrscheinlich über den Werth monarchischer oder republikanischer Staatsformen niemals nachgesonnen hatte, sich aber dafür die Kraft zu energischem Handeln bewahrte. Zur Zeit als die Makedonier in der Geschichte auftauchen, dürfen wir sie uns immer noch als ein im Allgemeinen rohes Volk mit ziemlich tiefer Culturstufe vorstellen. In der Königsfamilie sollen eine Reihe von Verbrechen und Gräueln stattgefunden haben, wie wir ihnen auch gegenwärtig noch bei minder gesitteten Stämmen begegnen. Von den schweren Lastern der Griechen dagegen scheinen die Makedonier frei gewesen zu sein. Im Vergleiche zu den Hellenen waren sie zwar roh, aber gesund und kräftig.

Erst der Makedonierkönig Philip lernte die hellenische Civilisation aus eigener Anschauung kennen und der Gebrauch, welchen er davon zum Nutzen seines Volkes zu machen wusste, gestattet einen Blick auf die Grösse dieses Mannes. Wie alle grossen Männer, nur ein Product seiner Zeit, ein Kind seines Volkes, verstand dieser Barbar meisterhaft die griechische Cultur durch die griechische Cultur zu unterwerfen, sich dieselbe anzueignen, nicht um in ihr unterzugehen, sondern um sie seinem Volke dienstbar zu machen. Von stammverwandten Völkerschaften umringt, hatte Philip's Makedonien sich schon einen guten Theil derselben unterworfen und namentlich gegen Osten hin ansehnliche Macht erlangt; es war also nicht ganz mehr der unbedeutende Staat tendenziöser Schilderungen. Mit richtigem Blicke hatte Philip in seinem Land die Bedingungen zu grösserer Machtausdehnung erkannt und bewahrte dasselbe vor den Klippen, woran der Hellenismus unfehlbar scheitern musste. Mit kräftiger Faust führte er die Zügel des Staates, welche die griechischen Republiken in die schwachen Hände hohlköpfiger Demagogen hatten naturgemäss entgleiten lassen. Vor allem aber bemühte er sich um die Bildung eines geordneten, stehenden Heerwesens und schuf jene Phalanx, an deren ehernen Schildern später die Redegeschosse eines Demosthenes und mit ihnen die wenigen wirklichen Pfeile der etwa noch widerstandslustigen Griechen wirkungslos abprallten.

Philip und Alexander.

Es gehört nicht in den Plan meines Buches die geschichtlichen Ereignisse zu erzählen, welche Philip die Herrschaft über Hellas erringen halfen, eben so wenig die Thaten, die sein grösserer Sohn Alexander vollbrachte; ich setze sie als allgemein bekannt voraus. Wenn aber von mancher Seite gegen Philip die Anklage geschleudert wird, sich „völkerverderbender, moralisch verwerflicher, tückischer und geradezu abscheulicher“ Mittel bedient zu haben, so kann dies vom Standpuncte der natürlicken Entwicklung der Völker, welchem jeder moralische Massstab fehlt, an der Grösse des Mannes eben so wenig als an der Beurtheilung der Ereignisse selbst ändern. Denn Natur ist Alles, das Gute und das Schlechte, das Schöne und das Unschöne, also auch das sogenannte Sittliche und Unsittliche. Es ist aber das Kriterium der neuzeitlichen Bildung, an der Hand der Naturforschung und der exacten Wissenschaften den doctrinären Idealismus, möge derselbe Religion, Moral, Philosophie oder Recht heissen, aus den Geistern und Gemüthern herauszutreiben und alle menschlichen Zustände als nothwendig sich ergebende Stufen einer unendlichen Culturentwicklung zu zeigen [1]. So wie sich die in Griechenland eingerissene Corruption als die nothwendige Folge früherer Momente und somit der sich daran knüpfende Verfall auch nur als eine nothwendige Entwicklungsstufe ergibt, — denn Entwicklung bedingt an sich nicht Fortschritt zum Besseren — so ist auch das Eingreifen der makedonischen Barbaren in Griechenland historische Nothwendigkeit gewesen. Diese Erkenntniss beschönigt, wie sich erweisen wird, durchaus nicht die Gräuel des Despotismus, wohl aber darf man umgekehrt die oberwähnte Darstellung geradezu als Geschichtsfälschung bezeichnen, wonach durch die makedonischen Eingriffe die griechische Culturentwicklung aus ihrem selbsteigenen Gange herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt worden wäre. Gerade damals seien in Griechenland die Elemente zu neuem, kräftigem und herrlichem Aufschwunge vorhanden gewesen; es sei kaum ein Zweifel über den höheren Werth dessen, was geschaffen, oder dessen, was zerstört ward. Im vorhergehenden Capitel glaube ich gezeigt zu haben, wie im Gegentheile Griechenland in eine Periode unwiderruflichen Verfalles gesunken. Der höhere Werth des Geschaffenen oder des Zerstörten aber wird sich aus den späteren Erörterungen wohl ziemlich feststellen lassen; vorläufig genüge die Erinnerung, dass dieser Werth des Zerstörten auf den Untergang der griechischen Republiken, der freiheitlichen Ideen und Einrichtungen, endlich auf das Verblassen des künstlerischen Schönheitsidealen sich beschränkt. Unzulässig ist es, Persönlichkeiten, mögen sie auch gewaltig sein wie jene Philip's und des grossen Alexander, in den Vordergrund der Darstellung zu schieben; man vergesse nie, dass Zustände stets

[1]) Treffliche Worte einer kleinen Schrift von Dr. Heinrich Gottlieb, *Schulbetrachtungen*. Wien 1872. 8°. S. 3.

aus schon früher bestandenen Zuständen hervorwachsen. Ein grosser Mann ist bei aller Energie unfähig Grosses zu schaffen oder überhaupt wirksam einzugreifen in die Weltgeschicke, wird er nicht getragen vom Strome, oder, wenn man lieber will, vom Geiste seiner Zeit. Alle Männer, die eine solche geschichtliche Wichtigkeit erlangten, waren stets nicht nur Kinder ihrer Zeit, sondern wurden auch durch die vorhergegangenen Zustände möglich gemacht, so zu sagen vorbereitet. Ohne französische Revolution wäre Napoleon I. eine Unmöglichkeit gewesen, und wie ein seiner Zeit vorangeeilter Mann mehr schaden als nützen kann, zeigt das Beispiel des edlen Joseph II. Die Tugend am unrechten Orte hat oft mehr geschadet als das abschreckendste Laster. Sowohl Philip als Alexander von Makedonien waren nur Kinder ihrer Zeit, und ihr Eingreifen in die hellenischen Geschicke ward ihnen lediglich durch die dort herrschenden Zustände ermöglicht.

Nebst dem allgemein verbreiteten und tief gefühlten Friedensbedürfnisse ebnete die weitverzweigte Corruption der hellenischen Gesellschaft den makedonischen Eroberern den Boden. Die sociale Erscheinung der Corruption tritt allemal als Begleiterin gewisser höherer Culturstufen auf, und endet damit, diese Culturhöhe selbst zu untergraben. So war's im alten Rom, so in Hellas, so endlich ist's in vielen Culturstaaten der Gegenwart. Wenn nun, wie gewöhnlich geschieht, für die herrschende Corruption der despotische Absolutismus verantwortlich gemacht wird, so ist dies eine auf die Leichtgläubigkeit eines gemüthlichen Lesers berechnete Phrase. Die nähere Prüfung lehrt, dass die Corruption sich überall einstellen kann, wo es Menschen gibt, fast sicher aber dort, wo Menschen verschiedener Abstammung neben und untereinander leben und damit den menschlichen Leidenschaften ein weiterer Spielraum gestattet ist. Dies ist nun meist der Fall in Freistaaten mit demokratischer Grundlage, und welche Höhe die Corruption in solchen Staatsgebilden erreichen kann, dafür sind die heutigen Zustände in den Vereinigten Staaten America's der sprechendste Beleg. Die Corruption, welche die hellenischen Demokratien ergriffen und zerfressen hatte, machte den Einbruch der Makedonier nicht blos möglich, sondern nothwendig, gerade so nothwendig wie das Hereinbrechen der nordischen Barbaren seinerzeit über das vermorschte römische Reich. Jedes Volk — wiederholen wir es — hat eben das Geschick, das es verdient.

Die Thaten der Makedonier unter Alexander und nicht jene der Griechen hatten zunächst zur Folge, den Mittelpunct der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa zu verlegen, denn bis auf die Epoche des makedonischen Alexander war Hellas niemals der Mittelpunct der Weltbegebenheiten; die alexandrinische Zeit ist aber schon eine Periode des Niederganges für die hellenische Welt. Die Weltbegebenheiten spielten sich bis auf die Tage Alexanders vorwiegend in Asien ab, wo die Entstehung der persischen Monarchie eine wahre Völkergährung erzeugte, während die gleichzeitigen athenischen

Pisistratiden kaum einen Sturm im Wasserglase hervorbrachten. Ohne die Bedeutung der pisistratischen Leistungen für die Blüthe und Cultur Athens herabzusetzen, wird sie doch kaum Jemand zu den Weltbegebenheiten rechnen. Fast zur nämlichen Zeit, oder doch nur wenige Jahre später, ging Rom vom Königthume zur Republik über, und war schon in Italien zu einer Macht herangewachsen, wie sie Hellas auf der Hämushalbinsel vor Alexander niemals erreicht hat. Die Perserkriege erschütterten die asiatischen Bevölkerungen weit mehr als die Handvoll Hellenen. Die geistige Höhe des kleinen europäischen Griechenvolkes war ohne Frage eine bedeutendere als die der asiatischen Perser; die Welt, das heisst natürlich die damals bekannte Welt bewegt haben ihre Thaten nicht. Wir werden also hier scharf zu unterscheiden haben zwischen der culturgeschichtlichen und der einfach geschichtlichen Bedeutung. Von den Ereignissen auf der kleinen griechischen Halbinsel, selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, nahmen weder Römer noch Aegypter, noch endlich die benachbarten asiatischen Völker Notiz, und in die Geschicke von keinem derselben haben die Hellenen auf die Dauer einzugreifen vermocht. Wenn es ihnen nun also schon nicht gelang Griechenland eine hervorragende Stellung im politischen Kreise der alten Völker zu sichern, so ist es auch nicht richtig, dass durch die Hellenen der Mittelpunct der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa verlegt wurde. Jene, welche dieses thaten waren entschieden die Römer; die Leistungen der römischen Republik, so lange sie auf die italische Halbinsel beschränkt blieben, können weit eher den Weltbegebenheiten zugezählt werden, als jene der hellenischen Freistaaten. Aber auch die grossen, weitere Kreise bewegenden Ereignisse der punischen Kriege fielen erst in eine Zeit, wo der makedonische Alexander das persische Reich zertrümmerte. Erst zu jener Epoche darf man von einem Uebergange der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa reden.

Allgemeine Culturfolgen der makedonischen Eroberungen.

Es ist bekannt, wie rasch die makedonischen Heeressäulen die persische Kriegsmacht über den Haufen warfen und im Siegeslaufe bis an die Gestade des Indus drangen. Der Kampf des seiner jugendlichen Kraft bewussten Makedoniens gegen das durch allzu rasche Culturentfaltung entnervte Persien war geplant und vollständig vorbereitet, ehe noch Alexander den Thron bestieg. Durch die Siege seines Vaters über das nicht minder verweichlichte Hellenenvolk gestählt, erblickte Makedonien im Niederwerfen der persischen Macht die Aufgabe seiner Zukunft, Alexander speciell das Vermächtniss seines Vaters. Die rohen Makedonier wussten nur zu genau wie wenig sie zu wagen hatten in dem Kampfe zwischen frischer Manneskraft und schwächlicher Entnervung; wenn je ein Eroberungskrieg mit ruhiger Ueberlegung unternommen ward, so der Alexanders.

Die rasche Zertrümmerung der persischen Reichsmacht war nebst den Ursachen, die in einem früheren Abschnitte namhaft gemacht sind, erleichtert durch die allzu grosse räumliche Ausdehnung und die dadurch bedingte Zusammenwürfelung heterogener Volksmassen — allerdings eine Folge der früheren Eroberungen. Nicht besser erging es später dem Reiche des makedonischen Eroberers selbst. Doch nicht die hochcultivirten Griechen, sondern die rohen, thrakischen Makedonier warfen das persische Weltreich nieder, jedoch ohne seine Cultur vernichten zu können, die zwar geistig geringer als jene der Hellenen, in materieller Hinsicht aber dieser zum mindesten ebenbürtig und jener der Makedonier positiv überlegen war. Das rohere Volk besiegte das gesittetere; dies ist die Wahrheit, so sehr, dass die persische Cultur mit all ihren Feinheiten und Ausartungen — denn von Ausartungen ist keine Cultur frei — auf die rohen Horden der Makedonier und ihren königlichen Helden überging, der eiligst persische Sitte annahm und sich in gleich serviler persischer Weise verherrlichen liess. An dem Sturze der Persermacht hat das griechische Volk nur sehr geringen Antheil; die wenigen griechischen Hilfstruppen des Makedoniers fallen um so weniger in's Gewicht, als bekanntlich griechische Söldlingstruppen in den persischen Reihen fochten, am Granikos ihrer 20,000, bei Issus gar 30,000, ohne, bei aller Tapferkeit, den kriegstüchtigen Phalangen der Makedonier, deren Gesammtheer nie 50,000 Mann überstieg, widerstehen zu können. Alexander's Sieg über die Perser war also zugleich ein Sieg über die Griechen. Wenn in Folge der makedonischen Eroberung sich dann hellenischer Geist und hellenische Gesittung über Asien ergossen, so haben eben die Makedonier die Vermittlerrolle gespielt, das heisst sie vollbrachten mit ihrer rohen Kraft, was den entnervten Griechen zu vollbringen unmöglich. Die Makedonier nahmen die höhere persische Cultur auf, waren aber zugleich mittelbar die besten Verbreiter der noch höheren Gesittung der Griechen. Der Hellenismus mit seiner den Makedoniern wie Persern überlegenen Bildung folgte nämlich in aller Bequemlichkeit sofort den Fusstapfen der thrakischen Helden. Für die Cultur erwies sich demnach der makedonische Heereszug als ein eben so nothwendiges denn segensvolles Ereigniss.

Vernehmen wir die Urtheile einer modernen Geschichtsschule über die makedonischen Grossthaten, so lauten dieselben etwa wie folgt: Was zunächst Alexander's Zeitgenossen anbelangt, so bestanden die Früchte der Heldenthaten in gestörtem Menschenglück, in Gräuel und Verderben. Von den Gestaden des seiner Freiheit beraubten Hellas bis zu dem fernen Indien flossen Ströme von Blut, wütheten Brandfackeln und Hungersnoth. Waren die Wirkungen der Grossthaten Alexander's für seine Zeitgenossen in hohem Grade unheilvoller und verderblicher Natur, so findet sich der billige Trost nahe: er habe die Völker des Orients und Occidents glücklich mit einander verschmolzen; er habe die europäische Cultur nach Persien und Indien getragen. — In Wirklichkeit sind dies nichts als inhalts-

leere Schlagworte. Nicht Culturverbreitung, sondern Ausbreitung seiner Herrschaft, dann Feststellung derselben auf der Basis jener im Orient waltenden sclavischen Unterwürfigkeit, — dies war, wie die Thatsachen beweisen, das Motiv und das Endziel des gewaltigen Wirkens.

Dem Culturforscher steht natürlich die Untersuchung persönlicher Motive fern; was Alexander persönlich zum Handeln bewog, ist gleichgültig, genug, dass er überhaupt so handelte. Das ist es eben, dass fast keine Eroberungen ohne nachhaltigen Culturgewinn geblieben sind und die Eroberer, ob sie wollen oder nicht, der Culturarbeit dienen müssen, denn der Unterschied zwischen Eroberungen auf physischem und geistigem Wege ist nur ein relativer [1]). Billig dürfen wir die Floskeln von Gräuel und Verderben, Brandfackeln und Hungersnoth unberücksichtigt lassen, denn diese Erscheinungen haften eben dem Kriege überhaupt an, werde er von despotischen Eroberern oder von neidischen Freistaaten geführt. In wie weit der Satz: Alexander habe die europäische Cultur nach Persien und Indien getragen, zu den inhaltsleeren Schlagworten gehöre, in wie weit man nicht einmal sagen kann, die Siegeszüge Alexander's hätten, wenn auch ohne seine besondere Absicht, das innere Asien der hellenischen Cultur erschlossen, ergibt sich am klarsten aus den Schriften eines an jedem historischen Streite Unbetheiligten, dessen Competenz nur schwer in Abrede zu stellen ist.

„War die Sphäre der Entwicklung fast maasslos dem Raume nach,“ so schreibt Alexander von Humboldt [2]), „so gewann sie dazu noch an intensiver moralischer Grösse durch das unablässige Streben des Eroberers nach Vermischung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begeistigenden Einflusse des Hellenismus. Die Gründung so vieler neuer Städte [3]) an Puncten, deren Auswahl höhere Zwecke andeutet, die Anordnung und Gliederung eines selbständigen Gemeinwesens zur Verwaltung dieser Städte, die zarte Schonung der Nationalgewohnheiten und des einheimischen Cultus — alles bezeugt, dass der Plan zu einem grossen organischen Ganzen gelegt war.“ Keine Rede also von „gewaltsamen Aufzwingen fremder Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen“ [4]). Fast überall hat Alexander hellenische Ansiedlungen gegründet und in der ungeheuren Länderstrecke vom Ammonstempel bis zum nördlichen Alexandria am Jaxartes griechische Cultur verbreitet [5]). Freilich hat weder diese noch die griechische Sprache den Orient mit seiner höheren materiellen Cultur vollkommen umzugestalten vermocht; vielmehr das Satrapenregiment und die orientalische Prachtliebe durch Aus-

[1]) P. v. Lilienfeld, *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.* I. Bd. S. 168.

[2]) Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 183.

[3]) Also nicht blos Zerstörung.

[4]) Plut. Al. 35 ff. bezeugt, dass Alexander die eroberten Völker durch Achtung ihrer Sitten und religiösen Gebräuche, und durch orientalischen Pomp gewonnen, mit welchem er sich umgab.

[5]) Humboldt. A. a. O. S. 186.

bildung, Verfeinerung und Beimischung geistiger Elemente reizender und verführerischer gemacht. Und es ist nicht wahr, dass wir etwa ein Jahrhundert später im ganzen inneren Asien jede Spur von dieser angeblichen Culturträgerei ausgerottet und vernichtet finden, vielmehr hat diese hellenische Bildung, dem Wissen der Araber, der Neuperser und Inder beigemengt, ihre Wirksamkeit bis in das Mittelalter ausgeübt [1]). In dem Entwicklungsgange der Menschengeschichte bezeichnet die Einwirkung des 116 Jahre dauernden griechisch-baktrischen Reiches eine der wichtigsten Epochen des gemeinsamen Völkerlebens [2]). Welchen Einfluss die Berührung des Hellenismus speciell auf Nordindien geübt, lassen die neueren Forschungen erst ahnen. Es darf vielleicht bezweifelt werden, ob er die religiösen und sittlichen Zustände so alter Culturvölker zu modificiren vermochte, und es scheint vielmehr keine eigentliche Verschmelzung stattgefunden zu haben. Dennoch genügte selbst diese nur wenig innige Culturberührung, um der Kunst in Nordindien eine neue Richtung zu verleihen; nicht blos das Münzprägen scheint den Griechen abgelauscht worden zu sein [3]), sondern auch die Bildhauerei bewegte sich von nun an in höheren Bahnen [4]) und selbst die tamulische Kunst in Südindien scheint von diesem hellenistischen Einflusse nicht völlig unberührt geblieben zu sein. Das Innere eines grossen Continents ward dem Landhandel und der Flussschifffahrt geöffnet. Die Grösse des Raumes, die Verschiedenheit der Klimate erweiterten den hellenischen Ideenkreis; „rechnen wir dazu die wunderbar wechselnde Gestaltung des Bodens, von üppigen Fruchtländern, Wüsten und Schneebergen mannigfaltig durchzogen; die Neuheit und riesenhafte Grösse der Erzeugnisse des Thier- und Pflanzenreiches; den Anblick und die geographische Vertheilung ungleich gefärbter Menschenracen; den lebendigen Contact mit theilweise vielbegabten, uraltcultivirten Völkern des Orients, mit ihren religiösen Mythen, ihren Philosophemen, ihrem astronomischen Wissen und ihren sterndeutenden Phantasien“ [5]).

Aufblühen der Wissenschaft.

Für das tendenziöse Negiren der Wirkung der makedonischen Feldzüge auf Culturausbildung, auf Poesie, Kunst und Wissenschaft

[1]) Humboldt. A. a. O. S. 184.

[2]) A. a. O. S. 183.

[3]) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. Bd. S. 338—443.

[4]) *The Indians derived the art of sculpture from the Greeks. It is a fact, which receives fresh proofs every day, that the art of sculpture or certainly of good sculpture, appeared suddenly in India at the very time that the Greeks were masters of the Kabul Valley, that it retained its superiority during the period of the Greeks and half-greek rule of the Indo-Scythians, and that it deteriorated more and more the further it receided from the Greek age, until its degradation culminated in the wooden inanities and bestial obscenities of the Brahmanical temples.* (Alexander Cunningham, *Archeological Survey of India. Report for the year 1871—1872.* Calcutta 1873.)

[5]) Humboldt. A. a. O. S. 186.

ist es wohl schwer, eine passende Bezeichnung zu finden. In Poesie und Kunst der alternden, verfallenden Hellenen konnte wohl Niemand eine jugendliche Auffrischung erwarten, wenngleich ihnen durch den Anblick der so reich geschmückten subtropischen Natur geistige Genüsse geboten und Schriftsteller, deren nüchterne Schreibart sonst aller Begeisterung fremd bleibt, dichterisch wurden [1]. Wie wir wissen, sah man sich in Griechenland selbst in der höchsten Blüthezeit vergebens um nach einer Wissenschaft wie die bei Aegyptern und Asiaten wenigstens von der Priesterschaft gepflegte; ich habe ferner gezeigt wie Aristoteles, Alexander's Lehrer, und selbst in Thrakien geboren, der erste griechische Gelehrte war, wenn auch lange nicht der grosse Naturforscher, wofür man ihn gehalten hat. Gab es auch zweifellos eine Menge einzelner Vorarbeiten auf diesem Gebiete, so doch vor ihm keine Wissenschaft in Hellas. Ihm verbleibt das Verdienst der Sammlung des Stoffes aller damals vorhandenen Kenntnisse unter speculativen Gesichtspuncten [2]. Wenn nun nach Alexander's Zuge wie mit einem Schlage wissenschaftliche Bestrebungen unter den Hellenen erstehen, so ist wohl nur absichtlich der Zusammenhang zu verkennen. Nicht nur A. v. Humboldt nennt die makedonische Expedition eine wissenschaftliche im eigentlichen Sinne des Wortes und sagt, sie sei die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtsschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte [3], sondern auch einem Culturhistoriker zu Folge, den man sicherlich keiner Beschönigung des Despotismus zeihen kann, ist dieselbe eben so sehr ein wissenschaftliches wie ein kriegerisches Unternehmen gewesen [4]. Aristoteles, dem wir zuerst Beobachtungen der Naturvorgänge auf empirischem Wege verdanken, wirkte aber nicht blos durch das, was er selbst hervorgebracht, er wirkte auch durch die geistreichen Männer seiner Schule, welche den Feldzug begleiteten [5]; sein System bildete den eigentlichen Anfang der Wissenschaft [6]. Freilich besass auch er, obgleich sehr gelehrt, noch keine genügenden Kenntnisse, denn genügende Kenntnisse gab es damals überhaupt nicht in der Welt; doch bildete er im Ganzen einen wohlthätigen Gegensatz zum Idealismus eines Plato.

Schon Raphael Sanzio's Pinsel hat dies trefflich in der Schule von Athen angedeutet, wo er bekanntlich das grösste Denkerpaar des Alterthums so zusammenstellte, dass Plato die Hand gen Himmel streckt als zum Reiche seiner Ideen, Aristoteles aber auf die Erde weist, den Schauplatz seiner Forschungen. Hier steht der Idealist,

1) Humboldt. A. a. O. S. 189.

2) F. A. Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.* Leipzig und Iserlohn. Zweite Aufl. 1873. 8°. I. Bd. S. 61—62.

3) A. a. O. S. 192—193.

4) Draper, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's.* S. 131.

5) Humboldt. A. a. O. S. 193.

6) Draper. A. a. O. S. 134.

dort der prosaische praktische Realist [1]). Darum hat auch für die praktischen Wissenschaften und speciell für die Staatslehre Aristoteles weit mehr geleistet als Plato; mit Recht wies er den platonischen Idealstaat ab, in dem er nichts finden konnte als ein schönes Luftschloss der Romantik. Aristoteles ward der Begründer aller wahren Staatswissenschaft [2]) dadurch, dass er den Staat als etwas natürliches auffasste, dass er die Grundlagen des Staats in nichts anderem sah, als in dem angebornen, staatenbildenden Triebe des Menschen, der seine Berechtigung so gut hat als der Geselligkeits-, Geschlechts- und Familientrieb. Dabei fasste er die Grundlage des antiken Staates, die Sclaverei, nicht als Unnatur, wie es heutzutage fast Glaubenssatz geworden, sondern selbstverständlich als Naturgesetz, was sie auch wirklich ist, wie die ethnologische Wissenschaft der Gegenwart nunmehr zeigt. Die allmählige Abschaffung der Sclaverei bei dem verschwindenden Häuflein der modernen Culturvölker ist lediglich die gemeinsame That der christlichen Liebe und des germanischen Freiheitsgeistes. Im classischen Alterthum hat nicht einmal Epiktet, der doch selber Sclavenketten trug, die den ewigen Naturgesetzen widersprechende Theorie der Freiheitsberechtigung aller Menschen aufzustellen gewagt [3]).

Wie gross auch die politischen Resultate des makedonischen Zuges waren, es kamen ihnen die geistigen doch gleich. Der am düsteren Abendhimmel hellenischer Gesittung plötzlich aufflimmernde

[1]) A. a. O. S. 134. 137. Diese Meinung bekämpft indess F. A. Lange, *Geschichte des Materialismus.* I. Bd. S. 62, indem er sagt, „dass Aristoteles in starker Abhängigkeit von Plato ein System geschaffen hat, welches nicht ohne innere Widersprüche den Schein der Empirie mit allen jenen Fehlern verbindet, durch welche die sokratisch-platonische Weltanschauung die empirische Forschung in der Wurzel verdirbt".

[2]) Wilhelm Oncken, *Die Staatslehre des Aristoteles in historisch-politischen Umrissen. Ein Beitrag zur Geschichte der hellenischen Staatsidee und zur Einführung in die Aristotelische Politik.* Leipzig 1875. 8⁰.

[3]) Wie tief übrigens, im hellen Widerspruche mit den Behauptungen der Philanthropen, die Sclaverei in der menschlichen Natur begründet ist, zeigt die bekannte Beobachtung, dass freigewordene Sclaven selbst die bereitwilligsten Sclavenhalter sind und über ihre Sclaven alle jene Qualen verhängen, welche sie seinerzeit selbst erduldeten, anstatt durch die Erinnerung des Selbsterlebten zur Mildherzigkeit gestimmt zu werden. Statt vieler führe ich nachstehend ein Beispiel an, welches der mir befreundete Africareisende Marquis de Compiègne von seinem Diener Chico, einem ehemaligen Sclaven, berichtet, der sich am Ogoway selbst einen kleinen Jungen als Sclaven kaufte: *Chico rayonnait, il prit son esclave sous le bras, l'enferma dans sa case et l'y barricada solidement; après quoi il s'achemina rapidement vers la forêt. Nous l'en vîmes bientôt revenir portant une de ces énormes bûches percées d'un trou, appelées mpala et dans lesquelles on passe le pied des esclaves pour les empêcher de s'évader; ils sont emboîtés là dedans de telle manière qu'il faut ensuite, pour les débarrasser, scier le mpala sur leur jambe; ce système écorche horriblement la cheville du patient, et, à la longue, lui cause de cruelles souffrances. „Qu'est-ce que tu vas faire de ce morceau de bois-là? criâmes-nous à Chico, du plus loin que nous l'aperçûmes. — Mon père, c'est pour le petit. — Comment, misérable, tu as été esclave, tu es chrétien et tu veux mettre aux pieds de cet enfant une bûche qu'un homme aurait peine à porter? — Mais, mon père, si le petit se sauve, je suis un homme ruiné! — C'est possible, mais si tu lui mets cela aux pieds ou si tu le fais souffrir d'une manière quelconque, tu seras assommé par nous; maintenant, arrange-toi."* (Compiègne, *L'Afrique équatoriale. Okanda, Bangouens, Osyeba.* Paris 1875. 8⁰. S. 196.)

Stern Aristoteles' wäre erloschen in der Geistesnacht, die über Griechenland hereinzubrechen drohte, hätte nicht seines Zöglings Zug die Ideen des Stagiriten so zu sagen verwirklicht. Die makedonischen Expeditionen bildeten zugleich seine Schule aus, und zweifellos lag hier der eigentliche Anfang zu jener Politik, welche alsbald zur Errichtung des Museums in Alexandrien führte. Man darf es heute wohl getrost aussprechen: von den Feldzügen der Makedonier datirt der geistige Aufschwung des Alterthums, dessen Einfluss bis in die Zeiten des späten Mittelalters hineinragte. Die ganze Culturentwicklung der gesitteten Menschheit knüpft somit an den makedonischen Heros an. Seine und seines Volkes Leistungen beschenkten die europäische Welt erst mit der bisher ungekannten „Wissenschaft", jenem Factor, der unendlich mehr denn Kunst und Poesie die geistige Culturhöhe der Völker bedingt.

Doch nicht nur kommende Geschlechter, schon die Zeitgenossen zogen den grössten Nutzen aus den Errungenschaften des Eroberers. Die Erdkunde der Hellenen ward in wenig Jahren um das Zwiefache vermehrt [1]), was von indischen Erzeugnissen und Kunstproducten nur unvollkommen bekannt war, davon wurde jetzt sichere Kunde verbreitet, die Kenntniss des Himmels ansehnlich erweitert [2]); die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber, wissenschaftliche Beobachtung und systematische Bearbeitung des gesammten Wissens waren durch Aristoteles' Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden.

Soweit in den vorliegenden Blättern die Culturentwicklung der Menschheit zur Betrachtung gelangte, sind wir auf dem Boden der Geschichte noch keinem Ereignisse begegnet, welches für die Zukunft von segensreicheren Folgen gewesen wäre, als die makedonischen Eroberungen. Zerfiel auch nach des Gewaltigen Tod alsbald die ephemere Schöpfung seines Weltreiches, die dadurch gezeitigten Geistesblüthen sollten noch lange fortduften und die herrlichsten Früchte tragen. Den grössten Gewinn davon zogen unstreitig die Hellenen, die sich plötzlich mit den wissenschaftlichen Schätzen der in dieser Hinsicht fortgeschritteneren orientalischen Völker in Contact gebracht sahen; jetzt erst gab es eine griechische Wissenschaft. Aber so wenig war Hellas der Boden für wissenschaftliche Bestrebungen, dass die nunmehr emporblühende Wissenschaft ausserhalb des Landes inmitten asiatischer und africanischer Völker, fern vom republikanischen Geiste der Heimat, ihre Sitze unter dem Schutze erleuchteter Monarchen aufschlug, welchen die Cultur wahrlich tieferen Dank schuldet als der gesammten Blütheperiode hellenischer Demokratie.

Ich kann von dem erobernden Makedonierthume nicht scheiden, ohne noch des Vorwurfs zu gedenken, dass dasselbe nicht Einen guten Geschichtsschreiber hervorgebracht habe. Zu solchem Ausspruche fehlt jede Berechtigung, da die Aufzeichnungen der Begleiter

1) Humboldt. A. a. O. S. 187.
2) A. a. O. S. 188—196.

Alexander's, Ptolemäus' des Lagiden und Aristobulos' von Cassandria leider verloren sind. Die Ueberzeugung, dass sie mehr blinde Lobreden auf ihren Gebieter als eine unparteiische Geschichte abfassten, ist eine absolut willkürliche und wird keineswegs durch das unterstützt, was Arrian aus ihren Schriften zu seinem Geschichtswerke benützt hat.

Griechenland und die Seleukiden.

Von den drei Haupttheilen, in welche das alexandrinische Reich zerfiel, gewährt der europäische ein trauriges Bild innerer Verkommenheit, socialen wie ökonomischen Ruins, zunächst durch die beständigen Befehdungen der einzelnen griechischen Staaten herbeigeführt. Die siegreichen Einbrüche der barbarischen aber keineswegs völlig ungebildeten Kelten, vollendeten die Zersetzung des durch und durch entnervten, durch Laster und Corruption aller Art verweichlichten Volkes, das noch ein Jahrhundert lang sein nationales Dasein mühsam und für die Cultur fast verloren, dahinschleppte, ehe es dem mächtig anschwellenden Römerreiche zur leichten Beute ward. Was in diesem Zeitraume in Kunst, Literatur und Wissenschaft das alte Hellas leistete, ist so ziemlich Null; das versunkene Geschlecht, wenn es sich aus dem Pfuhle seiner berauschenden Ueppigkeit hin und wieder erhob, zog vor nach einem Schemen von Freiheit zu haschen, das Land aber entvölkerte sich und die Arbeit gerieth immer mehr in Verruf, bis sie gänzlich stille stand. Das alte Hellas starb unbetrauert, unbeweint; es hatte sich selbst sein Grab gegraben.

Anders in dem Seleukidenreiche und in Aegypten, wo die Ptolemäer ihre Herrschaft gründeten. Im Gegensatze zu den Hellenen, hatten die von jeher monarchisch gesinnten Völkerschaften Asiens und Africa's mit Leichtigkeit in die Errichtung neuer Reiche sich gefügt, die alsbald nicht nur zu hoher Blüthe gelangten, sondern auch die hervorragendsten Elemente des griechischen Geistes selbst an sich zogen, dem sie ohnehin schon seit lange Eingang gestattet hatten. So hatte sich schon vier Jahrhunderte vor Alexander die griechische Kunst ganz Phönikien erobert [1]) und das altehrwürdige Sidon seit etwa 400 v. Chr. dem Hellenismus ergeben [2]), vor dessen zersetzender Wirkung übrigens die Städte Kanaans allmählig dahinschwanden [3]). Nur Aegypten verharrte in mancher Hinsicht ablehnend und nahm beispielsweise niemals die griechische Säulenordnung an. Was nach Alexander als griechische Kunst, griechische Wissenschaft gilt, war meist ausserhalb Hellas, im Seleukidenreiche und in Aegypten geboren. Den Culturhistoriker interessiren die Gräuel, womit die Herrscher dieser Reiche ihre Familiengeschichte beflecken mochten, nicht, er hat allein den erzielten Culturgewinn vor Augen; er war

[1]) Jules Soury in der *Revue des deux Mondes* vom 15. December 1875. S. 793.

[2]) Soury. A. a. O. S. 802.

[3]) A. a. O. S. 789.

riesengross. Am Hofe des Seleukos Nikator herrschten ausschliesslich griechische Bildung und Sprache; Griechen wurden zahlreich nach Asien verpflanzt und hatten ihren Sitz besonders in den vielen, bis in den entferntesten Osten neu gegründeten Städten. Seleukia am Tigris zählte noch in Titus' Tagen 600,000 Einwohner, also etwa viermal mehr denn Athen in seiner höchsten Blüthe je besessen. Antiochia in fruchtbarer Gegend am Orontes ward in Bälde ein Glanzpunct der Cultur. Die gewaltige Ausdehnung des Seleukidenreiches, gar bald in ein syrisches Reich umgestaltet, musste aber zu seiner Zerbröckelung führen. Zudem versuchte es sich an der verfehlten Lösung eines ethnologischen Problems. Die Asiaten sollten durch die Griechen und Makedonier beherrscht werden, ohne mit ihnen zu verschmelzen; in der That wäre das Häuflein der Letzteren nur zu rasch aufgesogen worden. Trotz überlegener Bildung reichte aber ihre Zahl zu blossem Herrscherthume nicht aus. Die Beherrschten eigneten sich die höhere Cultur an, um sie gegen die Herrscher als Waffe zu verwenden und sich allmählig loszureissen. So erlangten in Kleinasien die Lande Kappadokien, Paphlagonien, Pontus, Bythinien und Pergamum ihre Unabhängigkeit. In Galatien hatten die aus Europa, nach ihrem Einfalle in Griechenland herübergekommenen Kelten einen mächtigen Staat gegründet. Endlich errichtete ein Grieche, Diodotos, die baktrische Monarchie, und fast gleichzeitig mit ihm Arsakes das Reich der Parther, welches um 140 v. Chr. dem griechisch-baktrischen Königthume ein Ende machte. Kurz zuvor stiftete Apollodotos ein griechisches Reich in Indien, dessen Herrschaft zwischen Hindu-Kûh und Jamunâ sich ausbreitete [1]). Wichtiger noch war das griechische Reich zu Pergamum, dessen König Eumenes II. eine grossartige, höchst werthvolle Bibliothek von 200,000 Rollen gründete und dadurch sein Land zu einem beliebten Sitze der Wissenschaft erhob.

Aegypten unter den Ptolemäern.

Zur höchsten Blüthe entfaltete sich indess das antike Culturleben in Aegypten, wo die herrliche Schöpfung Alexander's unter den Ptolemäern in kurzer Frist zu ungeahnter Bedeutung emporwuchs. Seitdem wir uns mit dem alten Aegypten beschäftigt, war dieser altersgraue Sitz der Wissenschaft unter persische Herrschaft gerathen, die nur mit Zähneknirschen und nicht ohne mehrfache Aufstandsversuche ertragen ward. Den arischen Persern mit ihrer einfachen, reinen Religion waren der ägyptische Götterdienst und dessen zoolatrische Auswüchse Gräuel, die sie auf jegliche Weise ausrotten zu müssen glaubten. Der Kampf der Perser gegen die Aegypter war zunächst ein wahrer Religionskrieg, also schrecklich in seiner Gestalt, wie alle Kämpfe, welche Meinungsverschiedenheiten,

[1]) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. Bd. S. 324—326.

geistigen Motiven entspringen, mögen diese nun religiöse, politische oder andere Anschauungen betreffen. Mit Recht erblickten die Perser in der wohlorganisirten ägyptischen Priesterschaft das zuerst zu bewältigende Hinderniss und desshalb kehrte sich gegen diese vor allem ihr Zorn; sie gingen darauf aus, die Macht der ägyptischen Priesterschaft zu brechen — vergebens. Sie hatten weder ein Verständniss für den tiefen Sinn des von ihnen verabscheuten ägyptischen Religionssystemes, noch ahnten sie die Ausdehnung der Macht, welche der Besitz der Wissenschaft dem Priesterthume verlieh. Was sie also durch ihre sehr begreiflichen Unterdrückungsmassregeln erreichten, erzweckte den materiellen, nicht den geistigen Ruin des Priesterthums, welches in den Massen des Volkes fort und fort seinen natürlichen Rückhalt fand. Die persische Herrschaft, obgleich nach den Zeugnissen von Zeitgenossen ziemlich milde und leicht zu tragen, vermochte wohl im Sinne weiterer Entwicklung lähmend auf Aegypten zu wirken, indem sie die Wirksamkeit des Priesterthums möglichst einschränkte, nicht aber die im Priesterthum aufgespeicherten Wissensschätze zu vernichten oder auch nur zu schmälern. So erklärt sich leicht, dass, als nach zweihundertjähriger persischer Herrschaft, Alexander Aegypten ohne Schwertstreich „annexirte“, er dort als Erlöser jubelnd empfangen, so tief auch mittlerweile die Volksmassen gesunken, doch noch die Priesterkaste im Vollbesitz der seit Jahrtausenden im Nilthale erworbenen Weisheit vorfand.

Eine gewissenhafte Würdigung der alexandrinischen Cultur darf diese günstigen Vorbedingungen nicht übersehen; sie allein erklären, wie so der griechische Geist an dieser Stelle Leistungen verrichten konnte, um die wir uns sonst vergeblich umblicken. Schon seitdem Psammetich das Reich dem Verkehre eröffnet, hatte ein beständiger Zuzug von Fremden nach dem Lande der Dattelpalme stattgefunden und eine nicht unbeträchtliche Veränderung des Blutes in einzelnen Landestheilen veranlasst. Während der zwei Jahrhunderte persischer Herrschaft lagen starke persische Besatzungen in allen Theilen des Landes; das ägyptische Volk erhielt auf diese Weise sogar arische Beimischungen; denn trotz des bitteren Hasses, den die Perserherrschaft von Anfang an gegen sich wachrief, wird doch bei der langen und ununterbrochenen Anwesenheit der Fremden eine theilweise Verschmelzung mit ihnen unausbleiblich gewesen sein [1]). Als daher der Makedonier Ptolemäus Lagi, kein Grieche, sich auf den ägyptischen Thron schwang, hatte er vom Lande selbst keinen Widerstand zu besorgen, und es konnte ihm wie seinen Nachfolgern um so eher gelingen, eine Verschmelzung der griechischen mit der altägyptischen Cultur zu Stande zu bringen. Und wahrlich, wenn je ein Fürstengeschlecht seine Aufgabe verstanden und erfüllt hat, so waren es die Lagiden. Ihr sittliches Hofleben, der Laster, Gräuel und Schande voll, mag der Moralist brandmarken, nicht der Culturforscher, der

[1]) Moriz Lüttke, *Aegyptens neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und des Islâms.* Leipzig 1873. 8°. I. Bd. S. 10.

im ptolemäischen Zeitalter allgemeine Blüthe, das grösste Culturwachsthum im gesammten Alterthume erblickt. Wir empfangen hier zum ersten Male die Lehre, dass die Ausschweifungen des Fürsten, trotz des entsittlichenden Beispieles, weniger culturschädlich wirken, im eigenen Volke weniger Verdammung finden, als man vorzugeben pflegt [1]), vor allem aber grosse Eigenschaften, weitblickende Conceptionen nicht hindern. All' ihre Laster wogen die vielleicht wenigen Tugenden nicht auf, welche die Ptolemäer eben zu ihrer culturgeschichtlichen Mission befähigten. Alexandrien, wo sie Hof hielten, war schnell zu einer ungeheuren Metropole blühender Handels- und Gewerbthätigkeit herangewachsen. Wie stets in solchen Städten, waren die höheren Classen üppig und ausschweifend, die niederen nur mit bewaffneter Macht im Zaume zu halten. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden in Schauspiel, Musik und Pferderennen. In der Einsamkeit eines solchen Gewühls — die Stadt zählte vielleicht 800,000 Einwohner — oder im Lärm solcher Zerstreuung fand, so wie in den Metropolen der Gegenwart — jeder eine Zuflucht — Atheisten, welche aus dem freisinnigen und demokratischen Athen verbannt waren, Gläubige vom Ganges, monotheistische Juden, Gotteslästerer aus Kleinasien [2]). Es entstand eine völlig neue moralische Welt. Die häufigen Blutmischungen verwischten die Nationalphysiognomie und der letzte Rest von Kastenzwang verschwand. Den Makedoniern folgten auch hier die Griechen auf dem Fusse und bald waren die grösseren Städte Aegyptens gräcisirt, wenigstens dem Geiste nach. In Alexandrien stiegen alle öffentlichen Gebäude im griechischen Geschmacke auf durch die griechischen Künstler, welche es vorzogen, am Hofe der kunstliebenden Ptolemäer, denn in der arg zerrütteten Heimath zu wirken. Asiatische Pracht mit griechischem Geschmack sah man hier zuerst in Kunstausführungen vereinigt, aus welchen endlich ein eigener ägyptisch-griechischer Styl erwuchs. Gleichzeitig entwickelte sich die erfindungsreiche Pracht der Zimmereinrichtung, die wir nachmals in Rom bewundern. Kurz, Alexandrien ward an Schönheit und Grossartigkeit ein Muster, nur durch den vielleicht noch glänzenderen und reizenderen Eindruck Antiochia's übertroffen.

Dass die geistigen Errungenschaften der Griechen die Grundlage dieser Cultur bildeten, lässt sich ohne Ueberschätzung wohl

[1]) Als Illustration sei mir gestattet, ein Beispiel aus der Gegenwart und von einem halbbarbarischen Volke zu citiren. Das Chanat von Badâchschân im Gebiete des oberen Oxus (Amu-Darjâ) ward bis 1869 von einem wahren Wüstlinge regiert. Dschandar-Schah lebte nur den ausschweifendsten Vergnügungen, kümmerte sich wenig um seine Unterthanen und war bei diesen allgemein — beliebt. Im Jahre 1869 stürzte ihn sein Neffe Mahmud-Schah mit Hilfe afghânischer Truppen und nahm seine Stelle ein. (Petermann's *Geographische Mittheilungen.* 1873. S. 163—164.) Aus den Berichten späterer Reisenden wissen wir, dass Mahmud-Schah ein durchaus gebildeter, unterrichteter und obendrein sittenstrenger Asiate war; um aber die afghânische Hilfe zu bezahlen, musste er schwere Lasten auf sein Volk wälzen, welches ihn dafür hasste und trotz seiner sonstigen Vorzüge 1873 schliesslich wieder vertrieb.

[2]) Draper. A. a. O.

nicht behaupten. Denn es ist Thatsache, dass jede ihrer wenigen Wahrheiten unter einem Schutt der gröbsten Verkehrtheiten und Irrthümer verborgen lag, und was noch schlimmer war, das gemeiniglich der Irrthum neben der Wahrheit eben so viel Berechtigung zu besitzen schien [1]). Der Import des griechischen Geistes beschränkte sich in Aegypten wie allerwärts fast ausschliesslich auf die künstlerische Durchgeistigung dessen, was er an Realem, Praktischem von anderen Völkern übernahm, bei ihnen vorfand. In dieser Hinsicht wirkte der Hellenismus in Aegypten wahre Wunder; im Uebrigen vermochte er der fremden Grundlage nicht zu entbehren.

Was aber die Grösse der alexandrinischen Culturepoche, ihre immense Bedeutung für die späte Nachwelt ausmacht, ist nicht die Verklärung ägyptischer Bauten durch hellenischen Geschmack, nicht Alexandria's staunenswerthe Pracht, denn von alledem waren ein Jahrtausend später kaum mehr Spuren vorhanden. Seine unsterbliche Grösse ruht einzig und allein auf seinen wissenschaftlichen Leistungen [2]).

Unter den materiellen Tendenzen der makedonischen Feldzüge tauchte nämlich in Aegypten eine Classe von Menschen auf, welche dem Praktischen eine nie zuvor erreichte Entwicklung verliehen hatte; der makedonische Zug hatte eine ungeheure Summe von mathematischem und Ingenieurtalent in's Dasein gerufen, denn grosse Heere können nicht geleitet, grosse Märsche nicht ausgeführt, grosse Schlachten nicht geschlagen werden, ohne dieses Ergebniss nach sich zu ziehen. Als die Periode der energischen That vorüber war, fand das hervorgerufene Talent zusagende Beschäftigung in der Pflege mathematischer und physikalischer Studien. Dieser Pflege hinwieder konnte es sich nirgends besser hingeben, als in dem grossartigen Staatsinstitute, welches die Ptolemäer unter dem Namen des Museums im Serapeum zu Alexandrien mit dem Zwecke gründeten, sich des Orientalismus durch Verschmelzung des griechischen und des ägyptischen Glaubenskreises zu bemächtigen. Bekanntlich gelang dies vortrefflich; mit richtigem Scharfblicke hatten sie erkannt, dass ungebildete Massen einer festen Stütze bedürfen, auf welcher ihre Gedanken ruhen können, und dass blos abstracte Lehren ihren Bedürfnissen nicht entsprechen; sie stellten demnach den ägyptischen Serapisdienst wieder her, ordneten also den griechischen Skepticismus und den ägyptischen Götzendienst einander bei [3]) und gewannen dadurch mit Einem Schlage die ägyptische Priesterschaft. Das fast alle Gebiete menschlichen Geistes umfassende Wissen dieser war es nun, welches die scientifische Grundlage des Alexandriner Museums bildete.

[1]) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 70.

[2]) Vgl. hierüber den *Essai sur l'école d'Alexandrie.* Paris 1819. 2 Bde. Matter, *Essai historique sur l'Ecole d'Alexandrie*, vor Allem aber das herrliche Werk von Kingsley, *Alexandria and her schools.* Cambridge 1854.

[3]) Draper. A. a. O. S. 141—146.

Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen.

So sehen wir denn in der Kette menschlicher Gesittungsgeschichte Glied an Glied sich fest an einander fügen. Weit entfernt von einem Culturhemmniss, erwiesen sich die Heereszüge der Makedonier als der mächtigste, segensreichste Culturhebel des Alterthums. Sie brachten in erster Linie die Griechen mit der alten Civilisation Asiens in Berührung und hatten dann das Museum in Alexandrien zum unmittelbaren Ausfluss. Erst mit dem Museum beginnt, was man die griechische Wissenschaft zu nennen pflegt. Aber weder die griechischen Namen der daraus hervorgegangenen Gelehrten, noch die griechische Sprache, worin sie ihre Schriften abfassten, dürfen darüber täuschen, dass wir hier keinem wirklichen Hellenenthume mehr gegenüberstehen. So wie in der Kunst griechischer Geist allmählig auch die ägyptischen Künstler beseelte, so war ägyptische Priesterweisheit der Born, aus dem die alexandrinischen Hellenen sich Begeisterung tranken. Dazu rollte in ihren Adern schon vielfach fremdes Blut. Und dass in der That die uralte hamitische Cultur, welche zuerst die Welt mit festem Maasse und Gewicht beschenkt, es war, deren Wissensschätze in das Alexandriner Museum so mächtig hineinragten, darauf weist gerade die vorzugsweise Pflege der exacten — mathematischen und physikalischen — Wissenschaften hin, worin die früheren Griechen von allen übrigen Culturvölkern namhaft überflügelt wurden [1]. Jetzt erst erstand (um 300 v. Chr. in Alexandrien) ein Eukleides, der Schöpfer der Mathematik, und die Fortschritte dieses Wissens umfassten fast gleichzeitig reine Mathematik, Mechanik und Astronomie [2]. Länger denn ein Jahrtausend, ja theilweise bis zur Jetztzeit haben die nachkommenden Geschlechter an den Forschungen des alexandrinischen Zeitalters gezehrt, die sich fast über die gesammten Naturwissenschaften erstreckten. Botanische Gärten, Menagerien, astronomische Observatorien mit Steinquadranten, Astrolabien, Armillarsphären und Fernröhren, eine Anatomieschule, zweckmässig mit den Mitteln zur Secirung des menschlichen Körpers ausgestattet, endlich die colossalste Büchersammlung des Alterthums schlossen sich an das Museum an [3]. Die drei grossen Regenten, die ersten Ptolemäer, deren Regierung ein ganzes Jahrhundert ausfüllt, verschafften durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, durch die glänzendsten Anstalten zur Beförderung geistiger Bildung und durch ununterbrochenes Streben nach Erweiterung des Seehandels, der Natur- und Länderkenntniss

[1] Ueber die Geringfügigkeit des positiven Wissens der Hellenen in physikalischen Dingen siehe die betreffenden Abschnitte in Peschel's trefflicher *Geschichte der Erdkunde*. S. 30—44 (mathematische Geographie) und S. 57—71 (Stand des Naturwissens).

[2] Humboldt, *Kosmos*. II. S. 207.

[3] Siehe G. Parthey, *Das alexandrinische Museum. Eine gekrönte Preisschrift.* Berlin 1838; ferner Klippel, *Ueber das alexandrinische Museum.* Göttingen 1838 und Ritschl, *Die alexandrinischen Bibliotheken.* Breslau 1838.

einen Zuwachs, wie er bis dahin noch von keinem Volke errungen worden war. Alexandrien war der erste Handelsplatz der Welt, die materielle Eröffnung einer Wasserstrasse vom Rothen zum Mittelländischen Meere vermittelst des Nils eines der grossartigsten Mittel die Völker des Orients näher zu rücken [1]). Der Erste, welcher einen Versuch gemacht, den Nil mit dem Rothen Meere zu verbinden, war freilich schon Ramses II. [2]); nach langem Verfalle nahm Necho II. das alte Vorhaben wieder auf und verlängerte des Ramses Canal bis in die südlichen Bitterseen [3]); vollendet ward derselbe aber erst durch den Perserkönig Dareios I.; wieder in Verfall gerathen, liess der Lagide Ptolemäus II. den Canal von Neuem ausbaggern, in Betrieb setzen und daneben einen auch für Kriegsschiffe fahrbaren 100' breiten Seekanal vom Rothen Meere bis zu den Bitterseen *(amnis Ptolemaeus)* anlegen [4]). Dieser Fürst war es auch, der unter dem Admiral Timosthenes eine Expedition bis Madagascar aussandte [5]).

Es ist hier nicht der Ort, die Fortschritte jedes einzelnen Wissenszweiges in der alexandrinischen Periode zu zergliedern; begnügen wir uns, die erste hellenische Gradmessung zwischen Syene und Alexandrien durch Eratosthenes von Kyrene, die Verdienste Euklids, Archimedes und Apollonius von Perga um die Mathematik, jene Hipparch's und Aristarch's um die Astronomie zu erwähnen. Es gibt Kritiker, welche trotzdem in der Behauptung verharren, die gewaltsame Störung welche die frühere natürliche Fortentwicklung erfahren, sei nicht ohne üble Folgen geblieben. Mit der vollen Freiheit hörte die Geistesfrische auf, endigte der geniale Aufschwung, den wir bei den Griechen so sehr bewundern müssen. Eben in diesem Aufhören des genialen Aufschwungs — so charakteristisch für die Jugend der Völker — ist aber der bedeutendste Fortschritt zu erkennen. Nicht als Vorwurf, sondern als höchstes Lob ist von der Richtung der ptolemäischen Epoche und der alexandrinischen Schule zu berichten, dass sie sich minder im Selbstbeobachten des Einzelnen als in dem mühevollen Zusammenfassen des Vorhandenen, in der Anordnung, Vergleichung und geistigen Befruchtung des längst Gesammelten offenbarte. „Nachdem so viele Jahrhunderte hindurch, bis zum mächtigen Auftreten des Aristoteles, die

1) Humboldt. A. a. O. S. 202—204.

2) Brugsch nimmt an, dass bereits Seti I. einen Canal angelegt habe. (*Geograph.* S. 264.)

3) 120,000 Menschen sollen diesem Werke zum Opfer gefallen sein; warum hören wir nie über diese Menschenverluste klagen, wie über jene, welche die Pyramidenbauten, Kriege u. dgl. kosteten? warum spricht man nie von den noch weit zahlreicheren Opfern der Industrie? Ist ihr Verlust etwa weniger zu beklagen? oder fällt ihnen vielleicht der Untergang weniger schwer als den anderen? Das französische Sprüchwort *on ne peut pas faire d'ommelette sans casser des œufs* ist sehr wahr.

4) R. Rösler, *Die Canalbauten auf dem Isthmus von Suez in alter und neuer Zeit.* (*Ausland* 1872. Nr. 12. S. 270—274.) Auch Herm. Göll, *Canalisirungsprojecte im Alterthum.* (*Ausland* 1867. Nr. 19. S. 438—443.)

5) Draper. A. a. O. S. 152.

Naturerscheinungen, jeder scharfen Beobachtung entzogen, in ihrer Deutung der alleinigen Herrschaft der Ideen, ja der Willkür dumpfer Ahnungen und wandelbarer Hypothesen anheimgefallen waren, offenbarte sich jetzt eine höhere Achtung für das empirische Wissen. Man untersuchte und sichtete, was man besass; die Naturphilosophie, minder kühn in ihren Speculationen und phantastischen Gebilden, trat endlich der forschenden Empirie näher auf dem sicheren Wege der Induction" [1]). Wohl ist es wahr, dass für die Bereicherung der menschlichen Erkenntnisse es genügt, dass eine Wahrheit einmal ausgesprochen werde [2]) und daher die wenigen leuchtenden Gedanken der früheren griechischen Philosophen nicht gänzlich verloren gingen, allein der Culturhistoriker forscht zunächst nach den allgemeinen Charakteren eines Zeitalters und da wird er bekennen müssen, dass jenes der Ptolemäer das erste sei, dem die Wissenschaft ihren Stempel unlösbar aufgedrückt habe.

Von solchem Gesichtspuncte aus hat die Nachwelt den Verfall der Philosophie während dieser Periode nicht zu beklagen. Auf diesem Felde gewann Alexandrien erst später Bedeutung durch die neuplatonische Schule, deren mystische Richtung eben so verfehlt, aber nicht verfehlter war, als alle philosophische Speculation vor- und nachher überhaupt. Alles, was nicht die Wahrheit ganz ist, ist Irrthum. Im Vergleiche zu den scientifischen Errungenschaften vermögen wir auch den Verfall der Dichtkunst nur gering anzuschlagen, die sich indess durch Reinheit der Diction, Glätte und Feinheit der Darstellung, geregelten Versbau hervorthat. Dichtkunst und schöne Künste sind die Aeusserungen jugendlicher Phantasie bei Völkern wie bei Menschen. Die Kunstperiode der Hellenen ist für die Wissenschaft nur taubes Gestein. Die Entwicklung der Kunst geht nicht Hand in Hand mit jener der Wissenschaft, vielmehr pflegt die Kunstthätigkeit den ernsten Studien vorauszugehen. Gleichwie der gereifte Mann im Allgemeinen mit Lächeln nur der Zeit gedenkt, wo ihm der erste Vers gelang und doch die Erinnerung daran nimmer missen möchte, dürfen wir uns der Blüthezeit hellenischer Poesie und Kunst erfreuen, ohne ihren Verfall unter den Ptolemäern zu betrauern. Eine Epoche ernsten Forschens und überlegten Sammelns eignet sich nur schlecht mehr zu kindischem Spiele. Im Laufe meines Buches wird sich noch wiederholt Gelegenheit finden, auf dieses Verdrängen der Kunst und Poesie durch die Wissenschaft hinzuweisen. Nicht Kunst **und** Wissenschaft, Kunst **oder** Wissenschaft lautet die culturgeschichtliche Formel. Allemal war aber die Wissenschaft die Signatur des fortgeschritteneren späteren Zeitalters. Eine Periode der Vereinigung **aller** Blüthen menschlichen Geistes hat es nie gegeben.

Längst hatte die durch die makedonischen Feldzüge am Nile auf fremder Unterlage aufgezündete Wissensfackel über alle Lande

[1]) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 205—206.
[2]) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. S. 71.

des gesitteten Alterthums ihren strahlenden Glanz verbreitet und des mächtig gewordenen Roms begierige Blicke auf sich gelenkt. Aegyptens Schicksal war jenes fast aller im Alterthume mit einander im Verkehre stehenden Staaten, es fiel den Römern zur Beute, behielt aber selbst als römische Provinz eine bemerkenswerthe Stelle und einen nachhaltigen Einfluss [1]) auf die spätere Culturentwicklung.

[1]) Das grossartigste Gemälde des späteren Alexandrien und seiner culturhistorischen Bedeutung hat Charles Kingsley in seinem wunderbaren, quellenmässigen Roman: *Hypatia or new foes with an old face* entworfen.

Das alte Etrurien.

Die Italiker.

Die ältesten Spuren menschlichen Daseins auf italischem Boden führen in vorgeschichtliche, unberechenbare Epochen zurück. Vom Fusse der Alpen bis hinab zu Calabriens äusserster Spitze erstrecken sich die Funde steinerner Waffen und Geräthe, die zum Theile in Gesellschaft nunmehr ausgestorbener Thiergeschlechter vorkommen. Rohe Steinwaffen bergen die quaternären Knochenbreccien von Ponte Mammolo [1]), Ponte Molle [2]) und anderen Orten der römischen Campagna. Kieselinstrumente wurden auf der Insel Elba [3]) entdeckt, und am Po lag ein menschlicher Schädel neben dem prachtvollen Geweih des Riesenhirsches *(Cervus megaceros)* [4]); im Thale des Fimon bei Vicenza befindet sich eine ausgezeichnete Pfahlbautenstation aus der Steinzeit [5]). Die im Süden der Halbinsel aufgefundenen Steinwaffen zeigen zwar eine elegantere Form, sind aber zweifelsohne ebenfalls von hohem Alter. Erwiesen ist, dass der Mensch in Italien mit ausgestorbenen Thierarten zusammenlebte und vor den letzten Ausbrüchen der ausgebrannten Vulcane Latiums, deren Tuffe die Fundorte theilweise überdecken, die Halbinsel bevölkerte [6]). Es fehlen natürlich alle Anhaltspuncte für die ethnologische Bestimmung der Völker, von welchen diese Geräthe herrühren, und muss es also dahingestellt bleiben, ob, wie Einige glauben, der altgriechische Stamm der Japygier, im Süden wenigstens, als deren Urheber zu betrachten sei. Mit mehr Sicherheit lässt sich im Allgemeinen aussprechen, die italischen Völker der Steinzeit seien verschieden gewesen von denen der darauffolgenden Bronzeepoche [7]).

1) Luigi Ceselli, *Stromenti in silice della prima epoca della pietra della campagna Romana.* Roma 1866. 16 S. 1 Tafel.

2) Giuseppe Ponzi, *Sugl' istromenti in pietra focaia rinvenuti nella cave di breccie presso Roma riferibili all' industria primitiva.* (*Atti dell' Acad. pont. dei nuovi Lincei.* 8. März 1866.)

3) Raffaello Foresi, *Dell' età della pietra all' Isola d'Elba e di altre cose che le fanno accompagnatura.* Firenze 1865.

4) B. Gastaldi, *Intorni ad alcuni fossili del Piemonte e della Toscana.* Torino 1866. 4°.

5) Paolo Lioy, *Le abitazioni lacustri dell' età della pietra nel Vicentino.* Venezia 1865. 50 S.

6) G. Nicolucci, *Antichità dell' uomo nell' Italia centrale.* (*Rendiconto della R. Acad. delle sc. fis. e matem. di Napoli*, August 1868.)

7) de Jouvencel, *Rapport sur un mémoire de Mr. Nicolucci sur l'âge de la pierre en Italie.* (*Bull. Soc. Anthrop.* Paris. Vol. III. p. 214 ff.)

Die Bronzezeit in Italien lässt sich zuerst mit einem Völkernamen, den Etruskern, in sichere Verbindung bringen, einem der ältesten Stämme, die auf der Halbinsel bekannt sind. Die alte Ethnographie Italiens liegt ziemlich im Dunkel; wir wissen nur, dass im äussersten Nordwesten die Ligurer [1]) hausten, ein Volk, welches sich auch über einen Theil des heutigen Frankreich verbreitete und vielleicht in der Loire ein Andenken seines Namens [2]), in der dunkelhaarigen Bevölkerung des mittäglichen Frankreichs aber noch deutlich erkennbare Spuren seines Blutes hinterlassen hat [3]). Ja, neuere Forschungen haben starke Ueberbleibsel der Ligurer im heutigen Belgien [4]) und selbst in Irland [5]) und Grossbritannien aufgespürt [6]). Ob diese dunkle Race einerseits mit den im Westen sitzenden Iberern, andererseits mit den östlichen Finnen verwandt war, wie Einige annehmen, ist nicht ausgemacht; mit Wahrscheinlichkeit lässt sich nur behaupten, dass die Ligurer ein anderes Volk als die arischen Kelten waren [7]) und schon vor Ankunft dieser die benannten Erdstriche innehatten. Bis zu welchem Grade auch die Etrusker, ihre unmittelbaren östlichen Nachbaren, vorkeltisch waren, ist nicht ermittelt. Zuverlässig wohnten sie in der Poebene lange bevor die Kelten, etwa vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, diese fruchtbaren Gebiete in Besitz nahmen, und erstreckten sich bald über den grössten Theil Oberitaliens, besonders über das als Etrurien bekannte Land; nach glücklichem Kriege mit den Umbrern reichten sie bis an die Adria. Etwa um die Zeit der Gründung Roms stifteten sie eine Reihe von Colonien in Unteritalien, die immer von ihnen abhängig blieben und zu grosser Blüthe gelangten. Die am Ostabhange des Apennin lebenden Umbrer reichten zum Monte Gargano hinab und hatten im Westen noch das Land bis zur Tiber inne. Der südliche Zweig des umbrischen Stammes umfasste die Samniter mit den Volskern im Süden von Rom und in gewisser Hinsicht auch die Latiner. Die Samniter mit allen ihren verschiedenen Unterabtheilungen, dann die nördlichen Umbrer werden als oskische Völkerschaften betrachtet im Gegensatze zu den Stämmen, welche Süditalien bevölkerten und anderen Ursprunges waren. Darunter

[1]) J. G. Cuno, *Die Ligurer.* (*Rhein. Museum für Philologie.* Herausg. von F. Ritschl. Neue Folge. Bd. XXVIII. 1873. S. 193—240.) Nicolucci, *La stirpe ligure in Italia.* 1864. — Stefano Martini, *Saggio intorno al dialetto ligure.* Sanremo 1872. 8°. S. 92.

[2]) Prichard, *Natural history of man.* I. S. 204.

[3]) Moke, *Histoire des Francs.* Ueber die charakteristischen Kennzeichen der Ligurer siehe die schöne Arbeit des Freiherrn Roget de Belloguet, *Ethnogénie gauloise.* Paris 1858—1868. 3 Bde.

[4]) Leo van der Kindere, *Recherches sur l'éthnologie de la Belgique.* Bruxelles 1872. 8°. S. 47—49.

[5]) *Ausland* 1870. Nr. 6. S. 127.

[6]) *Journal of the Ethnological Society.* I. Bd. S. 202.

[7]) P. H. K. v. Maak, *Die Entzifferung des Etruskischen und deren Bedeutung für nordische Archäologie und für die Urgeschichte Europa's.* Hamburg 1873. 8°. S. 2, will allerdings die Ligurer für Iren, also Kelten erklären, doch sind seiner Begründung durch Prof. Dr. Otto Keller im Allgemeinen gewichtige, ja vernichtende Bedenken entgegengestellt worden. (*Archiv für Anthropologie.* VI. Bd. S. 160.)

sind die Lucaner zu nennen, welche im alten Oenotrien sassen, die Apuler, Calabrer und andere, wahrscheinlich aus Illyrien herübergekommen. Die Insel Sicilien bewohnten die Siculer oder Sicaner, die Einigen zufolge mit den keltischen Briten eines Stammes gewesen sein sollen, wahrscheinlich aber mit den Ligurern oder Iberern in Verbindung zu bringen sind. Wenigstens werden Iberer auch für die Ureinwohner der Insel Sardinien [1]) gehalten, während Corsica nicht früher in der Geschichte erscheint, als bis es von den Etruskern besetzt wird. Frühzeitig hatten sich in Süditalien die Phöniker eingefunden, welche namentlich auf Sicilien und Sardinien zahlreiche Niederlassungen begründeten, denen in späterer Zeit auf Sicilien und Unteritalien die Hellenen folgten [2]).

Die Sprachen dieser verschiedenartigen Völker zerfallen in zwei grosse Gruppen; jene der Umbrer und Samniten, das Oskische [3]), sind unzweifelhaft indogermanischen Stammes und nahe Verwandte des späteren Lateinischen [4]). Das Etruskische hat dagegen bis in die neueste Zeit einer genügenden Erklärung Trotz geboten. Nachdem man dasselbe als semitische Sprache erkannt haben wollte [5]), ward neuerdings die Ansicht ausgesprochen, es sei mit dem Urgermanischen identisch [6]), während Andere es aus dem Irischen (Keltischen) [7]) zu erklären versuchten. Endlich glaubte man die Lösung des Räthsels gefunden zu haben, indem man, was allerdings das wahrscheinlichste ist, im Etruskischen eine rein italische, mit dem Lateinischen, Umbrischen und Oskischen verwandte Sprache erkennen wollte [8]). Leider

[1]) Vgl. hierüber H. v. Maltzan, *Reise auf der Insel Sardinien*. Leipzig 1869. 8°. Vgl. über die alte Ethnographie Süditaliens auch: Lorenz Diefenbach, *Origines Europaeae. Die alten Völker Europa's mit ihren Sippen und Nachbarn*. Frankfurt a/M. 1861. 8°. S. 93—110.

[2]) Einen kurzen Ueberblick der ethnologischen Verhältnisse Italiens siehe in: Francesco Corazzini, *I tempi preistorici o le antichissime tradizioni confrontate coi risultati della scienza moderna*. Verona 1874. 8°. S. 340—352; ausführlicheres ferner aus der Feder des trefflichen Pariser Ethnologen Paul Broca in der *Revue d'anthropologie*. 1874. S. 288—297.

[3]) Noch zu Titus' Zeiten sprach man oskisch in Pompeji, wie die Inschriften dieser Stadt beweisen. (*Revue des deux Mondes*. 1. November 1875. S. 77.)

[4]) Zur Literatur über diese Frage: Aufrecht und Kirchhoff, *Die umbrischen Sprachdenkmäler*. Berlin 1839—1851. 4°. 2 Bde., vorzügliches Werk. — Mommsen, *Oskische Studien*. Berlin 1845. — Mommsen, *Die unteritalischen Dialekte*. Leipzig 1850.

[5]) Stickel, *Das Etruskische als semitische Sprache erwiesen*. Leipzig 1858. 8°. Stickel wollte mittelst der hebräischen Sprache die grosse perusinische Inschrift gelöst haben.

[6]) Alexander Earl of Crawford und Balcarres Lord Lindsay, *Etruscan Inscriptions, analysed, and commented upon*. London 1873.

[7]) v. Maack. A. a. O.

[8]) Wilh. Corssen, *Die Sprache der Etrusker*. Leipzig 1874. 8°. I. Bd. Sprach sich auch Max Müller zu Gunsten der Corssen'schen Annahme von dem arischen Charakter des Etruskischen aus (*The etruscan language* in der *Academy* 1874. Nr. 87), so hüllte sich andererseits eine nicht geringere Autorität, Prof. Aufrecht, über die Verwandtschaft des Etruskischen in das vorsichtigste Schweigen, so vorsichtig, dass Isaac Taylor, der in dem Etruskischen ein altaisches Idiom erblicken will, daraus den ihm günstigen Schluss zieht, Prof. Aufrecht scheine es nicht für eine italische oder wenigstens arische Sprache zu halten. Ihm zufolge gibt es nur sechs grammatische Formen und zehn Worte, über deren Bedeutung kein Zweifel mehr herrsche. Diese sechs Formen sind das matronymische Suffix *-al* = Kind von, das Suffix *-isa* und Varianten = Weib des, die Dativformen *-si* oder *-s*, der Präterit in *-ce*, und die Suffixe *-alehl* und *-sathrum*. Alle diese Formen erklärt Taylor aus dem

darf man aber auch das, so lieb es uns auch wäre, als kein gesichertes Resultat der Forschung betrachten Angesichts der sehr gewichtigen Argumente, die gegen diese Deutung erhoben wurden.

Von den Zuständen dieser ältesten italischen Völkerschaften ist nur wenig Kunde auf uns gekommen; einiges Licht wirft indess darauf der Inhalt der sogenannten Eugubinischen Tafeln, die zugleich eines der wichtigsten umbrischen Sprachdenkmale bilden. Die republikanischen Institutionen von Gubbio, oder wie die Stadt lateinisch genannt wurde Eugubium, erfreuten sich einer solchen Berühmtheit, dass sie im Alterthume vielen anderen italischen Staaten zum Muster dienten. Die eugubinischen Tafeln selbst sind die Acten einer Priesterbrüderschaft, deren Sitz zu Iguvium und deren Autorität sich ziemlich weit in der Runde erstreckt haben muss; sie nannten sich attidische Brüder *(frater Atijediur)* und waren ihrer zwölf an der Zahl. Sie scheinen nicht einer einzigen, bestimmten Gottheit, sondern einem ganzen Pantheon von Göttern und Göttinnen gehuldigt zu haben, deren Namen zum Theil sehr genau mit den Gottheiten der Römer übereinstimmen, während andere, wie Vofionus, Tefer, Trebus u. s. w. völlig unbekannt sind. Wir haben also hier das Denkmal eines einheimischen Cultus vor uns, den die römische Religion noch nicht ausgelöscht hatte. Aus anderen Stücken der Tafeln geht hervor, dass die attidischen Brüder nicht gewöhnlich bei ihrem Tempel wohnten, sondern nur an gewissen Tagen zu gewissen Ceremonien sich hier versammelten.

Dieses altitalische Institut der attidischen Brüderschaft erhielt sich fort unter der Römerherrschaft, denn die eugubinischen Tafeln selbst, die uns darüber Aufschluss gewähren, stammen wohl aus der Zeit vom II. Jahrhundert v. Chr. bis auf Kaiser August. Sie mahnen lebhaft an eine andere Reihe epigraphischer Texte, diese jedoch in lateinischer Sprache, die aus der Kaiserzeit herrühren und eine merkwürdige Aehnlichkeit aufweisen; die Acten der römischen Arvalbrüder *(arvales fratres)* [1]), die im Arvalenhain ihren der *Dea*

Altaischen und bekämpft Prof. Aufrecht in der Frage des *-isa*, welches dieser für einen alten Genitiv in *-as*, *-es*, *-us* hält, welcher, nach Taylor, im Etruskischen durch das Suffix *-na* oder *-ni* gebildet werde, was wieder vollkommen mit dem Altaischen übereinstimmt. (Aufrechts *Report on Etruscan* im *Athenäum* Nr. 2430 vom 23. Mai 1874. S. 698.) Darauf trat Isaac Taylor mit einem umfangreichen Werke, *Etruscan Researches.* London 1874. 8°., hervor, um die Beweise für seine Meinung den Fachgenossen vorzulegen. Er geht dabei von den beiden Würfeln von Toscanella aus, welche ihm zufolge statt der Zahlzeichen deren Namen zeigen. Diese sechs Zahlwörter identificirt er mit den entsprechenden im Ostjakischen, Wogulischen, sowie in dem am Ob und Jenissei gesprochenen Tatarischen; ferner will er darin den Beweis antreten, dass nicht nur alle wesentlichen Sprachbestandtheile, wie die Pronomina und das Verbum substantivum in beiden Sprachgruppen sich entsprechen, sondern sogar die etruskische Mythologie mit der im Kalewala enthaltenen finnischen eins sei. — Ernsthafter als die Einwände Taylor's sind wohl jene des Deutschen Dr. W. Deecke, *Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik.* Stuttgart 1875. 8°. und *Etruskische Forschungen.* Stuttgart 1875. 8°. I. Die von Monsignore Francesco Liverani unter dem Titel *La chiave vera e le chiavi false della lingua etrusca. Saggio di epigrafia.* Chiusi 1875 versuchte Entzifferung des Etruskischen ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen.

[1]) Guil. Henzen, *Acta fratrum arvalium quae supersunt. Accedunt fragmenta fastorum in luco Arvalium effossa.* Berlin 1874. 8°.

Dia, einer sonst nirgends erwähnten Göttin geweihten Tempel besassen. Der Cult dieser Flurbrüder, welche wiederum in der Zwölfzahl aus vornehmen Familien, später sogar aus der kaiserlichen und zwar auf Lebzeiten gewählt wurden, reicht gleichfalls in hohes Alterthum hinauf und bezog sich auf die römischen Gottheiten der Flur und des Ackerbaues, der Heerden und der Landleute, die auch noch lange zu den angesehensten Gottheiten des römischen Cultus gehörten, bis sie später theilweise mit griechischen Gottheiten identificirt wurden, wodurch sie von ihrer klaren Bestimmung verloren. Wir haben hier den nämlichen Cult der Flurgottheiten wie in den Eugubinischen Tafeln, die nämlichen Ceremonien, die nämlichen Gebete. Der berühmte Gesang der Arvalbrüder zeigt Wörter und Wendungen, welche an das Umbrische erinnern. Offenbar liegt in den attidischen und den arvalischen Brüdern ein doppeltes Denkmal eines altitalischen Cultus vor [1]).

Gesittung der Etrusker.

Die Frage zu welcher Zeit die Etrusker nach Italien einwanderten, lässt sich nicht strenge beantworten [2]); wahrscheinlich ist nur, dass dies nicht gleichzeitig mit den anderen italischen Völkern geschah, denn in Sitten wie in sonstiger Cultur zeigen sie auffallende Verschiedenheiten. Sie waren jedenfalls ein eigenes Volk, dessen Herrschaft sich über den grössten Theil Italiens, sicher über Rom in alten Zeiten erstreckte; etwa 291 Jahre vor Gründung Roms, also um 1044 v. Chr., oder im X. Jahrhundert v. Chr., überstiegen die Etrusker den Apennin und breiteten sich nordwärts [3]) über das andere Italien aus; sie unterwarfen sich die Umbren bis zur Adria, drangen bis in die Poebenen und gründeten dort ein neues Etrurien, die *Etruria nova seu circumpadana*. Späterhin legten sie auch in Campanien Siedlungen an, in der *Etruria novissima* oder *Opicia*, doch ging dieses Gebiet bald wieder verloren, da, wie es scheint, nur eine maritime Verbindung bestand. Die *Etruria nova* gehorchte ihnen indess bis zum Jahre 396 v. Chr. und war ursprünglich von Umbren bewohnt, die gleich den Latinern und Osken dem italischen und mithin auch arischem Stamme angehörten. Man hat Grund, anzunehmen, dass diese Umbren einst ausgedehntere Sitze einnahmen und im Besitze einer gewissen Cultur waren. Wenigstens bauten sie zahlreiche Städte, darunter das heilige Bologna, sicherlich eine der ältesten Städte Italiens, älter vielleicht sogar als Rom. Nach der etruskischen Eroberung war Bologna einer der wichtigsten Plätze der *Etruria nova* und hiess damals Felsina. Die keltischen Gallier, ein kymrisches,

[1]) Michel Bréal, *Les Tables Eugubines.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. November 1875. S. 57–79.)

[2]) Conestabile, *Sur les anciennes immigrations en Italie.* Bologna 1873. 8°.

[3]) Siehe oben S. 135.

also dolichocephales Volk, welche die Stadt im Jahre 396 v. Chr. nahmen und zu ihrer Hauptstadt erhoben, nannten sie Bononia und behielten sie bis 222, in welchem Jahre sie in die Gewalt der Römer kam. In Bologna sind Umbren, Etrusker und Gallier vertreten, welche alle auf den Typus der Bevölkerung einen mehr oder minder ausgeprägten Einfluss üben mussten. Das höchste Interesse verdient daher der Friedhof von Bologna, die ehemalige Certosa, wo man unzweifelhaft auf eine etruskische Nekropole gestossen ist und den Leichenbrand neben dem Leichenbegräbnisse gleichzeitig gefunden hat. Die Sitte, die Asche der verbrannten Leichen in eigenen Aschenkisten aus Alabaster, Kalktuff, Travertin und gebrannter Erde beizusetzen, war in den nördlicheren Theilen des eigentlichen Etrurien herrschender, als in den südlichen. Die Skelette der unverbrannten Leichen haben aber wie die Henkel der danebenstehenden Gefässe fast alle die Richtung von Ost nach West und führen das an den Obolos der Griechen erinnernde *aes rude* im Munde. Dabei ist es nicht schwer, die ärmeren Classen der Bevölkerung von den wohlhabenderen zu erkennen; an den Schädeln der Certosa bei Bologna will man freilich mehr den umbrischen als den etruskischen Stamm erkennen [1]), was nicht unmöglich, da die Etrusker sicherlich umbrische Völkerschaften unterjocht hatten. Die in den Gräbern gefundenen Aschenkisten gehören mit sehr wenigen Ausnahmen einer späteren Zeit an und es erklärt sich damit, dass die auf den Reliefs derselben dargestellten Gegenstände und Scenen meist dem heroischen, insbesondere dem troischen Sagenkreise der Griechen entnommen sind [2]). Trotz der Verwandtschaft in Stoff und Darstellungen prägt sich in den etruskischen Grabmälern der nationale entschiedene Gegensatz aus; ihr Charakter ist wild, excentrisch und die der Wirklichkeit entnommenen Scenen sind ohne Adel und Verklärung [3]).

Von ihren Sitten und Gewohnheiten steht keine fester als ihre grosse Todtenverehrung. Diesen Manencult wollen manche für specifisch uralaltaisch halten, und in der That hat nie ein indo-europäisches oder semitisches Volk den Todtendienst zu einer förmlichen Verehrung ausgebildet, wie dies z. B. in China der Fall ist. Als weiteres Merkmal altaischer Abkunft betrachtet man das bei den Etruskern herrschende Mutterrecht, in dem man die Spuren einstiger Polyandrie erkennen will, die gleichfalls für altaisch gelten. Dieses Argument scheint jedoch sehr schwach, denn die Polyandrie ist keineswegs auf uralaltaische Völkerschaften allein beschränkt, sondern kommt auch in

[1]) Antonio Zannoni, *Sugli Scavi della Certosa.* Bologna 1871. Die Nekropole ward auf dem Campo Santo der Certosa, eine halbe Stunde westlich von Bologna aufgefunden, und Zannoni vermuthet, dass hier die Bevölkerung der alten Etruskerstadt Felsina (von den Römern als *princeps* der *Etruria circumpadana* bezeichnet) ihre Ruhestätte hatte.

[2]) Enrico Brunn, *I rilievi delle urne etrusche, publicati a nome dell' Instituto di corrispondenza archeologica.* Roma 1870. Vol. I.

[3]) Prof. Friederichs, *Ueber die Grabdenkmale der Griechen.* Vortrag in der Berliner Singakademie. Bericht darüber in der *Berlinischen (Vossischen) Zeitung* vom 21. März 1866. Ein weit minder hartes Urtheil fällt der Verfasser des Aufsatzes *Ueber die Etrusker.* (*Ausland* 1869. Nr. 27. S. 631—634, nach dem *Cornhill Magazine.*)

Africa und America vor [1]), während das Mutterrecht heute noch bei den Basken und im Alterthume bei anderen nichtaltaischen Stämmen üblich war.

Man darf das Jahr 1000 v. Chr. als den Zeitpunct der höchsten Machtentfaltung und Blüthe der Etrusker annehmen; beide waren zur Zeit der Gründung Roms schon im Verfalle, wenngleich sie noch lange hindurch die civilisatorischen Lehrmeister der Römer blieben. So weit uns Bildwerke ihr physisches Aeussere erhalten haben, waren die Etrusker von kleiner, untersetzter Statur, Arme und Nase kurz und dick, Gesicht gross mit rundlichem Umrisse, Kinn stark und etwas hervortretend, Augen gross und braun, Haare etwas heller [2]). Bekanntlich hatte Retzius die Etrusker für brachycephal, Bär (1859) für dolichocephal, endlich Karl Vogt (1866) für subbrachycephal erklärt, bis endlich Nicolucci constatirte, dass beide Typen vorwiegend aber die dolichocephale Form, den Etruskern eigen gewesen sei [3]). Aller Wahrscheinlichkeit nach sind also die Etrusker ein Mischvolk, wenn auch ein viel älteres als die Römer, gewesen. Um die oben erwähnte Epoche beherrschten die Etrusker nicht nur ihre südlichen Nachbarn, ihr Einfluss erstreckte sich auch in die Alpengebiete [4]), wo in den alten Rhätiern ein ihnen ohnehin verwandter Volksstamm sass, und wohl auch darüber hinaus. Dafür spricht der Umstand, dass die in dem schon relativ nördlich gelegenen Marzabotto aufgefundenen Gegenstände und Gräber zwar unzweifelhaft der etruskischen Cultur angehören, die untersuchten Schädel aber mit denen der jetzigen Bevölkerung und der Umbrer am übereinstimmendsten sein sollen, während sie sich von den echt etruskischen, wie von den ligurischen und römischen wesentlich unterscheiden [5]). Daraus dürfte man folgern, dass es schon damals den Etruskern gelungen war, den benachbarten Umbrern ihre Cultur aufzunöthigen. Wir wissen ferner, dass ein alter Verkehr zwischen Etrurien und dem Bernsteinlande bestand, denn nicht nur kommen Bernsteingegenstände in den etrurischen Gräbern, sondern auch etruskische Gesichtsurnen in Deutschland vor [6]).

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 231—232.

2) Diefenbach, *Origines Europaeae*. S. 109. Siehe auch Isaac Taylor, *Etruscan Researches* und Giustiniano Nicolucci, *Anthropologia dell' Etruria*. Memoria. Napoli 1869. 4°.

3) So weit es sich um unser dermaliges Wissen über die Etrusker vom anthropologischen Standpuncte aus handelt, darf ein Aufsatz des trefflichen Pariser Gelehrten Paul Broca in der *Revue d'anthropologie* 1874. S. 288—297, der die jüngsten Arbeiten der italienischen Forscher resumirt, als beste Orientirung empfohlen werden.

4) Bonstetten, *Second supplément au recueil d'antiquités suisses*. Lausanne 1867. Fol., läugnet, wie uns dünkt mit Recht, jeden phönikischen, glaubt aber an etruskischen Einfluss in jenen Gebieten.

5) Siehe die diesbezügliche Untersuchung Nicolucci's in: Gozzadini, *Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli di Marzabotto* S. 69—80. Vgl. auch Nicolucci's: *Anthropologia dell' Etruria*. Nicolucci hat 19 Schädel untersucht, darunter 12 dolichocephale und 7 brachycephale, und mit den römischen und phönikischen verglichen. Mit diesen Letzteren (?) seien die dolichocephalen Etrusker verwandt.

6) Marschall, *Gesichtsurne von Liebenthal*. (Berliner Anthropol. Gesellschaft vom 15. Juli 1871.) Die Forschungen Dr. R. Pallmann's glaube ich nach der ihnen von

Durch die Berührung der Ureinwohner Italiens mit asiatischen Stämmen kamen sie zu den ersten Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes; frühzeitig hatten sie schon Acker- und Weinbau, Fluss- und Küstenschifffahrt, mehrere Gewerbe und Künste, Kunstarbeiten in Metall und Erde, Anfänge der Baukunst, Götter und Religionsgebräuche und, im Süden wenigstens, die Mythologie des alten Hellas, Etrusker und Latiner auch Schreibekunst. Vor allen aber waren die Etrusker durch Bildung ausgezeichnet.

Die Verfassung der Etrusker bestand in Stadtstaaten mit unterwürfigem Volk und Sclaven. Die Herrschaft in den Staaten hatte immer eine priesterlich-adelige Familie; der Adel zog zu Ross in's Feld, das Volk zu Fuss. Wenn je ein freier Mittelstand existirte, so ist er diesem Adel gegenüber gewiss nie zu rechter Geltung gekommen. Die Repräsentanten der zwölf etruskischen Staaten im eigentlichen Etrurien versammelten sich zum Bundestag beim Tempel der Voltumna und wählten einen Oberpriester, der zugleich Oberkönig und Oberrichter zwischen den einzelnen Staaten war und die Unterhandlungen nach Aussen leitete. Ueber ihre Religion haben wir nur wenig Nachrichten, doch wissen wir, dass ihre Götter auch im Norden zu Hause waren [1]) und Venus in Etrurien einen Cult genoss [2]). In der etruskischen Familie herrschte das Mutterrecht, nicht jenes des Vaters [3]). Auf die Behausungen der Todten ward viel aufgewendet, und das Augurienwesen als Kunst betrieben, ja mit Staatseinrichtungen verflochten. Etrurien galt sehr bald als das Vaterland der Vogeldeuterei und Wahrsagerei, der Musik, Verskunst und mimischen Darstellungskunst, aber auch der Natur- und Sternkunde. Den Krieg hatten die Etrusker schon zur Kunst gemacht und eine Art von Kriegs- und Völkerrecht eingeführt; von Seeräuberei, die sie anfangs auf das Meer gelockt hatte, gingen sie zur friedlichen Schifffahrt und Handlung über, wachten aber eifersüchtig über den Alleinbesitz derselben an der ganzen italischen Küste, wesshalb auch keine Spur vorhanden ist, dass sich je die Phöniker dort angesiedelt hätten. Die Etrusker liebten Pracht, Wettrennen auf Wagen, theatralische Spiele und verpflanzten überhaupt die Kunst nach Italien. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass in diesem Puncte sie, wiewohl später, zahlreiche Anleihen bei den Griechen gemacht, wie sich aus den reichen Funden etrurischer Alterthümer ergibt [4]).

L. Lindenschmit widerfahrenen Beleuchtung (*Archiv für Anthropologie.* I. Bd. S. 365—374) füglich unberücksichtigt lassen zu dürfen.

1) Diefenbach. A. a. O. S. 108.

2) Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. Bd. S. 282.

3) Nachgewiesen durch J. J. Bachofen, *Die Sage vom Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien.* Heidelberg 1870. 8⁰. In der Beilage: *Das Maternitätsprincip der etruskischen Familie.* S. 281—352. Gegenüber den Zweifeln, welche oft an Bachofen's Forschungen sich erhoben, sei bemerkt, dass im Allgemeinen auch Sir John Lubbock die Resultate der Bachofen'schen Untersuchungen acceptirt (siehe *On the Origin of civilization and primitive culture of man.* London 1870. 8⁰. S. 67—75) und John F. Mc. Lennan in seinem *Primitive Marriage.* Edinburg 1865. 8⁰. zu ähnlichen Ergebnissen gelangt ist.

4) Guten Aufschluss über die etruskischen Alterthümer findet man bei: A. Noel des

In der Baukunst erinnern die ältesten Bauten durch ihren plumpen, schwerfälligen und colossalen Styl vielfach an die kyklopischen oder pelasgischen Bauwerke der Griechen; solche Kyklopenmauern finden sich heute noch vielfach selbst im Lande der Volsker [1]), gehören aber durchaus keiner fabelhaften Urzeit an, denn man baute sie noch, als Rom schon stand [2]). Auf den Bau der Kyklopenmauern führt aber in jener Formation des Kalkgesteins die Natur ganz von selbst, denn diese hat hier überall kyklopische Mauern aufgeführt und es bedurfte nur der Nachahmung, um diese Structur zu bilden [3]). Später gibt sich eine wesentliche Verbesserung und Veredlung kund; sie bauten zuerst nach der rohen dorischen Säulenordnung und veränderten sie selbständig in die toscanische; auch gelangten sie von allen Europäern zuerst zur Kunst des Wölbens und des Bogenbaues, der selbst den americanischen Urvölkern nicht völlig fremd geblieben war. Die Etrusker führten demnach kühne Grabgewölbe, Theater, Amphitheater und Bäder auf; sie schmückten sie mit Reliefs und rohen Bildsäulen; die Idole waren häufig aus Metall, welches die Bergwerke des Landes lieferten; desgleichen die Münzen. Noch sind Opferschalen, Sarkophage und Urnen vorhanden, selbst geschnittene Steine und Gemälde, Vasen von gebrannter Erde nach den schönsten Formen und von den feinsten Massen mit den kühnsten Zeichnungen und Umrissen, die, da sie glühend, wie sie aus dem Ofen kamen, wie in einem Zuge gemalt werden mussten, eine geschickte Künstlerhand verrathen. Allerdings zeigen auch manche dieser Gefässe einen ziemlich rohen plumpen Styl, eine schwerfällige Behandlung der Figuren und eine höchst geschmacklose Ueberladung, die einen phantastisch-bizarren Eindruck macht. Unter den gebrannten Gefässen finden sich bisweilen auch solche aus ungebrannter schwarzer Erde, auf denen gleichfalls ziemlich ungeschickt ausgeführte Reliefs angebracht sind. Jedenfalls aber war in Etrurien inniger denn irgendwo die Töpferkunst mit der plastischen Kunst verbunden, denn selbst Statuen der Götter wurden aus Thon geformt. Und was die Haltbarkeit und Zierlichkeit der Form anbelangt, so machten die etrurischen Thonvasen sogar den silbernen und goldenen den Rang streitig. Noch jetzt wird ihre über 2000 Jahre alte Form zum Muster genommen.

Einen Schluss auf die Entwicklung der materiellen Cultur gestattet die Mannigfaltigkeit der aufgefundenen Geräthschaften zu ziehen. Wir finden da an Bronzegegenständen: Giesskannen, Siebgefässe, Candelaber, Leuchter, Schöpflöffel, Schalen, glatte Spiegel, Pomadebüchsen, die auch aus Alabaster, Thon oder Glas hergestellt wurden,

Vergers, *L'Etrurie et les Etrusques ou dix ans de fouilles dans les maremmes toscanes.* Paris 1864. 8°. 2 Bde. Dann als kurze Uebersicht: L. Simonis, *L'Etrurie et les Etrusques.* Paris 1866. 8°. 40 S. — sehr brauchbar.

[1]) Ferd. Gregorovius hat dieselben sehr gut beschrieben in dem Aufsatze: *Aus den Bergen der Volsker.* (*Ausland* 1860. Nr. 34 S. 793—796, Nr. 35 S. 822—826, Nr. 36 S. 847—850, Nr. 37 S. 870—872.)

[2]) A. a. O. S. 848.

[3]) A. a. O. S. 795.

Ohrgehänge, Heftnadeln, Schnallen, Schwerter, Pfeil- und Lanzenspitzen, unter den Schmucksachen aus Gold und Silber: Ringe und Halsbänder, letztere auch von Bernstein. Ein Theil dieser Dinge fand sich in der Nekropole von Marzabotto, welche dadurch von erhöhtem Interesse ist, dass sie auch Gegenstände einer älteren, weniger ausgebildeten, roheren Cultur enthält, also sozusagen als Bindeglied zwischen der vorhistorischen und der historischen Zeit gelten kann [1]. Man erkannte an dieser Stelle ordentliche Strassen und Trottoirs und die Substructionen von Häusern, die unmittelbar an diesen Trottoirs lagen, so dass Marzabotto nicht als Kirchhof, sondern als eine wahre Stadt zu betrachten ist [2]), deren Gründung wohl in die Glanzperiode der Etrusker, also über das Jahr 1000 hinaufreichen mag, die aber noch zur Keltenzeit blühte [3]). Auf die Verbreitung der Bronze haben sie unstreitig einen nachhaltigen Einfluss geübt [4]).

Handelsberührungen der Etrusker mit den nördlichen Barbaren [5]).

Mit den Erzeugnissen ihres Kunstfleisses trieben die Etrusker einen ausgebreiteten Handel, der in hohes Alter hinaufreicht, doch ist man mit der Deutung der zahlreichen, jüngst zu Tage geförderten Funde etruskischer Kunst- und Industrieerzeugnisse lange in die Irre gegangen. Am hinderlichsten war sicherlich die lange verbreitete Annahme, die aufgefundenen Alterthümer seien in den Gegenden, in welchen sie entdeckt wurden, auch verfertigt worden, eine Meinung, welche die wunderlichsten Folgerungen veranlasste; allmählig machte man sich indess von dieser Vorstellung los und gab den Import einiger etruskischer Gefässe und Schmucksachen in die Länder der Kelten zu, meinte aber, dass diese in dem durch jene etruskischen Vorbilder eingeführten Geschmacke weiter gearbeitet

[1]) Giovanni Conte Gozzadini, *Di un antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese.* Bologna 1865. Fol. 102 S. Mit 20 Tafeln. Siehe darüber: Mortillet, *Matériaux pour l'histoire positive et primitive de l'homme.* Paris 1866. S. 426. — Dann: Gozzadini, *Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese.* Bologna 1870. Fol. 93 S. 17 Tafeln und Conestabile, *Rapport sur la Nécropole étrusque de Marzabotto et sur les découvertes de la Certosa de Bologne.* Bologna 1873.

[2]) In den letzten Jahren wurden untersucht die Gräber von Bazzano (siehe Remigio Crespellani, *Relazione intorno ai sepolcri etruschi di Bazzano* im *Monitore di Bologna* vom 4. August 1867), jene von Felsina (siehe Gozzadini, *Di alcuni sepolcri della necropoli Felsinea.* Bologna 1868. Mit 16 Holzschnitten), die Bronzegiessstätte von Sanpolo (siehe Gaetano Chierici, *Tombes de l'âge de pierre taillée en Italie* bei Mortillet, *Matériaux.* 2de série. Nr. 1. S. 26).

[3]) G. de Mortillet, *Les Gaulois de Marzabotto dans l'Apennin.* (*Revue archéol.*) Nachweis, dass einzelne Schwerter, Lanzen und Fibeln hier und in der Certosa von Bologna mit gallischen Resten übereinstimmen.

[4]) C. J. Wiberg, *Ueber den Einfluss der Etrusker und Griechen auf die Bronzecultur.* (*Archiv für Anthropologie.* IV. Bd. S. 11.)

[5]) Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden.* Frankfurt a/M. 1874. 8⁰.

hätten. Heute kann in Deutschland die Erkenntniss, dass die Kelten in der Metallarbeit nicht den Phönikern, nicht den Griechen, nicht den Etruskern ebenbürtig gewesen seien, als eine durch die vergleichende Forschung gesicherte gelten. Dennoch ist die Zahl der von einer hohen Stufe der Technik zeugenden metallischen Fundstücke diesseits der Alpen, die man sich lange als einen fast unübersteiglichen Wall dachte, eine unverhältnissmässig grosse, aus der Fertigkeit der Kelten rein unerklärliche. Genthe ist nun der Ansicht, dass dieselben etruskischen Ursprunges, was für viele einzelne Stücke ohnehin feststeht und durch einen ausgedehnten Tauschhandel nach den nördlicheren Ländern gelangt seien. Die hervorragendste Stelle in den betreffenden Gräberfunden nimmt unstreitig Hausrath ein, dann folgt Schmuck, dann Kriegsgeräth. In dieser überwiegenden Verbreitung von Gegenständen wirthschaftlichen Gebrauches und friedlichen Schmuckes nicht nur in weitester Peripherie, sondern in gewisser Gleichmässigkeit über einzelne bestimmte Landstriche liegt ein Beweis für das lange Bestehen uralter Handelsbeziehungen der transalpinischen Völkerschaften zu den bis an die Alpen vordringenden etruskischen Händlern. Denn einzelne Kriegszüge, so wenig wie vorübergehende Handelsbeziehungen, hätten gerade solche Gegenstände und in solcher Weise verbreiten können. Das konnte nur ein lange Zeit bestehender lebhafter Handel, der es dem Einzelnen möglich machte, zu erwerben, was ihn reizte, was er brauchte oder zu brauchen lernte. Wir beschränken uns hier darauf, die wichtigsten Fundobjecte aufzuzählen. Es sind dies, so weit Gegenstände des Hausrathes in Betracht kommen: Eimer und Kessel, Amphoren, Kannen, Becken und schüsselähnliche Gefässe, Schalen, Näpfe, verschiedene Gefässe, Hängeurnen, Messer, Rasirmesser, Sicheln und Sensen, Beile, Aexte, Meissel, Celts, Sägen, Feilen, Raspeln, Hämmer, Nadeln, Pincetten, Fischereigeräthe, Pferdegeschirre, Gebisse, Riemenscheiben. Unter den Schmucksachen findet man Fibeln, Gürtelbleche, Kettengürtel, Armringe, Hals- und Kopfringe, Fingerringe, Ohrringe, Gehängstücke, Diademe, Haarnadeln, Kämme und Knöpfe. Das Kriegsgeräth endlich erstreckt sich auf Schwerter, Dolche, Speer- und Lanzenspitzen, Pfeilspitzen, Streitkolben, Helme, Schilde, Panzer, Heerhörner und zweiräderige Wagen. Das Gebiet nun, über welches Gegenstände der bezeichneten Art verbreitet gewesen sind, ist ein ausserordentlich grosses; es reicht von Oberitalien und der Schweiz bis nach Dänemark und Schweden, von Ungarn und der Wallachei bis nach England und Irland, und diese räumliche Ausdehnung legt den Schluss nahe, dass bei den bescheidenen Mitteln und Wegen des Völkerverkehres in so früher Zeit einerseits Jahrhunderte dazu gehörten, um solche Mengen von Metallgeräth über die Alpen gelangen zu lassen und in so viele Länder zu verbreiten; andererseits, dass gerade diese ausserordentliche Verbreitung nicht durch directe Handelsbeziehungen der Etrusker zu all den nördlichen Stämmen, sondern durch Tauschhandel der Barbaren unter einander bewirkt worden ist.

Nur theilweise lassen sich die uralten Wege, welche das eben angegebene Gebiet durchschnitten, nachweisen. Die Anfangszeit der Verkehrswege reicht in hohes Alter hinauf, doch trieben die Germanen wohl längst schon Ackerbau, als feste Strassen entstanden. Erst der Verkehr von Stämmen, welche durch dazwischen liegende andere getrennt sind, und der Bezug bestimmter Waaren aus einer ferneren Gegend liessen aus der Menge durch das Terrain selbst angezeigter und durch den Instinct der Bevölkerung gefundener Naturwege wirkliche Strassenzüge hervorgehen. Solche Strassen bildete der Handel mit Feuersteingeräth aus der Champagne und Touraine nach dem Hennegau in megalithischer Zeit und innerhalb Frankreichs von der atlantischen Küste nach der Vezère (Grotte von Cro-Magnon) und von dem Mittelmeere nach der Gegend von Narbonne. Der wegen der Eifersucht, womit die Phöniker die Meerenge von Gades für fremde Schiffe sperrten, sich frühzeitig organisirende Landhandel mit Zinn vom Canal quer durch Gallien nach der Rhone zu, konnte solcher Züge nicht entbehren. Den Handel mit etruskischem Metallgeräth bahnte sie sich, je mehr die Ausfuhr sich steigerte. Von diesen Verkehrsstrassen war naturgemäss am wenigsten von Belang die nordwestliche Uferstrasse von Luna über Genua nach dem phönikischen Massilia. Grössere Bedeutung besass die nordwestliche Verkehrsstrasse, die dem Dora Baltea-Bette bis in die Gegend von S. Didier folgte, den mit Leichtigkeit auch für Fuhrwerk passirbaren kleinen St. Bernhard überschritt und durch das Bett des Baches Reclus nach dem Isère-Thal hinüberging. Noch lebhafter betreten scheint der nördliche Zweig dieser Strasse gewesen zu sein, welcher von dem Thale der Dora Baltea bei Aosta abbog, über den grossen St. Bernhard ging und bei Martigny das Rhonethal erreichte, welchem er bis zum Genfer-See folgte. Wahrscheinlich bewegte sich der Verkehr von da aus in der Richtung von Lausanne auf Iverdun nach dem Neuenburger See, folgte dem östlichen Ufer bis Estavayer, ging dann über Payerne nach Avenches und Murten, von da rechts nach Bern, links über Ins (Aneth) zum Bieler See, gradaus über Aarberg, Büren nach Solothurn in's Aarthal, dieses entlang bis zum Rhein. Zürich ward durch eine vom Aarthal sich abzweigende Strasse über Lenzburg erreicht, die sich über Winterthur (Octodurus) und Frauenfeld nach Constanz am Bodensee fortsetzte. Ausser zahlreichen Zweigstrassen sind noch jene durch das Hinterrheinthal (Splügen) und jene über das Stilfserjoch bemerkenswerth, am wichtigsten jedoch die bei Hatria anhebende Brennerstrasse; sie ging von Verona über Roveredo, Trient, Bozen und Matrey nach Innsbruck, d. h. nach dem von den Hunnen zerstörten Veldidena[1]). Von da führte die directe Strasse auf Partenkirchen, Weilheim, Landsberg nach Augsburg, dem uralten Marktplatze für Austausch der Waaren zwischen Süd und Nord. Direct nördlich scheint die Strasse bis zur Donau (Donau-

[1]) Ich entnehme diese Correctur einer Berichtigung des Prof. Dr. Adolf Pichler in der *Wiener Abendpost* vom 5. Februar 1875. Veldidena lag an der Stelle des Dorfes Wilten am Ausgange der Sill-Schlucht südlich von Innsbruck.

wörth) fortgesetzt gewesen zu sein; jenseits des Stromes fehlt es noch an thatsächlichem Materiale für den Nachweis bestandener Verkehrswege in so früher Zeit. Dagegen setzte sich die Strasse fort am rechten Donauufer, selbst bis Regensburg, führte aber nicht nach Passau hinab. Eine andere wichtige Strasse führte von Triest über Laibach zunächst auf Cilli an der schiffbaren Save, von da nach Marburg und Graz. An der gradaus nördlich aufsteigenden Linie lag Judenburg, welches noch im Mittelalter ein wichtiger Messplatz war, während die nordöstliche Fortsetzung der Strasse von Brück aus nach Carnuntum ging. Für die Verbreitung des etruskischen Metallgeräthes waren am meisten von Belang die von Pettau auf Nedelicz längs der Drau und die von Radkersburg an der Mur nach Szerdahély gehenden Wege, sowie die von Carnuntum am rechten Donauufer entlang führende Strasse nach Graz und Ofen.

Dass der Handel der Etrusker sehr alt sei, ist schon gesagt worden; ihre Seemacht war sehr bedeutend, und schon im XIV. Jahrhunderte v. Chr. scheinen die Etrusker an dem Seevölkerbunde gegen Aegypten betheiligt, wenn sie nicht gar die leitende Rolle dabei spielten. Mit dem aufblühenden Carthago durch Handelsverträge verbündet, gelang es ihnen lange, sich der immer energischer gegen Westen vordringenden hellenischen Colonisation zu erwehren, bis jedoch mit dem verunglückten Ueberfalle auf Kyme (Cumä) im Jahre 524 v. Chr. ihre Seemacht zu sinken begann. Diese Wendung blieb nicht ohne Rückwirkung auf den nunmehr mächtig sich entwickelnden Landhandel nach dem Norden. Schon in den Alpen trafen sie das Volk der Rhätier, an welches sie verwandtschaftliche Bande knüpften; sicher ist wenigstens, dass bis in historische Zeit hinein in der Ostschweiz etruskisch gesprochen ward. Nicht einmal das Eindringen der Kelten in Norditalien vermochte diesem Tauschhandel Schranken zu setzen, denn die eingedrungenen Keltenstämme bildeten keine hemmende Schranke; ganze Städte, ja Districte blieben mitten unter den Kelten etruskisch, wie z. B. Mantua, während die Kelten sich auf dem platten Lande vorzugsweise mit Viehzucht beschäftigten. Die wichtigste Folge war nur die, dass das Kunsthandwerk verwilderte, indem der Etrusker sich angewöhnte, auf den Geschmack der Eroberer einzugehen. Südlich vom Apennin trat anscheinend keine derartige Aenderung ein. So scheiden sich ein reiner Styl, welcher damals bei der Nachahmung griechischer Muster stehen geblieben ist, und ein halbetruskischer, von den Kelten beeinflusster. Der Handel mit den Producten der damaligen Zeit muss überaus lebhaft gewesen sein, wie der bei den Kelten sich so schnell vollziehende Uebergang von blossem Tauschhandel zum gemünzten Gelde beweist. Der Zeitpunct dieses Umschwunges fällt nicht viel später als 300 v. Chr., keinesfalls vor 359—336. Für die Bedeutung und Schwunghaftigkeit des von Etrurien aus zunächst durch das Gebiet der keltischen Bojer gehenden Handels mag auch noch erwähnt sein, dass, abgesehen von anderen Handelsartikeln, Rom ein Verbot erliess, den Kelten die in Menge eingeführten Sclaven (Kriegsgefangene)

mit Gold- und Silbergeld zu bezahlen, weil man den steigenden Reichthum des noch nicht unterworfenen Volkes argwöhnisch ansah und andererseits das zu starke Abfliessen der edlen Metalle über die Grenzen hindern wollte.

Der zweite punische Krieg brachte eine nicht unerhebliche Aenderung in den Verhältnissen hervor. Die Kelten hatten meist auf Hannibals Seite gegen Rom gefochten, welches nun den Handelsverkehr mit den keltischen Stämmen noch missgünstiger als zuvor ansah, und die Alpenpässe sorgfältig militärisch bewachte, was den kaufmännischen Verkehr mit den Völkern in den Alpen mittelbar und unmittelbar beeinträchtigte. Erst der Einfall der Kimbern und Teutonen aber verschloss die Alpenstrassen für italische Händler auf längere Zeit und seither kam der etruskische Landhandel nach dem Norden nicht mehr in Gang.

Unter den Artikeln, welche die Barbarenvölker des Nordens gegen die Kunstproducte der Etrusker austauschten, erregt besonderes Interesse der Bernstein, den sie schon lange kannten, ehe er ihnen direct von Norden zugeführt ward. Er findet sich als seltene und köstliche Beigabe in den etruskischen Gräbern von Corneto, Alsium und Caere. Jedenfalls erhielten die Griechen den Bernstein ursprünglich durch Phöniker, später, vielleicht schon seit dem XVII. Jahrhundert v. Chr. durch Etrusker und durch die Massalioten, welche den Pytheas aussandten, um die Bernsteinküsten selbst aufzusuchen. Die Einfuhr des Bernstein war im III. und II. Jahrhundert v. Chr. so massenhaft, dass die Bauersfrauen vom Po zur Zeit Plinius des älteren statt eherner Halsringe Schnüre von Bernsteincorallen trugen, und dass die diesem Zeitraum angehörigen Gräber bei Bologna und Ancona, vor allem die von Hallstadt, Bernstein in aller denkbaren Verwendung aufweisen.

Zum Schlusse sei noch der Einfluss dieses ausgedehnten Handelsverkehres auf die Civilisation der nördlichen Barbaren erwähnt; es hiesse geringe denken von germanischer und keltischer Art, wenn man meint, dass diese nicht bald den Weg der Nachahmung betreten. Berg- und hüttenmännische Kenntnisse verbreiteten sich radienförmig an den vom Alpengebiet ausgehenden Handelsstrassen. Die Anfänge der Guss- und Schmiedekunst standen in naturgemässem Zusammenhange damit. Aber langsam nur vollzog sich der Fortschritt nach diesen Anfängen. Gewisse Leistungen der Technik blieben den vorchristlichen Germanen und Kelten immer versagt, nicht minder auch nur die Annäherung an die vollendete Formenhegung und Ornamentik der etruskischen Fabrikate.

Im Allgemeinen zeigt ein Blick auf die etruskische Cultur, wie sie sich nach den heutigen Forschungen darstellt, dass, obzwar mehr dem materiellen als dem geistigen Gebiete zugewendet, dieses Volk die Zeiten ursprünglicher Rohheit längst überwunden hatte und wohl die Fähigkeiten besass, in vielen Puncten den Römern als Vorbild zu dienen.

Rom und seine Cultur.

Rom unter Königen.

Keinem der zahlreichen italischen Stämme war eine glänzendere Zukunft beschieden, als jenem der Latiner, den Gründern Roms mit seiner weltbewegenden, tausendjährigen Geschichte. Sagenhafter Schleier umhüllt die Anfänge des Tiberstaates wie jene der Hellenen. So viel die Ueberlieferungen andeuten, lebten die Latiner, ein noch ziemlich rohes Volk, unter Königen und stellten natürlich auch die neue Colonie unter solche. Gleichwie die gesellig lebenden Thiergeschlechter instinctiv einem Oberhaupte oder Anführer Gehorsam leisten und sich an ihn anschmiegen, so treffen wir am Anfange aller menschlichen Vereinigungen zu Völkern oder Staaten, Anführer oder Oberhäupter, die man Könige zu nennen pflegt. Diese Häuptlinge, deren ursprüngliche Nothwendigkeit mit Erfolg beleuchtet worden [1]), gaben grossen Theils den Ton an, nach dem die Anderen sich modelten und schufen dergestalt durch Vererbung jene bestimmten Nuancirungen, die den Nationalcharakter bildeten; sie zwingen auch die Menschen durch Gesetze zum Gehorsam, was die Staatenbildung allein ermöglicht; ob das Gesetz gut oder schlecht, ob der Gehorsam der Unterthanen klug oder thöricht benutzt, ja missbraucht wird, ist dabei völlig nebensächlich; wichtig bleibt nur, dass ein Gesetz überhaupt bestehe, dass die Menschen überhaupt gehorchen [2]); endlich verdanken die Häuptlinge ihre bevorzugte Stellung ursprünglich einer natürlichen höheren Leistungsfähigkeit, sei es an physischer Stärke, sei es an geistiger Ueberlegenheit. Durch das Gesetz der Vererbung werden sowohl theilweise die das Stammesoberhaupt auszeichnenden Eigenschaften auf dessen Nachkommen wie auch das Abhängigkeitsgefühl der Unterthanen auf die folgenden Geschlechter übertragen. So wächst denn das Königthum — zuerst mit der Gewalt des Familienhauptes identisch — naturgemäss aus den Verhältnissen heraus und in der That sehen wir keinen arischen Volksstamm ohne uranfänglichen König.

Die Zeit der Gründung Roms — man nennt den 21. April 753 v. Chr. — die Sagen, die sich daran knüpfen, sind für uns belanglos; es ist sogar fraglich, wer eigentlich Rom gegründet.

1) Von Caspari, *Urgeschichte der Menschheit*, und Bagehot, *Physics and Politics*.

2) Bagehot. A. a. O. S. 25—26.

Dass der Name Roma nicht lateinisch sei, nahmen die Römer selbst an[1]). Latiner, Sabiner, ein abgehärteter kriegerischer Stamm, selbst Ligurer[2]), und nach Einigen[3]) Etrusker scheinen bei der Gründung der ewigen Stadt betheiligt. Die Bürgerschaft bestand in ältester Zeit sicher aus zwei, später aus drei Stämmen: die *Ramnes*, eigentliche Latiner oder Römer, und die *Tities*, Sabiner; von den *Luceres* (Etrusker?) bleibt es zweifelhaft, ob sie von Anfang an als dritter Stamm vorhanden, und wenn auch, so steht doch fest, dass sie politisch noch nicht gleichberechtigt waren. Die ersten socialen Unterschiede gründen sich auch hier wieder auf ethnische Differenzen.

Schon in ältester Zeit entwickelte sich das Geschlechterwesen; jede der drei oberwähnten Urtribus zerfiel in 10 Curien, jede Curie in 10 Geschlechter, jedes Geschlecht in 10 Familien. Die Gesammtsumme dieser bildete das durchaus patricische Volk; nur Mitglieder dieser drei Urtribus waren Vollbürger, und anfänglich sogar nur jene der *Ramnes* und *Tities*, denn wahrscheinlich erlangten die *Luceres* erst später Aufnahme in den von den Häuptern der 300 patricischen Geschlechter gebildeten Senat. In so ferne unter Patricier der Adel verstanden wird, gab es also nur adeliges Volk, worunter allerdings die *Ramnes* einen Vorrang behaupteten.

An der Spitze des dergestalt gegliederten Standes standen nun Wahlkönige, der Sage nach sieben. Der König war oberster Priester, Oberbefehlshaber im Kriege, oberster Richter und Haupt der Regierung; er ernannte die Beamten, berief die Volksversammlung und stellte darin die Anträge, welche sie genehmigen oder verwerfen konnte; von der Volksversammlung hing der Beschluss eines Krieges, eines Gesetzes ab; in der Versammlung dieser patricischen Vollbürger ruhte also in letzter Instanz der Quell aller Macht. Sie, wie der Senat, stimmten aber nur über die Anträge des Königs ab; trotz seiner Beschränkung erfreute sich dieser also doch sehr ausgedehnter Macht. In werdenden Staaten ist es nöthig — und so war es auch in Rom — dass der König Priester und der Priester König sei; Beide müssen eins sein, weil sie auch wirklich dasselbe sind. Der Gedanke an einen Unterschied zwischen leiblichen und geistigen Strafen darf nie erweckt werden. Auch hätten die frühesten Römer denselben nie begriffen[4]).

Allem Anscheine nach waren die Könige lange hindurch dem herrschenden latinischen Stamme entsprossen, was sie nicht hinderte, das benachbarte Latium zu bekriegen und allmählig zu unterwerfen.

1) Nach Dionys v. Halicarnass.

2) Macrobius, *Saturnal.* III. 9. — Maack will gar den Namen aus dem Irischen erklären. (Maack, *Entzifferung des Etruskischen.* S. 88.)

3) Niebuhr, *Römische Geschichte.* I. Bd. S. 230 ff., verwirft die alte Sage gänzlich und lässt die Stadt aus der Vereinigung einer alten sikelischen oder tyrrhenischen (etruskischen) Stadt auf dem *Palatinus* mit einer sabinischen Namens *Quirium* auf dem *Quirinalis* hervorgehen. Dass die Etrusker keinen Theil an Roms Urbevölkerung hatten, ist von Schwegler, Mommsen, Lange zugestanden; dagegen lässt sich eine Beimischung sabinischer Elemente zur römischen Nationalität nicht läugnen.

4) Bagehot. A. a. O. S. 26.

Die Ursachen für solche Kriege oder besser Raubzüge[1]) gab es mancherlei. Die neue Stadt war ein willkommener Sammelpunct für die Unzufriedenen der umliegenden Völkerschaften und Rachbegier mag manchen Kriegszug entzündet haben; ihr Wachsthum erheischte ferner räumliche Ausdehnung; an sich arm, musste sie sich Nahrung, und war diese nicht gutwillig zu bekommen, mit Gewalt verschaffen. Zudem verschmolzen Latiner und Sabiner in Rom ziemlich rasch mit einander und gebaren den eigentlichen Römer, der in seinem Charakter bald zum Nichtrömer in um so grösseren Gegensatz trat, als auch seine Interessen ihn andere Wege wiesen. So haben in der Gegenwart die Nordamericaner, obwohl ursprünglich gleichen Blutes mit den Briten, durch vielfach hinzugetretene Mischungen und räumliche Abtrennung sich scharf von ihren Ahnen differenzirt.

Sowohl der Zuzug von Fremden als die Unterwerfung der Latiner, von der Sage besonders dem Tullus Hostilius und Ancus Martius zugeschrieben, schufen neben den patricischen Geschlechtern ein neues anfänglich nicht vorhandenes Element — die Plebejer. Auch zwischen Plebejer und Patricier hat also ein ethnischer Unterschied obgewaltet, der später äusserlich kaum mehr wahrnehmbar blieb. Die römischen Plebejer erinnern lebhaft an die Metöken und Periöken der Griechen. Wie diese genossen sie nicht die politischen Rechte und Freiheiten der Vollbürger, des patricischen Volkes. Ausnahmslos herrschte in den ältesten arischen Gesellschaften die Bevorzugung des eigenen Blutes, ja mehr noch, einen anderen Grund für ihr Zusammenhalten ausser jenem der gemeinsamen Abstammung vermochten sie gar nicht zu fassen. Die Geschichte der politischen Ideen beginnt thatsächlich mit der Voraussetzung, dass Blutsverwandtschaft der einzig mögliche Grund für gemeinsames politisches Zusammenwirken sei[2]), und das Bewusstsein einem Volke anzugehören, bezeichnet schon eine sehr hohe Stufe gesellschaftlicher Entwicklung[3]). Da nun die Bildung eines für jede Gesellschaft so nothwendigen Nationalcharakters nur innerhalb gleichartiger Elemente sich vollziehen konnte, einmal aber vollzogen, der Typus möglichst rein erhalten werden musste, so begreift sich, warum die alten Staaten Fremden keinen Eingriff in den erst mühevoll errungenen Nationaltypus gestatteten[4]). Am wirksamsten liess dieser Zweck sich erreichen durch strenge Aufrechterhaltung des Geschlechterwesens, scharfe Sonderung der Stände, Versagen der Gleichberechtigung, d. i. durch politische Unterdrückung der unterworfenen fremden Elemente.

[1]) Raubzüge können übrigens unter Umständen naturnothwendig sein. So kann man die räuberischen Gewohnheiten der Tuareg und der Turkomanen geradezu eine physikalische Erscheinung nennen. Die Wüste ist die Mutter der Räuber, ja sie zwingt sogar zum Raube. Ohne Raub würden auch manche Stämme der Turkomanen gar nicht ihre Sitze zu behaupten vermögen; für sie ist er eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. (*Ausland* 1864. S. 1250.)

[2]) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 22—23.

[3]) Peschel im *Ausland* 1867. Nr. 37. S. 870.

[4]) Bagehot. A. a. O. S. 39.

Darum war das Volk in Rom und im frühesten Hellas, wie noch manches Naturvolk [1]), durchaus aristokratisch; es bildete in seiner Gesammtheit den Adel, der einzig und allein in der Idee der Reinerhaltung des Stammblutes wurzelte. Was nicht desselben Blutes war, trennte von den herrschenden Geschlechtern in den socialen Einrichtungen und Gesetzen eine fast unüberbrückbare Kluft, die je weiter zurück, desto schärfer zum Ausdruck gelangte. Wie in Athen bestand in Rom das Verbot der Ehe zwischen Patriciern und Plebejern, die obwohl Staatsangehörige, kein Bürgerrecht, kein Stimmrecht in der Volksversammlung, keinen Zutritt zu den öffentlichen Aemtern besassen; selbst von den geistlichen Functionen blieben sie ausgeschlossen. In der Abgrenzung einer gemilderten Kaste bildeten die Plebejer eine tief untergeordnete Classe [2]).

Die Starrheit dieser anfänglichen Zustände ist nicht zu beklagen; sie wirkt wohlthätig auf das fernere Leben der Völker. „Die griechischen Modellrepubliken, diese Muster von Erhabenheit, zerfielen nach einer kurzen Blüthezeit von 150 Jahren, das chinesische Reich mit seinem alten eingewurzelten Despotismus beweist seine Lebensfähigkeit durch seinen, allen Stürmen der Zeit bis zum heutigen Tage Trotz bietenden Bestand. Warum zerfielen die Ersteren und besteht das Letztere? Jedenfalls können die Staatsformen kein Muster sein, unter denen das betreffende Volk nur ein paar Jahrhunderte bestehen konnte. Der als Krone der Abscheulichkeit geltende Feudalismus hat eine tausendjährige Lebensfähigkeit bewiesen; wo ist das republikanisch-demokratische System, das tausend Jahre bestanden hat [3])?“ Auch Kasteneinrichtungen lassen auf lange Lebensdauer des Volkes hoffen; nicht nur erhalten sich Kastenvölker länger, sie haben auch mehr Aussicht andere zu überwinden oder auszurotten. Die ersten Erfordernisse jugendlicher Völker sind nämlich strenge Gebräuche und bindende, zwingende Satzungen. Zudem gewährt die scharf durchgeführte Arbeitstheilung mannigfache Vortheile, wie die Trennung zwischen Krieger- und Priesterstand, wodurch wahrscheinlich das Entstehen der Wissenschaft möglich ward. Eine intelligente Classe konnte damals nur unter dem Schutze der Ueberzeugung bestehen, dass, wer sie angreife, der Züchtigung des Himmels anheimfalle.

[1]) So gut als manche Völker Ehen mit Angehörigen eines fremden Stammes verpönen, gibt es aber auch solche, welche wie die Fanneger ihre Frauen stets aus einem anderen Stamm holen, aus übertriebener Furcht vor allzu grosser Blutsnähe. Reste solcher weiten Begriffe vom Incest haben sich bei solchen Völkern erhalten, die dem Frauenraub huldigen, der daher, wie Peschel darthut, keineswegs als Rohheit aufzufassen ist. (*Völkerkunde.* S. 235.) Ja, der genannte Gelehrte will die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen als die verdunkelte Erinnerung einer alten römischen Sitte deuten, welche auch bei ihnen die Heirathen innerhalb der Stammesgemeinde verbot. (A. a. O.) Jedenfalls müsste dann diese Sitte in sehr hohes Alter zurückreichen.

[2]) Auf das einschlägige Werk von Emile Belot, *Histoire des chevaliers romains considérée dans ses rapports avec les différentes constitutions de Rome depuis le temps des rois jusqu'au temps des Gracques.* Paris 1866. 8°., ist hier keine Rücksicht genommen.

[3]) H. Becker in Chicago in einem an mich gesandten längeren Manuscripte vom April 1874.

Die Anfänge geistigen Lebens sind langsam und konnten auch nur langsam reifen im Schoosse eines Standes, der dadurch an und für sich unkriegerisch und daher auf den Schutz eines eigenen Kriegerstandes angewiesen war [1]).

Andererseits begünstigten Kriege in der Völkerjugend die allgemeine Entwicklung. Der Stärkere hat stets den Schwächeren erobert, manchmal gänzlich unterjocht, manchmal nur beherrscht. Jeder intellectuelle Gewinn wird in jenen Epochen so zu sagen im Kriege fruchtbringend angelegt; jedes Volk trachtet das andere an Kriegstüchtigkeit zu übertreffen und es entsteht dann eine Uebereinanderschichtung der kriegerisch entwickelteren Völker, für den Gang der Cultur zum wesentlichen Vortheil [2]); zudem zieht der Krieg Eigenschaften [3]) gross, welche zum Bestande eines Volkes wenn nicht unbedingt nothwendig, so doch überaus nützlich sind, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Disciplin. Selbst die Civilisation beginnt nur desshalb, weil sie ein militärischer Vortheil ist [4]). In diesem Falle befand sich das alte Rom. Frühzeitig zu zahlreichen Kriegen veranlasst, wie sie die Jugendzeit aller Völker kennzeichnen, weil sie den Kampf um's Dasein noch mit keiner anderen Waffe als mit Gewalt zu führen verstehen, auch in gewissem Sinne jeder Angriff zugleich Vertheidigung, weil jeder Nachbar ein Feind ist [5]), erzeugte gerade dieses Zeitalter des Kampfes jene Eigenschaften, welche Rom zu seiner späteren Grösse verhalfen. Ohne die Antecedentien wären die Consequenzen niemals möglich gewesen.

Aus den dunklen Sagen über die Königszeit [6]) schimmert ziemlich bestimmt hervor, dass einem Fremden gelang, die höchste Gewalt an sich zu bringen: Lucius Tarquinius Priscus, der fünfte in der Reihe der römischen Könige, aus Tarquinii im benachbarten Etrurien, gegen dessen Namen er den seinigen, Lucumo, umtauschte; auch Tanaquil, seine Frau, war aus angesehenem etruskischem Geschlechte. Sein Nachfolger Servius Tullius soll gleichfalls ein

1) Bagehot. A. a. O. S. 147–149.

2) A. a. O. S. 49.

3) Diese Eigenschaften, deren Gesammtsumme den Nationalcharakter bildet, nenne ich im Gegensatze zu den geistigen oder intellectuellen, moralische oder sittliche. Man kann von moralischer oder sittlicher Kraft, moralischen oder sittlichen Eigenschaften eines Volkes reden, ohne eine Moral, eine Sittlichkeit als abstractes Princip anzuerkennen. Dieses ist nur in ethischem Sinne denkbar, während unter moralischen Eigenschaften gute und böse, nützliche und schädliche zusammengefasst werden; zur moralischen Kraft eines Volkes tragen oft vom Standpuncte der Moral, der Sittlichkeit als Princip durchaus verdammenswerthe Eigenschaften bei. Eine moralische oder sittliche Eigenschaft ist nicht immer auch „moralisch" oder „sittlich".

4) A. a. O. S. 52.

5) Goldwin Smith, *The last Republicans of Rome.* (*English Essays.* IV. Bd. S. 5.)

6) Wahrscheinlich ist an der ganzen Königsgeschichte kein wahres Wort. Niebuhr hat gezeigt, dass die Regierungsgeschichte des Tullus Hostilius eine Fiction, eine Erfindung sei, und W. Ihne (*Geschichte Rom's.* I. Buch. Cap. 4.) erblickt darin mit Recht eine Wiederholung der Romulussage, ohne jedwede historische Wahrheit.

Etrusker gewesen sein [1]), der letzte König L. Tarquinius Superbus aber sei der Schwiegersohn des Servius und vermuthlich ebenfalls ein Etrusker gewesen. Drei von den sieben sagenhaften Monarchen Roms waren also wahrscheinlich Etrusker, die dort, nach der gewöhnlichen Chronologie, eine fast ein Jahrhundert (96 Jahre) andauernde Fremdherrschaft ausübten.

Rom, ursprünglich auf das linke Tiberufer beschränkt, lag hart an der etruskischen Grenze, welche die Tiber bildete [2]). Erst nach Bekriegung des etruskischen Veji dehnte sich die Stadt auch auf das rechte Ufer aus. Das im südlichen Etrurien erstandene tarquinische Reich — von der Hauptstadt Tarquinii so benannt — scheint schon sehr frühe sein Uebergewicht auf Latium, namentlich dessen Küstenstädte, bis Circeji und Tarracina herab ausgedehnt zu haben. Hauptstadt und Mittelpunct dieses mächtigen etruskisch-latinischen Reiches, wovon Erinnerungen in den sagenhaften Erzählungen von den Tarquinierkönigen sich erhalten haben, war eben Rom [3]). Sei dem jedoch wie ihm wolle, sicher ist, dass zur Zeit des Tarquinius Priscus [4]) die keltischen Gallier (590 v. Chr.) über die Alpen nach Oberitalien zogen, hier sich niederliessen und die in der Poebene sitzenden Etrusker zurückdrängten. Vielleicht dass diese um jene Zeit Corsica besetzten, von dem die Geschichte bis dahin nichts zu erzählen weiss, vielleicht auch, dass sie sich nach Süden ausdehnten und bei diesem Anlasse in Rom die Herrschaft erlangten. Darauf lässt die Sage schliessen, dass die *Luceres* von Lucumo (Tarquinius Priscus) mitgebrachte Etrurier waren, sowie dass sie unter ihm erst die Aufnahme in den Senat erreichten. Noch wichtiger ist die wahrnehmbare Anlehnung der ältesten römischen Cultur an die weitaus überlegene etruskische, wie in materieller Hinsicht feststeht. Die ältesten Bauwerke [5]) in Rom, namentlich das Capitol [6]) und die *Cloaca maxima* wurden durch etrurische Baumeister aufgeführt, und die jüngsten Ausgrabungen legten (am 9. Mai 1873) zur grossen Ueberraschung der Archäologen unter einer antiken Necropole am Esquilin eine zweite noch tiefer gelegene und viel ältere Necropole blos, die wahrscheinlich in jene älteste Zeit zurückreicht, als Rom noch einfach ein Aggregat von Hütten und Ortschaften war, welche die servische Mauer noch nicht umfing. Der Charakter der hier in den Felsen eingehauenen unterirdischen Räume ist aber

[1]) In einer Rede des Kaiser Claudius heisst es, dass unter Tarquinius Priscus, vielleicht durch dessen etruskische Gemahlin Tanaquil veranlasst, ein Etrusker, Mastarna, mit einer Schaar seiner Landsleute nach Rom gekommen und auf dem cölischen Berge sich niedergelassen habe. Darnach sei er König von Rom geworden.

[2]) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* III. Bd. S. 590 und 649.

[3]) H. Kiepert, *Hist.-geogr. Atlas der alten Welt.* Weimar 1857. qu. 4°. S. 24.

[4]) Nach der üblichen Chronologie 616—587 v. Chr.

[5]) Ueber den etruskischen Einfluss auf die römische Baukunst siehe: James Fergusson, *Rude stone monuments in all countries: their ages and uses.* London 1872. 8°., ferner das schöne Werk von Robert Burns, *Rome and the Campagna: an historical and topographical description of the site, buildings, and neighbourhood of ancient Rome.* Cambridge 1871. 8°.

[6]) Livius. 1, 56.

durchaus etruskisch [1]). In der Tracht und den Insignien der obrigkeitlichen Personen (z. B. die Lictoren sammt *Fasces*), in den Waffen sammt Pferdeschmuck, im Gebrauche der Tuba, in der Eintheilung des Volkes nach Curien und Tribus, im religiösen Cultus und besonders im ganzen Divinationswesen, ja selbst in den Kampfspielen der Gladiatoren [2]) und in dem die Familie beherrschenden Mutterrecht [3]), machten ferner diese Einflüsse, fast schon Nachahmungen sich geltend, auf die materielle wie die geistige Cultur und das politische Staatsleben sich erstreckend. Wo aber fremde Einflüsse in solchem Umfange stattfanden, dort waren wohl die Berührungen zwischen beiden Volksstämmen sehr innige. Zum mindesten befanden sich Etrusker zu Rom in solcher Stellung, dass ihr Einfluss auf die ganze Staats- und Volksentwicklung massgebend sein konnte. Eine derartige Stellung pflegen aber bei jugendlichen Völkern blos die Herrscher und ihr Anhang einzunehmen.

Unter diesen etruskischen Königen flossen drei Generationen dahin, in welcher Zeit die Bevölkerung der Stadt unter allen Umständen einen höchst ansehnlichen Zuwachs an nichtetruskischem Elemente erhielt; sie hatte sich in etwa dritthalb Jahrhunderten — so lange schätzt man gewöhnlich die Dauer des Königthums — wohl vervierzigfacht [4]). Für die zu Ende des VI. Jahrhunderts lebende Römergeneration war nun dieses Königthum mit Fremdherrschaft gleichbedeutend; daran ändert die Länge oder Kürze ihres Bestandes nichts. Dieses Druckes musste sich aber die Nation immer mehr bewusst werden, je mehr sich das specifische Römerthum als Gegensatz zu den umliegenden Völkerschaften herausdifferenzirte. Nun liegt es in der menschlichen Natur begründet, jede Fremdherrschaft, wäre sie noch so milde, noch so trefflich, als Druck zu empfinden und nach Befreiung zu streben. Dies geschah auch in Rom, zumal wenn, wie die Sage will, der letzte Tarquinierfürst ein tyrannisches Regiment geführt. Die Vertreibung der Tarquinier fand gleichzeitig, angeblich im nämlichen Jahre statt als die Athener den Tyrannen Hippias verjagten und die kleinasiatischen Griechen sich gegen die Perser erhoben. Die Römer jedoch setzten an die Stelle der vertriebenen Fürsten, welche die Königswürde in ihrem Hause erblich zu machen strebten, zwei Wahlkönige aus ihrem eigenen Stamm, die sie Consuln nannten. Ueber die Vertreibung der Könige selbst wissen wir nichts, nur soll sie der Sage nach nicht vom Volke,

1) Siehe über diese wichtige Entdeckung: *Bullettino della Commissione archeologica municipale.* Roma 1874. 8°. II. Bd. S. 49—51 und 1875. III. Bd. S. 41—56, wo der gewiegte Archäolog Rodolfo Lanciani in dem Aufsatze *Le antichissime sepolture esquiline* die auf Tafel VI—VIII abgebildeten Funde dieser Gräberstadt bespricht.

2) Ausführliches siehe in Karl Otfried Müller's trefflichem Werke: *Die Etrusker.* Breslau 1828. 8°. 2 Bde.

3) Bagehot. A. a. O. S. 122. Vgl. auch *Das Maternitätsprincip der etruskischen Familie* in J. J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil.* Heidelberg 1870. 8°. S. 281 ff.

4) Von den ursprünglichen 3000 Kriegern in 3 Tribus war die Bevölkerung 12 Jahre nach der Vertreibung der Könige bis 150,000 streitbare Bürger in 21 Tribus angewachsen, hatte sich also etwa verfünfzigfacht.

sondern vom Adel ausgegangen sein, was kaum geschehen wäre, hätten die Fürsten nicht auch diesem als fremdes Element gegenübergestanden. Dem Adel und nicht dem Volke fiel nun auch die Herrschaft anheim; nichts änderte sich in den inneren Verhältnissen, nur standen an der Spitze des Staates, phantastisch Republik genannt [1]), statt eines Königs deren zwei, thatsächlich aber nicht minder mächtig. In Athen waren auf die Könige die zwei Archonten mit königlicher Gewalt gefolgt. Rom aber ward eine Militärherrschaft aus dem Bündnisse einiger mächtigen Familien bestehend, wie sie dem griechischen Geiste durchaus fremd, dem römischen Volkscharakter hingegen völlig angemessen war.

In der Geschichte Rom's bildet diese Veränderung höchstens eine Episode, keineswegs ein epochemachendes, Volks- und Staatsleben umgestaltendes Ereigniss. Einen solchen Wendepunct bezeichnet dagegen die Reform des Servius Tullius. Wäre Servius Tullius wirklich eine historische Persönlichkeit, was zweifelhaft, man würde ihn unbedingt unter die grössten Reformatoren aller Zeiten rechnen müssen. Seine Institutionen gaben dem römischen Staate ein neues Gepräge und blieben Jahrhunderte lang die feste Grundlage seiner Macht, indem sie sich fast auf alle Gebiete staatlichen Lebens erstreckten. War diese gewaltige Reform wahrscheinlich das Product einer allmählig nothwendig gewordenen und langsam vollzogenen Umgestaltung, so liegt die Vermuthung nahe, dass eben bei dieser Gelegenheit eine Menge der erwähnten etruskischen Einrichtungen in Rom Eingang fanden.

Entwicklung der staatlichen Verhältnisse.

Die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse gestaltete sich in Rom völlig analog mit jener in Hellas, so weit Verschiedenheit des Volkes, Naturanlagen und äussere Umgebung gestatteten. Ueber die Griechen, von allem Urbeginn in zahlreiche Stämme und Stämmchen zersplittert, hatten die Römer den Vortheil nur ein Volk, einen Stamm zu bilden. Rom's Geschichte gewährt das seltene Beispiel, wie ein Volk sich thatsächlich bildet; ehe Rom bestand und selbst in seiner ersten Zeit gab es noch gar keine Römer; allmählig wurden diese aus mehr oder minder ethnisch verwandten, aber doch verschiedenen Elementen zusammengeschweisst, und alle ursprünglichen Staatseinrichtungen liefen darauf hinaus, diese Zusammenschweissung zu befördern, den so gewonnenen Nationalcharakter und Typus zu erhalten. Gerade wie in Hellas die einzelnen Staaten mit dem Königthume begannen, so auch Rom; wie die Phöniker die Lehrmeister der Griechen, so hier die Etrusker; so wie die Phöniker den Hellenen manches Königsgeschlecht gegeben, so hier die Etrusker; und wie in Hellas das Königthum endlich beseitigt ward, so auch hier.

[1]) Draper. A. a. O. S. 184.

Der Culturzustand des Volkes vor der Reform des Servius Tullius ist wenig bekannt. Am meisten charakterisirte sich der Römer durch seine Religion; überaus einfach bestand sie in der Verehrung der grossen Naturkräfte, und hat im Glauben an *Jupiter optimus maximus* einen monotheistischen Zug, welcher den Hellenen fehlt, wie denn überhaupt die römische Religion ursprünglich von der griechischen grundverschieden war[1]). Der Grund hierzu liegt in der verschiedenen Begabung beider Racen[2]). Die Italiker standen nämlich ethnisch den Hellenen ferner als z. B. den Kelten[3]). Endlich waren die Latiner Schüler nicht der Phöniker und Aegypter, sondern der Etrusker, von welchen sie in der That einen grossen Theil ihrer religiösen Einrichtungen entlehnten. Die Römer hatten daher keine Naturphilosophie, keine Kosmogonie, keine Geschichte von dem Kampfe der Göttergeschlechter, keinen Heroencult. Bei dem arbeitsscheuen Griechen überwog der Sinn für das Schöne, bei dem fleissigen Römer jener für das Praktische. Es ist vollkommen richtig, dass die Römer wesentlich ein phantasieloses Volk ohne jeden höheren poetischen Schwung waren. Sie vermochten daher nicht ihre Götter zu schönen Gestalten umzuwandeln, sondern erblickten in ihnen stets nur dräuende, furchterregende Mächte.

Das Hauptgewerbe der frühesten Römer war der Ackerbau, der es mit sich bringt, nicht nur die Menschen an Rangabstufungen, wie Landeigenthümer, Aufseher, Arbeiter, Sclaven[4]), sondern auch an die Uebung des religiösen Gefühles, ja selbst an Aberglauben zu gewöhnen[5]), was jugendlichen Nationen eine starke Kraft zu verleihen pflegt. Aberglaube ist ja in demselben Maasse Glauben, als Missbrauch Gebrauch ist. Ein starker Glauben, sei er nun welch immer einer, macht stark[6]), ist eine militärische Tugend und half den römischen Heeren oft zum Siege. Die Erweiterung des Ackerbaues, der Bedarf an Ländereien zum Unterhalte der anschwellenden Bevölkerung veranlasste wohl zunächst die meisten Angriffs-, richtiger Raubkriege im ältesten Rom und entwickelte die bequeme Ansicht, erobertes Land sei Eigenthum des siegenden Staates. Die Besiegten liess wohlverstandenes Interesse am Leben, nahm ihnen aber ab, was abzunehmen war, ihnen nur einen Theil des Bodens zur Bearbeitung und gegen Tributleistung an das patricische Volk belassend. Jeder einzelne der neuen Unterthanen ward einem Patricier zugetheilt, woraus das Clientelwesen sich

1) Den Bemühungen Hartung's, Preller's u. A. ist es gelungen, die nationale Selbständigkeit der italischen Religion zu erweisen und die ursprünglich italischen Mythen von den später damit vermischten griechischen zu sondern. (Wilh. Heinrich Roscher, *Studien zur vergleichenden Mythologie.* S. 5.)

2) Weiss, *Lehrbuch der Weltgeschichte.* I. Bd. S. 513.

3) Siehe den Stammbaum der indogermanischen Race bei Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* S. 625.

4) Peschel, *Völkerkunde.* S. 253. Ueber den Ackerbau und seine Folgen für den Culturfortschritt siehe auch: Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* I. Bd. S. 435—439.

5) Draper, *Geschichte der Entwicklung.* S. 184.

6) Bagehot. A. a. O. S. 76.

ergab, das in ältester Zeit eigentlich einem Grundholdenverhältnisse entsprach. Der Client war vielfach von seinem patricischen Patron abhängig, stand zu ihm in einer Art Hörigkeit, welche Tributrückstände selbst in Sclaverei umwandeln konnten. Zahlreiche Beispiele aus der Gegenwart, wie z. B. das System der galizischen *Porcya* [1]), illustriren schlagend einen solchen Vorgang. War der Client zugleich Schuldner seines Patrons geworden, so bildete sich ein Zustand sehr ähnlich der noch in den meisten Republiken Centralamerica's zu endlosen Bedrückungen Anlass gebenden Peonie; der säumige Client konnte von Grund und Boden vertrieben werden, und aus solchen besitzlosen Clienten entstand späterhin die zu so hoher Bedeutung gelangte Plebs. Zu ihr gehörten aber auch alle auf römischem Gebiete ansässigen freien Grundbesitzer und Gewerbetreibenden, die noch kein Bürgerrecht besassen. Als Servius Tullius der Plebs in den Centurien Stimmrecht ertheilte und mit der Gründung der Republik das verfassungsmässige Leben begann, waren die Patricier genöthigt, ihre Clienten oder Grundholden zu befreien, um durch sie die Stimmen der Plebs zu contrabalanciren, und jene haben wirklich, aus Dankbarkeit, mehr als ein Jahrhundert lang, ihr eigenes Interesse verkennend, gegen die Plebs mit den Patriciern gestimmt. Als letzter wird der Fall erwähnt, wo dem des Unterschleifs angeklagten berühmten Camillus seine Clienten erklären, dass sie zwar ihren alten Verpflichtungen entsprechend die Geldbusse zusammenschiessen werden, aber für seine Freisprechung nicht stimmen können. Seit dieser Zeit werden die Clienten als besondere Volksclasse nicht mehr genannt, indem sie ganz mit dem Volke verschmolzen [2]). Man ahnt, dass mit wachsender Zahl und staatlicher Bedeutung der plebejischen Volksclasse ein harter Kampf zwischen dieser und der mit Privilegien und Vorrechten ausgestatteten Patricierschaft entstehen musste.

Verfassungen werden durch Gesetze, welche das Leben der menschlichen Gemeinschaft in allen seinen Gestaltungen mit elemen-

[1]) Die Sache verhält sich nämlich nach der Mittheilung eines Herrn Stanislaus Tarnowski im *Przegląd polski* (December 1874) so: Wenn der Bauer Geld benöthigt, begibt er sich auf den Edelhof, um eine Anleihe zu erbitten. Er bekommt einen Betrag von 30 fl., das ist die *Porcya*. Mit dem Erhalte dieses Anlehens verpflichtet er sich — und er erhält das Geld nur allein unter der Bedingung, bis zur Rückzahlung dieses Betrages für die Procente dem Gutsbesitzer wöchentlich einen Arbeitstag zu leisten. Wenn man nun den Arbeitstag nur mit 25 kr. Oestr. W. berechnet, so beträgt dieses in einem Jahre oder 52 Wochen die Summe von 13 fl. für 30 fl. Kapital, oder beiläufig 50 Percent von 100 fl.

[2]) Nach Dr. Emerich Pauer's Vortrag in der philosophisch-historisch-socialwissenschaftlichen Classe der k. ungarischen Akademie am 23. November 1874. Die Privatverhältnisse zwischen den späteren Patronen und Clienten sind ganz verschiedener Natur und haben mit der alten *Clientela* gar nichts gemein. Darum findet auch Dionysius (Zeitgenosse des Augustus), indem er sich zur Veranschaulichung der Rechtsverhältnisse der alten Clientela nach einem Analogon in der Gegenwart umsieht, dasselbe nicht in den Rechtsverhältnissen der damaligen Clienten, sondern in denjenigen der Liberti zu ihren früheren Herren. Nur in der Zeit des Verfalles des Römerreichs von Constantin dem Grossen an begegnen wir ähnlichen Clientel-Verhältnissen im *Colonatus*, welcher später den in Folge der Germaneneroberungen entstandenen Grundholdenverhältnissen im mittelalterlichen Europa zum Vorbilde gedient hat.

tarer Nothwendigkeit beherrschen, mehr als durch klügelnde Theorien oder Machtsprüche einzelner Gewaltherren auf die Dauer bestimmt, können nicht aus der reinen Idee construirt werden, sondern man muss sich an das im Volke Gewachsene und Gewordene halten, um es fortzubilden [1]). In so ferne dürfen wir wohl vermuthen, die Verfassungsform des Servius Tullius habe sich allmählig durch die mittlerweile eingetretenen Verhältnisse von selbst als nothwendig erwiesen. Es mochten schon damals die nichtpatricischen Volksclassen eine Bedeutung gewonnen haben, die deren bessere und engere Einfügung in das Staatsganze erheischte. Dies erzielten zunächst die Reformen des Servius Tullius, welche an Stelle der reinen Patricierherrschaft die Timokratie setzten.

In Athen war dem Königthume die Oligarchie, der Oligarchie die Tyrannis, dieser die Timokratie gefolgt. Rom erreicht die Timokratie mit einer erkennbaren Spur demokratischer Ideen schon unter dem Königthume. Deutlich lassen sich hier Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten im Entwicklungsgange beider Völker beobachten. Beide gelangten, wenn auch nicht in der nämlichen Entwicklungsstufe, zur Timokratie, welche der asiatischen Menschheit stets unbekannt geblieben; die freiheitlich am meisten entwickelten Phöniker und Carthager kannten im günstigsten Falle eine Plutokratie, keine Timokratie. Während aber in Athen die Timokratie den Weg zur reinen Demokratie bahnte, blieb sie in Rom, wo sie schon eine weit frühere Periode des Volkslebens charakterisirt, ohne dieselben Folgen. Einestheils beseitigte sie das Königthum nicht, anderentheils bildete sich gleichzeitig mit ihr das Heereswesen in eigenthümlicher Weise aus. Geradezu merkwürdig, wenn auch vielleicht nicht Originalschöpfung, ist die äusserst enge Verbindung, in welche die Reform Heeresformation und politische Gliederung und Berechtigung des Volkes zu bringen wusste. Rom ward ein Staat von Bürgersoldaten. Nicht mehr Adel und patricische Abstammung, Grundbesitz wurde das Maass zur Berechtigung und Verpflichtung für Staats- und Kriegsdienst zusammen. Was an Vermögen unter der untersten der fünf Classen stand, in welche nunmehr die Masse der politisch und militärisch vollberechtigten Bürger zerfiel, war im Wesentlichen ohne politische Rechte [2]).

So markirt denn die servische Verfassung einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Römergeschichte; sie legte den Grund zu der späteren Grösse des Volkes, das mit einer Stadt begann und mit einem Weltreich endete; sie barg aber auch den Keim jener Erscheinungen, welche in unseren Tagen der römischen Geschichte oft eine so ungünstige Beleuchtung eintragen. Dennoch lässt sich zeigen, wie die servische Verfassung selbst aus innerer Nothwendigkeit entsprungen war.

[1]) M. Carriere in der *Gegenwart.* 1872. Nr. 40. S. 258.

[2]) Dr. H. Babuke, *Die Entwicklung der römischen Heeresorganisation und der Stand der Armee unter dem ersten Kaiser.* Aurich 1872. 8⁰. S. 4.

Das römische Volksthum.

Im Gegensatze zu den Hellenen, welche innerhalb jedes Stammes wenigstens eine ethnische Einheit bildeten, waren die Römer, wie sich aus vielfachen Schädelfunden ergeben, ein unzweifelhaftes Mischvolk[1]), d. h. zu Anfang überhaupt gar kein Volk. An einem Puncte, wo mehrere Stämme sich berührten, gründeten eine Handvoll Menschen eine Stadt, die sofort, um zu bestehen, ungleichartige Elemente in sich aufnehmen musste. Den benachbarten älteren Gemeinwesen zum Trotz sollte die neue Gründung leben, gedeihen. Darin allein liegt schon die Gegensätzlichkeit der Interessen Rom's zu jenen seiner Umgebung. Eine so zusammengewürfelte Bevölkerung bedarf mehr denn irgend eine eines festen Bandes, welches nur die starke Hand eines Monarchen aufzuzwingen vermag[2]). Rom fand Beides; einen König und ein Gesetz, vielleicht ein schlechtes, aber doch ein Gesetz, welches den Leuten das Joch der Gewohnheit auf den Nacken drückte, die Freiheit des Denkens verwehrte und sie in Gehorsam schulte. Diese Stufe zu erklimmen, ist der schwerste Schritt im Völkerleben und die Geschichte hat uns nirgends davon Kunde erhalten. Die Römer hatten ihn vollzogen wie alle bisher gemusterten Völker; wie für alle diese kam auch für sie die Zeit des Kampfes, der Fehde, des Krieges, wozu die Anlage des neuen Gemeinwesens an sich selbst führen musste. Rom konnte seiner inneren und äusseren Natur nach nur kriegerisch oder gar nicht bestehen. Ohne Gebiet, ohne Nahrungsmittel, ohne Weiber vielleicht, den Nachbarn ein Dorn im Auge, war friedfertige Entwicklung für Rom eine Unmöglichkeit. Anfangs unruhiger Geister im Innern voll, war das Schaffen eines Volkstypus, eines Nationalcharakters ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung. Blinder Gehorsam, Mimicry[3]) und der — Krieg brachten auch diesen zu Stande. Im Kriege, der vor Allem die Völker aus ihrer geistigen Trägheit herausreisst und ihr völliges Versinken in apathischen Stumpfsinn verhindert[4]), im Kriege, der einer der wichtigsten Culturhebel ist, stählten sich

[1]) R. Virchow, *Ueber italienische Craniologie und Ethnologie.* (*Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie.* Berlin 1872. 8°. S. 32.)

[2]) Ueber die Nothwendigkeit des Despotismus für die sociale Entwicklung, sowie über die Relativität seiner Wirkungen siehe: Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* I. Bd. S. 442—445.

[3]) *Men are guided by type, not by argument.* (Bagehot. A. a. O. S. 90.) *Opinions were not formed by reason, but by mimicry.* (A. a. O. S. 95.) Eine überaus anerkennende Kritik dieses Buches (*Spener'sche Zeitung* vom 20. September 1874 Nr. 437, dritte Beilage) tadelt den Gebrauch des Wortes „Mimicry", an dessen Stelle das deutsche „Nachahmungstrieb" oder eine sonstige Verdeutschung zu treten hätte. Ich kann mich selbst nach reiflicher Ueberlegung zu dieser Abänderung jedoch nicht entschliessen. „Mimicry" ist in der deutschen Naturwissenschaft allgemein als *terminus technicus* angenommen worden, weil es dem Naturforscher mehr sagt als irgend eine Verdeutschung. In diesem naturwissenschaftlichen Sinne ist das Wort hier angewandt und möge desshalb trotz seiner Härte stehen bleiben.

[4]) Waitz. A. a. O. I. Bd. S. 422.

namentlich die Eigenschaften, deren Hervortreten den späteren Charakter der Römer so sehr auszeichnet[1]: Muth, Standhaftigkeit, Disciplin, Gottesfurcht, strenger Sinn für Gesetz und — so seltsam es klingen mag, für Recht. Wie Gehorsam mit Gottesfurcht in Verbindung steht, bedarf wohl keiner Erläuterung; schwerlich hat ein Volk seine Götter mehr gefürchtet als die Römer, und diese Angst hat einen mächtigen Antheil an der Grösse Roms[2]. Aber die Furcht vor der Gewalt bildete auch das Rechtsgefühl, zuerst allerdings in der Form von Gehorsam vor dem Gesetze aus. Die erste Rechtsquelle der Urzeit war die Gewalt. Sie bestimmte, äusseren Umständen und den Racenanlagen der Völker entsprechend, was als Recht zu gelten habe. Mit anderen Worten, das erste Gesetz war auch das erste Recht. Es gibt kein die Menschheit in ihrer Gesammtheit umspannendes Rechtsbewusstsein, keinen solchen umfassenden Rechtsbegriff. Die Rechtsanschauungen der heutigen Culturnationen treffen auf viele Naturvölker gar nicht zu und sind das Product einer späteren gemeinsam gearteten Civilisation. Das Gleiche gilt von dem Begriffe der Moral, die in vorhistorischen Zeiten und in der Urperiode Rom's, eben so unvollständig, eben so rudimentär war wie der menschliche Verstand[3] selbst, der auf einem minder entwickelten Gehirne beruhte. Weil sie noch gar nicht bestanden, konnten moralische Rücksichten die ältesten Römer niemals von Kriegen abhalten, wozu äussere Verhältnisse drängten. Der Begriff des Raubzuges, und sicherlich waren dies die meisten kriegerischen uranfänglichen Unternehmungen, konnte unmöglich in einer Zeit entstehen, die kaum das Privateigenthum kannte. Mag auch die Epoche, welche, wie uns britische Rechtsgelehrte gezeigt haben, nur das gemeinschaftliche Familieneigenthum, nicht das Privateigenthum kennt, der Gründung Roms lange vorausgegangen sein, die Erinnerung daran lebte ersichtlich in jener Auffassung fort, die alles eroberte Land als Eigenthum des siegenden Staates, nicht der einzelnen Sieger betrachtete; aus diesem Gemeinland, Domäne *(ager publicus)* wurde dann erst das Privatlandeigenthum ausgeschieden, und dieses wiederum entweder verkauft oder verliehen *(assignatus)*.

Man sieht, Rom's Entwicklung war nur auf der durch die äusseren Umstände und seinen sich allmählig ausprägenden Volkstypus naturgemäss gegebenen Basis möglich, oder gar nicht. Die in der Urzeit im Kampfe um's Dasein von selbst nothwendigen Kriege nährten und entwickelten zugleich den kriegerischen Geist, mit dem das römische Volk als fertiger Typus in die Geschichte eintritt. Er war ein Erbtheil von früheren Geschlechtern, welches abzulehnen nicht in menschlicher Willkür liegt.

Eben so schwierig als der erste Schritt im Völkerleben, ist der zweite, der darin besteht, den ersten wieder zu über-

[1] Bagehot. A. a. O. S. 74.
[2] Weiss, *Weltgeschichte.* I. Bd. S. 517.
[3] Bagehot. A. a. O. S. 115.

winden. Den ersten Schritt haben alle bis nun durchmusterten Nationen gethan, den zweiten nur Wenige. Es gibt eine Zeit, und dies war der Anfang, wo Despotismus, Aberglaube, Gehorsam, Furcht nöthig, nützlich sind, die Völker zu stabilen Grössen zu stempeln; dann kommt aber eine Zeit, wo alles dieses eben so hinderlich wird, als es einst gut und zweckentsprechend war. Aus dem ersten Stadium in's zweite zu gelangen, das ist die Hauptsache. Den Römern gelang es, und zwar besser als den Griechen. Von gleich rohen Anfängen ausgehend, erklommen sie in weit kürzerer Frist ein gleiches Culturniveau. In höherem Maasse als die Griechen nahmen sie — eine unerlässliche Bedingung — von den im ersten Stadium errungenen Eigenschaften das Vortheilhafteste in das zweite mit hinüber; ihr Charakter war ein festerer geworden. Vererbung und Variabilität sind die Bildner des Volkstypus; in den ersten Epochen ist das Vorherrschen der Vererbung, so zu sagen des conservativen „Princips" in der Natur, unerlässlich; fortschreiten können aber nur jene Völker, wo die Variabilität — das neuerungssüchtige Princip — hinzutritt. Von der mehr oder minder glücklichen Mischung beider Eigenschaften hängt die Entwicklung der Völker ab.

Die Völker verhalten sich nämlich genau so wie alle übrigen Arten der organischen Natur; daran vermag ihr Menschenthum nicht das Geringste zu ändern. Nun gibt es in der Natur ohne Zweifel thatsächlich unveränderliche Arten, von denen es heisst: *Sint ut sint aut non sint*, d. h. die, in andere Verhältnisse gebracht, als jene sind, die ihrer Natur entsprechen, einfach zu Grunde gehen, ohne irgend etwas Neues aus sich zu erzeugen. Ebenso unzweifelhaft gibt es jedoch Arten, welche einer Abänderung mehr oder weniger zugänglich sind, die in andere Verhältnisse gebracht, sich accommodiren und in letzter Instanz so, dass sie ihren alten Vorfahren gegenüber als neue Species aufgefasst werden dürfen. In erster Linie spricht hierfür die tägliche Erfahrung, die man mit den Individuen derselben Art und Race bei Menschen und Hausthieren auf psychischem wie auf physischem Gebiete macht; in zweiter Linie begegnet man denselben Unterschieden in der Form von Raceneigenthümlichkeiten. Unter den Menschenracen stehen den bildsamen, gelehrigen, in alle Sättel gerechten, sogenannten „Culturracen", wie den Indogermanen, Semiten u. s. w., die starren und desshalb dem Untergange verfallenden Indianer, Melanesier, Buschmänner u. s. w. gegenüber, und die neuesten Erfahrungen in Nordamerica zeigen zur Genüge, wie tief sich in diesem Puncte Neger und Weisse unterscheiden[1]. Bei den Hellenen überwog die Variabilität unverhältnissmässig, daher das Unstäte, das rasche Uebergehen von einem Extrem zum anderen, welches sich in Charakter und Geschichte abspiegelt. Bei den Römern hingegen zeigte sich

[1]) Gustav Jäger, *In Sachen Darwin's insbesondere contra Wigand. Ein Beitrag zur Rechtfertigung und Fortbildung der Umwandlungslehre.* Stuttgart 1874. 8⁰. S. 5—7.

die Vererbung sehr zähe, und doch Variabilität genug, um keinen Stillstand zuzulassen. Die römische Entwicklung erfolgte daher regelmässiger, anscheinend langsamer, in Wahrheit aber rascher als jene der Griechen.

Diesen zweiten schwierigen Schritt, das Ueberwinden jenes ersten Gesittungsstadiums, wo Stabilität die Hauptsache, und den Uebergang zu jenen, wo Variabilität das Nöthigste ist, vollzogen die Römer noch während der Königszeit und es ist erlaubt, die servische Verfassung als den Ausdruck der umgestalteten Verhältnisse zu betrachten. Ich habe bei der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der in den Augen der Gegenwart so verdammungswerthen Culturerscheinungen länger verweilt, weil nur ihr richtiges Verständniss die Erklärung der späteren Entwicklung ermöglicht. Ein einfaches Aburtheilen, ein Messen mit den Begriffen von Heute hat wissenschaftlich keinen Werth. Wollen wir die Morphologie der Cultur erfassen, so müssen wir uns die Zustände vergegenwärtigen, wo das schnurgerade Gegentheil der jetzigen civilisirten Anschauungen und Einrichtungen das allein Angezeigte, Brauchbare und Nothwendige war. Auf jenem Standpuncte sind dereinst alle Völker gestanden, und aus ihm heraus hat sich — aber nur bei Wenigen — auf natürlichem Wege gebildet, was unseren Culturbegriff ausmacht. In der Entwicklungsgeschichte der Gesammtmenschheit — und diese ist nie aus den Augen zu verlieren — ist nicht Fortschritt, sondern Verharren die Regel. Aus dem Gegensatze zwischen starren, unveränderlichen Arten und anderen, die mehr weniger rasch im Laufe der Generationen sich verändern, ist nämlich zu schliessen, dass jede Art in ihrer Geschichte zwei Phasen durchläuft: eine erste Variabilitäts- oder Plasticitätsphase und eine Phase der Constanz oder Implasticität, an deren Schluss das Erlöschen der Species, der Artentod, steht. Nur in der ersten Phase kann eine Art sich in neue Arten spalten oder durch Waffenvervollkommnung überhaupt sich abändern. Geschieht letzteres, so hat die damit verbundene Veränderung der Existenzbedingungen den Werth einer Blutaufmischung, d. h. sie erhöht die Constitutionskraft und somit die Dauer des Artenlebens. Den gleichen Werth einer Blutaufmischung hat es für die Art, wenn sich einer bei ihr vorhandenen Neigung zur Variabilität keine der natürlichen Zuchtwahl entspringenden Hindernisse entgegenstellen. In die Phase der Constanz tritt eine Art durch alle Einflüsse, welche möglichste Gleichmachung der Descendenz anstreben. Dies führt zu einer in der grossen Gleichheit der Individuen begründeten Inzucht, die selbst wieder zu einer gleichmachenden Ursache wird. Wird eine solche durch Inzucht constant gewordene Art durch äussere widerliche Einflüsse in ihrer Kopfzahl beschränkt und ihr Territorium in unzusammenhängende Parcellen gespalten, so tritt die Inzucht in ihr höchstes Stadium und damit ist die Art reif zum Erlöschen [1]). In

[1]) Jäger. A. a. O. S. 15—16.

vorgeschichtlichen Perioden muss es also, wie das Gesagte ahnen lässt, selbst bei Naturvölkern, unendlich viel Fortschritt gegeben haben, in historischer Zeit nur sehr wenig. Alles, was einzelne bevorzugte Völker und Racen bis zur Stunde erreicht haben, ist verschwindend gegen die Summe von Fortschritt, welche nöthig war, um die Menschheit auf jene gering geachtete Stufe zu heben, die uns als Ausgangspunct für die Geschichte dient [1].

Ausgerüstet mit dieser Erkenntniss stellt sich die Römergeschichte in wesentlich anderem Lichte dar, als manche modern gewordene Auffassung will. Schon in der arischen Urzeit erscheint neben dem König ein Rath (der Aeltesten, Senat) und die Volksversammlung. Auch die höchstgestiegenen Nationen sind über diese drei Elemente nie hinausgekommen und die ganze politische Entwicklungsgeschichte dreht sich um deren Wandlungen, Umbildungen. Die Geschichte des Römerthums ist zunächst die Geschichte der allmähligen Erweiterung des Volksbegriffes. Anfänglich überall in engherzigster Weise aufgefasst, indem er sich nothwendig auf die durchaus gleiche Abstammung, auf die Blutsreinheit beschränkt, woraus auch die Aristokratie ursprünglich hervorgeht, handelt es sich später in das „Volk" auch Solche aufzunehmen, die von anderem Blute, durch ihre Abstammung nicht dazu gehören, nach den Anschauungen jener Zeiten also auch nicht berechtigt sind sich dazu zu zählen, denn das Recht schaffen, wie bemerkt, Jene, die die Gewalt haben. Ein besiegter Volksstamm ist daher völlig rechtlos, und ein solcher ist es zumeist, der in den Volksbegriff aufgenommen werden soll. Diese Ausdehnung des Begriffes und der damit verknüpften Rechte geschieht nur sehr langsam, sehr allmählig, wenn endlich das Bewusstsein des Stammesunterschiedes zu verlöschen beginnt. Die anfangs streng verpönte, später aber nöthig werdende Blutsvermischung trägt dazu wesentlich bei. Allerwärts beginnt die Geschichte mit Monopolen, Privilegien und Bevorzugungen, um bei einigen, nicht bei allen Völkern mit allgemeiner, selbstredend relativer Gleichheit zu enden, denn absolute Gleichheit verwehrt die Natur. Allein auch diese relative Gleichheit ist nur das Werk langer, mühevoller Anstrengungen und Kämpfe; sie will erobert werden, oft mit den Waffen in der Hand. Denn das Gewähren liegt so wenig in der menschlichen Physis, so sehr ihr das Fordern instinctmässig ist. Bei diesem Processe eignet sich der Fordernde die Rechtsauffassungen des herrschenden Stammes an, d. h. er erstrebt die Gleichstellung in jenen bevorzugenden Normen, welche das ursprüngliche „Volk" selbst entwickelt hat. Ein abstractes, absolutes Recht, ein angeborenes Rechtsbewusstsein, ein angeborener Rechtsbegriff existirt eben nicht. Was heute ethisch genannt wird, kommt dabei nicht in Betracht. Unsere jetzige Auffassung verdammt z. B. die Sclaverei; die früheste Gesellschaft that dies nicht und konnte dies nicht thun; die Sclaverei hatte ihre rechtliche Begründung so sehr,

[1] Man vgl. hierüber das oft citirte Buch W. Bagehot's *Physics and Politics.*

dass Nichtberechtigung einer Volksclasse zum Sclavenhalten als Verkümmerung ihres Rechtes von ihr empfunden ward; ja selbst der freigegebene Sclave hätte es als Beeinträchtigung seines Rechtes gehalten, wäre ihm nun das Recht seinerseits Sclaven zu halten, verwehrt worden. Noch in der Gegenwart herrschen ähnliche Ideen bei manchen Völkern. Die feine Unterscheidung zwischen im Rechte sein und dabei Unrecht thun, ward weder damals noch bei solchen Völkern heute gemacht. Der moralische Rechtsbegriff ist erst sehr spät entstanden.

Der Kampf um die Volksrechte.

Damit ist der Zusammenhang zwischen der ethnischen Zusammensetzung der Völker und der Entwicklung freiheitlicher Ideen einigermassen angedeutet. Die unteren Volksschichten fragen nicht darnach, ob, was sie erstreben, moralisch Recht sei; es gibt kein Beispiel, dass ihnen je ein vorenthaltenes „Unrecht" als solches gedünkt hätte, sobald sie die Möglichkeit wahrnahmen es gleichfalls zu erlangen, dass sie ein solches Recht zu erstreben abgelehnt hätten. Dessgleichen haben die herrschenden Classen nie im Festhalten irgend eines Rechtes ein moralisches Unrecht erblickt. Trotzdem sind die Fälle häufiger, wo — freilich in Folge anderer Gründe — sich Besitzer von Rechtstiteln derselben anscheinend freiwillig begaben, als Jene des Verzichtes auf das Erstreben eines Rechtes. Der Kampf um Erweiterung der Rechte oder die Entwicklung der freiheitlichen Ideen füllt also naturgemäss die Geschichte der römischen Republik, wie der griechischen Freistaaten aus. Hier wie dort war dieser Kampf und der endliche Triumph der Volkssache eben so natürlich, wie bei Asiaten und Aegyptern undenkbar. In Hellas wie in Rom war dagegen die Entwicklung der Freiheitsidee eine aus der Natur der Dinge hervorgegangene Nothwendigkeit.

Im nahen Anio-Thale stossen wir heute noch auf eine Gruppe niederer Hügel, die in der Geschichte keine unbedeutende Rolle gespielt. Der eine beansprucht die Ehre, dass von ihm aus die heiligen Gesetze verkündet worden, der andere, dass hier das Tribunat verliehen ward, ein dritter, die Parabel des Menenius Agrippa vernommen zu haben. Hierher, auf den *Mons sacer*, zog die unzufriedene Plebs Roms aus, um eine neue Stadt zu gründen. Diese Secession der Plebs fällt noch vor die beglaubigte Geschichte, allein es ist kein Grund an der Wirklichkeit des Geschehenen zu zweifeln.

Wären die Plebejer einfach die arme und ungebildete Bevölkerung Roms gewesen, wie es das Proletariat moderner Staaten ist, — eine künstlich von den Patriciern, den ersten Gründern der Stadt, losgetrennte Classe — so könnten wir kaum ihr Vorhaben, die Stadt zu verlassen und in deren unmittelbarer Nachbarschaft eine neue zu gründen, fassen. In einem modernen Staate bilden

selbst die Armen und Unwissenden, seien sie auch von jedem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen, doch stets Glieder des Staates wie die Reichen und Edlen. Wenn wir aber die römischen Plebejer betrachten, so gewahren wir, dass sie in nur sehr unvollkommenem Sinne Glieder des Staates waren. Die Patricier waren die alten Bürger, die Plebejer die neuen. Die Patricier hatten die alten Ansiedlungen auf dem palatinischen und dem capitolinischen Hügel inne, die Plebejer waren die neuen Ansiedler auf dem Aventin, zwar physisch innerhalb der Stadtmauern befindlich, aber nicht in den geheiligten Schutz des Pomoerium aufgenommen. Sie waren den älteren Stämmen noch nicht einverleibt, wie diese sich unter einander incorporirt hatten. Viele von ihnen mochten reich, aus ihrem früheren Wohnsitze her von edler Abstammung sein, aber weder das Eine, noch das Andere konnte ihnen die politische Gleichstellung mit den älteren Bürgern erringen.

Sie waren demnach eigentlich nur halbe Römer, und es ist daher nicht zu wundern, dass sie den Gedanken fassen konnten, Rom zu verlassen und eine neue Stadt zu gründen. Dort waren sie die Gründer und es mochte ein Tag kommen, an dem sie als die alten Bürger, die Patricier, gegen neue Ansiedler in dasselbe Verhältniss treten konnten. Dort mochten sie ihre eigene Republik mit ihren eigenen Göttern und Auspicien bilden. Alles dies konnten sie ausführen, weil sie nicht, wie das moderne Proletariat, eine einheitliche Classe bildeten, die um ihrer Armuth oder irgend einer anderen Ursache willen von jeglichem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen, sondern eine wohlorganisirte Gemeinschaft gewesen sind, mit ihren eigenen Versammlungen, ihrer eigenen Obrigkeit und einem innerlich gemeinsamen Vorgehen. Der heilige Berg war kein Zufluchtsort für Schuldner und Unzufriedene, sondern der Ort, an dem eine in Rom abhängige Gemeinde sich festsetzen wollte, um unabhängig zu sein. Das steht im vollsten Einklange mit Allem, was wir über die Bildung der ersten Gemeinwesen wissen. Bis alle Elemente des Staates vollständig amalgamirt waren, bildete die Secession ein natürliches Auskunftsmittel für jene Elemente der Bürgerschaft, welche in jenem noch nicht aufgegangen. Sobald diese alte Unterscheidung sich verwischt hat, hören wir auch nichts mehr von Secession, und sie wird bei Uneinigkeiten in den späteren Perioden der Republik nicht mehr als Auskunftsmittel angewendet.

In allen Streitigkeiten zwischen den Patriciern und Plebejern nehmen wir selbstverständlich Partei für die letzteren als die Vertreter der Freiheit und der Gleichheit gegen eine exclusive Oligarchie. Allein hier zeigt es sich, dass die Patricier die echteren Römer gewesen. Kein Wunder, waren sie doch die alten Ansiedler, floss doch in ihren Adern das Blut der Gründer der Stadt, waren doch ihre Götter die Götter der Stadt, deren Willen keiner der neuen Ansiedler auszulegen vermochte. Ihre Liebe für Rom als Oertlichkeit, als Stadt und Republik mochte engherzig und selbstisch sein, allein sie war mächtig und wahr. Ihre Liebe für Rom involvirte

die Herrschaft Roms über andere Republiken und ihre eigene absolute Herrschaft in Rom, aber sie hatten kein Streben, kein Ziel ausserhalb Roms, und sie suchten ihre Grösse in keiner anderen Weise denn als Römer. Rom zu verlassen, Rom zu theilen, das war ihnen ein Gedanke verhasster als der Tod. Später war diese Empfindung allgemeiner, in den Plebejern so mächtig wie in den Patriciern, allein diese Zeit war damals noch nicht gekommen. Die Patricier waren festgewurzelt in dem Boden Roms, die Plebejer konnten noch die Eventualität in's Auge fassen: keine Römer mehr zu sein.

Die Patricier waren noch nicht gewillt, den Plebejern gleiche Rechte einzuräumen, allein sie sahen ein, dass ihre Secession den Ruin der Republik herbeiführen würde, dass das rein-patricische Rom nicht länger zu bestehen vermöge. Diese Spaltung der Republik zu vermeiden, gewährten sie der untergeordneten Gemeinschaft bedeutende Concessionen, welche jedoch die Plebejer beinahe schärfer noch als vorher zur gesonderten Gemeinschaft ausprägten. Dadurch wie später durch die Verhinderung der beabsichtigten Auswanderung nach Veji retteten sie unzweifelhaft den römischen Staat. Die Grösse Roms stand in so engem Zusammenhange mit seiner Lage und seinen Beziehungen, dass die neue Stadt am Anio oder eine römische, nach Veji verlegte Republik nie geworden wäre, was Rom an der Tiber wurde [1]).

Der Streit zwischen Patriciern und Plebejern war in Rom ein langwieriger, in seinem Verlaufe, in seinen Zielen und Resultaten aber mit dem in Griechenland durchaus analoger; er gab sich kund durch Geltendmachen der Rechte der Plebejer an einem Antheile des durch ihre Tapferkeit eroberten Landes, durch Erzwingung des Valerianischen Gesetzes, durch Zulassung der Latiner und Hernicaner zu Bedingungen der Gleichheit, durch Uebertragung der Tribunenwahl von den Centurien auf die Tribus, durch Abschaffung des Gesetzes, welches die Ehe von Plebejern mit Patriciern verbot, und durch das schliessliche Zugeständniss der Aemter eines Consuls, Dictators, Censors und Prätors an die Plebejer [2]). Wo immer noch dieser Streit entbrannt ist, hat er mit dem Siege der Volkssache geendet, welcher zugleich jener der Masse und der Kraft ist. Wie überall in der Natur triumphirt auch im Völkerleben die grössere Kraft, sei sie nun physisch, moralisch oder geistig. Masse ist aber physische Kraft, also an sich schon ein Factor der Kraft überhaupt, wenn auch nicht der entscheidende, und der ganze Streit läuft auf den Kampf zwischen der thatsächlich im Volke verkörperten physischen und der intellectuellen Macht, in den höheren Ständen, Adel und Priesterschaft, concentrirt, hinaus. Nur dann fällt der Sieg, so lehrt die Geschichte, dem Volke zu, wenn es allmählig seine physische Kraft mit geistiger gepaart hat, wenn es dem Gegner geistig nahe gekommen, ebenbürtig oder gar überlegen

[1]) Obiges ist einem: *Mons sacer* überschriebenem Aufsatze der *Wiener Abendpost* vom 10. Februar 1875 entlehnt.

[2]) Draper. A. a. O. S. 185.

geworden ist. Dann ist der Triumph der Plebejer gerade so naturnothwendig wie früher die Herrschaft, der Druck der Patricier; doch kann das Erwerben der erforderlichen geistigen Kraft nur sehr langsam geschehen und wird von den oberen Ständen im eigensten Interesse nach Möglichkeit verhindert. Je nach seiner natürlichen Begabung durchschreitet ein Volk die Phasen dieses Processes schneller oder langsamer; dies der einzige Unterschied. Je rascher es seine eigenen Interessen wahrnimmt, desto energischer wird es nach den geistigen Gütern trachten, die den Sieg ermöglichen. Es ist durchaus falsch, wenn ein blendender Redner enthusiastisch ausruft: „Die Geschichte der Menschheit ist ein stetiger Kampf zwischen den Ideen und den Interessen; für den Augenblick siegen immer die Interessen, für die Dauer nur die Ideen“ [1]), denn die Geschichte der Menschheit ist von keiner wahrhaft grossen Idee noch erleuchtet worden, die nicht ein Interesse repräsentirt. Mit dem Siege einer Idee siegt allemal auch ein Interesse, oder mit anderen Worten, niemals würde eine Idee siegen, wären nicht an ihrem Siege Menschen interessirt. Auch die schrittweise Eroberung der Volksrechte in Rom weist nicht Einen Gedanken auf, dessen erlangte Realisirung nicht sofort in ein sehr wahrnehmbares, oft sehr materielles Interesse umgeprägt ward. Noch viel sichtlicher war dies in Griechenland der Fall.

Es wurde oben entwickelt, wie in Hellas und in Rom der Triumph der Freiheitsidee naturnothwendig gewesen; ihr Gang aber war bei beiden Völkern aus ethnischen Gründen verschieden. In Hellas entwickelte sich zwar die Freiheit nach idealen Begriffen, blieb aber selbst zur Zeit der geläuterten Demokratie auf das reine Griechenthum beschränkt; die schöngeistigen Besucher der Gymnasien haben es trotz aller Theorien nie so weit gebracht, Metöken und Perioken, von den Sclaven gar nicht zu reden, als ihres Gleichen, als gleichberechtigt anzusehen. Alle freiheitliche Entwicklung kam wohl dem Demos zu Gute, der Demos aber war noch immer ausschliesslich griechisches Volk, d. i. ein kleiner Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, die in ihrer Mehrzahl Griechisch gar nicht als Muttersprache redete, für den der Kunst lebenden Hellenen aber die harte Arbeit verrichtete. Der griechische Demos war den Metöken und Perioken gegenüber immer eine Aristokratie. Anders in Rom; hier waren es eben jene Stämme, welche die Stelle der griechischen Metöken und Perioken vertraten, welche allmählig das römische Volk bildeten, erst schufen. Von ihnen ging hier das Streben nach Erweiterung der Rechte aus und sie erreichten auch ihr Ziel, nachdem in der That eine Verschmelzung der einst ethnisch verschiedenen Elemente zu einem einzigen Volke stattgefunden, die Erinnerung an diese einstigen Unterschiede im Volksbewusstsein verwischt, und Patricier und Plebejer wirklich als Mitglieder eines Volkes, als Repräsentanten

[1]) Emilio Castelar's Rede in den constituirenden Cortes von Spanien am 20. Mai 1869.

eines Typus gelten konnten, ja sich thatsächlich dafür hielten. Denn so überwältigend ist die Macht dieser Idee, dass die blosse Ueberzeugung einer gemeinschaftlichen Abstammung gleichwerthig ist mit dieser Abstammung selbst, sind nur einmal die Spuren einer unvordenklichen Verschiedenheit verlöscht. Plebejer und Patricier in Rom waren nur mehr unverstandene Ruinen der einstigen Stämme, die Standesunterschiede archaistische Formen der Stammesunterschiede. Der römische Typus, im Zeitenstrome erst ausgeprägt, assimilirte zuerst sich, dann andere; so gelang eine ethnische Verschmelzung in Italien, wie sie in Hellas, wo selbst bei etwaigen Vermischungen stets der hellenische Nationaltypus wieder zum Vorschein kam, niemals stattgefunden hat, noch je stattfinden konnte. Die Verschmelzung der italischen Stämme hatte aber zur Folge, dass die Freiheitsidee dort grössere Fortschritte machte, tiefer in die Masse der unteren Volksschichten eindrang als in Griechenland.

Rom's fernere Geschichte bestätigt im Hinblick auf Hellas den Satz: *Si duo faciunt idem, non est idem.* In Beiden ging die Macht auf den Adel, nicht auf das Volk über, in Rom aber blieb dieses zuerst von allem Einflusse auf die Regierung noch mehr ausgeschlossen als in Griechenland, war der Druck der Patricier noch härter. In Beiden dreht sich die fernere Entwicklungsgeschichte um den Streit der oberen Kaste oder der Patricier mit der niederen oder den Plebejern, ein Streit, der sich im Kreise der westarischen Völker mit naturgemässer Gesetzmässigkeit und regelmässig wiederholt. Seine Bedingungen ruhten meistens ursprünglich auf ethnischem Unterschiede. Was unter der Sonnengluth am Ufer der heiligen Gangâ, der erânischen Hochebene und des Nilthales die Bildung der Kasten veranlasste, leitete unter milderen Himmelsstrichen auch zu der gemilderten Form der Stände, denen unverkennbar die nämlichen Gesetze wie den Kasten zu Grunde liegen. Die Wesenheit ist dieselbe, nur die Form der Erscheinung verschieden. Diese Zustände waren in Rom weder „unnatürlich noch verwerflich,“ sondern mathematische Resultate natürlicher Factoren. Eben so wenig „übte der bezeichnete Ständeunterschied einen wahrhaft unheilvollen Einfluss auf die ganze Entwicklungsgeschichte der Römer,“ vielmehr darf eben dieser als Veranlassung der langen inneren Kämpfe gelten und den Letzteren verdankt das römische Volk zugleich sein ausserordentlich langes nationales Dasein, seine historische Grösse. In Griechenland war der Streit zwischen Hoch und Niedrig zwar früher entschieden, damit auch die nationale Existenz früher beendet. Bis zu den Perserkriegen stand Griechenland auf tiefer Culturstufe, so Rom bis zum Falle von Veji und dem Einbruche der Kelten, also bis durchschnittlich ein Jahrhundert später. Etwa um sechs Jahrhunderte aber überdauerte Rom, das Weltreich, die griechischen Duodezstaaten.

So bietet denn die geschichtliche Entwicklung beider Nationen Analogien in Fülle; nur die Hellas so charakterisirende Tyrannis fehlt in Rom, und dabei zeigt sich wieder die Ueberlegenheit des

praktisch erwägenden Geistes der Römer. Sie erkannten, dass Augenblicke im Völkerleben die Concentrirung aller denkbaren Gewalt in Eine Hand erheischen können und schufen die Dictatur. Den Römern hat diese gleich treffliche Dienste geleistet wie den Griechen die Tyrannis, nur, weil gesetzlich geregelt und im Vorhinein in der Dauer beschränkt, blieb sie ohne die Folgen, welche jene begleiteten. Nothwendig waren aber Beide, da die Erfahrung unwiderleglich darthut, wie die republikanische Theilung der Gewalten, der übrigens ein gut Stück menschlicher Eifersucht, Neides und Ehrgeizes zu Grunde liegt, sich gegebenen Falles impotent erweist. Am klarsten zeigte dies die Epoche der römischen Decemviren, deren tyrannische Herrschaft, an Athens dreissig Tyrannen mahnend, lehrt, dass vor Bedrückung keine Regierungsform zu schützen vermag, der Druck einer Mehrheit aber noch unerträglicher ist als die absolute Willkür eines Despoten.

Die römischen Kriege und ihre Folgen.

In den inneren Streitigkeiten, auf dem Boden der römischen Republik natürlich hervorgesprossen, liegt auch der Ursprung der römischen Nothwendigkeit zum Kriege [1]). Dem milderen, weibischeren Charakter der Griechen angemessen, führten sie dort nur zur Auswanderung und Colonienbildung. Bei dem langsamen Amalgamirungsprocesse nimmt die hohe Kaste an Zahl stetig ab, die niedere stetig zu. Der Druck der Patricier, vom Interesse dictirt, wächst eher als er sinkt. Aufstand ist die unvermeidliche Folge, auswärtiger Krieg die einzige Erleichterung. Je mehr der Operationskreis sich erweitert, erkennen beide Parteien ihr Interesse in einer herzlichen Verschmelzung auf gleichem Fusse und tyrannisiren, verbunden nach Aussen [2]), genau wie die nach Freiheit lechzenden Republiken Griechenlands. Rom misshandelte seine Vasallen wie der Sitz der griechischen Freiheit, Athen, seine angeblichen Bundesgenossen; es war überall dasselbe Spiel: Jeder strebt nach möglichster Freiheit für sich, um desto besser über Andere herrschen zu können. Die Geschichte lehrt diese Wahrheit gleichmässig an den Massen wie an den einzelnen Individuen.

Mehr noch: die republikanischen Formen begünstigten den Krieg. Die Consuln, nur ein Jahr im Amte, drängten zum Kriege, dessen glücklicher Ausgang ihnen möglicherweise eine Wiederwahl brachte, denn auch sie stiegen nur schweren Herzens vom Herrscherstuhle; auch sie berauschte die Ausübung der Macht. Und dem Volke war der Krieg stets angenehm, willkommen, zumal man ihn nutzbringend zu machen verstand. Rom ohne Handel, ohne Kunst, lebte vom Kriege [3]), musste davon leben, weil es kaum anders konnte. Dabei

1) Draper. A. a. O. S. 185.

2) A. a. O.

3) Montesquieu, *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence.* (*Oeuvres complètes.*) Paris 1866. 8°. I. Vol. S. 3.

wuchs nicht nur die kriegerische Lust, es steigerte sich auch durch Vererbung die militärische Tüchtigkeit von Geschlecht zu Geschlecht. Der heftige Widerstand der Gegner stählte die römische Kraft, indem er sie zu langsamen aber beständigen Eroberungskriegen zwang. Nur so erlangte Rom die nöthige Stärke, um dann selbst dem Einfalle der keltischen Gallier zu widerstehen. Ohne diesen Widerstand wäre Rom verloren, vernichtet, die erst in viel spätere Zeit fallende Culturleistung der Römer unmöglich gewesen, der Culturgang der Welt in andere unberechenbare Bahnen gelenkt worden. Denn die hauptsächlichste Culturleistung der Römer besteht eben in der Eroberung [1]). Wäre Rom nicht bis zum letzten Athemzuge ein wesentlich erobernder, wenigstens kriegerischer Staat geblieben, Niemand vermöchte zu sagen, welchen Gang die Entwicklung der Civilisation eingeschlagen hätte.

So war's denn ein Vortheil, dass das geographische Gebiet Rom's sich anfangs nur mit unendlicher Schwierigkeit ausdehnte. Erst nach der Eroberung des wichtigen Veji, dessen Fall (um 396 v. Chr.) den Niedergang Etruriens bezeichnet, erlangte das römische Gebiet mit einem Male das Doppelte seines bisherigen Umfanges. Da kam der Einfall der Kelten, die Einnahme der Stadt durch die Gallier, ein Wendepunct in der römischen Geschichte.

Die Gallier, ein Theil des grossen Keltenvolkes indo-germanischen Stammes im nordwestlichen Europa, waren keine rohen Horden, sondern im Genusse ansehnlicher Culturhöhe. Sie besassen eine Hierarchie, das Druidenthum, und eine Religion voll grossartiger Anschauungen, waren wohlerfahren in den Künsten des Bergbaues und des Bronzegusses und zogen mit einem in allen Waffengattungen trefflich ausgerüsteten Heere zu wiederholten Malen über die Alpen. Freilich der etruskischen Civilisation kam jene der Kelten nicht gleich; dennoch schwand jene vor ihnen dahin, als sie sich in den Gauen Oberitaliens dauernd niederliessen. Der keltische Siegeszug nach Rom und die Einäscherung der Stadt, 390 v. Chr., die sich übrigens auf einige ärmliche Hütten beschränkte [2]), brachen aber nicht den stolzen Sinn des römischen Volkes.

In ihren Wirkungen äusserten sich diese Ereignisse sehr ähnlich den Perserkriegen Griechenlands. Erst seit jener Zeit der Gefahr wurden sich die Römer ihrer Stärke bewusst, erwachte der Sinn für die gemeinsame Nationalität. Wie in Griechenland wurden hier die italischen Völkerschaften zu engerem Aneinanderschliessen gedrängt und wie jene Athens ward dadurch die Herrschaft Rom's über alle anderen begründet und befestigt. Eine weitere Folge war die endliche Zulassung plebejischer Consuln und Prätoren, und die sich der Vollendung nahende Demokratisirung des Staates, den man jetzt erst eine Republik zu nennen anfangen darf. Wohl währte es noch bis

[1]) Ueber die culturhistorische Stellung der Eroberung vgl. Franz v. Holtzendorff, *Eroberungen und Eroberungsrecht.* Berlin 1872. 8⁰. S. 10.

[2]) Montesquieu. A. a. O. S. 6.

zum Jahre 286 v. Chr., ehe die Plebs vollständig siegte und stand, wo einst die Patricier gestanden; über den endlichen Ausgang des Kampfes konnte kein Zweifel mehr obwalten. Und wie Hellas erst durch die Perserkriege zu Gesittung gelangte, wie diese ihm die Schätze des Orients in den Schooss warfen und der plötzliche Reichthum eine unerwartete Culturblüthe entfaltete, ähnlich so in Rom, dem die Niederwerfung des an Cultur überlegenen Veji unverhoffte Schätze zuführte. Von nun an konnte Rom sich civilisiren, materiell und geistig emporsteigen. Auch im Heereswesen ging ein gewaltiger Umschwung vor sich. Veji's zehnjährige Belagerung, die Begegnung mit den tapferen Kelten liessen die bisherige Heeresverfassung als ungenügend erkennen. Nicht nur die äussere Bewaffnung ward geändert, es erhielten die Soldaten nunmehr auch Sold, bei der damals in Italien herrschenden ausserordentlichen Billigkeit völlig ausreichend bemessen [1]). Nur mit besonderer Elasticität des Begriffes kann man von einem Milizheere in Rom überhaupt sprechen, wó von Anfang an der Krieg des Volkes einzige Beschäftigung, einziges Ziel, einzige Kunst, einzige Arbeit ausmachte. Und wie dieser die einzige Arbeit, so ging auch alle Arbeit auf den Krieg aus; jeder Einzelne ward für den Krieg erzogen und geschult, kriegerische Ehren für die Höchsten erkannt, die ganze Denkweise auf den Krieg gelenkt [2]). Bürgerheere waren es wohl, weil jeder Bürger zugleich Krieger und zwar beständiger Krieger war, nicht aber Milizheere im modernen Sinne, die sich kaum für eine wirksame Defensive eignen [3]). Im Gegensatze dazu waren die römischen Heere von Haus aus auf den Angriff berechnet und ausgebildet; die neue Reform, an Furius Camillus' Namen geknüpft, änderte den Aushebungsmodus der Reiterei und die Schlachtordnung mit der offenbaren Absicht, dem Bürgerheere noch höhere aggressive Verwendbarkeit zu geben.

Rom's Macht breitete sich bald über den italischen Süden aus, wo am Meeresgestade griechische Siedlungen mit verlockendem Reich-

1) Babucke. A. a. O. S. 8.

2) Siehe das Capitel *de l'art de la guerre chez les Romains* bei Montesquieu. A. a. O. S. 6—10. Wenig bekannt dürfte vielleicht sein, dass in den römischen Kriegen die Feinde schon Bleigeschosse auf einander schleuderten. Diese Geschosse hatten ungefähr die Grösse von Oliven. Man fand mehr als Tausend in der Umgegend von Ascoli, dem alten Asculum. Interessant sind sie durch die kurzen Inschriften, welche sich auf ihnen befinden, und bald den Namen eines Führers, bald eine herausfordernde Phrase u. s. w. enthalten. Man fand unter Anderem auf diesen Geschossen folgende Worte: *Feri Romanos* (schlage die Römer), *Feri Italos* (schlage die Italer). Auf einem Geschosse war zu lesen: *Sine massa* (nichts zu beissen), auf einem andern: *Esuris et celas* (du stirbst vor Hunger und verhehlst es). Nicht alle trugen eingeschnittene Inschriften dieser Art, manche hatten keine, auf andern war die Kriegs-Abtheilung angegeben, noch andere enthielten schmutzige Ausdrücke. Das Blei war also schon ein Menschen tödtendes Metall lange vor der Erfindung des Pulvers. Blei konnten die alten Römer hüttenmännisch sehr gut darstellen, ihr Verfahren dabei berichtet uns Plinius ausführlich.

3) Siehe darüber den Bericht des eidgenössischen Obercommandanten General Herzog an den Schweizer Bundesrath über die Aufstellung 1870—71. Vgl. den Artikel *Ueber Milizen* im *Oesterr. Oekonomist* 1871. Nr. 14. S. 187—188.

thume lagen. Frühzeitig mit eingebornen Stämmen Süditaliens vermengt, war das Volk Grossgriechenlands weit früher noch entartet, als die hellenische Heimat, hatten sich neben Intelligenz und höherer Bildung dort Luxus und raffinirte Ausschweifung breit gemacht. Ränkesüchtig und intrigant wie die Griechen alle, lebte Grossgriechenland in beständiger Befehdung von Stadt zu Stadt. Sybaris, das üppige, das weichliche, mit Corinth an die ärgsten Ausschweifungen der Wollust erinnernd, war schon 510 v. Chr. in einem Kampfe mit Kroton, dem sittenreinen, völlig zerstört, und dieses vermochte sich nur mit Mühe gegen die Angriffe der sicilischen Griechen zu schützen. Noch blühte Tarent, an Gütern und an Volkszahl reich, ein begehrliches Ziel, das aber den Römern erst nach langen Kämpfen, nicht ohne epirotische Kriegsschaaren auf italischem Boden zu sehen, nicht ohne von diesen wiederholte Niederlagen zu erdulden, zu erreichen vergönnt war. Doch hatten die lernbegierigen Römer dabei die Kunst Lager zu befestigen von ihnen erschaut und waren durch ihre Ausdehnung an's Meer mit den sicilischen Griechen und den africanischen Carthagern in Berührung getreten, die sich beide in den Besitz der getreidereichen Insel theilten; Jene sassen meistens im Osten, Diese mehr im Westen; insbesondere aber blühte unter der Herrschaft kunstsinniger Tyrannen das hellenische Syracus, mit Athen fast in allen Stücken wetteifernd [1]).

Bekanntlich bedurfte es dreier anstrengender, wechselvoller Kriege, ehe Carthago, das meergebietende, gebrochen, vernichtet war. Die Geschichte dieser denkwürdigen Kämpfe, sie lebt in Aller Mund. Zweifelsohne stand Carthago, an materieller Cultur jedenfalls, selbst aber auch geistig weit voran; und dennoch, es unterlag. Warum? Zunächst war die Höhe seines commerciellen Einflusses seit der Gründung Alexandriens schon wesentlich gesunken. Dann offenbarten sich die Folgen des Reichthums: neben hoher Gesittung ausgedehnte Corruption. Ist diese unter allen Umständen zersetzend, so sind ihre Wirkungen bei republikanischen oder gar demokratischen Staatsformen noch weit fühlbarer, gefährlicher als bei monarchischen [2]). Unsere Kenntniss berechtigt zwar kaum, die carthagischen Einrichtungen für republikanisch oder demokratisch zu erklären. So weit nach Analogie zu urtheilen, gönnte ein Volk wie die Libyphöniker der Freiheit nur gerade so viel Raum, als die Entwicklung seiner Handelsthätigkeit erheischte; was dem Römer der Krieg, das dem Punier der Handel. War aber Carthago auch keine Republik [3]), so hatte doch der geringe Spielraum für freiheitliche Ansätze in seiner äusseren Kraft ein Volk geschwächt, welches nicht einmal dieses geringe Maass

1) Ueber Sicilien vgl. Adolf Holm, *Geschichte Sicilien's im Alterthume*. Leipzig 1870. 8º. 7 Karten. I. Bd. (reicht nur bis zum peloponnesischen Kriege). W. Wattkis Lloyd, *The history of Sicily to the Athenian War; with Elucidations of the Sicilian odes of Pindar*. London 1872.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 13—14 hat dies sehr schön für Carthago gezeigt.

3) Draper. A. a. O. S. 186 glaubt an demokratische Formen in Carthago, nennt es aber eine politische Anomalie, wenn ein asiatisches Volk sich unter demokratische Formen stellt.

vertragen konnte. Wie in anderen Handelsstaaten wurden seine Bürger nur mit Widerstreben Soldaten, daher es sich auf Soldtruppen stützen musste. Den entscheidenden Grund des Unterliegens der Carthager darf man mit Ihne wohl darin finden, dass die geographischen und ethnographischen Lebensbedingungen ihres Staatswesens ihnen die Aufstellung jener Bürgerheere, jener nationalen Legionen nicht gestatteten, die trotz aller verlorenen Schlachten, trotz der gänzlichen Unfähigkeit so vieler Feldherren, die unverwüstliche, auf die Dauer unbesiegbare Stärke der Römer bildeten. Die handeltreibenden Bewohner des schmalen Küstenstreifens, von Wüsten und stammfremden, nie bezwungenen Völkerschaften umgeben, waren im Grunde niemals Herren im eigenen Hause und auf die Dauer einem Gegner nicht gewachsen, der aus den unbedingt gehorchenden Völkerschaften der compacten Ländermasse der italienischen Halbinsel nach jeder Niederlage immer neue Heere in's Feld führte. Und da Rom, obwohl weniger gesittet, Alles, was es gelernt, ausschliesslich für den Krieg verwerthet, so zu sagen sein gesammtes geistiges Capital in militärischen Meliorationen anlegte, so musste auf die Dauer der arischen Kraft der Sieg verbleiben. Vergesse man endlich nicht, dass Rom noch den Schatz jener strengen kriegerischen Tugenden, jener einfachen Sitten, jener tiefen Religiosität hütete, das Merkmal niedriger Culturzustände, die mit höherer geistiger Entfaltung noch jedem Volke unwiederbringlich verloren gegangen sind. Und dass Rom diese Sitteneinfalt so lange sich erhielt, war eben eine Folge seines vielfachen beständigen Kriegführens, wodurch eine Reihe von „Tugenden" — d. h. moralische (sittliche) Eigenschaften des Charakters, die sich im Kampfe um's Dasein von hervorragendem Werthe erwiesen, — gepflegt, ausgebildet, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, so zu sagen gezüchtet wurden. Zu diesen Tugenden darf man auch den Charakter niederträchtiger Rechtssophistik der römischen Politik in auswärtigen Angelegenheiten rechnen. Verträge wurden umgangen, Unfriede und Misstrauen gesäet, mit Gewalt oder heimlich fremdes Gebiet annectirt; dazu kam erbarmungslose Rohheit und Kälte, das völlige Fehlen von Hochherzigkeit und jeder Ehrbegriffe. Nur Eigennutz, sei es von Staats- oder Privatwegen, war Motiv aller Handlungsweise. So ward das römische Volk gross und mächtig; aus Einer Stadt ein Weltreich, mächtiger als je eines vorher oder nachher; und nicht hervorragende „Tugenden" in der gewöhnlichen Bedeutung hatten solchen Preis zur Folge, sondern trotz des moralisch und ideal so wenig hochstehenden Volkscharakters ward er erreicht. Moralische Eigenschaften, die man nimmer zu den „guten" zu zählen pflegt, gaben im nationalen Kampfe um's Dasein, hier zum Kampfe um die Weltherrschaft erweitert, den Ausschlag.

Die punischen Kriege selbst brachten den Römern Lehren von äusserster Wichtigkeit. Sie wurden in der Achtung vor dem Werthe einer Seemacht bestärkt, lernten Schiffe zweckmässig bauen und regieren, Militärstrassen anlegen. Kaum waren Norditaliens Stämme

in den Kreis der römischen Herrschaft hineingezogen, als die Römer eine Flotte auf dem Adriatischen Meere bauten und unter dem Vorwande die dort allerdings bestehende Seeräuberei zu unterdrücken, die Seemacht der Illyrier vernichteten. Und als es bald klar ward, dass die endliche Herrschaft auf dem Mittelmeere von dem Besitze Spaniens, des grossen Silber erzeugenden Landes, abhänge, da verursachte diese Nebenbuhlerschaft den zweiten punischen Krieg [1]), an den sich der glänzende Name Hannibals heftet.

Grossgriechenland und der griechische Einfluss in Rom.

Grossgriechenland (Ἑλλὰς ἡ μεγάλη) wurde das untere Italien genannt, südlich von den Flüssen Silarus und Frento, besonders um den tarentinischen Meerbusen herum, an dem die meisten der hellenischen Colonien lagen. Wo Hellenen weilten, da war Hellas. Die fernsten Puncte Iberiens oder der taurischen Halbinsel waren so gut hellenisch wie Sparta und Athen. In diesem Sinne waren es auch Neapolis und Massalia, nur hat die verhängnissvolle Gabe steter üppiger Wohlfahrt alle Spuren davon verwischt. Cumae, oder nennen wir es bei seinem wahren Namen, das äolische Kymê (Κύμη), ging zu Grunde und bewahrte in seinem Untergange alle die alten Beziehungen seines Namens. Gerade vor unseren Blicken, sich über Weingärten und verstreute Behausungen erhebend, sehen wir den Hügel der Akropolis, den ersten Punct, wie die Tradition berichtet, auf dem hellenische Ansiedler sich in Italien, im westlichen Europa, niedergelassen. Wenn der Bericht wahr, so waren Sicilien und Kerkyra, die Gegenden von Sybaris und Tarent barbarischer Boden, noch von keinem hellenischen Fusse betreten, als die ersten Colonisten vom westlichen Kymê auf jenem einsamen Hügel ihr Feuer anzündeten und ihre ersten Befestigungen aufwarfen. Eine Küste von echt hellenischem Charakter in ihrer natürlichen Bildung, eine Küste voll von Buchten, mit Vorgebirgen und Inseln, sich weithin erstreckend auf beiden Seiten; allein auf jeder war Alles fremd, barbarisch. Diesen Ansiedlern war es vorbehalten, das Land, das seinem ganzen Gepräge nach bestimmt war, von Hellenen bewohnt zu werden, mit einem hellenischen Namen zu belegen.

Ob es nun wahr oder falsch, dass Kymê die allererste griechische Ansiedlung im Westen Europa's gewesen, ausser Zweifel steht es, dass sie der ältesten Zeit angehört; der Typus der Stadt kennzeichnet es. Kymê ist eine Hügelfestung, die Akropolis überragt die See, die sich, jedoch nicht unmittelbar, zu ihren Füssen erstreckt. Dies war die Anlage der frühesten griechischen Städte; allein welcher Raum trennte eine Stadt dieser Art in der Bucht von Neapel und Syracus auf seiner Insel! Kymê war ein Theil von Hellas, wenn zur Zeit seiner Entstehung auch nur ein kleines, isolirtes Fragment davon.

[1]) Draper. A. a. O. S. 186.

Das erste Streben der Ansiedler bestand darin, sich eine Vertheidigung, einen Befestigungspunct gegen ihre barbarischen Nachbarn zu schaffen. Die Akropolis von Kymê gemahnt an die *Arx* von Tusculum und eine seltsame Schicksalsgemeinschaft verbindet die beiden.

Selbst hier, an dem ältesten Puncte des italienischen Hellas, können wir die Erinnerung an Rom nicht völlig ausschliessen. Tusculum und Kymê, belügt uns die Tradition nicht, beherbergten den König, den Rom ausgestossen hatte. Als die Streitmacht der dreissig Städte den verbannten Tarquin nicht wieder einzusetzen vermochte, da hiess ihn Kymê oder richtiger dessen Tyrann Aristodemos willkommen an der Stätte, die ihm Schutz bot vor der neuerrichteten Republik an der Tiber. Diese letzte Zuflucht des vertriebenen Königs, die Akropolis, war, wenn auch minder erhaben als die lateinische *Arx*, doch nicht minder stark als sie. An der dem freundlichen Meere abgewendeten Seite, wo die Einfälle der Barbaren drohten, war der Hügel geböscht und Steinblöcke befestigten ihn, die in ihrer gewaltigen Grösse würdig gewesen wären, ihren Platz zu finden in den ältesten Wällen der Stadt, die den Tarquin vertrieben hatte.

Nicht auf einer Hügelspitze, sondern in einer traurigen Ebene zwischen der See und den Bergen stehen die Ruinen der Tempel von Poseidônia (*Ποσειδωνία*) — in lateinischer Zunge Paestum — allerdings nur Ruinen, aber Ruinen, die im Vergleiche mit solchen aus weit späteren Zeiten noch ein Ganzes repräsentiren. Und wir fühlen, dass, so alt auch Poseidônia scheint, es dennoch jung ist im Vergleiche zu Kymê. Wir stossen hier auf dieselbe Verschiedenheit, welche Dardania von Ilion, Tusculum von Rom scheidet. Seit der Gründung Kymê's musste gar Vieles sich geändert haben, dass griechische Ansiedler sich auf italienischem Boden eben diese Stelle erwählt haben. Da war keine Akropolis, keine unerreichbare Höhe, die Colonisten vertrauten ihren Wällen, dem Meere, der natürlichen Ueberlegenheit der Griechen über die Barbaren. Dieser Unterschied involvirt all' die Verschiedenheiten zwischen der ersten, vereinzelten griechischen Ansiedlung im Westen, der Colonie, die geradewegs von den asiatischen Küsten kam, und jener Colonie, deren Metropole sich auf italischem Boden selbst befand, der Stadt, die Sybaris in den Tagen seiner Macht, als das südliche Italien die Bezeichnung von Gross-Hellas gewonnen, gegründet hatte.

Kymê ist in erster Linie Festung, Poseidônia ist wesentlich eine Stadt. Gleich anderen Städten bedurfte sie der Vertheidigungsmittel, der Befestigung, allein diese war ihren Gründern nicht in erster Linie im Sinne gestanden. Da waren keine Felsen zu böschen, oder im Vertrauen auf ihre natürliche Stärke ungeböscht zu lassen, sondern ganz einfach gewaltige hellenische Wälle, die den Stadtraum einhegten und deren Spuren wir noch in ihrer pentagonalen Richtung ganz gut verfolgen können. Innerhalb dieser Wälle ist eine Menge späterer Bauwerke erstanden und verfallen. Vom Theater, dem Amphitheater — dem Schauplatz römischer Grausamkeit inmitten der hellenischen Stadt! — einem Tempel römischen Ursprunges, finden sich noch

Trümmerreste und Spaten und Schaufel könnten noch mehr davon zu Tage fördern [1]).

Kymê und Poseidônia lagen unter den namhafteren hellenischen Colonien Italiens Rom am nächsten und mannigfacher Verkehr mochte seit früher Zeit hier entstanden sein. Sie bildeten das vermittelnde Bindeglied mit den entfernteren Plätzen Grossgriechenlands und des noch ferneren Hellas, sie bahnten den Weg dem griechischen Einflusse, der im V. Jahrhunderte der Stadt sich in Rom sehr deutlich fühlbar zu machen begann, nachdem schon früher (um 454 v. Chr.) die Materialien zum Zwölftafelgesetz, dem legislatorischen Producte des Decemvirats, aus Grossgriechenland und Athen zusammengetragen worden [2]). Auch die in's IV. Jahrhundert der Stadt fallenden Feldzüge des makedonischen Alexander hatte Rom wohl beobachtet [3]), doch mochte man dort mit Befriedigung wahrnehmen, dass er im fernen Osten hinlängliche Beschäftigung gefunden habe. Die geistige und moralische, oder wenn man will, sittliche Kraft des damaligen Rom rettete es in dem tobenden Kampfe der Leidenschaften, den der Untergang des persischen Reiches entfesselt hatte und auch den Westen zu bedrohen schien. Für die Römer um so gefährlicher, als die neue Geistesrichtung im Gewande der höheren Bildung, der Cultur und Civilisation ihnen entgegengebracht wurde. Hatte Griechenland nur äusserlich durch Verkehr, Handel, Verfassung und Gesetz auf Rom wie auf Italien überhaupt eingewirkt, so sollte dies jetzt auch in geistiger Beziehung geschehen. Aber dieses Griechenland, welches jetzt Rom sich näherte, war das Griechenland des Verfalls, herabgesunken von seiner Grösse, von seinem einstigen Geistesadel. Einfach, genügsam, tapfer, arbeitsam, festhaltend an Sitte, Ordnung und Gesetz, die Leidenschaften unter der strengen Zucht eines Glaubens, der nahe an Aberglauben streifte, der Geist der Unabhängigkeit genährt durch das Bewusstsein angestammter Kraft, so standen vor den punischen Kriegen die Römer den verweichlichten Griechen gegenüber, welche die trutzigen Männer mit den Schmeichelkünsten feinen Lebensgenusses zu zähmen suchten.

Um so bemerkenswerther ist diese Haltung, als seit der Eroberung Veji's, der ersten Reichthumsquelle der Römer, bis zum ersten Punierkriege über 130 Jahre verflossen waren, in welcher Frist die Cultur mit ihren Verfeinerungen und sinnlichen Reizen sich genügend ausbreiten konnte. Dies geschah jedoch nicht. Die

[1]) *Wiener Abendpost* vom 21. December 1874. — Ich selbst habe Kymê und Poseidônia in zwei besonderen Abhandlungen geschildert: *Cumae (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.* Berlin 1864. S. 500—516) und *Paestum. Etude historique et archéologique.* (*Annales des Voyages.* 1867. IV. Bd. S. 129—154.)

[2]) Sp. Posthumius, Serv. Sulpicius und A. Manlius wurden zu diesem Behufe nach Griechenland geschickt. Aber auch der aus seiner Vaterstadt vertriebene Hermodoros nahm an dieser Arbeit Theil. (Curtius, *Ephesos.* Berlin 1874. 8⁰. S. 16.)

[3]) Die Behauptung des Titus Livius, dass die damaligen Römer keine Kenntniss von Alexander d. Gr. gehabt hätten, ist, wie mir dünkt, glücklich widerlegt von Prof. Fr. Dor. Gerlach, *Griechischer Einfluss in Rom im V. Jahrhundert der Stadt.* Basel 1872. 8⁰.

materielle Cultur der Römer war vielmehr im IV. Jahrhunderte v. Chr. noch durchaus roh, Rom keine Stadt von Palästen, die Lebensgenüsse fast Null. Wer die republikanischen Tugenden und Sittenstrenge jener Epoche preist, darf nicht vergessen, dass bis zum ersten punischen Kriege man in Rom kein Brod, sondern nur Mehlbrei ass, und der Dictator wohl nackt vom Pfluge weg in die Schlacht gerufen wurde [1]), dass es bis zur Zwölftafelgesetzgebung keine Münze und bis zum ersten punischen Kriege nur das plumpe unbehilfliche *aes grave* gab [2]). Die kriegerischen Neigungen und Beschäftigungen drückten alles Uebrige in den Hintergrund; während in Griechenland die in den Perserkriegen gewonnenen Schätze alsbald die höchste Culturblüthe reiften, dauerte es in Rom lange, ehe eine Wirkung des Reichthums sichtbar ward, eine Folge des festeren römischen Charakters. Erst seit der Einnahme von Tarent hielt die innere Cultur der Römer mit dem Fortgange der äusseren Macht gleichen Schritt. Ihren Triumph über diesen Freistaat schmückten zum ersten Male kostbare Geräthe, Gemälde, Statuen und andere Kunstwerke von Gold und Silber und gelehrte griechische Sclaven. Das erplünderte edle Metall diente zur Prägung der ersten Silbermünzen, die griechischen Sclaven legten den ersten Grund zu einer besseren Erziehung und zu einer eigenen römischen Literatur. Denn nicht etwa bei der Nachbildung der Vorbilder sind die Römer stehen geblieben, sondern, wie immer der Geist den Geist entzündet, so ist mit der Bewunderung fremder Trefflichkeit der römische Genius erwacht und hat in kühnem Aufschwung sein selbst gewähltes Ziel verfolgt, in neuen Schöpfungen sich versucht und seinen Erzeugnissen den Stempel der Mustergiltigkeit aufgedrückt, welche die Weisheit des Alterthumes zum Gemeingute der späteren Geschlechter erheben sollte. Daher die einseitige Bewunderung hellenischer Kunst und Wissenschaft ohne Rücksicht auf die Arbeiten Rom's immer grosse Unsicherheit des Urtheils bekundet, welche die vollendete Ausbildung nicht mit der früheren Entwicklung in Einklang zu bringen weiss. So ist denn Rom ein zweites Vaterland für Kunst und Wissenschaft geworden [3]). Im Jahre 513 der Stadt führte Livius Andronicus sein erstes Drama auf, 515 (239 v. Chr.) ward Q. Ennius aus Calabrien, der zuerst Annalen in Versen abfasste [4]), geboren, 534 kam der erste griechische Arzt, Archagatus, ein Wundarzt, nach Rom. Seit dem ersten punischen Kriege, der zum Schiffbau führte, nahmen die Gewerbe so zu, dass Gesetze, Manufacturen und Handel betreffend, erschienen, während früher nur Krieg und Ackerbau eines freien Mannes für würdig galten.

[1]) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 455.

[2]) Vgl. Th. Mommsen, *Geschichte des römischen Münzwesens.* 1860.

[3]) Gerlach. A. a. O. S. 26—27.

[4]) Siehe über die Geschichtsschreibung: Franz Dorotheus Gerlach, *Die Geschichtsschreiber der Römer von den frühesten Zeiten bis auf Orosius.* Uebersichtlich dargestellt. Stuttgart 1855. 8º.

Der Ackerbau, dieser Grundpfeiler der materiellen Cultur, muss in Rom, wie in allen italischen Staaten, schon sehr früh ausgebildet gewesen sein, denn der Uebergang von der Weide zur Ackerwirthschaft fand schon zur Zeit der Italiker in der Halbinsel statt. Die Theilung des Grundeigenthums lässt sich in den frühesten Epochen nicht erkennen, doch ward vermuthlich die gesammte Mark gemeinschaftlich bestellt, und das Sondereigenthum bestand nur in Sclaven und Vieh. Schon die servische Verfassung theilt indessen die Aecker und belasst nur die Weide, wie bei der Dreifelderwirthschaft in Deutschland, im ungetheilten Besitze der Gemeinde. Im Allgemeinen mag während der besseren Zeit Rom's der mittlere Grundbesitz die überwiegende Mehrheit gebildet haben. Der Ackerbau erreichte einen ziemlichen Grad der Vollendung, denn wir finden bei den Römern eine theoretische Behandlung desselben und das Berieselungs- und Drainirungsystem schon hoch entwickelt.

Dagegen waren Handel und Gewerbe im Vergleiche vernachlässigt, von den höheren Classen sogar verachtet; bei den kunstsinnigen Griechen erstreckte sich diese Verachtung gar auf jegliche Arbeit, selbst auf den Feldbau. Aehnlich war bei den Römern die Arbeit bis in ihre feinsten Schattirungen — Ackerbau ausgenommen — den Sclaven zugewiesen. Nicht blos die Gewerbe, welche politisch eine nur untergeordnete Stellung einnahmen, wurden von Sclaven ausgeübt, sondern jede Art von Industrie, selbst die schönen Künste und die Wissenschaft. Die Aerzte der Römer, die Erzieher ihrer Kinder, Künstler, ja Dichter und Philosophen waren Sclaven.

Nicht anders stand es mit dem Handel. Wohl war es eines der Geheimnisse der Weltherrschaft, dass die Römer überall zuerst mit dem Baue von Kunststrassen begannen, welche einen regelmässigen Verkehr selbst der entferntesten Provinzen mit der Hauptstadt ermöglichen sollten, doch walteten dabei militärische Rücksichten ob. Dagegen gab es schon in frühester Zeit regelmässige Messen, auf denen Korn und Wein Unteritaliens mit dem Kupfer Etruriens vertauscht oder auch mit Sclaven bezahlt wurde. Dieser Verkehr fand statt noch vor dem Erscheinen von Hellenen in Italien. Auch scheinen schon damals die italischen Zahlzeichen und das Duodecimalsystem entstanden zu sein. Der Welthandel war jedoch von Anfang an den Phönikern und Hellenen, sowie deren Colonien zugefallen, welche vorzugsweise Activhandel trieben, während die Bewohner Italiens durchaus Passivhandel führten. Zweifelsohne wurden seit der ältesten Zeit Metallwaaren von Osten her eingeführt. Noch deutlicher zeigt sich die griechische Einfuhr und der griechische Einfluss in den Kunstsachen von Thon oder Metall [1]).

Ein bedeutender Umschwung der Dinge ging während der zwei ersten punischen Kriege, besonders aber in dem langen Zwischenraume vom zweiten zum dritten dieser Kriege vor sich. Ehe das Griechenthum durch die makedonischen Eroberungen über die halbe

1) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 28—30.

damals bekannte Erde zerstreut, mit fremden ihm mannigfach überlegenen Elementen in Berührung gebracht und so befruchtet worden war, hielt sich sein Einfluss auf andere Völker innerhalb bescheidener Grenzen. Seitdem aber Alexandrien zur Wissensmetropole sich erhoben, ward das Griechenthum eine geistige Macht, wie auf hellenischem Boden nie zuvor. Der Glanz des Museums, wo aufgespeichert, gesichtet und geordnet lag, was seit ungezählten Generationen der Geist aller Culturvölker an positivem Wissen erkannt, leuchtete um so heller, als ein solcher Sammelpunct bisher gefehlt, als das Wissen sich bis dahin nicht seiner Macht selbstbewusst geworden. Jetzt konnte kein Theil der Culturwelt mehr, auch Rom nicht, den Strahlen sich entziehen, die am Nilesufer emporflammten. Und die Vorgänge in Rom selbst machten es immer geeigneter, die von auswärts gewaltsam herandrängenden civilisatorischen Eindrücke aufzunehmen. Nach den zwei punischen Kriegen und der Niederwerfung Makedoniens häufte sich am Tiberstrande der Reichthum, die Grundbedingung zu jeglicher höheren Culturentwicklung. Tausende von Talenten, 10,000 aus Carthago, 10,000 aus Makedonien, 15,000 aus Syrien, 1000 aus Aetolien waren in Rom zusammengeflossen; dazu der Ertrag der spanischen Silberminen, die fortlaufenden Renten aus Campanien, die Zehnten aus Sicilien und Sardinien, die Tribute der eroberten Länder. Der Reichthum ist aber eine Quelle nicht nur der Gesittung, sondern auch der Macht. Rom, mächtig schon durch die eigene Kraft, ward doppelt mächtig durch den Reichthum. Der Machtbesitz leitet aber, die Geschichte der griechischen Cultur hat es deutlich gelehrt, unfehlbar zum Missbrauche, bei Staaten, Völkern und einzelnen Individuen. So wie früher Rom seine moralische Macht missbraucht und durch physische Gewalt die Nachbarvölker unterjocht hatte, so missbrauchte es nunmehr die Macht seines Reichthumes, um desto ungehinderter den kriegerischen, anererbten Neigungen die Zügel schiessen zu lassen. Die assimilatorische Kraft des römischen Volkstypus hatte mittlerweile die geknechteten, mehr oder minder verwandten Stämme Italiens aufgesogen, die ganze Halbinsel romanisirt, zu Einem Volke gemacht, das fortan dem Impulse der Hauptstadt folgte. Die Römer waren nicht nur ein mächtiges, sondern auch ein grosses Volk geworden, dessen Masse allein schwer in die Wagschaale fiel. Diesem Volke genügten nicht mehr die kleinen Ränke der alten sittenstrengen Römer, es trieb nunmehr Politik im Grossen, es begann Staaten zu zerrütten, um sie zu schwächen; die gesammelten Reichthümer leisteten hierbei die trefflichsten Dienste. Der den Jesuiten zugeschriebene Satz „der Zweck heiligt die Mittel", dem schon die Hellenen gehuldigt, erfuhr in noch nicht dagewesenem Umfange praktische Anwendung. Carthago's Zerstörung, jene von Corinth und damit die Eroberung Griechenlands, die Annectirung Spaniens, fanden fast gleichzeitig statt.

Die Cultur der Republik.

Der Abschnitt vom Jahre 140 v. Chr. bis zur Errichtung des Cäsarenthrones in Rom gehört zu den allerdenkwürdigsten in der Geschichte der menschlichen Cultur. Wie mit Zauberschlag ersteht in Rom ein Zeitalter der Geistesblüthe und gewaltiger Machtanschwellung nach aussen, neben bodenloser innerer Zerrüttung und tiefer Demoralisation nach innen [1]), ein Zeitraum, in seinen wesentlichsten Erscheinungen völlig analog jenem, der in Griechenland dem peloponnesischen Kriege folgte und der makedonischen Eroberung voranging. In der That waren bei beiden Völkern die nämlichen Gesetze wirksam.

In dem Maasse als sich Italien mit der griechischen Cultur befreundete, nahm die moralische Kraft ab. Lange, länger denn andere hatte der starre Charakter der Römer Stand gehalten gegen die Versuchung; endlich unterlag er. Die Mehrung des positiven Wissens, wie sie von Alexandrien ausging, machte für feinere Lebensgenüsse empfänglich und das Einströmen des Reichthums bot die Möglichkeit für dieselben. Durch die ganze Menschheit, durch alle Geschichte hindurch lässt sich verfolgen, wie vermehrtes Wissen gesteigerte Lebensanforderungen nach sich zieht. Auf tiefster, wenn man will, bescheidenster Stufe steht der verkrüppelte Australier von George's Sound, der kaum das Bedürfniss von Wohnung und Kleidung kennt. Je gesitteter — und Gesittung ohne geistige Ausbildung, ohne Wissen ist undenkbar — je gesitteter sage ich, ein Volk, d. h. je mehr und je intensiver positives Wissen in den Massen des Volkes verbreitet ist, desto höher seine materiellen und geistigen Lebensansprüche. Beide zu befriedigen ist Reichthum, nämlich allgemeine Wohlhabenheit, unbedingt nöthig. Art und Weise, wie diese Wohlhabenheit erworben wird, sind gleichgiltig für Kunst und Wissenschaft, die unter allen Umständen dabei gedeihen, nicht aber für die Entwicklung der socialen Zustände. Da gedeiht nur jener Reichthum, den Arbeit erworben hat; der mühelos zusammengescharrte Reichthum hat das hellenische Volk zu Grunde gerichtet; in Rom war's nicht anders; auch hier führte er zur Corruption, zur Demoralisation [2]).

Doch verständigen wir uns zunächst über den Begriff der Demoralisation. Die Naturgeschichte der Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung, — und als solche kann man die Culturgeschichte sehr wohl bezeichnen [3]) — zeigt dieses Schauspiel wiederholt fast stets unter ähnlichen Umständen. Jedes Volk besitzt einen, ihm allein eigenthümlichen Nationalcharakter, aus der Summe seiner moralischen Eigenschaften bestehend. Es

[1]) Goldwin Smith, *The last Republicans of Rome.* (*English Essays.* I. Bd. S. 5.)
[2]) A. a. O. IV. Bd. S. 6.
[3]) Bruno Meyer, *Culturgeschichtliche Literatur.* (*Deutsche Warte.* IV. Bd. 1873. S. 359.)

gibt nun keinen Nationalcharakter mit nur sogenannt guten oder nur sogenannt schlechten oder bösen Eigenschaften, sondern jeder ist eine Mischung von beiden, und blos die Verschiedenheit der Mischung bedingt die Verschiedenheit des Charakters. Diese mehr oder minder glückliche Mischung von Eigenschaften ist, so wie die geistige Begabung, wieder im tiefsten Grunde bedingt durch Racenanlage, die in unvordenklicher Zeit bei der Racenbildung vor sich ging und unveränderlich ist. Wir besitzen kein Beispiel davon, dass ein Volk je seine Racenanlage verändert hätte; wohl aber ist sein erst später, bei der Differenzirung der Racen zu Völkern hinzugetretener Volkscharakter [1]) innerhalb einer gewissen Spielweite der Veränderung fähig. Eine solche Veränderung des Volks- oder Nationalcharakters ist nun die Demoralisation [2]). Diese Veränderung geht in der Weise vor sich, nicht etwa, dass eine neue böse Eigenschaft zu dem Volkscharakter hinzukäme, sondern dass gewisse der schon vorhandenen Eigenschaften, über oder unter das Maass ihrer ursprünglichen Mischung verschärft oder abgeschwächt, stärker hervor- oder zurücktreten. Bekanntlich entspricht jeder Tugend ihr entgegengesetztes Laster, beide die Extreme einer und derselben moralischen Eigenschaft, ähnlich wie Aberglauben mit Glauben, Gebrauch mit Missbrauch im Grunde zusammenfällt. Eine solche Verschiebung der den ursprünglichen, normalen Charakter bildenden Mischung ist das Werk der Corruption oder Demoralisation.

Im römischen Volke kennzeichnete sich die Demoralisation durch das Zurücktreten jener Eigenschaften, auf welchen seine frühere Grösse beruhte; mit dem Reichthume schwand die Arbeitslust und stieg die Habsucht, schwand die Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, schwand die Keuschheit, stieg die Sinnenlust. Seit den ältesten Zeiten hatte freilich in Rom die geheiligte Prostitution geherrscht [3]) und sogar zu allgemeinen Festtagen, den Lupercalien [4]) und Floralien [5]) Anlass gegeben, auch waren dem die mannigfachsten Formen annehmenden Venusculte zahlreiche Tempel errichtet [6]). Selbst anständige Damen scheuten sich nicht, dem verwandten Priapusdienste obzuliegen [7]). Doch scheinen Venus und Priap in der Königszeit noch nicht göttlich verehrt worden zu sein [8]). Etwas später hatte die gesetzliche Prostitution begonnen und begreiflicherweise grosse Fortschritte gemacht, je mehr Bevölkerungsziffer und Reichthum der Einwohner stiegen. Bereits waren die Wirkungen des Reichthums auch im Unterschleife öffentlicher Gelder durch die

[1]) Siehe hierüber Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 5.

[2]) Nicht jede Veränderung des Volkscharakters ist Demoralisation, aber jede Demoralisation ist eine Aenderung des Nationalcharakters.

[3]) Dufour, *Histoire de la prostitution.* I. Bd. S. 283.

[4]) A. a. O. S. 285–286.

[5]) A. a. O. S. 287–289.

[6]) Z. B. *Venus Volupia, V. Salacia, V. Lubencia.* (A. a. O. S. 289–290.)

[7]) A. a. O. S. 296.

[8]) J. A. D (Dulaure), *Des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes.* Paris 1805. 8°. S. 131.

Scipionen zu ersehen. Im höchsten Grade verderblich ward aber die Niederwerfung Griechenlands. Bei der im alten Hellenenlande weitverzweigten Corruption hatten hier die Waffen der Römer leichtes Spiel, sie lernten aber dabei den raffinirtesten Luxus, die ausgesuchtesten Ausschweifungen von Angesicht zu Angesicht kennen. Inmitten des allgemeinen öffentlichen Jammers schwelgten die Griechen jener Zeit in den üppigsten Genüssen, in den scheusslichsten Lastern. Corinth stand damals mehr noch als Athen an der Spitze dieser Civilisation, worin die Hetären das grosse Wort führten. Die Rückwirkung, die der Anblick eines Landes, wo die Sittenverderbniss schon seit Jahrhunderten wüthete, auf die Römer üben musste, blieb nicht aus. Mit der griechischen Cultur drang auch griechische Corruption, griechische Feilheit in's Volk. Bald zählte Rom mehr öffentliche Mädchen als Athen oder selbst Corinth [1]). Die Selbstthätigkeit nahm ab; der Ackerbau, bisher die Stütze des Staates, verlor an Ansehen und ward den Sclaven überlassen. Bei dem grossen Reichthume des Staates hatte der Census längst aufgehört, jedem Bürger eine jährliche Abgabe aufzulegen; man suchte Aemter, um sich zu bereichern; die zur Vollendung gelangten demokratischen Formen leisteten dabei den möglichsten Vorschub. Die Volkstribunen corrumpirten das Volk [2]); mit der Raubsucht der Magistrate wetteiferte die Habsucht der reich gewordenen Landeigenthümer. Der hohe Werth, den das edle Metall in der Schätzung der Römer seit der Bekanntschaft mit Griechenland bekommen, machte sie darnach unersättlich. Consule, Prätoren und Feldherren plünderten in den Provinzen; drei Jahre währte am längsten ihre Amtsdauer und sie dachten, wenn die Plünderung gut sein solle, müsse sie auch rasch sein [3]); den Magistraten in Rom und in den Provinzen war alles Heilige feil. Die meisten dieser Würdenträger waren aus der freien Wahl des souveränen Volkes hervorgegangen; diesem aber musste schon 150 v. Chr. die *Lex Calpurnia de repetundis* die Erkenntniss über Criminalverbrechen, seiner Bestechlichkeit wegen, abnehmen. Dabei wurden die reichen Privatpersonen immer reicher und es mussten Gesetze, fruchtlos natürlich, gegen den Luxus erlassen werden; die Behandlung der Sclaven war eine grausame; in ganz Italien, besonders auf Sicilien, wimmelte es von Leuten, die das Kriegsglück, ihrer edlen Geburt und Erziehung ungeachtet, in Sclavenstand geworfen hatte. In Rom selbst hatte sich die Lage der Einwohner binnen einem Jahrhunderte völlig umgekehrt. Man zählte noch vor 50 Jahren gewöhnlich 300,000 Bürger, jetzt, durch die Freilassung so vieler Sclaven, unter der Firma des Namens ihrer Herren, als ihre Clienten und ein Theil ihrer Familie zu dem Range der Bürger gekommen, gegen 400,000. Schon seit der *Lex*

[1]) Dufour. A. a. O. I. Bd. S. 335.

[2]) Montesquieu. A. a. O. S. 40.

[3]) Eine treffliche Schilderung der republikanischen Wirthschaft in den Provinzen siehe in: *Caesarian Rome.* (*Edinburgh Review.* Jänner 1869. Nr. 263. S. 81—83.)

Hortensia, Publilia und *Maenia* (286 v. Chr.) war der Sieg der Plebs vollständig. Patricier und Plebejer in Rom und in den Municipalstädten theilten daher die Würden ohne Unterschied, doch unter grossem Einflusse mächtiger Familien und des Reichthums. Zwischen beiden Ständen hatten sich, durch eine bestimmte Vermögenssumme bezeichnet, die Ritter als Mittelstand eingeschoben, die sich, ohne an den Ehrenstellen Theil zu nehmen, mit Handel, Pachtung und Geldgeschäften abgaben. Diese ganze Gesellschaft war durchaus demoralisirt; die römische Aristokratie berauscht, unersättlich, unwiderstehlich, der frühere Mittelstand verschwunden; es gab nur noch einen üppigen Adel und einen teuflischen Pöbel [1]). Aus Letzterem bestand der grösste Theil der Bürger; wie der Adel durch den Reichthum, so ward der Pöbel durch die Armuth corrumpirt [2]). Denn die Ansammlung von Reichthum schwächte die Kaufkraft des Geldes und allgemeine Theuerung der Lebensmittel, die erwiesenermassen mit der Strenge eines Naturgesetzes stetig fortschreitet [3]), machte sich fühlbar. Dem Hunger der Armen musste der Staat durch häufiges Austheilen von Getreide abhelfen, weil in Italien kein Raum mehr zur Pflanzung neuer Colonien übrig war, dabei in Folge der aus den eroberten Ländern hierher versetzten Sclaven die Latifundien sich vermehrten, die Fruchtbarkeit des Bodens aber verminderte.

Mancher ist naiv genug zu wähnen, das Volk, dessen tiefe Gesunkenheit nicht zu läugnen ist, könne durch Einzelne, deren gebührend zu gedenken vergessen werde, in seinen elenden Zustand gestürzt worden sein, als ob ein solches Werk je ohne active Betheiligung einer grossen Majorität des Volkes gelingen könnte. Sicherlich zählt jedes Volk in seiner Mitte einzelne Schwache und Schlechte. Sache der Völker aber ist es, diesen Einzelnen Widerstand entgegenzusetzen, was in der That bei Völkern bemerkbar ist, wo die corrumpirenden Einflüsse von einer kleinen Fraction ausgingen; umgekehrt aber, wo sie von der Mehrheit ausgehen, dort ist die Corruption überhaupt schon vorhanden. Alle Versuche Einzelner prallen wirkungslos ab, wo die Massen nicht die gehörige Geneigtheit zeigen. Damit er aufgehe, muss der Same auch auf fruchtbares Erdreich fallen; im Guten wie im Schlechten sind es stets die Völker in ihrer Gesammtheit, welche wie das Lob so auch den Tadel verdienen, wenn man nicht, wie hier geschieht, jeden Zustand einfach als eine nothwendige Folge der Volksentwicklung erkennt. Die Geschichte der Corruption zeigt übrigens, dass diese immer den Weg von unten nach oben und dann erst umgekehrt von oben nach unten nimmt. So in Hellas, so auch in Rom.

Doch war um diese Zeit ganz Italien schöner als vor und nach derselben angebaut, das ganze Land glich einem durch Dörfer und Städte abwechselnd unterbrochenen, mit Strassendämmen durch-

[1]) Draper. A. a. O. S. 187 und *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 80.
[2]) Montesquieu. A. a. O. S. 44.
[3]) Fr. X. Neumann, *Die Theuerung der Lebensmittel.* Berlin 1874. 8°. S. 42.

schnittenen Lustgarten [1]); ein herrlicher Anblick der vollendeten Cultur! Die zahlreichen über ganz Italien verbreiteten Colonien hatten auf dem Lande den Ackerbau zu hoher Vollkommenheit, in den Städten Gewerbe, Handel, alle Künste der Industrie und des Friedens zu schönster Blüthe entfaltet; zu ihrer Unterstützung hatte die Hauptstadt eine Menge öffentlicher Werke angelegt, grosse Marktplätze und Wasserleitungen, gepflasterte Wege und Landstrassen zur leichteren Communication, Werke, die bei dem praktischen Sinne der Römer zwar meist Nutzen im Auge hatten, der Culturverbreitung aber nicht geringere Dienste erwiesen als die Prachtwerke eines Pheidias oder Praxiteles. Von den Bedürfnissen eines cultivirten Landes wandte sich übrigens der seit der Rückkehr der Armee aus Kleinasien (187 v. Chr.) und der Bekanntschaft mit der Ueppigkeit der griechischen und asiatischen Länder entstandene Luxus zum Ueberhandnehmen der Weichlichkeit und Ueppigkeit in der ganzen Lebensweise, der Tafelfreuden, die schon in der letzten Zeit der Republik einen starken Anflug von Bestialität bekamen [2]), der Pracht der häuslichen Einrichtung, zur Aufführung von Tempeln und Theatern, Privatpalästen und Landsitzen, die anfingen die in unermesslicher Menge in Hellas geraubten Kunstwerke zu verschlingen; und wo noch etwa Plätze leer blieben, sorgten die Künstler, welche Eroberung und Verarmung nach Rom getrieben, für deren Ausfüllung. Den griechischen Künsten zog griechische, richtiger alexandrinische Wissenschaft sammt dem ganzen Gefolge griechischer Laster, welche sich ja auch in Aegypten eingenistet hatten, nach, wesshalb man kurz vor dem Falle Corinth's alle griechischen Grammatiker und Rhetoriker aus Rom verwies. Gleich darauf erweckte aber die Ankunft dreier athenischer Gesandten, die mit der ihrem Volke eigenen geschwätzigen Beredsamkeit Reden aus dem Stegreife hielten, Geschmack an derselben, und der lange Aufenthalt der 1000 achäischen Geisseln, worunter mehrere Gelehrte, Schätzung gelehrter Kenntnisse. Die Zerstörung Corinth's überschwemmte Rom mit Sclaven, und seitdem war der griechischen Literatur der Eingang in Rom völlig frei. Die römische Erziehung war nun griechisch; man las Dichter, Redner und Philosophen der Griechen, übersetzte und ahmte zuerst

1) Die römische Campagna war aber schon damals wie heute fiebergeschwängert, nicht erst in Folge der päpstlichen Herrschaft, wie gerne in demokratischen Organen zur Erbauung der Leser versichert wird. Schon Cicero baute seine Villa in das hochgelegene Tusculum, wo auch jetzt keine Malaria weht. Die Ursachen der Malaria gehen bis in die letzten Jahrhunderte der Republik hinauf, als der freie ackerbauende Bauernstand immer mehr vor den Latifundien zusammenschmolz. Vgl. *Nuova Enciclopedia popolare italiana.* Torino 1857. Vol. IV. S. 219—220. L. Friedländer, der an einer Stelle seiner *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms* (I. Bd. S. 9) die Campagna gesund nennt, gedenkt bald darauf (A. a. O. I. Bd. S. 31) der weltbekannten Ungesundheit der Lage Roms, wo das Fieber „zu allen Zeiten" endemisch gewesen. Am ausführlichsten behandelt diese Frage Bunsen im I. Bde. seiner *Beschreibung der Stadt Rom.* Die Resultate eigener Studien, die ich an Ort und Stelle jener Frage widmete, siehe im *Ausland* 1875. Nr. 32. S. 630.

2) *Der Tafelluxus im römischen Alterthume* (*Ausland* 1858. S. 487) und: *Ein priesterliches Festmahl im alten Rom.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* 1875. Nr. 235 und 236.)

ihre Werke in den schönen Redekünsten, bald darauf auch ihre Philosophie in lateinischer Sprache nach, die erst um jene Zeit zu grösserer Feinheit sich herausbildete; noch hatten die grossen Heroen der lateinischen Literatur nicht gelebt und der assimilirende Charakter der Römer eignete sich leicht ein fremdes Idiom an. Beklagt sich doch Appian darüber, dass die Söhne der Römer in Africa eher Punisch als Lateinisch lernten.

Die Arbeiterbewegung im Alterthume.

Unter dem geschilderten äusseren Glanze, diesem Wachsen geistiger Thätigkeit wucherte indess im Stillen das sociale Uebel des Sclaventhums [1]). Die eroberten Länder wurden entvölkert und die geistige Ausbildung der Jugend den gelehrten Sclaven anvertraut. Die colossalen Massen der Fremdlinge konnten natürlich nur durch drakonische Gesetze in Gehorsam erhalten werden; Sclavenarbeit war thatsächlich billiger als Thierarbeit, nährte aber zugleich jene völlige Verachtung des Handels, welche die Römer beseelte, und förderte nach jeder Richtung jene unglaubliche Corruption auch im Geldwesen [2]).

Die furchtbaren Massenbewegungen der unfreien Arbeiter des Alterthums haben sich, gleich denjenigen anderer Zeiten und anderer Arbeiter oder Classen, nicht urplötzlich wie Riesen aus der Erde erhoben [3]). Ein Tropfen rinnt nach dem andern, ein Stein bröckelt los und wieder einer; wer kann sagen, wann der ganze Felsen in die Tiefe stürzt? Die ganze Gefahr der Lage wird entweder gar nicht oder erst dann bemerkt, wenn mit den gewöhnlichen Mitteln der Verwaltung und Gesetzgebung nicht mehr auszukommen ist und die harten Fäuste der Massen an die Schranken befestigter Interessen und überkommener Anschauungen pochen.

Eine solche Zeit war unmittelbar nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts eingetreten, als die Zerstörung von Carthago und Corinth die bereits thatsächlich vorhandene Weltherrschaft des römischen Schwertes und die beginnende des römischen Geldes allen Völkern des Mittelmeergebietes mit furchtbar deutlicher Schrift kund gethan hatte. Die Entwicklung der wirthschaftlichen Verhältnisse Italiens traf damals mit einer ähnlichen ökonomischen Zerrüttung in Griechen-

[1]) Eine gute Schilderung des Sclavenwesens der Römer in der Zeit von 100 v. Chr. bis 100 n. Chr. siehe bei John Bower, *The history of ancient slavery.* (*Mém. anthrop. Soc.* II. S. 388–400.)

[2]) Vgl. O. Clason, *Das Gründerwesen im alten Rom.* (*Magazin f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 18. S. 268–271.)

[3]) Das Nachstehende ist der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* vom 3. Februar 1875 entlehnt und ist eine, wie wir uns durch einen Vergleich mit dem Originalwerke überzeugten, getreue Wiedergabe der Hauptzüge von Dr. Karl Bücher, *Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143–129 v. Chr.* Frankfurt a/M. 1874. 8°.

land und den hellenistischen Staaten des Ostens zusammen. Und es ist bezeichnend für den ursächlichen Zusammenhang des Proletariats und des Sclaventhums, dass, unmittelbar bevor in Rom die politisch freie, aber unselbständige Menge ihre Ansprüche geltend macht, im ganzen Mittelmeergebiete die geknechtete Arbeit ihrer tausendarmigen Kraft inne wird und selbständig an verschiedenen Orten zugleich einen Sturm gegen die bestehende Gesellschaftsordnung unternimmt.

Man darf, so unsicher genaue Schätzungen der Zahl der Sclaven bisher gewesen sind, unbedenklich annehmen, dass überall, wo die Geldmacht wirthschaftete, die Freien sich in der Minderzahl befanden. Die wenigen Besitzenden waren dafür um so reicher; die Anstalten zur Vermehrung des Reichthums und zur Ausbeutung der Menschenkraft um so grossartiger. Die nöthigen Arbeiter wurden hauptsächlich aus zwei Quellen bezogen, den fortwährenden Kriegen und dem Sclavenhandel. Die Römer hielten immer an der Strenge des Kriegsrechts fest, nach welchem der besiegte Feind mit Gut und Leben dem Sieger verfallen war [1]). Die lebendige Beute begann ein Hauptfactor zu werden bei jedem neuen Kriege und die jahrelangen Kämpfe gegen ungefährliche ligurische, illyrische und spanische Stämme scheinen lediglich Sclavenhetzen gewesen zu sein. Dem Heere folgte der Sclavenspeculant; der Feldherr war vielleicht selbst ein solcher; und fehlte es an Feinden, so griff man wohl Freunde an, unter Missachtung von Eiden und Staatsverträgen. Daneben blühte der Sclavenhandel; Sclavenschiffe durchkreuzten überall das Mittelmeer; die Hauptzufuhr wurde aus den Ländern Vorderasiens durch Kreter und Kilikier geliefert, welche daneben beide das verwandte Gewerbe des Seeraubes trieben. Keine bedeutende Stadt, kein nennenswerthes Heiligthum entbehrte des Sclavenmarktes; der Hauptstapelplatz war aber das von den Römern gegen Rhodos begünstigte Delos; 10,000 Sclaven wurden hier oft an einem Tag umgesetzt.

Die Gefahren dieses Systems zögerten nicht sich zu offenbaren. Kurz nachdem der letzte makedonische, der achäische und der dritte punische Krieg die Sclavenmassen Italiens um eine starke Anzahl vermehrt hatten, loderte, wie nach dem Hannibal'schen Kriege schon zuvor, überall die Flamme des Aufruhrs hell empor. Die Bewegung begann nicht in Italien, sondern auf der gesegneten Nachbarinsel Sicilien, die Kornkammer Roms. Man ist geneigt, mit diesem Ausdrucke die Vorstellung glücklicher Verhältnisse zu verbinden. Mit Unrecht. Die römische Geldoligarchie begegnete sich in der Ausbeutung des überaus günstigen Bodens mit der längst vorhandenen

[1]) Schon im Jahr 209, nach der Eroberung Tarents, wurden 30,000 Gefangene verkauft, im Jahr 207, nach der Schlacht am Metaurus, über 5000, im Jahr 200 mindestens 15,000. Tiberius Sempronius Gracchus warf bei seiner Rückkehr aus dem sardinischen Kriege (177), in welchem mehr als 80,000 Menschen getödtet oder gefangen wurden, solche Massen auf den Sclavenmarkt, dass der Preis bedeutend fiel, und seitdem das Sprüchwort in Schwang kam: „Spottbillig wie ein Sarder". Nach der Besiegung des Perseus wurden in Epirus siebenzig Städte zerstört und 150,000 Menschen verkauft.

einheimischen, nur dass es jener viel leichter gemacht war, in's Grosse zu wirken. Das Gebiet war Domäne des römischen Volkes, und wenn wir hören, dass M. Antonius hier dem Rhetor Sex. Clodius ein Landgut von 2000 Morgen schenkte, und dass Verres als jährlichen Ertrag eines einzigen Gutes 42,000 römische Scheffel Weizen mit Beschlag belegte, was auf eine Fläche von 1000 Morgen schliessen lässt, so können wir uns im Allgemeinen eine Vorstellung von der Ausdehnung der dortigen Wirthschaften bilden. Die meisten Grossgrundbesitzer waren auch vor Cicero's Zeit, also bald nach der Eroberung der Insel, römische Ritter; mit ihnen wetteiferten in Habsucht und Rücksichtslosigkeit die einheimischen Sikuler. Den kleinen Bauer und Pächter drückte nicht blos die Concurrenz der mit mächtigen Geldmitteln arbeitenden Grosswirthschaft, sondern auch die Härte der Fruchtzehnten, welchen er nach einer altsicilischen Einrichtung an die Römer zu entrichten hatte und der von diesen alljährlich nach Stadtbezirken an Unternehmer verpachtet wurde.

Auf einem solchen Hintergrunde musste sich das Elend der Sclavenwirthschaft in besonders grellen Farben abzeichnen. Ganz Sicilien war von einer unglaublichen Menge unfreier Arbeiter überschwemmt. Barbarische Syrer, also Semiten, ein Menschenschlag von unverwüstlicher Geduld und Zähigkeit, bildeten die grosse Mehrzahl. Daneben mochten die Kämpfe in Africa und Griechenland, wie die in Spanien, manchen Mann unter diese verkommenen Schaaren geführt haben, der die goldenen Tage der Freiheit nicht vergessen konnte und mit stummem Grimme Pläne, wie sie nur die Verzweiflung eingibt, in tiefer Brust verschloss. Die Behandlung war die denkbar schlechteste. Wo der Ackerbau noch das Feld behauptet hatte, lebten die armen Knechte unter der Aufsicht eines selbst unfreien Verwalters heerdenweise beisammen. Ihre Wohnung bildete die wohlverwahrte Arbeitercaserne, ein halbunterirdisches Gebäude mit vielen schmalen Fenstern, welche so hoch vom Boden angebracht sein mussten, dass sie nicht mit der Hand erreicht werden konnten. Mit Fesseln belastet, auf Stirn und Gliedern gebrandmarkt, zogen sie am frühen Morgen zu harter Arbeit aus. Es war dafür gesorgt, dass sie bis Sonnenuntergang in Athem erhalten wurden. „Der Sclave muss entweder arbeiten oder schlafen," hatte der alte Cato gesagt, der römische Musterwirthschafter dieser Zeit. Den Herren kam es lediglich darauf an, mit möglichst geringen Kosten möglichst reichen Gewinn zu machen. Wiesen sie doch die Sclaven zur Befriedigung ihrer geringen Bedürfnisse an Nahrung und Kleidung ausdrücklich auf den Raub hin, der ohnedies dem Hirtenleben so nahe liegt. Bald war in ganz Sicilien Weg und Steg unsicher; allein und unbewaffnet wagte niemand mehr, selbst auf den Hauptverkehrsstrassen der Insel, zu reisen; täglich hörte man von Raubmord und Gewaltthat. Bald thaten sich die räuberischen Hirten in Schaaren zusammen, überfielen Nachts die einsamen Gehöfte der kleinen Bauern, plünderten sie aus, ermordeten die Insassen und liessen nur rauchende Trümmerhaufen zurück. Den römischen Rittern

und der einheimischen Geldaristokratie war die allgemeine Noth gleichgiltig. Und die römische Obrigkeit war zufrieden, wenn die Steuern, Zehnten und Hutgelder regelmässig in den Schatz zu Rom, d. h. zunächst in die Taschen der Generalpächter, flossen.

Die Gemeinsamkeit des Lebens und der Leiden, des Zornes und des Hasses führte bald vielfach unter den Sclaven Verbindungen herbei, wie sie bei den halbwilden Räuberbanden der Berge längst bestanden. Strebten diese nur darnach, einander bei Ausübung des saubern Handwerks in die Hände zu arbeiten, so fassten jene das Ziel offener Empörung, eine Aenderung ihrer Lage durch Ermordung der Herren, in's Auge. Als nun in Enna der Sclavenaufruhr losbrach, da war es den meisten völlig unerwartet, jedoch den Urtheilsfähigen sehr wohl begreiflich. Die Vorgänge in Sicilien verfehlten nicht, ihren Rückschlag auf Italien auszuüben; besonders heftig scheinen die Empörungen in den beiden wichtigen Seefestungen in Südwestwinkel von Latium gewesen zu sein: in Minturnae wurden 450 Sclaven an's Kreuz geschlagen, in Sinuessa gegen 4000 überwältigt. Selbst in Rom kam eine Verschwörung zu Tage; 150 Schuldige wurden bestraft. Der sicilische Aufstand wurde im Jahre 132 niedergeworfen, mehr als 20,000 Sclaven waren allein bei den Belagerungen von Tauromenion und Enna umgekommen. Nach dem Siege machte man nicht einmal den Versuch, einer Wiederholung des furchtbaren Aufstandes durch eine Reform der Besitz- und Erwerbsverhältnisse vorzubeugen. Die römische Geldmacht konnte die alte Wirthschaft von neuem beginnen; nach kaum 30 Jahren stand man vor einem zweiten Sclavenaufstande.

Doch jene Sclavenaufstände der Gracchen-Zeit spielten hinüber nach Griechenland und Kleinasien. In jenem tief herabgekommenen Hellas, wo es geschehen konnte, dass ein Vierteljahrhundert lang weder in privaten noch in öffentlichen Sachen ein gerichtliches Verfahren zu erlangen war, weil die Menge keinen zu den höchsten Staatsämtern wählte, von dessen Regimente sie nicht Geldvertheilungen aus dem Staatsvermögen, Sicherheit vor Schuldforderungen und vor Belangung wegen Missethat erwarten durfte — in Hellas brachen damals die Bergwerkssclaven in Attika los, die am meisten gedrückten und rohesten unter den Sclaven. Ebenso die Bergwerkssclaven in Makedonien. Dann aber im Pergamenischen Reiche nach des dritten Attalos Tod unter des Prätendenten Aristonikos Führung die empörten Sclaven, denen sich grosse Schaaren verarmter Freien anschlossen, um einen neuen auf Gleichheit und Freiheit Aller gegründeten Staat der „Sonnenbürger“ zu bilden.

Das alte verderbliche System, durch den Sieg gestärkt, ging seinen Weg unaufhaltsam weiter. An der römischen Proletarierfrage entwickelte sich die mächtige Volkspartei, welche die Auflösung des republicanischen Staatswesens herbeiführte; wieder und wieder haben sich die Sclaven erhoben zum Freiheitskampfe, aber niemals hat sich die Bewegung in derselben Beschränkung auf das rein sociale Gebiet noch in dieser Allgemeinheit wieder erneuert. Der letztere

Zug ist schon den Alten nicht unbemerkt geblieben. Selbst die Verbreitung des Christenthums hat nicht so plötzlich, so unmittelbar und in solcher räumlichen Ausdehnung die Gemüther ergriffen, wie diese erste internationale Arbeiterbewegung, der Rückschlag jenes Systems der grossen Capital- und Sclavenwirthschaft, welches die Römer in Sicilien und Carthago, in Griechenland und den hellenistischen Monarchien bereits ausgebildet vorgefunden hatte. Mit ihm hatte die antike Volkswirthschaft ihren Höhepunct erreicht, jenen Höhepunct capitalistischer Durchdringung aller Lebensgebiete, auf welchem es keinen Ausgleich mehr zu geben scheint, wo die Vermögensunterschiede fortwährend zunehmen, die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer werden und der Mittelstand in chronischer Atrophie dahinschwindet. Die römische Weltherrschaft bedeutet eine Concentrirung und hierdurch eine Steigerung dieses Systems, ein Zusammenleiten der wirthschaftlichen Säfte auf einen sich immer mehr verengernden Kreis von privilegirten Besitzern, welche im Genusse der Herrschaft sind. Wie ein Markstein steht an der Grenzscheide dieser Epoche die weitverzweigte Proletarierbewegung der dreissiger Jahre des zweiten Jahrhunderts v. Chr., jenes blitzgleiche Hervorbrechen von Bestrebungen, welche sämmtlich auf eine Reform der wirthschaftlichen Zusammensetzung der Gesellschaft hinausliefen. Die Gesetzgebung des Tiberius Gracchus, der Proletarierkrieg des Aristonikos, die Aufstände der sicilischen und italischen Hirten und Ackerknechte, wie der taurischen Bergleute und der delischen Fabrikarbeiter — sie alle sind darin einig, dass sie die Berechtigung der geldoligarchischen Beherrschung der Gesellschaft läugnen: nur ihre positiven Ziele und die Wege dazu sind verschieden. Während Gracchus auf dem historischen Boden der römischen Verfassung und daher in beschränktem Kreise eine Reform anstrebte, verlangten die Sclaven, keinen positiven Rechtsgrund unter den Füssen, wider das bestehende Recht das angeblich erste Menschenrecht: die persönliche Freiheit. Dies aber führte sie zu dem folgenschweren Satze, der hier wie eine neue Erlösung zuerst in der alten Geschichte auftritt und den später das Christenthum mit solchem Nachdrucke wieder aufgenommen hat, dass die Arbeit ein Recht gibt auf die Theilnahme an den Gütern des Lebens.

Niedergang der Republik.

Den Sclavenkriegen folgte auf dem Fusse der Aufstand der italienischen Verbündeten und der Bürgerkrieg, in welchem die Nebenbuhlerschaft des Marius und Sulla Rom mit Metzeleien erfüllte. So war das Volk der Römer an jenen Punct gelangt, wohin die vollendete Entfaltung der reinen Demokratie früher oder später noch jedes Volk gedrängt hat — zum Bürgerkrieg. In Hellas währte der Krieg von Staat zu Staat, bei der lächerlichen Kleinheit der territorialen Verhältnisse ein Krieg von Stadt zu Stadt, so zu sagen

vom peloponnesischen Kriege an bis die starke Faust der römischen Demokratie dem hellenischen Scandale ein rasches Ende bereitete; sie selbst aber bot nur kurz nachher kein erbaulicheres Schauspiel. Erst in der neueren Zeit sind wieder demokratische Formen zur Geltung gelangt, stets in der nämlichen Begleitung des Bürgerkrieges. Die erste französische Republik eröffnete den Reigen. In den spanischen Republiken America's ist er fast permanenter Zustand, und seitdem König Amadeus von Spanien verzichtet hat, das europäische Mutterland zu regieren, loderte er auch dort in hellen Flammen. In den Vereinigten Staaten America's wüthete er volle vier Jahre und selbst der friedlichen, schweizerischen Eidgenossenschaft blieb ein Sonderbundskrieg nicht erspart. Gewiss ist man nicht verlegen für jedes dieser Ereignisse eine besondere Ursache aufzufinden, übersieht aber die Regelmässigkeit des Endresultats im Zusammenhange mit der Demokratie. Nicht etwa, dass Bürgerkriege **nur** in demokratischen Staaten vorkommen können oder vorgekommen wären, nur so viel steht unwiderlegbar fest, dass das demokratische „Princip", weil es eben nur ein von Menschen aufgestelltes Princip, kein Naturgesetz ist, nicht das Vermögen besitzt, die Schäden der Gesellschaft zu bannen oder gar zu verringern. Ja, bis zu gewissem Grade werden diese sogar gesteigert; in Monarchien sind z. B. Bürgerkriege die Ausnahme, in Republiken die Regel. Und dass sie es sind, ist eine logische Folge des Entwicklungsganges der Republik, je mehr diese sich den demokratischen Formen nähert. Wenn wir anerkennen, dass der Staat ein Naturproduct, die Gesellschaft ein realer Organismus ist, so wird uns auch das Erscheinen der Republik und ihrer Entwicklung zur reinen Demokratie bei gewissen Völkern aus inneren Nöthigungen vollkommen verständlich, nicht minder aber die Nothwendigkeit ihrer Consequenzen. Rom ist hierfür ein beredtes Beispiel: obwohl Republik, obwohl Demokratie befand es sich nunmehr im Kriege nach innen wie nach aussen. Kein monarchischer Staat der Welt hat jemals so zahlreiche und kostspielige Kriege geführt als diese Republik, keiner ist durch innere Kämpfe tiefer zerwühlt worden als sie, in keinem endlich ist im Allgemeinen die Lage des Volkes eine so traurige gewesen als in ihr. Denn gerade wie in der Gegenwart das Volk der americanischen Unionsstaaten wenig mehr denn „Stimmvieh" *(voting cattle)* ist, so war auch bald das Volk in Rom jeder politischen Bedeutung bar; dem Namen nach ruhte die Macht beim Volke, der That nach beim Senate, das heisst der Versammlung der geistig und materiell Reichen und Mächtigen. Und dass es so gekommen, das lag in dem Entwicklungsgange der Demokratie vollkommen begründet, und das richtige Geständniss, die Verfassung Rom's sei für eine einzelne Stadt, nicht für ein Weltreich geschaffen gewesen, genügt allein, die Unzulänglichkeit dieser Staatsform für grössere Völkercomplexe darzuthun[1]).

[1]) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 84: *Her municipal constitution was unequal to the burden of an Empire.*

Den alten Senat hatten die Plebejer seinerzeit aller Macht völlig beraubt und damit den Moderator beseitigt, welcher die heftigen Pulsschläge des Volkslebens im Staate regulirte. Der gesetzliche Moderator war aufgehoben, es musste nun ein anderer geschaffen werden. Die Plebs hatte freilich den alten Adel gezwungen, sich mit ihr zu verschmelzen, dadurch aber wurden nicht die Patricier zu Plebejern, sondern die Plebejer zu Patriciern einer neuen Gesammtart. Nun war beider Adelsarten Interesse dasselbe: nämlich Abwehr der eindringenden Demokratie und Demagogie. Das wirkliche Volk, die Masse war dadurch in eine gegnerische Stellung zu dem neuen Gesammtadel gekommen, dessen Herrschaft nur noch viel stärker, viel drückender ward als die des alten; der Tyrann muss eben immer schärfere und gewaltsamere Mittel anwenden, als der legitime Fürst. So hatte naturgemäss die Demokratie selbst dem Volke das Joch auf den Nacken gedrückt, welches zum unendlichen Elend des souveränen Volkes, zur Massenarmuth führte. Und als endlich an der Zwingburg des Adels zu rütteln begonnen wurde, trat an Stelle der egoistischen Herrschaft einer Classe die ebenso gefährliche Herrschaft eines Individuums. Auf die Einzelheiten des langen Kampfes zwischen Marius und Sulla, die Jeder in seiner Art das Volk bedrückten, hier näher einzugehen ist nicht der Ort. Der Vernichtungs- und Existenz-Kampf zwischen Adel und Volk war ausgebrochen und ununterbrochen fortgesetzt mit dem schrecklichsten Auf- und Niederwogen, unter Mord und Brand und jeder Gesetzlosigkeit, bis der ganze Staat, bis beide Parteien sich verblutet hatten und der letzte grosse Demagoge endgiltig seinen Fuss auf den Nacken des weltbeherrschenden Volkes und der Welt selbst setzte. Augustus, der Kaiser, war das Ende der Entwicklung, das natürliche Ende einer natürlichen Entwicklung. Sein Sieg war der grösste Segen für die Cultur und die gerechte Strafe für alle politischen Vergehungen des eigenen Volkes [1]).

Blicken wir zurück auf die Entwicklungsgeschichte der Römer vom Ende der punischen Kriege bis auf Cäsar, so ist dies die Periode, wo Rom sich die Schätze der ausländischen Cultur materiell und geistig vollständig aneignete, zugleich aber auch die Periode seines unzweifelhaften inneren Zerfalls. Der Niedergang des römischen Volkes beginnt nicht erst mit dem Cäsarenthume des Augustus, er hatte längst begonnen und zwar seit Einführung der reinen Demokratie. Nachdem einmal dieses Ziel jahrhundertelangen Strebens erreicht war, konnte das Volk in seiner Entwicklung nicht stehen bleiben. Nimmer ist es dem Menschen gegeben, sich in der Gegenwart befriedigt zu fühlen, stets umschweben ihn noch weitere Ziele, und den Völkern geht es wie den Individuen. Der Augenblick, wo nach heutigem Urtheile die Demokratie ihre höchste Vollendung in Rom erreicht hatte, 286 v. Chr.,

[1]) Octavius Clason, *Das Herrenhaus im alten Rom.* (*Magazin f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 4. S. 50—51.)

schien den Römern von damals dies nicht zu sein; sie sahen noch ein weiteres, besser dünkendes Ziel, dem nunmehr ihr Streben galt. Damit schossen sie über das wahre Ziel hinaus, die weitere Entwicklung der Demokratie war Entartung, die nothwendig zu deren Untergang führen musste. So war es auch in Griechenland gewesen. Die Völker meinten weiter zu schreiten, unterdessen schritten sie zurück, waren von ihrem Culminationspunct schon wieder herabgesunken. Dieser Culminationspunct war für die Hellenen das Perikleische Zeitalter, für das römische Volk, die Zeit nach dem zweiten punischen Kriege, als die Eroberung des Ostens begann. Wenige Jahre vor dem ersten punischen Kriege war die Unterwerfung von ganz Mittel- und Unteritalien vollendet, wobei es sich um ethnisch mehr oder minder verwandte Stämme gehandelt hatte; nach dem zweiten Punierkriege erfolgte jene des keltischen Nordens mit seinem zwar entfernten aber doch noch verwandten Volkselemente. So weit konnte der Verschmelzungsprocess zu einem, den altrömischen Typus in seinen hauptsächlichen Zügen bewahrenden Volksganzen vor sich gehen. Von dem Augenblicke als die Römer über den italischen Boden hinaus griffen, besonders seitdem sie dem Osten sich zuwandten, war der Untergang des römischen Volkes besiegelt; keine Institutionen, demokratische oder andere, vermochten ihn mehr aufzuhalten. Die innige Berührung mit dem Osten hatte die Cultur nach Griechenland geleitet und das hellenische Volk dabei zersetzt. So auch in Rom.

Rom und Griechenland sind beide unwiderlegbare Zeugnisse dafür, dass Cultur und Volksthum nicht zusammenfallen. In Hellas stieg die Cultur auch nach der Perikleischen Periode unbezweifelt, das Griechenthum war eben so entschieden im Verfalle; zur Zeit der makedonischen Eroberung war die Cultur, geistig und materiell, geringer als zur Zeit des Falls von Corinth, und doch um wie viel tiefer stand das Volksthum zu letzt genannter Epoche! Auch in Rom trieb in der Periode des Volksverfalls die Cultur ihre üppigsten Blüthen. Es ist heutzutage schwer, ein Gemälde zu entwerfen von dem Zustande der Römer in jener Zeit. Von den Gracchen an ist die Geschichte Rom's nichts als eine kaum unterbrochene Reihe von Umwälzungen [1]). Das gesellschaftliche Gebäude war eine eiternde Masse von Fäulniss [2]). Kein Verbrechen, das die Annalen menschlicher Bosheit aufzuweisen haben, blieb unvollbracht, gewissenlose Morde, Verrath an Eltern, Gatten, Weib, Freund, Vergiftungen systematisch betrieben, Ehebruch, in Blutschande ausartend, und Verbrechen, welche keine Feder niederzuschreiben vermag. Die Frauen höherer Stände waren so lasterhaft, geil und gefährlich, dass die Männer nicht gezwungen werden konnten, Ehen mit ihnen zu schliessen; Heirathen wurden durch Buhlschaften ersetzt, selbst

1) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 80. — Der Autor glaubt, dass sich für diese Zustände im letzten Jahrhunderte der Republik wohl kein Vertheidiger mehr finden werde. S. 79.

2) Draper. A. a. O. S. 191.

Jungfrauen begingen unbegreifliche Schamlosigkeiten, hohe Staatsbeamte und Damen kamen in gemeinschaftlichen Bädern zusammen und ergötzten sich an nackten Schaustellungen [1]). Mitten im Bürgerkriege aber erstanden nicht nur Rom's erste Prachtgebäude, wie der Wiederaufbau des capitolinischen Jupitertempels durch Sulla, die ungeahnte Pracht der Landsitze, zu welchen Lucullus das Beispiel gab, sondern die einheimischen Künste und Wissenschaften begannen jetzt erst das Haupt zu erheben. Gerade wie in Hellas das Erstehen der Wissenschaft nicht mehr der eigentlichen republikanischen Entwicklung zu Gute kommt, erblühte in Rom die Poesie trotz der socialen Scheusslichkeiten der Republik. Volle Entfaltung sollte der römischen Cultur aber erst unter dem Kaiserreiche beschieden sein, gerade wie erst die makedonische Eroberung dem Hellenismus zu seiner Weltbedeutung verhalf und auf dem fremden Boden Aegyptens eine sich griechisch nennende Wissenschaft schuf.

So wie ich bisher die Entwicklung der Zustände im römischen Volke geschildert, ist nirgends Unnatürlichkeit wahrzunehmen; einer war vielmehr mit logischer Nothwendigkeit aus dem anderen hervorgewachsen. So entfaltet die Knospe zur Blume sich, die anfänglich weithin lieblich duftet und in Farbenfülle prangt, dann aber allmählig welkt und geruchlos, wenn nicht ärger, noch eine Zeit lang am Stiele hängt, ehe sie zu Boden fällt. Und Blühen, Welken und Abfallen sind nur verschiedene Stadien der Entwicklung, welche das Blumenleben durchlaufen muss. Rom war längst in das Stadium des Welkens getreten. Die Dinge gingen von selbst ihren unvermeidlichen Gang. Cäsar, ein glücklicher Soldat, war Herr der Welt. Wie die Dinge lagen, war es klar, dass die zerfressene, in der eigenen Corruption erstickende Republik verschwinden musste, und es war ganz gleichgiltig, wer sie beseitigte; hätte Cäsar es nicht gethan, eine andere Hand hätte sich dafür gefunden [2]). Den besten Beweis für diese Ansicht mögen Jene, welche an die Nothwendigkeit des Unterganges der Republik nicht glauben wollen, welche darin ein willkürliches Eingreifen eines Einzelnen erblicken, in dem Umstande erkennen, dass der Dolch des Brutus einen Mann entfernte, die Thatsache aber bestehen liess [3]). Der Beruf der Republik war

1) Draper. A. a. O. S. 192.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 46. 50.

3) „Die Ermordung Cäsar's gibt Gelegenheit“ — so schreibt mir Herr H. Becker aus Chicago — „die noch nicht untergegangene republikanische Bürgertugend zu lobhudeln. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wünschten aber doch Aufklärung über gewisse damit verknüpfte Umstände zu erhalten. Niemand kann läugnen, dass die republikanische Partei, die Cäsar ermordete, sich in einer entsetzlichen Minderheit befand. Aber wenn sie dies war, wie stimmt dann die Belobung dieser That mit dem Principe, dass in einem demokratisch-republikanischen Gemeinwesen der Wille der Mehrheit der Staatsbürger Gesetz sein müsse? Wie kann man die gewaltsame Auflehnung einer unbeträchtlichen Minderheit (in der That nichts weiter als eine Clique) gegen den die Herrschaft Cäsar's, wie die Thatsachen zeigen, unbedingt und freudig unterstützenden Willen der Massen des (im heute so beliebten Gegensatz zur Aristokratie) wahren Volkes rechtfertigen? Ist dies nicht ein Versuch schnöder „Vergewaltigung“ der ungeheuren Mehrheit, deren Vertreter der ermordete Cäsar war, durch eine geringe Minderheit?“

erfüllt; nicht vorzeitig trat sie vom Schauplatze ab [1]). Und dass sie abtrat, war eben so wohl eine Nothwendigkeit als ein Glück für die Cultur.

Schriftsteller, kühler Erwägung unzugänglich und gerne mit vorgefassten Meinungen und „Principien" an die Beurtheilung culturgeschichtlicher Vorgänge herantretend, ersinnen alle erdenklichen Gründe, um zu zeigen, dass die Republik als solche keine Schuld treffe an dem Gang der Dinge und härmen sich über den Untergang dieser Schöpfung. An der Hand der natürlichen Entwicklungsgeschichte erkennt man jedoch, dass Regierungsformen vom Volke, nicht umgekehrt bedingt werden, dass die Republik dem römischen Volke ihre Grösse, nicht dieses seine Grösse der Republik verdankte. In der Zeit des Zerfalles bestanden von einer Republik längst nur mehr die leeren Formen, aus denen der Geist entflohen, weil die Entwicklung es mit sich bringt, dass jede Institution nur eine gewisse Frist in ihrer Reinheit bestehen kann. Die Ausschreitungen der römischen Demokratie hatten schnurgerade zur Vernichtung der Demokratie geführt, die selbst in die Grube fiel, die sie der Nobilität gegraben. Die Republik hatte ferner die Eroberungslust, diese anererbte Ueberkommniss früherer Geschlechter, im römischen Volke nicht erstickt, im Gegentheile wuchs dieselbe immer mehr und mit ihr naturgemäss die Ausbildung des Heeres. Bis auf Marius war das römische Heer geblieben, was es unter Camillus geworden. Tiefgreifende Reformen im Heerwesen hängen aber stets mit politischen

„Man weiss" — schreibt mein Americaner in seiner drastischen Weise — „nicht Worte genug zu finden, um seinen Abscheu vor der Anarchie, Brutalität, Rechtsunsicherheit, Rohheit, Blutgier und allgemeinen Fäulniss jener Zeit auszudrücken. Hat aber Cäsar oder Augustus diesen Zustand geschaffen? Dass die „hervorragenden" Vertreter der römischen Literatur den Sturz der Republik beklagten, ist gegen seine zweckmässige Nothwendigkeit durchaus kein Einwand. Es wird zu jeder Zeit und überall Leute geben, die die bestehenden Zustände tadeln, so lange bessere gedacht oder auch nur geträumt werden können, und ist diese Erscheinung durchaus kein Beweis dafür, dass zur betreffenden Zeit solche eingebildete bessere Ordnungen auch wirklich möglich sind.... Man sagt die Phrase: „Der Freistaat war nicht lebensfähig", findet ihre Begründung zuletzt immer wieder in dem Umstande, dass die Verfassungsform eben thatsächlich gestürzt ward. Allerdings, und eine bessere Begründung zu finden ist überhaupt unmöglich. Was lebensfähig ist, besteht, und was untergeht ist eben desshalb selbstverständlich nicht lebensfähig. Wenn ein kranker Mensch in einem Hospital seine Lebensfähigkeit wieder gewonnen, sie aber unter den Händen eines Raubmörders mit dem Leben zugleich verloren hätte, so ist das Letztere, der Möglichkeit des Ersteren ungeachtet, nichtsdestoweniger eine Thatsache. Und der Raubmörder bedarf einer Rechtfertigung dieser Thatsache nur desshalb und nur dann, wenn die stärkere Gesellschaft ihn beim Kragen kriegt und im Interesse ihrer lebenden Mitglieder (nicht in dem des Ermordeten, der, weil er todt ist, überhaupt kein Interesse mehr hat) processiren. Die Thatsachen der Geschichte bedürfen aber eben so wenig einer Rechtfertigung, als der Baum einer Rechtfertigung bedarf, weil er die Masse seines Stammes als gemeines Holz und nicht als edles Marzipan entwickelt. Des Botanikers Aufgabe ist es zu ergründen, warum und wie sich die Holzsubstanz bildet, und die des Geschichtsforschers besteht darin die Ursachen der Erscheinungen, wie sie sich vollzogen haben (nicht wie sie sich nach den Einbildungen dieser oder jener in willkürlicher „Freiheit" schweifenden Privatphantasie hätten vollziehen sollen!!), aufzuklären." — So weit der americanische Kritiker.

[1]) Draper. A. a. O. S. 188.

Neugestaltungen zusammen, werden nicht durch Laune und Belieben eines Einzelnen veranlasst, sondern entstehen so zu sagen von selbst, wenn das Gefühl von der Unzulänglichkeit der bisherigen Form stark genug geworden ist und sich Bahn bricht[1]). So ist die Heeresverfassung ein Ausdruck, eine Folge der socialen Verhältnisse, wenn auch eine Rückwirkung im umgekehrten Sinne nicht ausbleibt. Das in erschreckender Weise vermehrte Proletariat, allgemach eine Macht im Staate, veranlasste die Umwandlung des römischen Heeres in ein Söldnerheer unter Marius. Es war die Zeit, wo der Krieg zu einer Kunst erhöht und zu einem Handwerke erniedrigt wurde. Das Söldnerheer wurde freilich eine furchtbare Waffe in der Hand jedes Ehrgeizigen, der Geld und Geschick genug besass, sich ihrer zu bedienen, allein ohne frühere Entwicklung des Proletariates wäre es nie möglich gewesen. In ihrer Gesammtheit und in ihrem Ineinandergreifen drängten die Umstände gebieterisch zur Vernichtung der längst und factisch schon ausser Curs gesetzten republikanischen Formen und wer sich gegen diese Erkenntniss sträubt, muss seine Einwendungen stets an „Wenn“ und „Aber“ knüpfen, die allemal wieder andere „Wenn“ und „Aber“ voraussetzen. Allerdings, wenn gleich von Anfang an her die Dinge eine andere Wendung genommen hätten, richtiger, wenn die Römer nicht eben die Römer gewesen wären, so hätte die Republik fortdauern können. Derartige müssige Speculationen sind aber für culturgeschichtliche Zwecke durchaus werthlos.

Ist nun keine Ursache, dem Tode der Republik eine Zähre nachzuweinen, so besteht auch keine, ihre Nachfolger zu schmähen. Nicht Cäsar mordete die Republik, erwürgte die Freiheit, diese hatten längst an sich Selbstmord begangen. Hohnlachende Gewalt und heimlicher Betrug, Unehrlichkeit mit politischem Pathos, Corruption und Egoismus bis in die höchsten Regierungskreise, die hungernde, schreiende und zu jeder Ungesetzlichkeit bereite Menge, die knirschenden Sclavenmassen, die in einem Riesenaufstande die Existenz Rom's in Frage stellten und Italien gänzlich verwüsteten — da war es freilich eine Erlösung, als mit dem straffen Militarismus[2]) des römischen Kaiserthums persönliche Sicherheit und Ordnung zurück-

[1]) Babuke. A. a. O. S. 16.

[2]) Dies ist natürlich eines der vielbeliebten und vielmissbrauchten Schlagwörter der Gegenwart. Es sagte daher der liberale Abgeordnete Dr. Völk in der Sitzung des bayerischen Landtages vom 7. Juli 1874: „Das Wort Militarismus wird desshalb mit so besonderer Vorliebe angewendet, weil man sich in der Regel nichts dabei denkt. Ich werde desshalb erst dann auf diesen Begriff näher eingehen, wenn man mir eine Definition davon gegeben hat.“ (*Allgemeine Zeitung* Nr. 190 vom 9. Juli 1874. S. 2963.) Herr Otto Henne am Rhyn meint nun (*Deutsche Warte*. VIII. Bd. S. 27) eine solche Definition sei nicht schwierig: „Militarismus ist einfach das Bestreben, dem Kriegswesen unter allen Zweigen der Staatsverwaltung die bedeutendsten Mittel zuzuwenden und eine so grosse Anzahl von Menschen wie immer möglich beständig unter den Waffen zu halten. Ein solches System schädigt natürlich die Interessen des Friedens und verschlingt Opfer an Zeit und Geld, welche, auf Erziehung, Landwirthschaft, Verkehrsmittel u. s. w. verwendet, grossen Nutzen hervorbringen würden, der aber dem Militarismus zu Liebe unterbleiben muss. Wir stellen uns vor, diese Definition werde deutlich genug sein.“ Eine Prüfung dieses Satzes behalte ich mir für einen späteren Abschnitt vor.

kehrte [1]). Als in Rom ein Cäsar erstehen konnte, waren dort die Dinge eben so weit gediehen wie in Griechenland, als dieses dem fremden makedonischen Eroberer zur Beute fiel. Der römische Staat war damals *aux abois* und wäre wie Hellas einem fremden Eroberer unterlegen, wenn es einen mächtigeren Staat als Rom zu jener Zeit gegeben hätte. Was Rom in seinem staatlichen Bestande erhielt, war eben, dass es damals nach aussen der mächtigste Staat der Welt war. So konnte die Macht an keinen Fremden, wie in Griechenland an Alexander, sondern musste an einen Bürger dieses Staates selbst fallen. Lediglich seiner Machtausdehnung, d. h. seinen militärischen Erfolgen verdankt Rom, dass es noch ein halbes Jahrtausend hindurch die erste Rolle in der Culturentwicklung der Menschheit spielte, dass es nicht gänzlich abtrat vom Schauplatz der Geschichte, so wie nach Alexander Griechenland, dessen Cultur sogar eine neue Heimat aufsuchte. Gleichwie Hellas aber erst so zu sagen nach Vollendung seines staatlichen Daseins die der allgemeinen Cultur nützlichsten Blüthen auf alexandrinischem Boden trieb, so fallen die gewaltigen Culturleistungen der Römer erst in die nachrepublikanische, in die cäsarische Zeit. Und gleichwie die Cultur der hellenischen Freistaaten trotz ihrer Höhe, da sie den Begriff der Forschung noch nicht kannte, von eben so geringem Werthe geblieben wäre, wie jene der Assyrer und Perser, ohne die Alexandriner, welche zuerst forschten und in Folge dessen auch die geistigen Schätze der früheren Jahrhunderte bewahrten, hat auch die römische Demokratie nur für sich, für die Nachwelt aber nichts geleistet. Dies that erst das kaiserliche Rom.

[1]) O. Clason im *Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 18. S. 271.

Die römische Welt.

Aufgabe des Cäsarismus.

Da keine Parteirichtung der Gegenwart hier die Feder führen soll, so wird mir eine Abhandlung über das beliebte Schlagwort „Cäsarismus“ hoffentlich erlassen bleiben. Eine Betrachtung der Cultur in ihrer natürlichen Entwicklung kann ein System weder verhimmeln noch verunglimpfen. Cäsarismus ist eine Culturphänomen, wie Republik, Despotie, Monarchie, Aristokratie, Timokratie, Demokratie und Tyrannis; sie alle haben unbezweifelte Vorzüge und eben so schwere Nachtheile im Gefolge, sie alle sind existenzberechtigt und stellen sich als naturgemässe Entwicklungen, als Nothwendigkeiten dar. Nach dem Sturze des Königthumes war die Republik in Rom eben so nothwendig als natürlich; die weitere Entwicklung der Republik führte aber mit unerbittlicher Consequenz zum Cäsarismus [1]). Thatsächlich hatten Marius und Sulla schon Cäsar gespielt und die Triumviren waren eigentlich drei schwächere Cäsaren, aus deren Händen die Macht halb unvermerkt in den Schooss eines Einzigen glitt. Die düsteren Wirkungen des Cäsarismus sind grösstentheils Folgen dieser früheren Zustände; so beginnt z. B. die Entvölkerung Italiens schon mit Sulla. Der Cäsarismus vermochte keine neuen Zustände zu schaffen, weder im Guten noch im Bösen, war er doch selbst erst ein Ergebniss der jüngsten Vergangenheit. Und es spricht für die Gesetzmässigkeit dieser Erscheinung, dass gewitterschwangere Zeiten im richtigen Augenblicke stets den richtigen Mann gebären. So fand Griechenland Alexander, Italien Cäsar, Frankreich Napoleon I. Es ist zwar unzulässig, die Dinge, welche den Cäsarismus in Rom ermöglichten und nothwendig machten, mit späteren Ereignissen in Parallele zu stellen, denn die damalige Situation, das damalige Zusammentreffen von Umständen ist niemals so wiedergekehrt [2]), allein so oft Aehnliches nothwendig ward, so oft hat es ähnliche Dienste erwiesen. Unbesonnene verlangen von der Herstellung der monarchischen Verfassung eine W i e d e r g e b u r t des römischen Volkes und Reiches, allein ein solches Ding wie eine Wiedergeburt gibt es

[1]) Zu diesem Schlusse führt auch die sehr ruhig und verständig gehaltene Prüfung der Weltlage in dem Aufsatze *Caesarian Rome*. (*Edinburgh Review*. Jänner 1869. Nr. 263.)

[2]) *Caesarian Rome*. A. a. O. S. 86–88.

in der ganzen Natur bekanntlich nicht; es ist nur hohles Schlagwort. Völker und Staaten sind Naturproducte, entstehen, wachsen, altern und sterben wie die Individuen, werden daher eben so wenig wiedergeboren, wie diese. Kein System vermag solche Wiedergeburt zu vollbringen; daher eine Regeneration des sittlichen Lebens völlig undenkbar; Alles was ein System vermag, beschränkt sich auf Erhalten für längere oder kürzere Zeit. So können gewisse Vorsichtsmassregeln eines Greises Leben stunden, fristen, Heilmittel momentane Krankheit heben, endlich verfällt der Körper doch dem unerbittlichen Naturgesetze. Heilen, die zerrüttete, tiefkranke Gesellschaft reconstruiren und möglichst lange erhalten, dies war die alleinige Aufgabe des Cäsarismus; er hat sie glänzend erfüllt. Die Geschicklichkeit des Architekten bewährte sich an der Dauer des Gebäudes [1]). Es ist seltsam, die Geschichte des kaiserlichen Rom so darzustellen, als ob Volk und Staat stets am Rande des Abgrundes geschwebt hätten, während Beide fortlebten ein halbes Jahrtausend lang, um endlich eines vollkommen natürlichen Todes, an ethnischer Auflösung — Blutzersetzung — zu sterben.

Jedes System, jede Regierungsform muss nun zunächst mit den vorhandenen sittlichen Elementen rechnen und diese nehmen, wie sie sie findet; der Cäsarismus, eine Nothwendigkeit erst nachdem die guten sittlichen Elemente abhanden gekommen, konnte gar keine „sittliche" Basis besitzen; er tritt stets als Erbe der Republik auf, deren ganzes sociales Vermächtniss hier in ausgebrannten Schlacken bestand. Er erstand in Rom, als eine That unbedingt nothwendig und eine schlechte That immerhin besser war als gar keine. Dies erklärt seinen Erfolg und warum die glänzenden Worte eines Feiglings wie Cicero in den Wind gesprochen blieben gegenüber dem energischen Handeln eines Cäsar. Es ist kein leeres Wort, das „Gesellschaft retten", das „Ordnung machen". Sicherlich war dieses Geschäft ein blutiges, die Herstellung der „Ordnung" nur auf Kosten mancher zuwiderlaufenden Interessen möglich; der Begriff Ordnung ist ja streng genommen zuerst Gehorsam [2]) und diesen hatte das damalige Geschlecht gänzlich verloren. Ist Ordnung weder Zweck der Regierung noch selbst ein Kriterium ihrer Trefflichkeit, so ist sie doch eine ihrer wichtigsten Bedingungen [3]). Ordnung musste um jeden Preis hergestellt werden, und dies that der Cäsarismus. Da nun es unmöglich ist, wie ein berühmter Denker unwiderleglich dargethan, in socialen oder politischen Dingen Maassnahmen zu treffen, die nur auf Ordnung oder nur auf Fortschritt abzielen, indem was das Eine, auch Beide fördert [4]), so ist auch in dem Ordnung um jeden Preis schaffenden Cäsarismus ein fortschrittliches Moment nicht zu verkennen. Die Zeit heidnischer

[1]) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 88.

[2]) John Stuart Mill, *Considerations on representative Government.* London 1867. 8°. S. 8.

[3]) Mill. A. a. O.

[4]) A. a. O. S. 9.

Ritterlichkeit war vorüber, Heroismus war nicht mehr am Platze, aber die Zeit des Organisirens war gekommen [1]), und nicht mit der sentimentalen, sondern mit der praktischen Seite der Frage hat man es zu thun [2]).

Das bei Griechenland von den politischen Parteien Gesagte gilt auch hier. Dass nicht Alle mit der neuen Wendung zufrieden, am wenigsten die Republikaner, richtiger Anarchisten — denn wahre Republikaner von echtem Schrot und Korn gab es nur sehr wenige mehr — bedarf keiner Versicherung. Der den Menschen beseelende Oppositionsgeist mag oft zu gegnerischen Demonstrationen Anlass gewesen sein, ausschlaggebend blieb, dass sich die Massen dem neuen Systeme zuwandten, welches sie durch Interesse fesselte. Und unläugbar ermöglichte die neue Ordnung an sich einen neuen Aufschwung, der auch den unteren Volksmassen zu Gute kam. Rühmend hebt man hervor, dass während der langen Dauer eines halben Jahrtausendes republikanischer Verfassung in Rom bis gegen Ende nicht einmal ein Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie in dieser oder jener Form gemacht worden. Wahr ist jedoch dasselbe auch von dem fünfhundertjährigen Kaiserreiche; es gab Verschwörungen gegen einzelne Cäsaren, nicht einen Versuch aber zur Wiederherstellung der Republik, nach der Niemanden mehr gelüstete, der schlagendste Beweis, dass sie sich ausgelebt hatte.

Nicht eine Zeit des Verfalls, der Auflösung der bisher wirksamen sittlichen Kräfte, vielmehr war die Kaiserzeit allein die Periode der römischen Culturblüthe [3]). Die Auflösung der sittlichen Kräfte hatte mit der Demoralisation mehr denn ein Jahrhundert zuvor begonnen und war unter den Bürgerkriegen längst vollendet. Der Untergang der Republik konnte also nicht mehr zugleich den der specifisch römischen Tugenden enthalten, sondern die Republik ging unter, weil die römischen Tugenden, auf denen ihre Existenz beruhte, nicht etwa die sie bedingte, verschwunden waren. Weder Republik noch Kaiserthum konnten moralische Elemente schaffen, sondern die jeweiligen moralischen Elemente schufen Republik wie Kaiserreich.

Die ethnische Umbildung des Römerthums.

Die Lösung der Frage warum die specifisch römischen Tugenden abhanden kamen, ist sehr einfach und liegt ausschliesslich darin, dass das ethnische Element des alten Römerthums im Verschwinden begriffen war. Mittel- und Süditaliens Unterwerfung

1) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 71.

2) A. a. O. S. 80.

3) Die meisten der heute noch erhaltenen Ruinen in Rom stammen aus der Kaiserzeit; nur sehr wenige aus der republikanischen Aera. Die Letzteren mit den ersteren verglichen, erweisen sich fast insgesammt als Reste eines noch barbarischen Zeitalters.

hatte im Allgemeinen nur ethnisch nahe verwandte Stämme [1]) zur Blutmischung herangezogen; schon die Einverleibung der norditalischen Kelten führte ein etwas ferner stehendes Element in das Mischblut der Römer ein. Kurzsichtige begnügen sich, von systematischer Ausrottung der Kelten in Oberitalien zu reden, und bekümmern sich nun nicht weiter um diese. Die Geschichte der alten Welt besitzt indess gar kein beglaubigtes Beispiel von der wirklichen, totalen Ausrottung eines ganzen Volkes; die Wahrheit ist, dass im schlimmsten Falle die Männer getödtet, meistens aber nur in Sclaverei geschleppt wurden; mit den Weibern aber gingen die Sieger Verbindungen ein [2]). Diesem Gange der Dinge werden wir noch unzählige Male begegnen. So hatten die Römer mit den Etruskern, nun mit den Kelten ihr Blut gemischt. Schon nach dem zweiten punischen Kriege begann die ethnische Composition des römischen Volkes sich zu verändern, und zwar um so tiefer, als das ursprüngliche altrömische Element numerisch ausserordentlich gering war. Dieses vermochte wohl den verwandten Nachbarstämmen einen gemeinschaftlichen Volkstypus und Nationalcharakter aufzuprägen, doch hat das Vermögen der Assimilation wie jedes andere irgendwo seine Grenze; jedenfalls äusserte es sich in seinen Wirkungen desto schwächer je zahlreicher, fremdartiger die mit der Zeit neu hinzutretenden Elemente. Das nämliche Naturgesetz, dem das römische Volk sein Entstehen verdankte, verursachte auch dessen Untergang. Bei den in Africa nach Carthago's Fall angesiedelten Römern, die dort sogar die punische Sprache annahmen, blieben Vermischungen mit hamitosemitischem Blute nicht aus; auf Sicilien lebte ein Mischvolk schon zur Zeit der römischen Eroberung. Auf Sardinien hausten theils phönikische, theils iberische Urbewohner, Corsica war etruskisch; an die nördlichen Kelten grenzten die Ligurer, abermals ein fremdes Volk, wahrscheinlich nicht einmal arischen Ursprunges [3]). In Spanien wohnten die nichtarischen Iberer, auf den Balearen hatten sich seit lange die Carthager niedergelassen. Aus allen diesen Ländern wurden Gefangene und Sclaven nach Rom geschleppt [4]), eben so zogen Römer dahin und kehrten später mit den dort genommenen Weibern zurück. Noch ärger ward das Blutgemenge, nachdem sich die Römer dem Osten zugewandt; hier stiessen sie auf Hellenen, auf Illyrier (Albanesen, Epiroten, Skipetaren), Makedonier und Thraker, und das Wirrwar der Kleinasiaten, seit der makedonischen Eroberung zwar grösstentheils griechischer Zunge, aber durchaus verschiedener Nationalität. Auch von diesen kamen massenhaft

[1]) Die ethnischen Verschiedenheiten sind treffend hervorgehoben in *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 80—81.

[2]) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 67. Ein treffliches Beispiel, wie wenig man von den Berichten über angebliche Ausrottung von Völkern zu halten habe, siehe: *Revue celtique.* I. Vol. S. 173.

[3]) Die Nationalität der Ligurer ist noch nicht entschieden.

[4]) Vgl. *Revue des deux Mondes* vom 1. September 1872. S. 71—76 und Lilienfeld. A. a. O. II. Bd. S. 283—284.

Sclaven beiderlei Geschlechts nach Italien, und es lässt sich leicht absehen, dass in Bälde der römische Typus physisch und moralisch verschwinden musste. Ein kleiner Kern von Menschen hatte es unternommen, die Mittelmeerwelt zu erobern, und es war ihnen gelungen. Dadurch hatten sie sich über eine ungeheuere geographische Fläche ausgebreitet und nothwendig in der Masse, mit welcher sie sich vermischten, verloren [1]). Ein richtiges Verständniss der römischen Culturentwicklung beruht auf der Erkenntniss, dass die Römer zu Cäsar's Zeiten auch ethnisch ein anderes Volk waren als bei Einführung der Republik. Diese ethnische Verschiedenheit erklärt das Verschwinden der bisherigen sittlichen Momente, der specifisch römischen Tugenden. Das Römerthum war ethnisch absorbirt, aufgesogen, wie sich aus den Schädelfunden ergibt. Altrömische Schädel zeichnen sich unter allen übrigen Italiens durch ihre grosse und stattliche Entwicklung, namentlich durch ihre Weite aus. Unter den pompejanischen Schädeln sind mesocephale, einige mehr brachycephale, hier und da einer auch dolichocephal, alle jedoch schienen im Ganzen nur eine geringe Capacität zu besitzen [2]). Aehnliche Veränderungen in Physiognomie und Gesichtsausdruck gestatten die zahlreich erhaltenen Porträtköpfe alter Römer zu constatiren [3]). Zweifellos vollzog sich mit dieser ethnischen die Charakter- und Geisteswandlung, und dieser grossartige Process der Völkerbildung dauerte die ganze Kaiserzeit ununterbrochen und in noch weitaus gesteigertem Maasse.

Die römische Geschichte illustrirt glänzend die Ansichten der Ethnologie über die Mischungen, wonach die Gegensätze einander abstossen, indem das aus solcher Vermischung entsprungene Product sich stets an die schlechtere Race anlehnt, während, wenn umgekehrt beide Theile einander näher stehen, ein in jeder Beziehung tüchtiges Product geliefert wird [4]). Zweifelsohne hatte sich das altrömische Volk im Laufe der Zeit immer geringere Elemente beigesellt und dadurch sein Blut in ähnlicher Weise verschlechtert, wie die jetzigen Nordamericaner. Von den altrömischen Tugenden hatten die Römer Cäsar's inmitten der allgemeinen moralischen Versumpfung und Corruption indessen eine bewahrt: heroische Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit [5]) und die Erhaltung dieser werthvollen Eigenschaften möchte besonders auf Rechnung der starken Vermischung mit den raufiustigen Kelten kommen. Und diese die römische Geschichte vom Anfange bis zum Schlusse durchziehende Eroberungs- und Kriegslust — in ihren Keimen in der Naturanlage des Urrömerthumes vorhanden, entwickelt und ausgebildet, anfänglich im Kampfe um's Dasein, später endlich verstärkt und zugleich erhalten durch Hinzu-

1) Draper. A. a. O. S. 194.

2) R. Virchow, *Ueber italienische Craniologie und Ethnologie.* (*Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie.* 1872. S. 32—33.)

3) A. a. O.

4) Friedr. Müller, *Ethnographie.* S. 48.

5) Montesquieu. A. a. O. S. 44.

tritt eines nicht minder kriegerischen Elements — indem sie den ethnischen Untergang des ursprünglichen Römervolkes, seine ethnische Umwandlung herbeiführte, war zugleich — darin der makedonischen Eroberung vergleichbar — die Hauptursache der späteren Culturblüthe Europa's.

Politische Zustände unter den Cäsaren.

Die Details der römischen Kaisergeschichte liegen dieser Darstellung fern. Das Ausmalen der Scheusslichkeiten eines Nero, Caligula, Heliogabal und Anderer ist ein mit Vorliebe gepflegter Sport, um daran die Schädlichkeit der Einzelherrschaft, deren demoralisirende, entsittlichende Wirkungen zu erweisen. Der Culturforscher beschönigt solche Ausartungen nicht, schuldet aber die Erklärung, dass vor 1800 Jahren die Idee der Humanität in unserm Sinne so wenig bestand, als sie heute noch bei minder gesitteten aussereuropäischen Völkern besteht. Wir halten jetzt für grausam, was ein Römer sehr milde befunden hätte. Grausam war auch die Republik, nur sind wir weniger darüber unterrichtet [1]). Andererseits sind Gründe genug vorhanden, welche die gleichfalls spärlichen Berichterstatter über die erste Kaiserzeit zu Uebertreibungen veranlassen mochten [2]). Die traditionelle Auffassung, wonach die Imperatoren der julisch-claudischen Familie als bewusste Bösewichter galten, hat Angesichts der neueren Forschungen wohl keine Berechtigung mehr. Was früher als absichtliche Schändlichkeit verabscheut wurde, erscheint nun als Verläumdung von Seiten der Historiker des Alterthums und als falsche Auslegung ihrer Werke, oder als ein unverschuldetes Geschick, das mehr unser Mitleid als unsern Zorn wachruft. Neuestens bricht sich immer mehr die Nothwendigkeit Bahn, die psychischen Eigenthümlichkeiten der vier Cäsaren Tiberius, Caligula, Claudius und Nero von einem gemeinsamen Gesichtspuncte aus, nämlich von dem einer Geisteskrankheit, aufzufassen. Der Grund derselben lag einzig und allein in der krankhaften Steigerung jener Eigenthümlichkeiten, welche in dem vermischten Blute der Julier und Claudier zusammentrafen, und in der Degeneration, welcher die julisch-claudische Familie im Laufe der Jahrhunderte anheimfiel, — eine Degeneration, welche sich nicht

1) Siehe über die römische Geschichtsschreibung: K. W. Nitzsch, *Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias. Kritische Untersuchungen zur Geschichte der älteren Republik.* Berlin 1873. 8°.

2) *Caesarian Rome.* A. a. O. macht dies für Tacitus und Lucanus sehr wahrscheinlich. Den Charakter Lucan's, eines kaum geringeren Scheusal's als Nero, hat Alfred Meissner prächtig geschildert in einem Feuilleton der *Neuen Freien Presse* im April 1868 unter dem Titel: *Der Dichter der Pharsalia.* Ueber Lucan lese man ferner nach die hübsche Studie von Jules Girard: *Un poète républicain sous Néron.* (*Revue des deux Mondes* vom 15. Juli 1875. S. 423—444.) Die Arbeiten A. Stahr's, dem mit Unrecht „Sclavensinn" unterschoben wird, haben, wenn auch in vieler Hinsicht anfechtbar, jedenfalls in den Augen aller Vorurtheilslosen die Auffassung des Tiberius beträchtlich modificirt.

blos an den Trägern der Imperatorenwürde, sondern auch an zahlreichen andern Mitgliedern der Familie zeigte und gleicherweise zum geistigen, wie zum körperlichen Verfalle und zum gänzlichen Erlöschen dieser alten, berühmten Geschlechter führte [1]).

Damit wird auch am besten die Ansicht widerlegt, welche sich in der Bemerkung ausdrückt, es sei eine denkwürdige Thatsache, dass fast alle Julier ihre Regierung mit edler Freisinnigkeit begannen und demnach als Menschen den Thron bestiegen, um erst auf demselben zu Teufeln zu werden und als Teufel zu sterben. Sollte der in diesen Worten versteckte Sinn, dass das Ichgefühl der Cäsaren kein Mit-Ich duldete und bei ihnen an Stelle des Gesammtgefühles trat, dass mit Einem Worte die Macht der Einzelherrschaft, der Cäsarenthron an sich die Quelle jener grauenhaften Erscheinungen gewesen, als wahr gelten, so bliebe unerklärt, warum sich die nämlichen Phänomene an nichtregierenden Mitgliedern dieser Familie beobachten lassen. Nachgewiesen ist ferner, dass die genannten Persönlichkeiten lange ehe sie zur Imperatorenwürde emporstiegen, mit dem grässlichen Leiden behaftet waren. Tiberius war geisteskrank, bevor er auf den Thron gelangte; Caligula trug die Keime seines geistigen Verfalles seit seinen Knabenjahren vor aller Welt zur Schau; Claudius war blödsinnig, ehe er auf den Thron gestossen wurde, und ein Kenner der Seelenzustände hätte für Nero leicht das richtige Prognostikon stellen können. Wären Tiberius, Caligula, Claudius und Nero nicht Kaiser der Welt geworden, der Geisteskrankheit wären sie dennoch zum Opfer gefallen. Ihre Machtstellung lieh ihrer Krankheit nur das Kleid, sie bedingte nicht ihr Wesen. Tiberius würde, wenn ihn das Geschick zum einfachen, römischen Bürger bestimmt hätte, sich vielleicht von den Juden oder der Polizei verfolgt geglaubt haben; Caligula, wenn er als Sclave geboren wäre, hätte denkbarerweise seinen Wahnsinn nur bis zu der Höhe emporgeschraubt, sich für den Schulzen seines Dorfes zu halten; Claudius hätte auch als Gerichtsdiener sich für einen grösseren Juristen als den Präsidenten eines hohen Tribunals gehalten und zur Feder gegriffen, um die Welt mit seiner Rechtsweisheit zu beglücken. Nero, etwa als Schuster in Pompeji, hätte vielleicht sein Genüge daran gefunden, durch Gesang und Tanz den Neid seiner Mitgesellen zu erregen. Zugleich geht aus den Biographien der Cäsaren ganz überraschend hervor, dass die Erscheinungsweise der Geisteskrankheiten im Laufe der Jahrtausende fast keine Veränderung erfahren hat.

Möge man jedoch die Gräuel der ersten Imperatorenzeit auffassen wie man wolle, sie vermögen nicht an der Thatsache zu rütteln, dass die Cäsarenherrschaft eine unmittelbare, natürliche und daher nothwendige Folge der vorausgegangenen Umstände gewesen. Und was für die Republik galt, gilt auch hier: eine Idee, welche

[1]) Siehe über dieses Thema die Untersuchungen des Dr. Wiedemeister, *Der Caesaren-Wahnsinn der julisch-claudischen Imperatorenfamilie geschildert an den Kaisern Tiberius, Caligula, Claudius, Nero.* Hannover 1875. 8°.

Jahrhunderte lang geherrscht, muss ihre volle Berechtigung zur Herrschaft gehabt und den geistigen Bedürfnissen und Anforderungen derjenigen, unter denen sie geherrscht, entsprochen haben [1]). Man kann alle Scheusslichkeiten, auch die wirthschaftlichen und moralischen Nachtheile des Cäsarenthums vollkommen zugeben und dabei doch Nothwendigkeit und Existenzberechtigung dieses Systems, so wie es war, erkennen. Alles was existirt, muss so viel Kraft in sich haben, dass seine Existenz eine Nothwendigkeit ist, denn sonst würde es nicht existiren.

Im Augenblicke, wo die innere Zersetzung vollständig, wo das morsche Gebäude der altersschwachen Republik krachend zusammenstürzte, stand überraschenderweise Rom nach aussen hin mächtiger da denn je zuvor. Diese Erscheinung erklärt blos der Fortbestand der militärischen Tugenden, die länger anhielten, als alle anderen, denn selbst die schlimmste Zeit des Kaiserreiches weist eine Fülle von Beispielen tapferer Soldaten auf [2]). Ja selbst fünf Jahrhunderte später, nach Theilung des Reiches und Fall des abendländischen Kaiserthumes zeigte sich der Umfang des Doppelstaates um Weniges nur im Osten geschmälert. Die römische Welt war nicht kleiner geworden, der Culturgang im Ganzen und Grossen durch den Verfall des politischen Lebens in Rom nicht beirrt [3]).

Der Entwurf des ersten Cäsar war eine grossartige Schöpfung. Er erkannte die Unmöglichkeit der republikanischen, von der Stadt Rom ausgehenden Staatsverwaltung und sah die Nothwendigkeit eines

[1]) Chwolson, *Die semitischen Völker* S. 24.

[2]) William Edward Hartpole Lecky's *Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl den Grossen.* Nach der zweiten verbesserten Auflage mit Bewilligung des Verfassers übersetzt von Dr. H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1870. 8°. I. Bd. S. 245.

[3]) Alles, was seit vierzig Jahren über römische Kaisergeschichte geschrieben wurde, ist bereits antiquirt, und eine moderne Bearbeitung derselben, wie wir sie für die Zeit der Republik besitzen, existirt dermalen wenigstens für die Periode bis zu Hadrian noch nicht. Den Philologen fehlte der politische Sinn und ihr Blick ging nicht über die Stadt Rom hinaus; die Italiener und Niederländer, als begeisterte Verehrer der republikanischen Freiheit, konnten als solche der Kaiserzeit nicht gerecht werden. An eine Darstellung, wie aus dem Alten das Neue sich entwickelt, dachte Niemand. Erst die Erweckung des deutschen Nationalsinnes brachte auch hier einen Aufschwung; am Verständnisse des eigenen Volkslebens erwachte das des Fremden. Es bedarf indess noch der Herbeiziehung aller Quellen mit kritischem Sinne und ihrer Bearbeitung mit politischem Blicke. Noch immer befindet sich die Geschichtsschreibung der römischen Kaiserzeit auf dem alten Standpuncte; die Kaiser nehmen den Vordergrund ein, die nationale Sache tritt zurück. Leider sind auch unsere Quellen höchst ungünstig, die Hauptschriftsteller sehr einseitige Staatsmänner. Entweder hatten sie den kaiserlichen oder den oppositionellen Standpunct, oder sie gingen von hausbackener Moral aus. Bisher standen die Kaiser im Mittelpuncte, und statt mit geschichtlichem Sinne die nothwendige Entwicklung der Verhältnisse zu verfolgen, wandte man sich mit massloser Kritik gegen die handelnden Personen. Manche falsche Vorstellungen setzten sich aus den uns vorliegenden Quellen fest. Die Altgläubigkeit hat jedoch in der Geschichtsschreibung der Kaiserzeit keine Zukunft; man muss den Parteistandpunct der Schriftsteller, die meist in den Spuren ihrer Vorgänger gingen, als solchen anerkennen und darnach die Glaubwürdigkeit des Einzelnen beurtheilen. Das reiche Material aus Inschriften, Münzen, Bildwerken, literarischen Berichten gilt es zu sammeln und zugleich durch Reisen die Anschauung der Oertlichkeiten zu gewinnen. Die Linien der Behandlung sind jetzt festgesetzt.

demokratischen Kaiserthums ein, das, da es neben Rom nur noch ein Culturvolk gab, das aber keiner Entwicklung fähig war, die andern Völker innig sich verbinden und zu einer grossen organischen Einheit zusammenschliessen müsse. Die unter den Kaisern sich entwickelnde Weltliteratur und die kosmopolitische Kunst darf man nicht verächtlich behandeln; sie ist eine grosse Errungenschaft gewesen, der nur die nationale Grundlage mangelt. Die neue „Ordnung" der Dinge brachte endlich den langersehnten Frieden, mit ihm Ruhe und wirkliche Ordnung nebst Bildung zurück, die überall mit verhältnissmässig geringen Störungen im Reiche herrschten; dieses erhielt mehr Einheit [1]), die einzelnen Provinzen grösseren Wohlstand [2]). Die Schwachen waren nicht mehr verachtet, man hatte auch für sie gesorgt, das bittere Joch der Sclaverei war durchbrochen. Dem Verfalle der Sitten stellte Cäsar Gesetze entgegen; er und sein Nachfolger machten durch ihre Fürsorge noch den dreihundertjährigen Bestand der alten Religion möglich. Leider blieben dem ersten grossen Cäsar nur vier Jahre zur Ausführung seiner Entwürfe verstattet und seine Nachfolger besassen nicht seinen Geist; mit ihm hatte die productive Kraft sich auf Jahrhunderte ausgelebt und das von ihm Gewollte war nur unvollkommen ausgeführt, wenn auch Augustus in seinem Sinne bedeutend gewirkt; unter den schwächeren Nachfolgern erhob sich der Militärdespotismus. Aber die Wirkung des durch Cäsar gegründeten Weltreiches auf die entferntesten Länder war trotz Allem grossartig, wovon besonders Inschriften und Münzen die glänzendsten Beweise liefern [3]). In der That muss in ausgedehntestem Maasse das urkundlich-epigraphische Material für die Darstellung der Zustände in den Provinzen herangezogen werden, wofür die literarischen Quellen fast gar nichts bieten.

Das Bild, welches man sich in Folge dessen von der Kaiserzeit machte, musste nothwendig ein einseitig verzerrtes sein; denn in Wirklichkeit spiegelten die Zustände weder in Rom noch überhaupt in Italien das Leben in den Provinzen. Die Menschen waren vom Drange erfasst, sich in Städte zusammenzuballen, wodurch das Land verödete, sowie von dem Wahne, in Rom würde es ihnen wohlergehen, während dies gerade zu Hause der Fall war. Hier in der Ferne waren die Schrecken der Cäsarenherrschaft nicht oder weniger fühlbar. Ein Provincial-Tacitus würde Tiberius wahrscheinlich als einen guten Kaiser geschildert haben; der alexandrinische Philo und Plutarch wissen nichts von seinen Grausamkeiten und Lastern. In Rom galt Claudius für einen Tölpel, in Gallien für einen thätigen, scharfsinnigen und wohlwollenden Herrscher. Selbst Nero's Verwaltung war im Ganzen eine gute [4]).

[1]) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 80 nennt den Zustand des Reiches sehr bezeichnend unter der Republik *aggregation*, unter dem Kaiserreich *combination*.

[2]) A. a. O. S. 83.

[3]) Es sind dies die leitenden Ideen, welche Dr. Hermann Schiller auf der 29. Versammlung deutscher Philologen zu Innsbruck 1874 in einem glänzenden Vortrage entwickelte.

[4]) Siehe darüber Hermann Schiller, *Geschichte des römischen Kaiserreiches unter der Regierung des Nero.* Berlin 1873. 8⁰.

Die Kaiserzeit war also keine Epoche unerträglicher Tyrannei; von den tollen Willküracten der Cäsaren verspürte die Provinz in der Regel wenig oder gar nichts [1]), ihre Wirkungen blieben zunächst auf die Hauptstadt beschränkt und nahmen selbst dort nicht die gemeiniglich vermutheten Dimensionen an. Im schlimmsten Falle waren in der Provinz die Besuche und Launen der Cäsaren Sommerstürme, die einen Theil der Ernte vernichteten; die republikanische Wirthschaft aber wie periodische Typhoone, nur Hungersnoth und Elend hinter sich lassend. Zweifelsohne zieht eine Schafheerde die Begleitung Eines Wolfes jener eines ganzen Rudels vor. Die Verwaltung der Provinzen blieb länger in derselben Hand und wenn der kaiserliche Verwalter sich eben so zu bereichern trachtete, wie der republikanische, so konnte er sich dazu Zeit lassen und, wie dies die vielen populären Statthalter beweisen, andererseits durch milde und verständige Regierung auszeichnen; einen populär gewordenen Statthalter aber abzuberufen, war für einen Cäsar nicht immer rathsam [2]). Wenn man von der administrativen römischen Verwaltung spricht, so wird dieselbe gerne als ein Alles vernichtender Despotismus, eine Alles erlahmende Centralisation geschildert. Dies beruht aber auf irriger Orts- und Zeitangabe. Der Despotismus ward nur in Rom selbst gefühlt und die Centralisation begann erst später. Rom hatte zu feinen politischen Sinn, um die eroberten Provinzen eine unnöthige Strenge fühlen zu lassen. Es liess den besiegten Nationen ihre Gebräuche, ihre Religionsübungen, schonte ihrer Eitelkeit, den letzten Trost der Besiegten, und ehrte ihre Erinnerungen. Die ersten Kaiser versuchten es nicht einmal, eine vollständige Einheit des Reiches herzustellen; nur die Leitung der politischen Angelegenheiten und das Commando über das Heer nahmen sie in eigene Hand. Uebrigens hing die Handhabung der Gewalt nur von den Bedingungen ab, unter welchen sich eine Provinz unterworfen hatte. Es ist nachgewiesen, dass während der ersten Kaiserzeit die Städte Campaniens sich nicht nur einer vollständigen Freiheit in der Communalverwaltung, sondern überhaupt einer weit freieren Bewegung in politischer Beziehung erfreuten, als in der Regel angenommen wird. Wie grausame Tyrannen auch einzelne Imperatoren gewesen sein mögen, es gebrach ihnen grossentheils an Macht; mit Ausnahme der kaiserlichen Leibgarde stand beinahe das ganze Heer längs der weitgestreckten Reichsgrenzen, und der zweite Factor, die Polizeimacht, war höchst spärlich und darauf berechnet, die gewöhnliche Ordnung in den Strassen aufrecht zu halten. In Wirklichkeit herrschte im römischen Kaiserreiche die weitest gehende

[1]) Vgl. darüber die treffliche Schilderung Gaston Boissier's, *Les provinces orientales de l'empire romain* in der *Revue des deux Mondes* vom 1. Juli 1874. Er zeigt sehr klar wie die „schlechten" Kaiser kaum weniger für das allgemeine Wohl thaten als die „guten" und bemerkt sehr richtig, die Hauptursache, warum Viele den blühenden Zustand des Reiches, die allgemeine Zufriedenheit und Wohlfahrt jener Epoche nicht gelten lassen wollen, beruhe in dem Widerwillen einzuräumen, dass Gutes einem ihnen verhassten Regime zu danken sei.

[2]) *Caesarian Rome.* S. 83—84.

municipale und persönliche Freiheit, während die intellectuelle, die Freiheit der Literatur und des Gewissens vielleicht niemals übertroffen ward. Unzutreffend wird das Kaiserthum der Republik entgegengestellt als die Zeit, wo man noch nicht die Entdeckung gemacht hatte, dass die Meinung und das freie Wort ein Verbrechen sei. Vielmehr war auch unter den Kaisern in Rom die Opposition allgegenwärtig; sie äusserte sich durch Pamphlete, Mauerinschriften, Bonmots, Anekdoten und Klatschereien in jeglicher Weise. Ueberall suchte und fand man Anspielungen auf die Gewalthaber. Es genügte z. B. einmal, dass ein Schauspieler mit schlotterndem Schritte und wackelndem Kopfe auf der Bühne erschien, während der Chor sang: „Da kommt ein alter Tropf aus dem Feldlager", um im ganzen Theater ein schallendes Gelächter zu erregen, das dem alten, persönlich sehr tüchtigen Soldatenkaiser Galba galt. Tiberius musste, wie Sueton erzählte, seinen Familiennamen Nero in Mero, seinen Vornamen Tiberius in Biberius umgewandelt sehen als Anspielung auf die ihm nachgesagte Vorliebe für den Wein. Noch in unserer Zeit wurde eine Mauerinschrift auf dem Forum aufgefunden, des Inhalts: „Tiberius verschmäht den Wein, seit er nach Blut dürstet." Die Pamphlet-Literatur blühte auf's üppigste; wohl liess schon Augustus die Schmähschriften verbrennen, deren Verfasser verbannen, und seine Nachfolger gingen mit ihnen noch viel strenger in's Gericht; aber wie Seneca sagt, fanden sich immer wieder Leute, die ihren Kopf an ein Bonmot wagten.

Was nun die Opposition selbst anbelangt, so hat noch nie eine Regierung sämmtliche Regierte zufriedengestellt; unter den edelsten und trefflichsten Regenten gab es noch jederzeit Unzufriedene, und man muss sogar zugestehen, dass eine Opposition eine naturgemässe Erscheinung unter jeglicher Regierungsform sei. Manchmal will der Regent — ob er nun Präsident oder König heisse, ist einerlei — jegliche Gegnerschaft vernichten und wendet zu diesem Zwecke die gewaltsamsten Mittel an. Andere Herrscher, von besserer Menschenkenntniss und klügerer Mässigung lassen die Opposition gewähren und begnügen sich damit, soviel als möglich ihre Spitze abzustumpfen. Einige politisch besonders entwickelte Nationen gehen sogar noch weiter; sie nehmen das Princip der Kritik in die Regierung selbst auf und bändigen die Opposition am besten, indem sie dieselbe am Gange der Staatsmaschine mit interessiren. Das kaiserliche Rom beging den Fehler, die erste hier angeführte Taktik anzuwenden, und nährte so durch die Mittel, welche sie vernichten sollten, die Opposition nur noch mehr. Zu diesen Mitteln zählt die Beeinflussung der Literatur, die man diesem Zwecke dienstbar machte, und ein ungemein verwickeltes und weitverzweigtes Spionage-System. Eine gewissenhafte Untersuchung führt aber zu dem Schlusse, dass die Oppositions-Partei sich durch Zaghaftigkeit, Skepticismus und vor Allem absoluten Mangel eines logisch geplanten Vorgehens auszeichnete. Jene, die sich am bittersten über die Cäsaren aussprachen, waren beinahe durchgängig Enttäuschte, und der *bona fide*

Conspiratoren scheinen nur gar wenige gewesen zu sein[1]). Dabei sei nicht vergessen, dass diese Opposition gegen die Cäsaren keineswegs von der Masse des Volkes, sondern von den altpatricischen Geschlechtern ausging, denn das Kaiserthum war bis gegen Ende eine urdemokratische Institution. Tiberius sah in jedem sich hervorthuenden Aristokraten einen Feind, und sein Arm traf desshalb nur Männer von politischer Bedeutung oder Blutsverwandte, welche ihm natürlich am verdächtigsten waren. Nach dem Blute des niederen Volkes lechzte kein Imperator; zu allen Zeiten aber hat es dem gemeinen Manne einen wollüstigen Spass bereitet, die Köpfe der „Grossen", seien diese nun gross durch Geburt, Reichthum, politisches Ansehen oder Wissen und Geist, am Schaffote fallen zu sehen; das blutdürstige Beginnen der Cäsaren durfte desshalb, so lange es sich an die Abschlachtung der Spitzen der Gesellschaft hielt, mit Sicherheit, wie die Popularität eines Domitian bei den niederen Massen beweist, auf den Beifall des Volkes rechnen, indem ja, man sehe die beliebten Gladiatorenkämpfe, die grausamen Instincte der menschlichen Physis nicht weniger vorhanden waren und Befriedigung suchten, als in seinen Herrschern.

Literatur, Religion und Philosophie.

In dieser und der unmittelbar vorangehenden Periode blutiger Wirren, des Todeskampfes der republikanischen Form erblühet nun das goldene Zeitalter römischer Literatur: ein Vergil (70—19 v. Chr.), ein Valerius Catullus (86—49 v. Chr.), ein Helvius Cinna, ein Cornelius Gallus, Ovid (44 v. Chr. — 16 n. Chr.), ein T. Lucretius Carus (95—51 v. Chr.), Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), Albius Tibullus (30 v. Chr.), Propertius (gest. 16 v. Chr.), Pedo Albinovanus unter den Dichtern; ein C. Sallustius Crispus (gest. 34 v. Chr.), Cornelius Nepos (gest. 30 v. Chr.), Trogus Pompejus (10 v. Chr.), Titus Livius (59 v. Chr. — 19 n. Chr.) unter den Geschichtsschreibern; L. Cotta, L. Hortensius und Marc. Tullius Cicero (106—43 v. Chr.) unter den Rednern. Fast alle diese Männer waren Zeitgenossen des selbst als Schriftsteller sehr bedeutenden C. Julius Cäsar (100—44 v. Chr.) oder seines Nachfolgers Octavian Augustus. Neben der schönen Literatur taucht auch die Wissenschaft auf, freilich erst um unter späteren Imperatoren zu höherem Aufschwunge zu gelangen. Marcus Vitruvius Pollio (10 v. Chr.) schreibt über Architektur, Aulus Cornelius Celsus und Antonius Musa über Medicin; man beginnt Philosophie mit Rechtswissenschaft zu verbinden, es wirken als Rechtsgelehrte C. Trebatius Testa, P. Alphenus Varus, Antistius Labeo; allmählig wird auch römische Sprache, Literatur

[1]) Vorstehendes nach dem geistreichen Buche von Gaston Boissier, *L'opposition sous les Césars.* Paris 1875. 8°.

und römisches Alterthum Gegenstand gelehrter Forschungen eines M. Terentius Varro (116—27 v. Chr.), eines Marc. Verrius Flaccus (unter August und Tiberius), eines Cajus Julius Hyginus (10 n. Chr.). Endlich legt jetzt der Eifer der ersten Männer im Staate, wie C. Asinius Pollio, Julius Cäsar und Augustus zum ersten Male öffentliche Bibliotheken an und bildet literarische Gesellschaften. Zugleich erreichte die lateinische Sprache ihre grösste Vollkommenheit und Reinheit, obgleich das Griechische häufig noch als Umgangssprache diente. Uebrigens waren im Alterthume die Gebildeten eine an Zahl geringe Classe, öffentliche Erziehung in unserem Sinne gab es nicht. Augustus's Rom glich etwa dem Paris Ludwig's XIV. oder dem London der Königin Anna. Die Massen stacken in tiefer Unwissenheit [1]).

Lebhaft mahnt dieser merkwürdige Geistesaufschwung an die Erscheinungen im alexandrinischen Aegypten; hier und dort knüpfen sie an das Aufflammen der Fürstenmacht nach langer Nacht republikanischer Anarchie an. Während aber in Alexandrien der Aufschwung lediglich ein scientifischer war, bildet das Augustische Zeitalter auch die classische Epoche der Poesie. Vergeblich sucht man nach ähnlichen Leistungen unter der Republik, Leistungen, deren classische Vollendung ungetrübt blieb von dem entsittlichenden Hauche des Cäsarismus wie von der Corruption des Volkes. Daraus entnimmt man, dass die Literatur in der Sonne der Fürstenmacht eben so gedeihen könne, wie in der Luft von Freistaaten. Die griechische Demokratie hat die Wissenschaft entschieden nicht, nur die Künste gefördert, und von den Dichtern lehnten sich viele an die Tyrannis an. Eine Ueberschau der vier Weltliteraturen der Neuzeit zeigt, dass die Poesie in Italien, Frankreich, England und Deutschland ihre classische Periode mitunter in einer Zeit schrecklicher Wirren und oft drückender Fürstenherrschaft feierte. Umgekehrt haben republikanische Völker sich mit einem sehr bescheidenen Beitrage zur literarischen Entwicklung begnügt. So ist in den transoceanischen Unionsstaaten, an Bevölkerungszahl manche europäische Grossmacht übertreffend, kaum ein Dichter erstanden, der z. B. dem Camoës des kleinen Portugal gleichzustellen wäre.

Aus der Literatur der beginnenden Kaiserzeit geht weiter hervor, wie vollständig damals im römischen Volke das religiöse Gefühl ausgelöscht war: die niederen Classen waren wirkliche Atheisten [2]). Nun waren aber die alten Römer ein tiefreligiöses Volk gewesen und hatten eben aus der Stärke ihres Glaubens grossentheils ihre Kraft geschöpft [3]). Da es aber in Rom so wenig als in Griechenland eine geschlossene Priesterkaste gab, obwohl der Adel möglichst

[1]) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 72—73.

[2]) Draper. A. a. O. S. 192. 195.

[3]) *One person with a belief, is a social power equal to ninety-nine who have only interests* (John Stuart Mill. A. a. O. S. 6), wobei unter Interessen blos materielle zu verstehen sind, denn geistige Interessen liegen selbst dem Glauben zu Grunde.

lange die Priesterämter für sich behielt[1]), so vermochte diese die Staatsreligion nicht in ihrer Reinheit zu erhalten, die alsbald durch die Vermischung mit Anschauungen fremder Völker, fremden Glaubens getrübt werden sollte; auf diese Weise gelang zuerst die Verschmelzung des heiteren, aber eines tieferen Hintergrundes entbehrenden religiösen Cultus der Griechen[2]) mit dem ernsteren, auf geistige Urbilder zurückgreifenden Religionssysteme der Römer. Noch zerstörender musste natürlich die fortgesetzte innige Berührung mit total fremden, mitunter geradezu widersprechenden Glaubensansichten auf die Religion der Volksmassen wirken[3]), in Folge dessen sich als die erste Frucht der intellectuellen Entwicklung ein allgemeiner Skepticismus unter den Philosophen des Kaiserthumes geltend machte und nicht nur die niederen, sondern auch die oberen Classen rasch entweder Atheisten wie die Epikuräer, oder reine Theisten wie die Stoiker und Platoniker wurden[4]). Denn der Epikuräismus, dem modernen Materialismus analog, ist wohl gut für's Leben; die Erfahrung lehrt jedoch, dass er zum Sterben nicht genügt. Es ist aber ganz unzweifelhaft, dass gerade die Religion die Sittenstrenge der früheren Zeit wesentlich gefördert hatte und mit Zerstörung des Glaubens Corruption und Demoralisation einzogen. So wenig vermag die Vermehrung und Ausbreitung des positiven Wissens den niederen Volksmassen Ersatz zu bieten für die Truggebilde der Religion! Der locale Charakter der altrömischen Staatsreligion kräftigte das Gefühl der Vaterlandsliebe, stützte die Oberherrschaft des Vaters in der Familie, umgab die Eheschliessung mit vielen ehrfurchtsvollen Feierlichkeiten, schuf einfache und demüthige Charaktere[5]), und zog mit Einem Worte jene Tugenden gross, die man als Producte der Republik rühmen will. Die hereingebrochene Irreligiosität der unteren Schichten — das Theater erweiterte in hohem Grade den Bereich des Skepticismus[6]) — konnte nicht einmal den Aberglauben der früheren Epochen bannen. Die Märsche der Legionen und die Reisen der Kaufleute hatten zwar alle Spukgebilde über ferne Länder zerstört[7]), dafür gab es nunmehr sehr Viele, welche zwar erklärten, es gebe keine Götter, zugleich aber ihren unbedingten Glauben an alle Vorbedeutungen, Wahrsagungen, Träume und Wunder bekannten. Der Glaube an den bösen Blick, heute noch bei vielen Völkern America's, Asien's und Africa's verbreitet, herrschte zu Augustus Zeiten unter den Römern wie unter den aufgeklärtesten Griechen. Unzähligen Naturerscheinungen, Kometen, Meteoren, Erdbeben, Missgeburten legte man eine Art geheimer oder Zauberkraft bei, die Astrologie erhob sich zu grosser Bedeutsamkeit[8]), und wenn wir alle

[1]) Die *Flamines minores* wurden aus plebejischen Geschlechtern gewählt.
[2]) Siehe darüber oben S. 360.
[3]) Goldwin Smith. A. a. O. IV. Bd. S. 6.
[4]) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 146.
[5]) A. a. O. I. Bd. S. 152.
[6]) A. a. O. I. Bd. S. 153.
[7]) Draper. A. a. O. S. 193.
[8]) Lecky. A. a. O. S. 154.

Lächerlichkeiten und Krähwinkeleien dieses antiken Aberglaubens durchgehen, so sehen wir, dass antiker und moderner Volksglaube in ihrer Wesenheit übereinstimmen. Die griechische Aufklärung mit ihrem Mangel an Religion hatte auf die Massen durchaus nicht sittigend gewirkt. Der crasse, allerdings die Wahrheit erkennende Atheismus der Niederen — selbst alte Weiber und Kinder spotteten des Cerberus und der Furien — übersetzte sich bei den Gebildeten in einen philosophischen, dem sowohl Stoiker als Epikuräer angehörten. In Rom hatte von jeher der Stoicismus geblüht und blieb auch während des Kaiserreiches Quelle und Regulator der sittlichen Begeisterung; zudem belebten ihn stets neu die fortdauernden Kriege, denn der Krieg war immer die grosse Schule des Heroismus, der die Menschen sterben lehrt. Während aber der Stoicismus mit vollständiger Unterdrückung der Gefühle der unumschränkten Herrschaft der Vernunft den Weg zu bahnen suchte, verachtete er jedes Wissen, das nicht auf Erstrebung der Tugend abzielte und erwies sich als bildungs- und culturfeindliches Element. Wie die peripatetische, platonische und pythagoräische Schule vertheidigte er z. B. die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen [1]). Umgekehrt bemühte sich der Epikuräismus, in seinen sittlichen Wirkungen zersetzend, eine Schule des Lasters, den Aberglauben zu verscheuchen, zur Erforschung der Natur anzuspornen, mit Einem Worte Bildung und Cultur zu verbreiten. Daher die Philosophen meistens Stoiker, beinahe alle grossen Naturforscher aber Epikuräer waren [2]).

Die römische Gesellschaft unter den Kaisern.

Eine derartig sittlich zersetzte, in Wissen und Können aber weiter denn je fortgeschrittene Gesellschaft mannigfach gemischten Blutes lag dem römischen Kaiserthume zu Grunde. In einer unsittlichen Gesellschaft kann es nie eine sittliche Regierung geben. Der wüthendste Despot ist unfähig den geringsten Schaden zu stiften, wenn er keine ergebenen und dienstwilligen Werkzeuge findet; und um ein grosses Volk zu regieren, bedarf es gar vieler bis in die untersten Classen hinabreichender Werkzeuge. Diese sind stets im Voraus da, sie werden nicht erst durch die Tyrannei geschaffen, sie sind es vielmehr, die den Tyrannen erzeugen, mit der Tyrannei und Willkürherrschaft einverstanden sind, noch ehe dieselbe wirksam geworden. Und Tyrannei, Cäsarismus, Despotie oder wie man es nennen will, waren stets nur dort möglich, wo sich der Freiheitsidee gegenüber die Massen des Volkes zum mindesten gleichgiltig verhielten, der Alleinherrschaft also auch nicht feindlich gesinnt

[1]) Lecky. A. a. O.
[2]) A. a. O. S. 156—157.

waren. Tyrannen können durch einzelne Freiheitsfanatiker beseitigt werden, bleibt aber darnach die Thatsache der Tyrannei aufrecht stehen, wie in Rom, so liegt hierin der kräftigste Beweis ihrer Existenzberechtigung. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. In Rom insbesondere — ich habe es schon wiederholt betont — fehlte dem Kaiserthume eine demokratische Grundlage nicht [1]), indem es seine ganze Macht lediglich aus dem Volke zog und durch das Volk erhielt [2]). Nachdem mit Nero [3]) die cäsarische Familie schon 68 n. Chr. erloschen, gab's für das Volk nicht einmal einen Vorwand mehr, die Kaiserherrschaft noch vier Jahrhunderte zu dulden, hätte es nicht so gewollt. Von Vespasian bis Commodus mischten sich auch die Armeen nicht weiter in die Thronbesetzung, sondern der neue Regent war jedesmal von seinem Vorgänger bereits bestimmt und ernannt, eine Ernennung, welche zu respectiren das Volk durch nichts gezwungen war, auch nicht werden konnte. In dieser langen Reihe gab es böse und gute Herrscher; die Verwaltung eines Domitian war vielleicht schlimmer als die ärgste republikanische Misswirthschaft, jene eines Trajan oder Marc Aurel gewiss weitaus besser als die beste Epoche der Republik, die kein goldenes Zeitalter wie jenes der Antonine aufzuweisen hat. Das Volk ertrug sie beide. Den Sittenverfall Rom's mag das Kaiserthum beschleunigt haben, erzeugt hat es ihn nicht. Die Verderbniss des Hofes, die Ausbildung der Angeberei [4]), die Aufmunterung des Luxus, die Kornvertheilung, die Vermehrung der Fechterspiele verhinderten die Entwicklung des politischen Lebens, waren grosse Uebel [5]), aber keineswegs Wirkungen des Kaiserthums. Der Luxus, in seinen Ausschreitungen so verderblich, war vor Cäsar schon eingebürgert, ein Geschenk des durch die glücklichen Eroberungskriege erworbenen Reichthums. Und trotz der ungeheueren Verschwendung der Cäsaren war sicherlich zu ihrer Zeit das Volk im Ganzen um vieles wohlhabender, als unter der Republik; gerade in der späteren Imperatorenzeit scheint dieser Reichthum, trotz des Verfalles, ein sehr grosser geworden zu sein; so wurden z. B. Seidenzeuge selbst bei den unteren Classen Bedürfniss, ungeachtet sie zu Lande aus China bezogen werden mussten [6]). Schon seit Sulla und Lucull hatte die Schwelgerei reissend zugenommen; Lucullus (106—56 v. Chr.), der nebenbei gesagt — keineswegs ein gemeiner Lüstling — Gelehrte und Künstler schützte, Büchersammlungen anlegte, den Kirschbaum aus Asien nach Italien brachte, und selbst ein Kenner griechischer

[1]) Es (das Kaiserthum) war meistentheils wesentlich demokratisch. (Lecky. A. a. O. S. 212.)

[2]) *The autocrat is one of that nation, he lives in it, and subsists by its support.* (Goldwin Smith. A. a. O. S. 11.)

[3]) Das Buch von Ernest Renan, *L'antichrist.* Paris 1873. 8°. 2e. édit. ist hier für mich von keinem Belange.

[4]) Siehe darüber die interessante Abhandlung von Gaston Boissier in der *Revue des deux Mondes* vom 1. December 1867.

[5]) Lecky. A. a. O. S. 238.

[6]) W. Roscher. A. a. O. S. 445.

Literatur, baute sich ein Haus von einer Pracht, wie man sie zu Rom früher nie gesehen. Nach kaum dreissig Jahren konnte es nicht einmal für das hundertste Privathaus gelten [1]). Dies zu einer Zeit, wo das Kaiserthum kaum begonnen, also noch keine sichtbaren Wirkungen geübt haben konnte. In der That vermochte nichts dem Anschwellen des Luxus entgegen zu treten, so lange der allgemeine Reichthum nicht vermindert wurde; die ersten Cäsaren, Cäsar selbst und Augustus erliess Gesetze gegen den Luxus, sie nützten so wenig, wie die auf Heirathen gesetzte Prämie, wie das Verbot der Gladiatorenspiele. Allerwärts fängt der Cäsarismus mit thatsächlichen Verbesserungen an, die sich insgesammt auf die Dauer als resultatlos herausstellten. Die Kaiserzeit begann mit systematischer Regelung des Staatshaushaltes [2]) und vermochte den wirthschaftlichen Ruin des Reiches nicht aufzuhalten; sie trachtete die ehelichen Verhältnisse zu regeln, milderte vielfach den entsetzlichen Despotismus der republikanischen Familie [3]), und nie waren diese Verhältnisse trostloser; sie versuchte — selbst ein Domitian that dies — durch Gesetze die Prostitution einzuschränken [4]), nie ward dieselbe allgemeiner, bis in die höchsten Kreise hinanreichend; sie verbesserte die Lage der Provinzen, welche Unabhängigkeit gegen Frieden austauschten [5]), und diese fielen ab; sie schützte die Sclaven gegen die Ausschreitungen der Herren, wie es nie zuvor geschehen, verbesserte ihre gesetzliche Stellung, und nie waren die Sclaven demoralisirter als damals.

Noch lange könnte ich fortfahren mit dem Aufzählen versuchter und thatsächlicher Verbesserungen, die das römische Volk dem Imperatorenthum verdankt, ohne dass sociale und sittliche Besserung wahrnehmbar geworden wäre. Diesen seltsamen Widerspruch löst die einfache Betrachtung, dass die Regierungen allemal selbst erfasst werden von dem Strome der Zeit und ganz unvermögend sind, ein Volk aufzuhalten in der Richtung, welche ihm seine innersten Elemente aufnöthigten. So sind die Cäsaren und ihre Herrschaft, mit allem Nützlichen und Schädlichen, nichts als der personificirte Ausdruck der Volksentwicklung. Zudem leistete der Cäsarismus der allgemeinen Culturentfaltung einen zwiefachen Dienst; einmal indem die geistige und materielle Cultur eine höhere Stufe denn je erreichen konnte, zweitens indem er diese Cultur über einen grossen Theil der damals bekannten Erde verbreitete und festhielt.

Selbst Gegner des Kaiserthums räumen dessen Nothwendigkeit ein, weil nur Gewalt eine so egoistische Gesellschaft wie in den letzten Tagen der Republik zusammenhalten konnte [6]). Das Cäsarenthum bildete den Schlussstein des Gewölbes, welches die orientalische

1) Roscher. A. a. O. S. 450.
2) M. Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 32.
3) Lecky. A. a. O. S. 271.
4) Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. Bd. S. 326. II. Bd. S. 17.
5) Draper. A. a. O. S. 193 und Lecky. A. a. O. S. 242.
6) Goldwin Smith. A. a. O. S. 7. 14.

und occidentale Welt umspannte. Im Osten lagen Staaten und Völker, deren grosse Tage längst vorbei, deren Civilisation bis an's Herz hinan corrupt war; im Westen frische lebenskräftige Stämme, deren Cultur jedoch kaum der Nomadenstufe entwachsen. Die jugendliche Kraft des Westens erheischte einen Führer, die Altersschwäche des Ostens eine Stütze, Erziehung auf der einen, Schutz auf der anderen Seite. Nur ein kräftiger Schlussstein konnte die auseinanderstrebenden Bausteine des Bogens zusammenhalten, der von den westlichen Grenzen des Partherreiches bis zu den Hütten gallischer Fischer reichte [1]). Die Politik der Republik kann man im Grossen als die der Eroberung, jene des Kaiserreiches als die der Erhaltung bezeichnen [2]). Die Cultur der Republik war roh, die des Kaiserthums streifte an moderne Civilisation. Schon das Gemälde von dem ungeheuren Luxus jener Zeit [3]), die reichen und glänzenden Einrichtungen der Häuser und Paläste, selbst der der Prostitution geweihten Lupanare, die Kostbarkeit der Kleiderstoffe und Gewänder, der Trinkgefässe und Schmnckgegenstände, die Pracht der öffentlichen Aufzüge, die Bequemlichkeiteu der Bäder wie Bajæ, das keine Jungfrau als solche mehr verliess [4]), sind die Gewähr für eine hochentwickelte materielle Cultur mit eben so hoher Industrie. In vielen Dingen, nicht blos des Luxus, sondern des materiellen Comforts und der öffentlichen Gesundheitspflege, wie Bäder und Wasserleitungen, waren die Römer selbst der raffinirten Gegenwart überlegen [5]). Noch zu Zeiten der Republik galten künstliche Bäder in Rom als nur den Reichen erlaubter Luxus. Als aber solche, die sich um die Gunst des Volkes bewarben, demselben wie Spiele, so auch Bäder freizugeben anfingen und wegen des colossalen Anwachsens der Weltstadt schliesslich unter Nerva neun grosse Aquäducte ganze Wasserbäche zuleiteten, erstanden allenthalben Bäder jeder Gattung in reicher Zahl. Damals entwickelte sich die Scheidung der *Balnea*, der Badeanstalten in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, und der Thermen, die über jenes Maass weit hinausgehend, wie jene des Caracalla und Titus, förmlich zu kleinen Städten anwuchsen und Mittelpuncte des geselligen Lebens wurden. Manche vornehme Römer brachten den ganzen Tag in jenen Thermen zu; es war ja das Baden trotz seinem Raffinement zur Nebensache geworden. Die Spaziergänge, körperliche Uebungen, Schauspieler, Declamatoren und Redner

[1]) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 86.

[2]) Lecky. A. a. O. S. 216.

[3]) Roscher. A. a. O. S. 450—456.

[4]) *Nullus in orbe sinus Bailis praelucet amoenis* (Horat. lib. I. epist. 1. vers 83), dann aber auch Propertius (Eleg. lib. I. 11. vers 27—30):

Tu modo quam primum corruptas desere Baias:
Multis ista dabunt litora dissidium,
Litora quae fuerunt castis inimica puellis
Ah! pereant Baiae, crimen amoris, aquae.

Vgl. auch Seneca: *Epist. ad Lucilium*, und Cicero, *Pro Caelio.* cap. 15. Ferner *Baths and Bathings Places, ancient and modern.* (*Quarterly Review.* July 1870. Nr. 257.)

[5]) *Quart. Rev.* A. a. O. S. 151.

boten Zerstreuung und eigene Bibliotheken ermöglichten den Besuchern selbst ernstere Beschäftigung. All' diesen Bedürfnissen entsprechend, hatte sich auch die Bauweise dieser Räume ausgebildet, von den einfachen älteren Bädern in Pompeji bis zu den riesigen Anlagen der Caracalla-Thermen [1]).

Dagegen war bis zu der Neronischen Feuersbrunst Rom keine schöne Stadt in modernem Sinne [2]); die Strassen waren enge, die Häuser im Verhältniss hoch; erst nach dem Brande gewann es ein imposantes Aussehen. In dem halben Jahrhunderte von Vespasian bis Hadrian erreichte es seinen höchsten Glanz, wenn auch unter den Antoninen und später noch Vieles zu seiner Verschönerung geschah. Damals entstanden in gedrängter Reihenfolge die Wunderwerke [3]), welche die spätesten Nachkommen nicht minder als die Zeitgenossen anstaunten. Die Privathäuser waren nach Aussen wohl von unscheinbarem Ansehen, dafür im Innern desto glänzender; zur Zeit der Republik diente die Kunst nur dem Interesse des Staates, jetzt aber war sie dem Römer nicht mehr äusserer Schein, sondern Bedürfniss, Nothwendigkeit der Bildung; nicht für seine Clienten und Hausfreunde, für seinen eigenen Genuss stattete er seine Wohn- und Schlafzimmer künstlerisch aus; vor Fremden mit der Kunst zu prunken lag ihm fern. Vor allem diente zur Ausschmückung der Wohnungen die decorative Malerei, mit farbigen Inschriften beginnend und sich bis zu Figurengemälden steigernd; alle diese Decorationsbilder waren Originale, nicht etwa, wie man eine zeitlang zu glauben versucht war, Copien alter griechischer Bilder [4]). Mit dieser Ausschmückung des Wohnhauses ging die bessere Ausstattung der Grabdenkmale Hand in Hand. Noch unter Cicero entbehrte Rom des Schmucks der Grabsteine; erst nachher kamen dieselben auf und später noch die Marmorsarkophage, die allerdings nur einer hohen Schicht der Gesellschaft angehörten und in der Darstellung charakteristischer Scenen der Wirklichkeit und der rein poetischen des griechischen Idealismus wechselten. Dass hier ein höherer Gedanke, als in den griechischen Grabsteinen zu Tage tritt, ist keineswegs zufällig [5]), denn die herrschende Philosophie empfand das Bedürfniss, sich mit dem Tode auseinanderzusetzen [6]).

[1]) Nach einem Vortrage Prof. Bäumer's *Ueber römische Bäder*, gehalten zu Wien am 26. November 1874.

[2]) Ludwig Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's in der Zeit vom August bis zum Ausgang der Antonine.* Leipzig 1862. 8⁰. I. Bd. S. 3.

[3]) A. a. O. S. 10—11. Ammianus Marcellinus XVI. 10, 13 schildert den Eindruck, den Rom auf den Kaiser Constantius machte, der es im Jahre 357 zum ersten Male sah, und nennt in dieser Schilderung fast ohne Ausnahme nur Bauten, die aus jener Zeit stammen. Der Kaiser blieb stumm vor Bewunderung. Eine meisterhafte Schilderung seiner Haltung siehe bei Broglie, *L'Eglise et l'Empire.* III. Bd. S. 376.

[4]) Nach einem Vortrage, den Custos Dr. Falke in Wien *Ueber die Decorirung im römischen Wohnhause* vor einigen Jahren gehalten hat.

[5]) Vortrag des Prof. Friedrichs in der Berliner Singakademie *Ueber die Grabdenkmale der Griechen.* Siehe den Bericht darüber in der *Berlinischen* (*Vossischen*) *Zeitung* vom 21. März 1866.

[6]) Siehe Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 184—203.

Die Culturverfeinerung äusserte sich nicht nur im Aufschwunge der Architektur und Malerei, sondern selbst in der Musik. Zwar ist dies jene Kunst, welche im Alterthume keine Ausbildung erfahren hat, die mit derjenigen der neueren Zeit nur von ferne verglichen werden könnte. Hatte die Tonkunst im Alterthum überhaupt keine höhere, rein selbständige Bedeutung, war sie vollends in Rom nur ein Nachhall der griechischen Kunst, so entwickelte sie sich doch in der Kaiserzeit zu einem Virtuosenthume, wie nie zuvor. Die Virtuosen waren fast immer auf Reisen; ihre Honorare und Einnahmen sehr glänzend, selbst der gewöhnliche Musikunterricht in vornehmen Häusern sehr einträglich und die Entlohnungen berühmter Sänger und Kitharöden, gerade wie heutzutage, ein Gegenstand des Neides und Aergers für die Männer der Wissenschaft und Literatur. Die von Griechenland nach Rom verpflanzten musischen Wettkämpfe nahmen bald die Formen von Monstreconcerten an, welche die heutigen überboten; im ganzen Alterthume aber blieb das Wohlgefallen an Musik nicht viel mehr als sinnliche Lust, die zur Verweichlichung und Sittenverderbniss das Ihrige beitrug. Nicht minder demoralisirend wirkten die gleichfalls aus Griechenland überkommenen theatralischen Vorstellungen; die Erbauung eigentlicher Theater, nach Muster der griechischen, fällt in die erste Kaiserzeit; es gab griechische Wandertruppen in Rom, und der Umgang mit diesen Bühnenkünstlern, nach allem, was wir vermuthen können, ganz das leichtlebige, äusserlich wenigstens lebenslustige Völkchen, wie die allgemeine Meinung sie auch heute noch sein lässt, war damals von Hoch und Niedrig gesucht. Bis in die späteste Kaiserzeit dauerten im ganzen Umfange des Reiches diese Wanderungen griechischer Techniten, über deren Immoralität schon Aristoteles Klage geführt hatte; seither war unter ihnen eine Corruption eingetreten, welche dem gefeierten Drama seine hervorragende Stellung in öffentlichen Festen und seinen religiösen Charakter nicht mehr zu wahren vermochte [1]. Schon in der Ciceronianischen Zeit liess sich das römische Bühnenwesen mit den heutigen französischen Theaterzuständen vergleichen [2]. Eine eigenthümliche Einrichtung waren die Amphitheater, die sich bald über die ganze Ausdehnung des Reiches verbreiteten und durch die darin abgehaltenen Thierkämpfe und Gladiatorenspiele von der allgemeinen Sittenverwilderung Zeugniss ablegen. Ueber den entsittlichenden Einfluss dieser Fechterspiele ist viel geschrieben worden [3]; ihr Ursprung ist in den religiösen Leichenspielen der Etrusker zu suchen, wo sie als Ueberlebsel früherer Menschen-

[1]) Siehe darüber Ausführliches bei Otto Lüders, *Die Dionysischen Künstler.* Berlin 1873. 8°.

[2]) Herm. Göll, *Zwei römische Schauspieler.* (*Ausland* 1869. Nr. 19. S. 434.) Schildert Quintus Roscius Gallus (geb. 135 v. Chr.) und seinen Zeitgenossen Claudius Aesopus. (A. a. O. S. 433—437 und Nr. 20, S. 460—462.)

[3]) Vgl. Lecky. A. a. O. S. 247—261.

opfer zu betrachten sind[1]; sie wurden in der republikanischen Periode mit Eifer gepflegt und beim Volke so beliebt, dass Cäsar und Pompejus sich ihrer als Mittel zur Gewinnung des Volkes bedienen konnten, und dieses bereitwillig seine Freiheit für eine Anzahl dieser Spiele verschacherte, ein Beweis, wie wenig Werth es auf dieselbe legte, wie wenig ihm durch deren Verlust Unrecht geschah. Die Wahrheit ist, dass jenes Zeitalter von der „Humanität" einen anderen Begriff hatte als die Gegenwart, wie aus allem, aus der Behandlung der Sclaven und der Härte der Körper- und Todesstrafen, darunter die Kreuzigung[2], hervorgeht. Jede körperlich zu erduldende Criminalstrafe schloss bei den Römern die Stäupung oder Geisselung in sich.

Ist kein Grund von den künstlerischen Zuständen des Kaiserreiches gering zu denken, so besteht ein solcher auch nicht in Hinsicht der Literatur. Das Augustäische Zeitalter umfasste die Blüthe des römischen Schriftthumes, die nie zuvor und allerdings auch später nie wieder erreicht wurde, eine Erscheinung, die vollkommen natürlich und zudem der Geistesentwicklung aller Völker analog ist. Bei allen hat die Blüthe der Literatur nur kurz gedauert und den einmal erklommenen Höhenpunct nie mehr erreicht; ist ja auch in der Natur die Blüthezeit nur kurz bemessen; dass also die Literatur sich nicht auf der augustäischen Höhe erhalten konnte, ist natürlich nicht Folge der Alleinherrschaft. Es hat diese Periode vielmehr noch eine stattliche Reihe gediegener Schriftsteller geliefert, und wenn die Sprache an Reinheit und Originalität einbüsste, so war dies die nothwendige Consequenz des erweiterten Weltverkehres, der das Lateinische mit zahlreichen fremden Wörtern und Wendungen bereicherte[3]. Während aber Poesie und schöne Literatur, gerade wie in Hellas, an innerem Werthe verloren, gewann das wissenschaftliche Moment immer mehr an Bedeutung. Die Glanzepochen der Literatur in Griechenland, in Rom und anderwärts, haben niemals zugleich eine Blüthe der Wissenschaft begleitet, sondern sind dieser stets vorangegangen. Wenn auf dem Gebiete des Schriftthums es erlaubt ist, die Poesie als das zu betrachten, was die Kunst der Wissenschaft im Allgemeinen gegenüber ist, so liefert auch Rom den Beweis, dass erst mit abnehmender Kunstentwicklung die Wissenschaft

[1] Auch Schaafhausen (*Die Menschenfresserei und das Menschenopfer.* A. a. O.) hält die Gladiatorenspiele für zweifellos religiösen Ursprungs. Erst 264 v. Chr. — also in der Blüthe der Republik treten uns diese etruskischen Leichenspiele zum ersten Male in Rom entgegen bei Bestattung des Brutus Perus.

[2] Prof. Dr. Zestermann hat seine interessanten Forschungen über die Strafe der Kreuzigung bei den Alten auf dem im September 1867 zu Antwerpen abgehaltenen internationalen historisch-archäologischen Congresse vorgetragen und ausserdem in zwei Osterprogrammen der Thomasschule zu Leipzig niedergelegt. Ein Referat Dr. A. Sommer's darüber siehe *Neues Fremdenblatt* (Wien) vom 11. September 1868. II. Beilage. — Die Schrift von Dr. Ph. Degen, *Das Kreuz als Strafwerkzeug und Strafe der Alten.* Aachen 1873. 4°. mit 1 Tafel, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

[3] *Si antiquum sermonem nostro comparemus, pane jam quidquid loquimur, figura est.* (Quintilianus, *De institutione oratoria.* IV. lib. c. 3.)

in ihre Rechte tritt. Die Kunst kann niemals wissenschaftlich, die Wissenschaft niemals künstlerisch sein, die kalte ernste skeptische Wissenschaft muss die auf Phantasie und Idealismus beruhende Kunst an sich zerstören. Wir haben daher kein Beispiel, dass je ein Volk Kunst und Wissenschaft gleichzeitig und gleichmässig ausgebildet hätte. Die Kunst spriesst in den Tagen der Jugend, die Wissenschaft ist die Frucht der Reife — auch bei den Völkern.

Desshalb leuchtet die römische Kaiserzeit hervor durch ein vorher unbekanntes wissenschaftliches Streben, ganz abgesehen von der üppiger denn je wuchernden Philosophie; wir finden den Mathematiker Sextus Julius Frontius (gest. 106 n. Chr.), L. Julius Moderatus Columella, dem wir wichtige Mittheilungen über die Landwirthschaft verdanken, den Geographen Pomponius Mela und vor Allen den Naturhistoriker Caj. Plinius Secundus Major, den Verfasser der berühmten *Historia naturalis;* im ganzen Alterthume ist nichts Aehnliches versucht worden und trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile bietet das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung dar; es begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Processe des Luftkreises, die Oberflächengestaltung der Erde, alles Tellurische, von der Pflanzendecke und den Weichwürmern des Oceans an bis hinauf zu dem Menschengeschlechte [1]).

Eine nicht blos hochgehaltene und hochangesehene, sondern auch eine hochbewerthete und hochbesoldete Wissenschaft war die Medicin. Plinius erzählt von dem Wundarzte Alcon, der unter Kaiser Claudius aus Rom verbannt und mit der Confiscation seines Vermögens bestraft wurde. Diese Confiscation soll dem Fiscus „hundertmal hunderttausend Sesterzen", das ist nicht weniger als 1½ Millionen Mark, eingetragen haben. Später wurde Alcon begnadigt und durfte nach Rom zurückkehren. In wenigen Jahren, versichert Plinius, hatte er sich mit seiner Kunst sein früheres Vermögen wieder erworben. Von einem anderen römischen Arzte, Charmis aus Marseille, der mit kaltem Wasser curirte, wird berichtet, dass er sich für eine Cur 200 Sesterzen, das ist 30,000 Mark, in Gold zahlen liess. Plinius führt diese Beispiele an, um zu zeigen, welche Reichthümer die Jünger Aesculap's mit ihrer Kunst zu erwerben vermochten. Waren auch die Summen, welche Alcon und Charmis ihren Patienten abnahmen, nicht das im alten Rom gang und gäbe Honorar für ärztliche Hilfeleistung, so standen sie doch in einem gewissen Verhältnisse zu der allgemein üblichen Honorirung derselben. Die Aerzte im antiken Rom waren durchwegs sehr wohlhabende Männer. Die „kaiserlichen" Aerzte bezogen einen Jahresgehalt von 250 Sesterzen oder 37,500 Mark. Von einem gewissen Quintus Tartinius erzählt Plinius, dass er es sich als besonderes Verdienst anrechnete, als kaiserlicher Arzt sich mit einem Jahresgehalte von blos 500 Sesterzen oder 75,000 Mark zu begnügen.

[1]) Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 230.

Mit seiner Privatpraxis erwarb er sich nebstbei jährlich 600 Sesterzen oder 90,000 Mark. Diese Ziffern geben eine Vorstellung von dem Ansehen und den Einkünften der Aerzte im alten Rom.

Schon unter Cäsar hatte die Kalenderreform, einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Fortschritte, stattgefunden, und sollte erst nach fast anderthalb Jahrtausenden durch das Werk eines Papstes verdunkelt werden.

Endlich stammen aus der Kaiserzeit sogar die Anfänge der Presse. In der Zeit von Cicero bis Marc Aurel wurde schwerlich weniger gelesen und geschrieben als heutzutage; die Vervielfältigung der Bücher durch Schrift war eine im grossartigsten Maassstabe betriebene Industrie, freilich nur durch die Sclaverei ermöglicht, worauf überhaupt die Industrie des Alterthums beruhte. Sie bewirkte, dass der Mangel von Maschinen hundertfältig durch persönlichen Dienst ersetzt werden konnte; so wurde auch, was gegenwärtig eine Presse leistet, durch Hunderte oder Tausende von Händen vollbracht [1]. Aber nicht nur Bücher wurden auf solche Weise vervielfältigt, das kaiserliche Rom besass auch seine periodische Presse, sein Tagesjournal, eine Erfindung, dem freisinnigen Griechenland eben so unbekannt, wie der römischen Republik. Nicht nur mit der Veröffentlichung der Senatsprotocolle, der *Acta Senatus*, — die immerhin nicht eigentlich das waren, was wir Zeitungen nennen — hatte man schon vor Cäsar's Ermordung begonnen, sondern Cäsar gab wirklich ein officielles Blatt, ein Tageblatt *Acta diurna publica populi romani* heraus, ganz im Style der politischen Zeitungen aus dem vorigen Jahrhunderte, auf die angedeutete Art in unzähligen Exemplaren über das ganze Reich, d. h. den gebildeten Erdkreis verbreitet. Die politische Bedeutung dieser Massregel erkannten auch alle nachfolgenden Kaiser und haben sie niemals zu unterdrücken versucht; zugleich aber trug die Gründung des römischen Tageblattes auch zu der Kenntniss und Darstellung jener Zeit wesentlich bei [2].

In die sittlichen Zustände unter dem Kaiserreiche gestattet uns das leider nur arg verstümmelt auf uns gekommene *Satyricon* des Petronius Arbiter einen tiefen Einblick. Der Verfasser lebte wohl als Günstling des Kaiser Nero, und sein Buch schildert das damalige Leben und Treiben der niederen Volksclassen zur Belustigung der höheren und höchsten Stände, welche ein Gefallen daran fanden, so tief als möglich in die Hefe des Pöbels hinabzusteigen. Moral und Decenz suchen wir vergeblich in dem Werke, welche übrigens beide das classische Alterthum in einem Romane auch nicht forderte. Bücher mehr denn schlüpfrigsten Inhaltes füllten die Leihbibliotheken Roms und wurden eifrigst gelesen. Man vergesse jedoch nicht, dass wie weit ein lateinischer Autor sich auch in dieser Hinsicht vergessen mochte, er im vorhinein gerechtfertigt

[1] *Die Surrogate der römischen Presse im Alterthume.* (*Ausland* 1857. Nr. 36. S. 841—843.)

[2] Octav. Clason, *Die Presse im alten Rom.* (*Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1873. Nr. 238.)

war durch das griechische Original, dem er gewöhnlich nachdichtete, ohne doch je dessen Zotenhaftigkeit zu erreichen. Wenn nun auch die Schilderungen des *Satyricon* keineswegs die Sitten am neronischen Hofe und in der hohen Gesellschaft Roms, wie man lange annahm, veranschaulichen sollen, so belustigte sich doch wenigstens diese hohe und höchste Gesellschaft an derlei sehr wenig erbaulichen Darstellungen. Uebrigens bezeichnet Petronius wohl den Gipfelpunct der römischen Sittenlosigkeit, denn seit Vespasian wurden die Sitten wieder geordneter, das Leben geregelter.

Eine Pestbeule der Gesellschaft waren die Freigelassenen. Ganz der modernen Phrase zuwider, brachte die Freiheit an ihnen keine günstige Veränderung hervor. Petronius zeichnet mit scharfem Griffel das Gebahren solcher reichgewordenen, höchst intelligenten und gewandten Freigelassenen (denn die Dummköpfe blieben Sclaven), die aber roh und unwissend durch närrischen Aufwand sich für die Entbehrungen früherer Jahre zu entschädigen suchen. Solche ehemalige Sclaven, die kaum freigeworden sich nun selbst den Luxus eines Sclavenheeres gönnten, wuchsen oft zu wahren Menschenschindern aus. Unter Claudius besonders führte das elende Gesindel der Freigelassenen das grosse Wort in der Gesellschaft und sogar im Staate. Schon Nero trachtete indess ihnen das Handwerk zu legen, womit er die Popularität, deren sich dieser von späteren Geschichtsschreibern so verfluchte Kaiser beim Volke erfreute, nur erhöhen konnte. Auch irrt man in der Voraussetzung, dass der Scandal seines öffentlichen Auftretens auf der Bühne, allgemeinem Tadel seiner Zeitgenossen begegnet wäre. Wie ein neuerlich erst aufgefundenes kleines Poem jener Epoche darthut, rief dieses Beginnen Entrüstung nur bei dem kleinen Häuflein Altrömer hervor, die Anderen drängten sich beifällig in's Theater, darunter am meisten wieder die Griechen, bei welchen alle Theaterpersonen und Dinge in solchem Ansehen standen, dass ein kaiserlicher Histrione sie sicherlich nicht in Erstaunen setzte. In den Ruinen einer kleinasiatischen Kleinstadt entdeckte man ein Document der Einwohner zu Ehren fremder Gesandter, welche öffentlich Gesangstücke mit Begleitung auf der Kithara vorgetragen hatten. Was man aber an einem Gesandten pries, konnte kaum an einem Monarchen Unwillen erregen [1]).

Stellung des Weibes in Rom [2]).

Unser Ueberblick der gesellschaftlichen Zustände im kaiserlichen Rom würde unvollständig bleiben ohne eine kurze Betrachtung der

[1]) Gaston Boissier, *Un roman de moeurs sous Néron.* (*Revue des deux Mondes* vom 15. November 1874. S. 320—348.)

[2]) Nach Gaston Boissier, *Les femmes à Rome, leur éducation et leur rôle dans la société romaine.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. December 1873. S. 525—553.) Man vergleiche aber auch die treffliche Studie über die Frauen in Ludwig Friedländer's *Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von August bis zum Ausgange der Antonine.* Leipzig 1862. 8⁰. I. Thl. S. 261—326.

Stellung, welche darin das weibliche Geschlecht einnahm. Dazu müssen wir jedoch in weiterer Vergangenheit ausholen.

Bei Beginn der Rechtsgeschichte war das sociale Bindemittel wenigstens unter allen Zweigen des arischen Stammes die patriarchalische Regierung. Weib, Söhne, Töchter, Sclaven, Vieh, Land und Habe, — Alles wurde durch die despotische Oberaufsicht des männlichen Familienoberhauptes zusammengehalten. Demgemäss war, nach altrömischer Auffassung, die Frau gewissermassen die Tochter ihres Mannes, und als solche seiner väterlichen Gewalt gerade so unterworfen und gerade so besitzlos wie der letzte Sclave. Dennoch fassten die ältesten Römer die Würde der Hausmutter sehr ernst und leiteten im Einklange damit die Erziehung der Mädchen. Reiche liessen ihre Töchter gleich deren Brüder zu Hause durch gebildete Sclaven erziehen, die Plebejerinnen mussten in die öffentlichen Schulen wandern. Von den einen wie von den andern hielt man aber den Unterricht in Musik, Gesang und namentlich im Tanze fern. Censor Scipio Aemilianus, obgleich ein Freund griechischer Sitten, liess dennoch (142 v. Chr.) alle Gesangschulen Roms schliessen, denn er betrachtete alle diese Künste als dem Charakter gefährlich und entnervend, während der Römer vom Weibe verlangte, dass es gleich dem Manne zu energischem Handeln bereit sei. Wie in Hellas ruhte auch in Rom die Sorge des Hauswesens auf den Schultern der Frau, aber bei den Griechen erfreute sich das Hauswesen überhaupt nicht der gleichen Bedeutung wie bei den ernsteren Römern. Der Hellene lebte so wenig als möglich zu Hause, wo er nur das Allernothwendigste suchte; Unterhaltung und geistige Anregung fand er auswärts, mit Vorliebe in den Armen bezaubernder Buhlerinnen. Solche fehlten nun auch in Rom nicht, und namentlich seit dem zweiten punischen Kriege mit seinen Erfolgen nahmen sie überhand wie die Fliegen an heissen Sommertagen, aber nie gewannen sie einen ähnlichen Einfluss. Denn weniger kunstsinnig, weniger neugierig als der Athener, zog der Römer ein Stillleben am häuslichen Herde vor und haschte nicht so gierig nach leichtfertigen, wenn auch geistig prickelnden Gesprächen. Allmählig freilich, und je mehr er mit Sitten und Literatur der Hellenen vertraut ward, fand auch er Geschmack daran und im VII. Jahrhunderte der Stadt hatten Roms alte strenge Sitten einen harten Stoss erlitten. Das Beispiel von der Comödiantin Cytheris zeigt, dass die griechischen Vorbilder ihre Wirkung übten. Dennoch sanken die Römer, trotz mancher Ausschreitungen, niemals auf die tiefe Stufe der Griechen, welche die Gemahlin mit der Buhldirne auf ziemlich gleiche Linie stellten. Sachte gingen nämlich die römischen Damen von den strengen Anschauungen der älteren Zeiten ab und eigneten sich theilweise jene Talente an, welche der Grieche an seiner Ehegattin vermisste. Stets hatte es übrigens in Rom Matronen gegeben, welche eine freiere Bewegung ihres Geschlechtes erstrebten und gegen Niedergang der Republik, wo die Meinungen schon laxer geworden, gab es eine grosse Anzahl besser gebildeter und unterrichteter Frauen;

ja manche, wie eine Clodia oder Sempronia, lebten schon ganz auf griechische Weise. Mit dem Sturze der Republik gewann diese Strömung ansehnlich an Kraft, und fortan ist es nichts Ungewöhnliches mehr, dass Frauen aus den besten Kreisen auf Lyra oder Kithara musicirten, tanzten oder Verse machten. Im Zeitalter des Plinius hatte man vollends jegliches Vorurtheil gegen solche Beschäftigung abgelegt, und unter der ganzen Kaiserzeit erfreuten sich desshalb die Frauen einer angemessenen Ungebundenheit, die wohl mit Recht, so paradox es klingt, als die beste Hüterin dessen zu betrachten ist, was an Familienleben in Rom noch erübrigte.

In religiöser Hinsicht genossen bei Griechen und Römern die Mädchen eben so wenig Unterricht wie die Knaben, aus dem einfachen Grunde, weil die Religion der Alten, von ein paar dem Priester mechanisch nachzusprechenden Gebeten abgesehen, einer Lehre überhaupt nicht bedurfte. Dennoch spielte sie eine grosse Rolle im weiblichen Leben und zählte, wie überall, auch hier ihre eifrigsten Anhänger. Wohl lebten zu Beginne des Kaiserthums auch Damen, den philosophischen Studien ergeben und zwar in der Regel desto mehr, je lockerer ihr Lebenswandel; immerhin waren dies blosse Ausnahmen; die Masse hing dem Glauben an, der ihnen Ersatz für Alles bot und sogar die unabhängig denkenden Männer schätzten und pflegten den tief religiösen Sinn ihrer Gattinnen und Töchter. Ein weiblicher Freigeist und Ungläubiger wäre in römischen Augen ein Unding gewesen. Die antike Religion beeinträchtigte auch in keiner Weise die Stellung der Frau, welche vielmehr die priesterliche Würde bekleiden konnte; neben dem *Flamen* erscheint die *Flaminica*, und wenn den Frauen der Zutritt in den Hercules-Tempel und zu den Ceremonien der *Ara maxima* versagt war, so gab es hinwieder Culte, von denen die Männer ausgeschlossen blieben, wie jener der *Bona Dea* oder wo Frauen die ersten Stellen einnahmen, wie jener der *Diana nemorensis*. Die Ungleichheiten, welche auf den Frauen lasteten, rührten also lediglich von der Gesetzgebung, keineswegs von der Religion her. Diese strebte sogar, wenn gleich mit nur geringem Erfolg, das Band der Ehe zu befestigen, wie denn die wirklich religiöse Ehe, die *Confarreatio* nur mit unsäglichen Schwierigkeiten gelöst werden konnte. Die Religion endlich, indem sie die Frauen zur Andacht in den Tempel rief, brach jenen Bann, der sie, wenn gleich weniger denn in Hellas, immerhin auch in Rom an's Haus fesselte. In dem wohlwollenden Entgegenkommen der Römerinnen für jeden fremden Cultus und schliesslich auch für das Christenthum, ist gewiss unschwer eine natürliche Consequenz jener religiösen Gefühle zu erkennen, welche der antike Cult in ihren Busen gesenkt hatte.

Dass in rechtlicher Beziehung die Stellung des Weibes in Rom eine äusserst gedrückte gewesen, ist bekannt. Die Geschichte ihrer Erlangung des Eigenthumsrechtes z. B. lässt sich in Kürze zusammenfassen: zuerst erwirbt die unverheirathete Tochter einen Antheil an der Erbschaft beim Tode des Vaters und untersteht

hierfür der Aufsicht ihrer nächsten männlichen Verwandten. Sodann reducirt sich diese Vormundschaft allmählig auf Null. Mittlerweile hat sich eine Form der Ehe eingebürgert, wodurch die Frau nicht mehr der väterlichen Gewalt des Mannes untersteht, so dass bei Ermanglung eines Ehecontractes, das Besitzrecht der Frau durch deren eheliche Verbindung in keiner Weise berührt wird. Einen ähnlichen Entwicklungsprocess machte auch ihre sociale Stellung durch. Diese müssen wir uns hüten, mit dem juristischen Maassstabe zu messen, denn niemals sind die Frauen in Rom social so gedrückt gewesen, wie man annimmt. Die Gattin thronte an der Seite ihres Gemahls im Atrium des Hauses, das nicht wie das hellenische Gynaikeion *(Γυναικωνῖτις)* den Blicken sich entzog. Und so wie sie die Schwelle des Atrium überschritten, erinnerten die Worte *ubi tu Gaius, ibi ego Gaia*, welche sie dem Gatten zurief, daran, dass sie dort sich als Herrin fühle, wo er Herr sei. Im Laufe der fortschreitenden Geschichte Roms sehen wir auch ihre Stellung sich verbessern und an Wichtigkeit wachsen; unter den Antoninen beginnt man die Kaiserinnen „Mütter der Lager und der Legionen“ zu nennen und das Beispiel des Hofes reizte auch in anderen Kreisen zur Nachahmung. Was allein wahr, ist dass die den Frauen gewährte Unabhängigkeit mehr Sache der Toleranz und der Sitte, als des Principes war. Den Grund dazu hat man sicherlich in den hohen Begriffen der Römer von der Ehe zu suchen. So wenig aber ist Ursache über die traurige Lage der Frauen in Rom zu klagen, dass sie, wie Inschriften beweisen, sogar mehr Rechte genossen als selbst heute in vielen civilisirten Staaten. Weibervereine mit wählbaren Oberhäuptern waren nichts Seltenes, und ein *conventus matronarum*, den Elagabal in *senaculum* umtaufte, hat wohl nirgends mehr eine Rolle gespielt.

In vielen Fällen führte nun diese Emancipation des weiblichen Geschlechtes zweifelsohne zu schmählichen Missbräuchen. Was indess die alten Schriftsteller der Frauenwelt des Kaiserreiches vorwarfen, ist nichts Schlimmeres, als was überall zu bemerken, wo die Frauen nicht in ein Gynaikeion oder Harem eingesperrt gehalten werden. Manche ergaben sich Ausschweifungen oder auch unweiblichen Beschäftigungen, und Rom kannte schon weibliche Advocaten und Rechtsgelehrte, ja, was bedenklicher, weibliche Athleten und Gladiatoren. Beeilen wir uns einzuschalten, dass mit Trajan die Sittenlosigkeit einen Wendepunct erreicht und wir fortan von zahlreichen Beispielen edler, einfacher, im Schmucke häuslicher Tugenden prangender Damen vernehmen, wie denn die Sitten im Allgemeinen nach grösserer Reinheit streben. Was die ältere Periode jedoch anbetrifft, so ist es, ohne an den auf uns gekommenen Berichten der Alten über einzelne Fälle zu zweifeln, doch erlaubt zu glauben, dass sie bei dem conservativen Sinne der Römer die Zustände mit dem Maassstabe früherer Zeiten massen und somit unwillkürlich und auch unabsichtlich düsterer malten, als die Wirklichkeit gebot. Wenn wir das XIX. Jahrhundert mit den Vorurtheilen des XVIII.

oder XVII. oder gar eines noch früheren anschauen, so werden wir sonder Zweifel nur ein abscheuliches Gemälde erhalten. In der That aber hat sich ein ansehnlicher Fortschritt vollzogen und die Auswüchse, Laster und Sittenlosigkeit, welche hier wie dort uns von einem solchen Bilde entgegenstarren, sind nichts anderes als der Preis, um den der allgemeine Culturfortschritt jedesmal erkauft werden musste, die Bedingung und zugleich die nothwendige Folge eines Zustandes, der dem allgemeinen Wohle zu Gute kommt. Kurz sie sind jener Theil des Uebels, der sich unfehlbar in die besten menschlichen Dinge mischt.

Wirkungen des römischen Kaiserthumes.

Wie gross auch die inneren Culturfortschritte in der römischen Kaiserzeit gewesen sein mögen, für die spätere Culturentwicklung blieb am massgebendsten, segensreichsten, dass das Kaiserthum überhaupt bestand und durch sein Bestehen den Ring der Mittelmeervölker zusammenhielt. Seine Eroberungen hatten Rom mit der ptolemäisch-griechischen Wissenschaft vertraut gemacht, dann aber dieselbe an die äussersten Enden der bekannten Welt getragen. Was die Griechen nimmer vermocht, das vermochte Rom; sich an Griechen und Alexandriner in Kunst und Wissenschaft anlehnend, befestigte es diese über einen Erdraum, der nur von der seltsamerweise gleichzeitigen chinesischen Weltherrschaft unter der Dynastie der Tsin und der östlichen Han (30 v. Chr. — 116 n. Chr.), von der Weltherrschaft der Mongolen unter Dschingis-Chan und dem jetzigen Areale des russischen Kaiserstaates übertroffen wird, derart, dass selbst die Stürme der Völkerwanderung sie nicht gänzlich hinwegzufegen vermochten. Dass die sogenannte griechische Civilisation erhalten blieb, verdankt die Gegenwart der Eroberungssucht der römischen Republik, dann aber hauptsächlich dem Imperatorenthume, welches die Völker lange genug aneinander schmiedete, um diese Cultur untilgbare Wurzel fassen zu lassen. Ueberdies, und das war am Ende vom grössten Vortheil für Alle, folgte ein unumschränkter Handel, ein directer Verkehr zwischen allen Theilen des Reiches. Die Mittelmeer-Nationen wurden einander näher gebracht und gemeinsame Erben des damaligen Gesammtwissens. Künste, Wissenschaften und Verbesserungen im Ackerbau wurden unter ihnen verbreitet, die fernsten Länder rühmten sich herrlicher Strassen, Wasserleitungen, Brücken und grosser Werke der Ingenieurkunst. In barbarischen Orten erwiesen sich die als Besatzung dienenden Legionen als Brennpuncte der Civilisation [1]). Neben dem Lager entstanden Dörfer, Märkte, Städte; Heirathen mit den eingebornen Frauen

[1]) Draper. A. a. O. S. 193. Vgl. auch: G. Boissier in der *Revue des deux Mondes* vom 1. Juli 1874. S. 130—137. Die Cäsaren haben übrigens die Heeresziffer vermindert, nicht erhöht.

fanden statt; Künste, Sprache, Sitten der Hauptstadt kamen nach [1]), denn den materiellen begleitet stets geistiger Verkehr. Diese Verbreitung des römischen Einflusses rings um das Mittelmeer rief allmählig eine Neigung zu gleichartigem, übereinstimmenden Denken hervor, und dies ist als die höchste Culturwohlthat des Kaiserthums zu erachten. So trat denn bald zu Tage, dass die politische Einheit, über eine so grosse geographische Fläche hergestellt, die Vorläuferin der intellectuellen und daher religiösen Einheit war. Der Polytheismus ward praktisch unverträglich mit dem römischen Reiche und es entsprang eine weitere Neigung zur Einführung einer Form von Monotheismus, veranlasst durch eine Neigung zur Gleichförmigkeit unter Leuten, welche durch ein gemeinsames politisches Band verbunden sind. Und wie unbewusst durch Mimicry Völker- und Charaktertypen gebildet werden, so musste auch die Anerkennung Eines Kaisers von so vielen Nationen bald die Anerkennung Eines Gottes zur Folge haben [2]).

In solchem Zustande befand sich das römische Reich bis Ende des II. Jahrhunderts n. Chr., und eine besondere Betrachtung wird bisher kaum von tieferem Verfalle als im letzten Jahrhunderte der republikanischen Aera reden. In Wahrheit hielt die conservative Kraft des Cäsarenthums den damals hereinbrechenden Verfall des Staates und des Volkes, wenigstens in Bezug auf den ersteren bis hierher auf und verhalf der geistigen Cultur sogar zu einem unerwarteten Aufschwunge. Dieser Moment sei benützt, um über die Culturzustände der übrigen, Rom unterworfenen, theils benachbarten Völker eine kurze Rundschau zu halten.

Die Iberer.

In ältester Zeit wurde Europa's Westen nur von wenigen Völkergruppen eingenommen; darunter die Iberer, von nichtarischem Stamme. Sie bewohnten die iberische Halbinsel und einen guten Theil Frankreichs; Manche bringen sie mit den italischen Ligurern sowie mit den britischen Siluren in Zusammenhang; sie hätten sich in diesem Falle über ganz Westeuropa erstrecken müssen, auch die Balearen, Sardinien und selbst Sicilien hätten sie einst bewohnt; in der That besitzt man Anhaltspuncte für die einstige nördliche Ausbreitung [3]) der Iberer, welche die Römer auf Südwesteuropa

[1]) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 91.

[2]) A. a. O. S. 194.

[3]) Für den Fall als Iberer und Ligurer identisch, sind Spuren derselben nachgewiesen in Belgien von Leo van der Kindere (*Recherches sur l'Ethnologie de la Belgique.* Bruxelles 1872. 8°. S. 49), in England von Huxley (*On some fixed points in british ethnology* in seinem Buche *Critiques and addresses.* London 1873. 8°. S. 167—180, siehe auch darüber *Ausland* 1870. Nr. 6. S. 126—128 und 1873. Nr. 25. S. 498—499); neuestens hat endlich Dr. A. Sasse in Zaandam auch in Nordholland die Spuren einer vorgermanischen brachycephalen Urbevölkerung nachgewiesen, ohne dieselbe jedoch für Iberer oder Ligurer anzusprechen. (*Beitrag zur Kenntniss*

beschränkt trafen. Die im Süden der Garonne wohnenden Aquitanier gehörten dem iberischen Stamme an [1]), wie die heute noch in jener Gegend lebenden Basken [2]). Von der einst weitverbreiteten [3]) Sprache dieser alten Iberer, deren Herkunft [4]) noch dunkel, wissen wir so wenig [5]), wie von ihrer Cultur. Zu unbestimmbarer Zeit wanderten benachbarte Kelten aus Frankreich über die Pyrenäen ein und verschmolzen, jedoch nur im Mittellande, mit den Iberern zu dem Volke der Keltiberer, als welche sie eigentlich die Römer kennen lernten. Im Norden des Landes erhielt sich dagegen die iberische Bevölkerung rein; ihre wichtigsten Stämme waren die Lusitaner in Portugal, die Cantabrer im Norden und die Vasconen in Guipuscoa und Navarra [6]). Unaufgehellt bleibt, dass bei den Keltiberern die oskischen Schriftzeichen in Gebrauch standen [7]).

Dürfen wir nach den gegenwätigen Nachkommen der Iberer, den Basken, urtheilen, so waren sie ein gewandtes, tapferes, fröhliches [8]), freiheitliebendes Volk [9]). Wahrscheinlich über die ganze pyrenäische Halbinsel verbreitet, ist doch ungewiss, ob sie wirklich das alte Hispanien ganz und gar bevölkerten, denn das Verhältniss der dortigen Kelten zu den Iberern war nachmals sehr eigenthümlich, indem beide streckenweise durch- und neben einander wohnten [10]). Der zweite Punierkrieg trug den Römern die carthagischen Eroberungen im Süden des Landes ein; den Norden unterjochten sie erst nach den hartnäckigsten Kämpfen. Nach Spanien zog nunmehr die ganze römische Cultur, darum ward es auch so fruchtbar an gebildeten Schriftstellern. Nach völliger Unterwerfung genoss es ununterbrochene Ruhe bis auf die Völkerwanderung, was die gründliche Romanisirung des Landes erklärt. Sowohl Griechisch und

der niederländischen Schädel im *Archiv für Anthropologie.* VI. Bd. S. 75.) Dr. D. Lubach (*Natuurlijke historie van Nederland. De bewoners.* Amsterdam 1868. 8°. S. 246) hält die Urbewohner der Niederlande für ein zwischen den Lappen und den Iberern stehendes Volk.

[1]) Gustave Lagneau, *Ethnogénie des populations du sudouest de la France, particulièrement du bassin de la Garonne et de ses affluents.* (*Revue d'Anthropologie.* T. I. 1872. S. 610.)

[2]) A. a. O. Ueber die heutigen Basken siehe nebst den fundamentalen Untersuchungen W. v. Humboldt's die interessanten linguistischen Forschungen des Prinzen Lucien Bonaparte (*Athenaeum* Nr. 2381 vom 14. Juni 1873); ferner: Duvoisier, *Etude sur la déclinaison basque.* Bayonne 1866. 4°.

[3]) Prichard, *Natural history of Man.* 4th. édit. Vol. I. S. 258.

[4]) Georg Phillips, *Die Einwanderung der Iberer in die pyrenäische Halbinsel.* Wien 1870. 8°. Der Verfasser glaubt, dass die Iberer aus Asien zu Schiff nach ihrem neuen Vaterlande gelangt sind.

[5]) Ch. Steur, *Ethnographie des peuples de l'Europe avant Jésus Christ.* Bruxelles 1872–1873. 8°. II. Bd. S. 232.

[6]) Kriegk, *Die Völkerstämme und ihre Zweige.* Frankfurt a/M. 1854. 8°. S. 43.

[7]) Ch. Steur. A. a. O. S. 238–239. Ueber die Schrift siehe Phillips, *Ueber das baskische Alphabet.* Wien 1870. 8°.

[8]) J. D. J. Sallaberry, *Chants populaires du pays basque.* Bayonne 1870. 8°.

[9]) Eine Schilderung der Basken siehe bei Prichard. A. a. O. S. 284–287. Erschöpfend ist: Francisque Michel, *Le pays basque, sa population, sa langue, ses moeurs, sa littérature et sa musique.* Paris 1856. 8°.

[10]) Phillips, *Einwanderung der Iberer.* S. 44–45.

Punisch als keltiberische Idiome, mit Ausnahme jener im Norden und Nordwesten der Halbinsel, wichen dem Lateinischen [1]), welches die iberischen Namen zwar corrumpirte, ihnen aber doch ihren eigenthümlichen Charakter beliess [2]). In Ausbeutung der Landesproducte traten die Römer in die Fusstapfen der Carthager, wie z. B. in der alten Tartesis Baetica, im heutigen Districte Huelva und am Rio Tinto, wo die *procuratores metallorum* zur Zeit Kaisers Nerva die guten Kupfererze suchen liessen [3]). Die Erzgewinnung bildete überhaupt in dem metallreichen Lande den Hauptzweig der römischen Industrie.

Geographische Ausbreitung der Kelten.

Nördliche Grenznachbarn der Iberer waren die schon erwähnten arischen Kelten.

Vermöge ihrer Lage im äussersten Westen Europa's sind sie für das erste Volk indogermanischen Stammes in diesem Welttheile zu halten [4]), zweifelsohne älter als die Hellenen und Italier. Sie drangen bis nach Gallien und den britischen Inseln vor, wo sie die ältesten historisch bekannten Einwohner bilden. Von Gallien wanderten später wiederholt einzelne Volkshaufen aus, und zwar erscheinen die im äussersten Westen Hispanien's angetroffenen keltischen Schaaren dort schon seit 500 v. Chr. angesiedelt. Ein Jahrhundert später brachen sie in Oberitalien ein, und liessen sich hier nieder, nachdem sie Ligurer, Etrusker und Umbrer nach Süden gedrängt hatten; gleichzeitig zogen sie nach Osten, besetzten die Alpen und das südliche Deutschland bis zur Donau. Die Helvetier in der Schweiz, ihre östlichen Nachbarn die Vindeliker, Noriker und Taurisker waren Kelten; das keltische Volk der Bojer hauste in Böhmen, dem es seinen Namen hinterliess, und südöstlich vom Alpengebirge, worauf die genannten Stämme bis zu dessen äusserstem Osten wohnten, sassen um Donau, Save und Drina die keltischen Skordisker als Grenznachbarn illyrischer Völker. Zu Alexander d. Gr. Zeiten unterjochten die Kelten Pannonien und die Saveländer, drückten auf die illyrischen Triballer und überschwemmten vorübergehend 280 v. Chr. Griechenland. Darauf liessen sie sich inmitten Thrakiens nieder und machten Tyle im Süden des Hämus für länger denn ein Jahrhundert zum Mittelpuncte eines mächtigen Gemeinwesens [5]). Ja ein Theil dieser thrakischen Kelten wanderte sogar nach Kleinasien

[1]) H. J. C. Beavan, *Observations on the People inhabiting Spain.* (*Mémoirs of the Anthropol. Soc.* Vol. II. 1865—1866. S. 62.)

[2]) Phillips. A. a. O. S. 45.

[3]) J. J. Rein, *Ein Ausflug nach dem Bergwerksdistricte von Huelva.* (*Ausland* 1873. Nr. 31. S. 604.)

[4]) Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 482.

[5]) Rob. Rösler, *Romänische Studien.* S. 23.

und gründete dort das Reich Galatien, wo die keltische Sprache jedoch in Bälde erlosch[1]).

Es gab demnach eine Zeit, wo der keltische Stamm in Europa nicht nur der älteste, sondern auch geographisch der ausgebreitetste war. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Die kleinasiatischen Galater wurden von den Hellenen, die Kelten am Hämus von den Thrakern, jene in Oberitalien von den Römern aufgesogen; die im südlichen Deutschland aber wurden nach Westen zurückgedrängt durch die Germanen und die diese selbst vorwärts treibenden Slaven. Noch 113 v. Chr. sassen die Bojer in Böhmen, wohin sehr bald die germanischen Marcomannen drangen. So waren denn die Kelten zur Zeit Julius Cäsar's auf das Alpengebiet, den grössten Theil Frankreichs und einen Theil Nordwestdeutschlands, dann auf die britischen Eilande beschränkt.

Die keltischen Idiome, im indogermanischen Sprachenkreise dem Lateinischen am nächsten stehend, zerfallen in zwei Gruppen, in den gälischen (gadhelischen, gaidelischen) und den britonischen oder kymrischen Zweig; ersterer umfasste die Kelten Irlands, Schottlands und Man's, deren Dialekte, unter einander sehr nahe verwandt, nur in Orthographie und Aussprache etwas abweichen[2]): der zweite, britonische Zweig umfasste die Sprache der alten Gallier und Briten, deren Nachkommen sich in Wales und bis vor zwei Jahrhunderten in Cornwallis erhalten haben[3]). Neben der sprachlichen Gruppirung lässt sich auch eine ethnische erkennen; Gallien's Bewohner waren von grosser Statur mit langem blonden Haar, also von lichter, jene Britannien's dagegen von dunkler Complexion, schwarzen Haaren und kleinerer Statur[4]). Indess scheint auf gallischem Boden dereinst eine Verschmelzung beider Stämme stattgefunden zu haben; die dunklen Kelten sassen im Süden und wurden vielleicht erst später von den blonden Galliern besiegt[5]). Jedenfalls konnten nur bedeutende Blutmischungen den ursprünglich gewiss

[1]) G. Perrot, *De la disparition de la langue gauloise en Galatie.* (*Revue celtique.* I. Bd. S. 179—192.

[2]) Dies ist wohl auch der Grund für die Annahme, dass die Schotten ursprünglich Irländer gewesen sind, bei John Hill Burton, *The history of Scotland.* Edinburgh and London 1867—1870. 2 Bde.

[3]) Vgl. *Les études celtiques* (*La République française* vom 14. Februar 1873, aus der Feder des Herrn Henri Gaidoz), dann *Die keltischen Studien der Gegenwart.* (*Ausland* 1873. Nr. 21. S. 415—417.)

[4]) Friedr. Müller. A. a. O. S. 486.

[5]) Dieser Punct ist noch dunkel. Lagneau (A. a. O. S. 612) hält Kelten und Gaëls für ethnisch verschieden, und lässt Erstere im Lande zwischen Garonne und Seine wohnen. Seine Kelten stimmen im Typus mit Müller's Briten überein, und wären die älteren Bewohner Frankreichs gewesen. Amédée Thierry hingegen meint umgekehrt die Gaëls (Gallier) hätten vor den Kymren (Britonen, Wälschen) England und wahrscheinlich auch Frankreich bevölkert. Diese Meinung bekämpft nun Ch. Steur, der als Gallier gerade jenes südliche Volk ansehen will, welches Lagneau speciell als Kelten bezeichnet. Dafür stellt dieser Gaëlen und Wälsche (Walls) zusammen (was linguistisch unrichtig ist), die ihm zufolge mit den Belgiern gleiche Abstammung haben. (A. a. O. S. 618.) Die Belgier und Gaëls scheint er endlich gar mit den blonden Germanen in Zusammenhang bringen zu wollen.

einheitlichen Typus der keltischen Volksfamilie zu zwei so starken Gegensätzen ausbilden [1]). Dem Culturhistoriker sind die Gallier ein Zweig des grossen Keltenstammes und dieser wiederum scharf zu trennen von den Germanen, mit denen man ihn zu identificiren versucht hat [2]).

Cultur der Kelten in Gallien.

Diese weitverbreiteten Kelten nun waren keine Barbaren, sie haben den herrlichen Boden, auf dem sie sassen, gebändigt, erzogen und bebaut, haben Dörfer und Städte gegründet, sich in Gemeinwesen und Staaten gegliedert, haben Religion und Recht und Gesetz geübt, Gewerbe und Kunst gepflegt, das vaterlandschirmende Schwert geführt, ja sogar Literatur und Wissenschaft besessen [3]). Von der Cultur der Kelten mag ihre hochentwickelte, klang- und formenreiche Sprache, einst von einem Ende Europa's zum anderen verstanden, einen Begriff geben. „Regelrecht und scharf ausgebildet, wie polirter Stahl, ist diese Sprache zu allen Ausdrucksweisen geschickt und fähig, auch die geringsten Sinnes- und Gefühlsnüancen aufzunehmen, wovon das glänzendste Zeugniss die Dichtkunst ablegt, an Herrlichkeit der griechischen nicht nachstehend."

In dem Cultus der alten Gallier machten sich zwei Systeme bemerkbar und zwar ein aus der Anbetung von Naturphänomenen entstandener Polytheismus, sowie ein aus eigenthümlichen metaphysischen Vorstellungen entsprungener mysteriöser Pantheismus. Das polytheistische System erinnert an die Mysterien des samothrakischen Götterdienstes, die pantheistische Richtung aber mahnt an die religiösen Bräuche und Philosopheme einzelner orientalischer Völker. Ihr erstes Glaubenssystem, die Naturreligion der Gallier verlor an Geltung durch das Emporkommen eines anderen weit ausgebildeteren Systems, des Druidismus. Von Englands Küsten ging er aus. Dort zeigten sich in Cambrien die ersten Keime einer originellen keltischen Staatenbildung, die bald reiche Früchte trugen und sogar eine eigene inhaltreiche Literatur hervorbrachten, welche ihre interessante Form eben so vortheilhaft charakterisirt, als ihr lehrreicher Inhalt. Schnell hatte er nach Gallien sich verbreitet und wahrscheinlich einstmals wohl alle von Kelten bewohnten Länder durch ein der Individualität der einzelnen Völker schmiegsam angepasstes religiös-nationales Band vereinigt.

Die alte Naturreligion wurde jedoch von dem eindringenden Druidenthum nicht gänzlich gestürzt; sie erreichte vielmehr in ihren freilich nur spärlichen Resten, die besonders in der Bretagne sich

1) Friedr. Müller. A. a. O.

2) Dies that Adolf Holtzmann, *Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung.* Stuttgart 1855. 8⁰.

3) Adolf Bacmeister, *Keltische Studien. (Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst.* 1872. 8⁰. S. 260.)

erhielten, noch eine höhere Entwicklungsstufe. Von der unmittelbaren Anbetung der Naturerscheinungen und Naturereignisse erhob sie sich nämlich zu einer Personification von gewissen Naturkräften, deren Zusammenhang mit jenen man theils bereits erkannte, theils nur ahnte. So wurden ausserhalb des Wirkungskreises menschlicher Macht stehende Erscheinungen der Natur als Handlungen eines irgendwie bekannten oder wenigstens vorstellbar gemachten Wesens aufgefasst [1]). Die Religion der Kelten enthält erhabene Lehrsätze und übertraf an innerem Gehalte jene der Griechen und Römer; der Glaube an die Unsterblichkeit und die Wanderung der Seele erfüllte sie, hatte aber wie fast überall noch die Sitte der Menschenopfer im Gefolge [2]).

Geleitet von einem für die Dauer seiner Lebenszeit gewählten und mit absoluter Gewalt ausgestatteten Oberpriester, wollten die Druiden alle Kreise beherrschen. Zu diesem Behufe theilten sie sich in drei mit ganz verschiedenen Befugnissen ausgestattete Grade. Nur die Mitglieder der höchsten Classe wurden vorzugsweise Druiden genannt. Zu ihrem Ressort gehörten: Theologie, Moral und Gesetzgebung. Eine zweite Classe umfasste die Wahrsager, die aus dem Fluge der Vögel, sowie aus den Eingeweiden der Opferthiere zu prophezeien hatten und überdies mit dem materiellen Theile des Cultus betraut waren, z. B. mit dem Darbringen von Opfern. Die dritte und letzte Classe aber bildete Galliens Dichter, die Barden. Vornehmlich ihnen lag es ob, die nationalen Traditionen zu bewahren, in den Volksversammlungen patriotische Lieder vorzutragen, Lob oder Tadel den Kriegern zu spenden, der Kämpfer Muth in der Schlacht zu beleben und dergleichen mehr [3]). Das Druidenthum war es, welches stets den Gedanken an die Einheit der Nation predigte und von dem der nationale Widerstand gegen die Römer ausging.

In den Vorbereitungsstudien der Druiden, welche so gründlich waren, dass ihr Noviciat zuweilen zwanzig Jahre dauerte, nahmen unter anderem auch Rechtskunde und Staatswissenschaften eine hervorragende Stellung ein, denn schon damals erkannte man, welche Wichtigkeit diese Disciplinen für das Gemeinwesen haben, obgleich es in Galliens theokratischer Epoche noch keine geschriebenen Gesetze gab. Es wurden die durch mündliche Tradition von den Vorfahren überlieferten Gebote in fliessende Verse gefasst, welche das Gedächtniss leicht behalten konnte, und als obligate Lehrgegenstände mit grossem Fleisse studirt. Zu diesem Behufe leisteten gewöhnlich dreizeilige Strophen, die sogenannten Triaden, die besten Dienste.

1) Leonhard Freund, *Cultus und Recht.* (*Ausland* 1874. Nr. 39. S. 765.)

2) *His* (der keltische) *strange creed combining, as it did, a teaching similar to that of Pythagoras with a ceremonial revolting even to roman ideas of humanity* ... sagt Dr. William Copeland Borlase, *Naenia Cornubiae, a descriptive essay, illustrative to the sepulchres and funereal customs of the early inhabitants of the county of Cornwall.* London 1872. 8°. S. 9.

3) Leonh. Freund. A. a. O.

Die Druiden verstanden es auch, die Waffen zu führen. Unter Umständen wurde die Wahl des Oberdruiden durch Zweikampf entschieden. Sie blieben jedoch gesetzlich von der militärischen Dienstpflicht befreit, die hauptsächlich dem Adel oblag.

Die Körperschaft der Druiden entwickelte eine sehr ausgedehnte priesterliche Gerichtsbarkeit. Oeffentliche und Privatstreitigkeiten sollte sie schlichten; aber auch bei Streitigkeiten zwischen den verschiedenen gallischen Völkerschaften entschieden Druiden als Richter. Wer sich ihren Beschlüssen nicht fügen wollte, der kam unnachsichtlich in den Bann. Grausam waren freilich oft die Mittel, deren sie sich bedienten, um die Wahrheit an den Tag zu bringen; schon damals erpresste ja die Folter Geständnisse, und nicht minder schrecklich erscheinen die Strafen, die sie verhängten, denn häufig finden wir den Feuertod angedroht. Zu gewissen Zeiten, durch wiederkehrende Gewohnheit bestimmt, traten sie zur Bildung eines Gerichtshofes zusammen. Aller Wahrscheinlichkeit nach galten bereits bei diesen Verhandlungen die Principien der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Zu den Studien der Ordensglieder gehörten wohl darum auch die Uebungen in der Redekunst. So ward in Gallien sehr früh die Gelegenheit zur Ausbildung der gerichtlichen Beredsamkeit geboten, die erst von hier aus nach Britannien verbreitet worden sein soll.

Aber nicht blos auf Rechtsangelegenheiten beschränkte sich die Einwirkung der Druiden. Sie gewannen vielmehr auf alle überhaupt irgend wichtigen Familien- und Staatsangelegenheiten einen bedeutenden Einfluss und zwar besonders dadurch, dass sie den Hang der Gallier zum Aberglauben begünstigten. Der Kelte unternahm nämlich nichts, ohne seinen Gott befragt zu haben; dieses Gottes Willen und seine Zeichen zu erforschen, verstanden aber natürlich nur die Vertrauten der Gottheit und als solche galten die Druiden.

Aus dem Zauberapparate der Druiden heben wir zunächst die sehr selten vorkommende Mistel (*Viscum album L.*) hervor, die als medicinisches Universalmittel galt. Ferner seien die später in Rom so beliebt gewesenen Schlangeneier genannt, welche als Talismane dienten, deren Gebrauch unter anderem sogar den Gewinn von Processen bewirken sollte. Besonders stark war aber der Orden in seiner viel begehrten und eifrig gepflegten Kunst der Zeichendeutung. Vorzeichen fand man nämlich ausser dem, was bereits oben erwähnt worden, in Ahnungen und Träumen, noch häufiger in den Constellationen der Himmelsgestirne, zuweilen auch in besonderen Ereignissen, wie z. B. Brand und Wetterschlag. Gab es nun zufällig keine zu Zeichen sich eignenden Objecte, so wurde das Schicksal direct befragt.

An dem weit verzweigten Geschäfte des Zauberns nahmen auch Druidinnen einen hervorragenden Antheil. Es gab nämlich bei den Kelten auch Priesterinnen; man weiss jedoch nichts Zuverlässiges

darüber, welche Stellung sie eigentlich in der druidischen Hierarchie eingenommen haben mögen.

Selbst auf die Sorge um die Zukunft hatte der Orden der Druiden sein Augenmerk gerichtet, um auch bei späteren Generationen sein Ansehen möglichst zu sichern. Er führte zu diesem Behufe eine Art „Schulzwang" ein. Da nun, was druidische Wissenschaft hiess, nicht blos das geistliche Studium umfasste, sondern überhaupt Alles, was man damals unter Wissen verstand, so fand die Ansicht, dass man nur bei ihnen etwas Tüchtiges lernen könne, allgemeine Zustimmung, und der Anspruch der Kirche auf die Leitung der Schule — wie man heute sagen würde — gewann darum grosse Erfolge [1]).

Hinsichtlich der materiellen Cultur gingen die keltischen Völker der Rhein- und Donaugegenden, im Besitze unserer Hausthiere, des Ackerbaues kundig und in allen Künsten fortgeschrittenen Lebens, selbst in der Tracht [2]) ihren germanischen Nachbarn im Norden und Nordosten lange voraus. Besonders wissen wir dies von dem Bergbau. In Gallien wusch man Zinn an der Aurence, dann im Limousin, im Departement der Loire inférieure und im Morbihan; so kundig waren die alten Kelten in Metallarbeiten, dass erst die Römer von ihnen das Verzinnen der Geschirre erlernten. Keltische Bergleute schürften endlich auf den wichtigsten der alten Fundstätten des Zinn's, auf den Sorlingischen Inseln und in Cornwallis [3]). In den Alpen gewannen sie Gold, waren bald als Eisenarbeiter berühmt und wandten sich dem bergmännischen Betriebe auf Salz zu. In Spanien brachen sie Steinsalz am Ebro, im Salzkammergute, in Reichenhall und Hallein legten sie Grubenwerke auf den lebendigen Salzfels an, ja in Chaonien, d. h. in Epirus, am Ostufer des adriatischen Meeres, war schon zu Aristoteles' Zeit eine Art Salzsiederei nicht unbekannt. Ob die keltischen Gebirgsbewohner diese nicht ganz einfache Technik selbst erfunden oder aus fremden Ländern erhalten und nur vervollkommnet, ist nicht leicht zu entscheiden. Mit Italien standen sie in Verkehr und etruskische Kunstfertigkeit hat schon frühe bis in versteckte Alpenthäler hingewirkt [4]). Den mitunter prachtvollen Bronzearbeiten der Kelten mögen wohl etruskische Fabrikate als Vorbilder gedient haben [5]), zu welcher Vermuthung der ausgedehnte Landhandel der Etrusker nach dem Norden berechtigt [6]).

1) Leonh. Freund. A. a. O. Nr. 40. S. 784.

2) Bei allen südlich der Donau wohnenden Völkern bis an's schwarze Meer kann man das Beinkleid verfolgen. Die Gallier hiessen davon *braccati*, die Provinz *Gallia braccata* und die Germanen nahmen von ihnen dieses Kleidungsstück an. (Ed. Frhr. v. Sacken, *Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthumes mit Beziehung auf die österreichischen Länder.* Wien 1865. 8°. S. 109 und 130.)

3) *Ausland* 1869. Nr. 43. S. 1012.

4) Hehn, *Das Salz.* S. 31—35. Vgl. auch Genthe, *Etruskischer Tauschhandel.* S. 63—65.

5) Ed. Frhr. v. Sacken. A. a. O. S. 132—134.

6) Genthe. A. a. O.

Minder geschickt, ja überraschend weit zurück waren die Kelten in Töpferei und Baukunst; rohe Steine, wie der Steinbruch sie lieferte, setzten sie mit der flachsten Seite auswärts in Thon; eine solche Mauer, an und für sich selbst nicht sehr stark, verstärkten sie mit hölzernen Pfosten, in Zwischenräumen vor der Mauer aufgestellt. Mörtel wurde nicht benützt [1]). Die Strassen ihrer Städte waren mit Steinen gepflastert und schmal, dessgleichen ihre Landwege, nur schmalspurigen Wagen dienend, woran blos Ein Pferd ohne Deichsel befestigt war [2]). Mit den megalithischen Denkmälern in ihren Ländern sind indess die Kelten nicht in Verbindung zu bringen [3]).

Die Nachrichten über Leben und Sitten der Gallier stammen aus feindlichem Munde und lauten desshalb nicht allzu günstig. Leichtfertigkeit, Eitelkeit, Vorliebe für Schmuck und Prunk, Prahlsucht, Unbeständigkeit und Rauflust werden ihnen zugeschrieben [4]); andererseits sind sie sicherlich den begabtesten unter den culturfähigen Stämmen zuzuzählen. Der gallobritische Völkerzweig hat eine grosse geschichtliche Rolle gespielt, in breiten hohen Fluthen sind diese Kelten, Welle um Welle, Woge auf Woge über die westliche Welt hineingefluthet, haben Völker verdrängt und Staaten gegründet, sie haben geschaffen und verderbt, sie haben, wenn auch in weitgetrennten Zeitaltern, Rom erobert und Delphi zerstört, sie haben einen Gürtel segensreicher, culturstrotzender Colonien durch die Mitte Europa's gezogen, die Donau entlang, den Rhein, Main und Neckar hinab, hinauf und die Thäler der Voralpen. Noch heute zeugt eine lange Reihe von Ortsnamen im südlichen und südwestlichen Deutschland [5]), in der vorderen Schweiz und auf beiden Ufern des Rheines von einstmals weit und wirksam waltendem Keltenthum. Vor allem aber war Sammel- und Mittelpunct keltischen Wesens das gallische Land [6]).

Als Cäsar Gallien eroberte, war das dortige Leben schon im Sinken, der Mittelstand grösstentheils verschwunden, nur mehr eine Aristokratie, aus Adel und Priesterthum gebildet, zurücklassend; dagegen schützte in England noch das Gesetz den Stand der Gemeinfreien. An der Spitze der Familie steht das Familienoberhaupt, an der Spitze des Stammes das Stammoberhaupt und an der Spitze des

[1]) *Ein keltisches Pompeji* (*Ausland* 1870. Nr. 30. S. 706) behandelt die Ausgrabungen des Herrn Bulliot am Mont Beuvray bei Autun.

[2]) Nach gütiger mündlicher Mittheilung des Herrn Peigné-Delacour, theilweise auch nach dieses Alterthumsforschers *Notice sur divers monumens de l'époque celtique dans le département de l'Aisne.* Paris 1864. 8⁰. S. 4—6.

[3]) Borlase, *Naenia Cornubiae.* S. 11.

[4]) Siehe darüber den von Prof. Mommsen zu Zürich 1853 gehaltenen Vortrag *Ueber die Schweiz unter den Römern.*

[5]) Siehe meines verstorbenen Freundes Dr. Adolf Bacmeister, *Alemannische Wanderungen.* Stuttgart 1867. 8⁰., wo dies besonders für Württemberg festgestellt wird: allein auch in Südbayern sind keltische Namen erwiesen (siehe *In den Voralpen. Skizzen aus den Voralpen. Skizzen von einem Süddeutschen* [Heinrich Noë]. München 1865. 8⁰.); für Niederösterreich hat dies J. V. Göhlert besorgt in den *Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich.* 1869. S. 93—100.

[6]) A. Bacmeister. A. a. O. S. 341.

Staates der König, über welchen noch der Oberkönig existirt, an den gegen den Druck der einzelnen Könige appellirt werden kann. Neben dem Geschlechtsadel gab es freie Grundeigenthümer und Sclaven.

Die priesterliche Hierarchie, welche in der früheren Theokratie ausschliesslich geherrscht hatte, war nämlich genöthigt worden, sich mit der Aristokratie zu verbinden. Diese Coalition sollte aber schliesslich einzig und allein nur der letzteren grossen Nutzen gewähren. Denn, wo immer geistiges Vorurtheil mit weltlichem Vortheil verbündet ist, da steht es blos um die weltlichen Interessen gut; die Religion geht dabei sicherlich zu Grunde. Die Priester mussten auch in Gallien alsbald den Vornehmen Concessionen machen, die jedoch nur zu neuen Ansprüchen reizten. Diese Zustände erzeugten häufige politische Revolutionen, welche zunächst einen Wechsel der Herrschaft unter beiden Classen bewirkten, bis es der Militär-Aristokratie gelang, die Priester von der Regierungsgewalt gänzlich auszuschliessen. Unterdessen bildete in den inzwischen gegründeten und immer mehr an Wachsthum zunehmenden Städten sich das Bürgerthum heran, welches schliesslich siegreich den langen Kampf gegen Königthum und Erbadel, überdies noch durch die Bauern verstärkt, bestand und die bisher absolut regierenden Herrscher verjagte. An ihre Stelle traten jetzt zahlreiche Constitutionen, die, wenn auch verschiedenartig modificirt, doch jedenfalls im Wesentlichsten auf gemeinschaftlichen Principien beruhten. Zum Schlusse der Verfassungswirren, welche hauptsächlich in des III. Jahrhunderts erster und in der letzten Hälfte des II. Säculums spielen und erst um die Mitte des I. Jahrhunderts v. Chr., wenigstens in manchen Theilen Galliens zum Abschlusse gelangten, fällt die Eroberung des Landes durch die Römer [1]).

Gallien unter den Römern.

Zu Cäsar's Zeit bildete das gesammte Gemeinwesen der gallischen Kelten eine Reihe einzelner Genossenschaften. Durch feierlich beschworene Freundschaftsbündnisse geeinigt und auf den geschlossenen Kreis einer Stadt beschränkt, waren sie mit zwar verschieden organisirten, jedoch wohl meist aristokratischen Verfassungen ausgestattet. An der Spitze aber stand, in Kriegs- und Friedenszeiten mit der Oberleitung der staatlichen Angelegenheit betraut, eine Körperschaft — der Senat —, welche nach dem im Lande geltenden Gewohnheitsrechte ihre Beschlüsse erliess. Ein allgemeiner Gautag repräsentirte ausserdem des gesammten Staates höchste Instanz, und solch ein gemeinsames Conföderationsband für alle gallischen Völkerschaften gab es selbst noch in den spätesten Zeiten der römischen Kaiserherrschaft.

[1]) Leonh. Freund. A. a. O.

Als Gallien seiner militärischen Verwaltung untergeben war, achtete Cäsar die alten Erinnerungen der von ihm unterworfenen Völkerschaften. Es mag sich darum wohl, wenigstens im Norden, ein heimisches Recht neben den neueingeführten Satzungen der Römer noch eine Zeit lang behauptet haben. Aber in einem eroberten Lande überwiegt naturgemäss der Einfluss der Sieger; es musste daher das gallische Element überall nach und nach umgewandelt werden. So gewann zwischen den verschiedenen nationalen Gewohnheitsrechten, welche für die Eingeborenen giltig geblieben, das hauptsächlich durch die Edicte der Provincialvorsteher vermittelte Recht der Eroberer immer mehr an Boden, und endlich kam es sogar dahin, dass im ganzen Römerreiche beinahe nur ein und dasselbe Recht galt. Man nannte es das römische, wegen des seinen Inhalt charakterisirenden Hauptelementes, aus dem es sich im Laufe der Zeiten entwickelt hatte, und weil ja eben das römische Volk das herrschende war.

Die juristische Romanisirung Galliens kann man übrigens erst gegen das Ende des V. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung als vollendet betrachten. Wesentlich wirkten auf diese Entwicklung wohl jene Revisionen der Verfassungen der in ihrer Verwaltung selbständig gebliebenen gallischen Städte, deren Tendenz hauptsächlich dahinging, durch die immer zunehmende Verstärkung der imperatorischen Gewalt jede privilegirte Stellung einzelner Unterthanen und Stände allmählig zu vernichten. So wurde die Macht der Herrscher erweitert, deren Wirken übrigens damals, wenigstens für viele Interessen der grossen Mehrzahl des besiegten Volkes, überwiegend vortheilhaft war.

Bei Weitem gewaltsamer, als auf dem Gebiete des Rechts, verfuhren die Eroberer auf dem Boden des Cultus.

Der römische Polytheismus, der sich sonst, wenn man von den ältesten Zeiten absieht, fast überall in der Fremde tolerant zeigte, und überdies mit den gallischen gar viele Berührungspuncte hatte, konnte zwar an dem ursprünglichen und ältesten Glaubenssysteme der Gallier, — an ihrer Naturreligion, wohl keinen Anstoss nehmen. Anders stand es jedoch mit seinem Verhältniss zum Druidismus, insofern namentlich schon das blosse Existiren einer selbständigen von dem Willen der weltlichen Herrscher unabhängigen und auf das Gewissen und die Gesinnung der Völker einen zwar äusserlich beschränkten, aber dennoch tief gehenden inneren Einfluss ausübenden Hierarchie von Druiden genügte, den Argwohn der römischen Imperatoren aus vorwiegend politischen Gründen zu erregen. Wenn nämlich auch die übrigens bereits früher geschwächte politische Gewalt der Druiden unter der Römerherrschaft allmählig ganz aufhörte, so behielten sie doch noch immer einen nicht unbedeutenden socialen Einfluss, denn ihre Verfassung scheinen sie jedenfalls behauptet zu haben, und sie verrichteten nach wie vor die ihnen bisher obliegenden kirchlichen und wissenschaftlichen Functionen. So fand man sie als Aerzte, wie als Lehrer in der Philosophie,

worunter sie Physik, Ethik und Theologie verstanden, im öffentlichen, wie im Privatdienste vielfach beschäftigt. Durch die Magie, und namentlich durch ihren vorzüglichsten Zweig die Astrologie, gewannen sie auch in Rom Eingang. Selbst von ihren Glaubenslehren mag sich da Manches sogar unter den römischen Bürgern verbreitet haben.

Unter solchen Umständen erkannten die römischen Kaiser, welche Gefahr der angestrebten vollen Wirksamkeit der souveränen kaiserlichen Gewalt durch das unbeschränkte Fortbestehen einer in vieler Hinsicht noch immer mächtigen fremden Priesterkaste drohte, und darum beschränkte schon Augustus, zunächst für römische Bürger, das Recht, an dem druidischen Gottesdienste Theil zu nehmen. In Gallien selbst aber wirkte er vorläufig nur reformatorisch für Abstellung der dort häufigen grausamen Menschenopfer, die besonders behufs der Divinationen stattfanden, und erzielte dabei, wenigstens momentan, einigen Erfolg.

Claudius hob endlich die Priesterschaft der Druiden gänzlich auf, und ihre Religionsübungen sollten auch im Lande der Kelten verboten sein. Da zogen sich nun, Schutz suchend, die verfolgten Druiden nach der Bretagne zurück, wo sie, namentlich in der Nähe der britischen Küsten, auf Mona (Man) den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Hier wurden sie in blutiger Feldschlacht fast vollständig aufgerieben. Wenige entgingen diesem Schicksal und nur noch in einzelnen, den Römern minder zugänglichen Gegenden Galliens erhielten sich, vorsichtig geborgen, kleine Reste des Druidenthums, die freilich in unruhigen Zeiten wieder zum Vorschein kamen, zunächst bei den zahlreichen politischen und socialen Revolten, welche die Gallier, anfangs ohne Erfolg, später aber unter günstigeren Verhältnissen unternahmen. Wo es galt, die Römerherrschaft abzuschütteln, bei den kühnen Freiheitskämpfen unter Julius Vindex und Claudius Civilis, in welchen gewissermassen ein letztes Zucken der durch den Einfluss des Romanismus bereits verkümmerten, volksthümlichen, keltischen Kraft zur Erscheinung kam, da waren es vorzugsweise Druiden, welche durch die religiöse Weihe ihrer Autorität, sowie nicht minder durch die zündende Macht ihrer Beredsamkeit den in den Massen schlummernden, nationalen Gedanken zu erwecken und dann neu zu beleben wussten.

Aber auch in Rom hatte ungeachtet ihrer Verfolgungen die Rolle der Druiden keineswegs ausgespielt. Wir finden sie nämlich aufs Neue unter Vespasian thätig und noch weit spätere Zeiten erfuhren den Einfluss ihres Wirkens. Es scheint sogar, dass ihr Ansehen, namentlich bei den letzten Imperatoren wuchs und nach und nach höher stieg, denn selbst von manchem Kaiser wurden sie über die Zukunft befragt. Im Besitze ihrer Wissenschaften behaupteten sie sich lange als öffentliche Lehrer derselben. Rhetorik und Grammatik, Geschichte und Poesie, Arzneikunst und Theologie blieben natürlich auch jetzt ihre Fächer, die sie oft durch ein engeres collegiales Band vereint, mit unverdrossenem Eifer

betrieben. Schon in dieser Periode concentrirte nämlich, was man heutzutage eine Akademie nennen würde, die Bestrebungen der Gelehrten und sie hiessen nun: Professoren.

Nicht minder erhielt sich die Religion der Druiden, freilich nur im Geheimen; dennoch kamen grausame Menschenopfer auch zu Anfang des III. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung vor. Erst dem Andrange des Christenthums wich der ursprüngliche Glaube der Kelten, jedoch lange währte es, bis sich die altnationalen keltischen Sitten ganz verloren und mit neuen verschmolzen. Einzelne Spuren des druidischen Götterdienstes sind uns in dem Volksaberglauben der Franzosen sogar noch heute erhalten und man findet deren selbst in manchen ihrer socialen Bräuche.

Der keltische Baumcultus, von den prächtigen Buchenwaldungen des Landes begünstigt, erhielt sich die ganze Römerzeit hindurch bis in's späte Mittelalter und Spuren davon waren noch vor zwei Jahrhunderten wahrnehmbar [1]); auch die neue römische Territorialeintheilung liess in ihren Grundzügen die altgallische bestehen. Das Lateinische ward einheimisch, doch nicht allgemein herrschend; die Römer milderten auch die Sitten, indem sie die Menschenopfer abschafften und in den bedeutenden Städten des Landes (Narbo, Massilia, Augustodunum, Lugdunum, Burdigala) römische Schulen für Rhetorik, Grammatik, Medicin und Philosophie errichteten. Das nördliche Gallien, von den keltischen [2]) Belgern bewohnt, zeigte sich der römischen Cultur weniger zugänglich und riss sich auch am ehesten los.

Unter allen Priesterinstituten, welche die Geschichte kennt, war das Druidenthum wohl eines der vollendetsten. Seine viel umfassende Organisation, die alle Kreise des socialen Verbandes leiten wollte, lässt den zugleich vorherrschenden und eigenthümlichsten Gedanken des westfränkischen Staatslebens, — die Idee der Centralisation, als treibende Kraft aller, das Gemeinwesen betreffenden und gemeinschaftliche Interessen der Menschen berührenden öffentlichen Einrichtungen, bereits in der keltischen Epoche, also lange vor Entstehung des Lehnswesens und vor der Regierung Philipps des Schönen, in welcher viele Forscher ihre Quellen suchen, deutlich genug erkennen, und dieser Gedanke ist, nur in den Formen seiner Verwirklichung wechselnd, in Frankreich in dauernder Geltung verblieben. Auch hat weder Julius Cäsar noch haben seine hundert Nachfolger römischer und deutscher Nation das gallische Wesen zu vernichten vermocht. Es stand zu hoch für die Vernichtung, es hat sich trotz äusseren Sturmes und innerer Mischung erhalten bis auf diesen Tag [3]).

1) L. F. Maury, *Histoires des grandes forêts de la Gaule et de l'ancienne France.* Paris 1850. 8°. S. 157. 160. Meines Wissens das beste Werk über diesen Gegenstand.

2) Zeuss, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.* S. 189.

3) Adolf Bacmeister, *Keltische Studien.* A. a. O. S. 341.

Die Kelten Britanniens und Mitteleuropas.

Von den westlichen Provinzen war Britannien zuletzt erobert und zuerst wieder aufgegeben. Durch die Waffen unterjocht, erhielt das Land nur einen matten Anstrich römischer Gesittung und Wissenschaft. Keine prachtvollen Ueberreste römischer Säulenhallen und Wasserleitungen schmücken Britannien, kein Schriftsteller britischer Abkunft ist unter den Meistern lateinischer Dichtkunst und Beredsamkeit; die Sprache der italischen Herrscher blieb wahrscheinlich unverstanden und gewann nie über das Keltische die Oberhand [1]). Von dem geringen Einflusse des Römerthums zeugen unter Anderem die runden oder länglichen Hüttenbauten und fortificatorischen Umwandlungen in Cornwallis, jüngst als der Römerperiode entstammend erkannt [2]). Römische Kupfermünzen fanden sich zahlreich in diesen ärmlichen Bauwerken, welche indess eine sehr dichte, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung beherbergten [3]). Im Uebrigen deckten ausgedehnte dichte Waldungen sowohl Britannien als das unbekannte Schottland [4]).

Im Alpengebiete bauten die helvetischen Kelten ihre niedergebrannten Städte und Dörfer wieder auf und bald errangen römischer Einfluss und römische Sitten hier die Herrschaft. Ueber Alpen und Jura stellten die sorgsamen Römer Verkehrswege her und in zweihundertjährigem Frieden stieg Helvetien, in den Niederungen von der Natur begünstigt, von fleissigen und kräftigen Volksstämmen angebaut, in stetem Verkehre mit römischer und gallischer Cultur, zu nicht geringer Bildung und Wohlfahrt empor. Die meist wohl vorrömischen Städte Noviodunum, Lausonium, Aventicum, Ebredunum, Noidenolex, Petenisca, Solodurum, Vindonissa u. a. wurden im Style römischer Architektur umgebaut und vergrössert, mit Tempeln, Thermen, Arenen und Theatern geziert. Die blühende Hauptstadt Aventicum (Uchten), an Grösse die schweizerischen Städte überragend, besass eine höhere Schule und ein Collegium der Arzneikunde [5]). Ihre Vorliebe für Bäder veranlasste die Römer, wo sie immer warme Quellen fanden, Bäder oder Thermen anzulegen, so zu Aix in Savoyen und Aix in Provence, zu Dax, Bagnères de Bigorre und Bagnères de Luchon in den Pyrenäen, zu Alhama und Caldas in Spanien, zu Wiesbaden und in dem englischen Bath oder Aquae Solis, zu Baden bei Wien, zu Altofen und in den Herculesbädern zu Mehadia; so auch zu Baden (bei Olten) in der Schweiz [6]).

[1]) Macaulay, *Geschichte Englands.* I. Thl. S. 8.

[2]) Borlase. A. a. O. S. 262.

[3]) A. a. O. S. 257.

[4]) Alfred Maury. A. a. O. S. 126—132.

[5]) B. Studer, *Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815.* Bern und Zürich 1863. 8°. S. 14—15.

[6]) *Baths and Bathing places, ancient and modern.* (*Quarterly Review.* Juli 1870. Nr. 257. S. 155—156 und *Ausland* 1870. Nr. 38. S. 890.)

Die letztgenannten Heilquellen bei einer Landstadt, Aquae, einem festen Schlosse *Castellum Thermarum* und einem Tempel der Isis, ja selbst die schwachen Thermen bei Ebredunum wurden von Einheimischen und Fremden schon frühzeitig besucht [1]).

Die östlichen Grenznachbaren der Schweizer-Kelten waren die Rhätier, ein Volk von unaufgeklärter Herkunft [2]), sicher aber zum indogermanischen Sprachstamme, wahrscheinlich zur thrako-illyrischen, vielleicht zur italischen Gruppe gehörend [3]). Schneller, vollständiger als die übrigen Keltenländer ward Rhätien romanisirt, theils weil sein Stamm an sich schon dem Römerthume näher verwandt sein mochte und leichter in dasselbe überging als der keltische, theils weil die Männer an der Eisack und Wipp nur nach blutigem Vernichtungskampfe sich römischer Botmässigkeit fügten, ein grosser Theil der waffenfähigen Jugend den rhätischen Bergen entführt wurde und schon der erste römische Kaiser eine Heerstrasse über den Brenner bahnte, daher in dem lockenden Etschthale weit herauf bald Niederlassungen römischer Ansiedler mit aller Ausstattung ihres Luxus und ihrer Bequemlichkeit entstanden. Die Sommerfrischen von Bozen und Meran hatten nach Jahrhunderten noch Reste von Namen römischer Villen aufzuweisen [4]). Zur Provinz Rhätien ward später das nördlich gelegene Vindelicien, ein Theil von Süddeutschland geschlagen; im Osten lagen die Provinzen Noricum und Pannonia, wieder fast ausschliesslich von Kelten bewohnt.

Auch diese östlichen Kelten gingen in der Bodencultur, Obstzucht und Rebenpflege bereits über die ersten Anfänge hinaus, obgleich sie lieber von Heerden oder Jagd sich nähren mochten. Auch sie stiegen ferner in den Schooss der Erde, befreundeten sich mit allerlei Gewerben, tauschten für die Producte ihrer Viehzucht, für seltene Alpenkräuter oder die Stämme der Urwälder, für die Schätze des Mineralreichs oder kräftige Sclaven Manches von den Genüssen und dem Luxus des Südens ein. Von dem alten Handel dieser Völker zeugt Aquileja's frühzeitige Blüthe und der Fund griechisch-ägyptischer Königsmünzen im südlichen Steiermark [5]). Erst 50 Jahre nach der Unterwerfung begannen die Römer ihr Grenzbefestigungssystem mit Lagern, Castellen, Schiffsstationen, Heerstrassen an die Mitteldonau vorzurücken, doch berührte die Romanisirung kaum die obersten Schichten des Volkes; die unteren Stände blieben vorwiegend keltisch, obgleich auch sie im Gehorsame gegen strenge verpflichtende Einrichtungen allmählig der wilden Ungebundenheit sich entwöhnten

[1]) B. Studer. A. a. O. S. 15. 19.

[2]) Trotz des über diese Frage aufgewirbelten Staubes ist dieselbe nicht entschieden. Vgl. darüber hauptsächlich die Schriften von Ludwig Steub. Den neuesten Standpunct unseres dermaligen Wissens über dieses Volk hat dieser Forscher niedergelegt in seinen Aufsätzen: *Ueber rhäto-romanische Studien.* (*Ausland* 1872. Nr. 27, S. 625—629. Nr. 28, S. 656—660 und 1873. Nr. 24, S. 461—464. Nr. 25, S. 484—487 und Nr. 26, S. 504—507.)

[3]) Friedr. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 11.

[4]) Adolf Ficker, *Der Mensch und seine Werke in den österreichischen Alpen.* (*Jahrbuch des österr. Alpen-Vereins.* III. Bd. 1867. S. 11.)

[5]) Ficker. A. a. O. S. 9.

und den Einfluss des immer lebhafteren Verkehrs mit den weiten Ländern rings um's Mittelmeer zunächst in allen Zweigen der materiellen Cultur empfanden. Ein Jahrhundert später riss die Vervollständigung des Strassennetzes, die Ansiedlung römischer Krieger, die allmählige Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes auf alle Provincialen, die Einführung römischer Gesetzgebung und Sitte — selbst der Cultus einer so fremdartigen Gottheit wie der persische Mithras hat seine Monumente in Noricum hinterlassen — endlich die Einwirkung römischer Geistesthätigkeit nach und nach jede Scheidewand zwischen Römerthum und Keltenthum nieder und gab der Verschmelzung den vorwiegenden Charakter des ersteren [1]). In Bezug auf die Erzeugnisse der Kunst und des Handwerkes stellte sich oft dieses Mischverhältniss in dem Ineinandergreifen der heidnisch-angestammten und der römischen Weise heraus, indem sich die Einwohner dieselbe aneigneten, während umgekehrt rein römische Arbeiten einen provinciellen Charakter erhielten [2]). Von der Ausdehnung der römischen Cultur in Noricum und Pannonien reden die zahlreichen Reste dortiger Prachtbauten, die Mosaikböden, Heizvorrichtungen, Wasserleitungen, Heerstrassen, Reliefbilder, Inschriftsteine, massenhaft ausgegrabene Münzen, Kunstgeräthe von Glas, dessen Fabrikation bei den Römern der Kaiserzeit auf hoher Stufe stand, Lampen aus Thon, Candelaber aus Bronze, Spiegel, Scheiben aus einer silberhaltigen Metallcomposition, Kämme aus Bein, Schüsseln von Bronze und Eisen, Griffel u. s. w. [3]).

Die Germanen.

Die Germanen zerfielen in zwei grosse Zweige, den hoch- und niederdeutschen, jeder wieder mit verschiedenen Unterabtheilungen. Die niederdeutschen Stämme waren zwar unter sich verwandt, aber von dem oberdeutschen Zweig ethnisch verschieden in Gemüth, Geistesanlagen, Charakter und selbst im Habitus der äusseren Erscheinung, Denkweise, Sitten und Gebräuchen, was sich auch in der Folge allenthalben geltend gemacht hat [4]). Man darf die Vertreter des Althochdeutschen vielleicht in den suevischen Stämmen suchen und für die Nichtsueven, das niederdeutsche Element, die Bezeichnung Sachsen wählen, obwohl dieser Name erst im II. Jahrhundert n. Chr. auftaucht; er kann indess auch für früher zur gemeinschaftlichen Bezeichnung aller Völker in Niederdeutschland und des Gegensatzes dienen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise zu den

1) Ficker. A. a. O. S. 10.

2) Sacken. A. a. O. S. 76.

3) Die genaue Aufzählung und Beschreibung dieser römischen Reste siehe bei Sacken. A. a. O. S. 161—201.

4) Diese Verschiedenheit ist sehr gut betont bei Prof. Wachsmuth, *Niedersächsische Geschichten.* Berlin v. J. 8°. Siehe auch: H. Beta, *Die Nieder- und Angelsachsen.* (*Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 6. S. 81—83.)

Sueven standen. Diese sassen ursprünglich im deutschen Osten als Grenznachbarn der Gothen und Slaven. Die Sachsen hingegen hatten schon damals beiläufig ihre späteren Sitze in der Nähe der unteren Elbe, nur wahrscheinlich etwas mehr gegen Norden inne. Zu unbestimmbarer Zeit verliessen die Sueven die sandigen Ebenen Nordostdeutschlands und zogen nach dem damals keltischen Südwestdeutschland, wohin schon in Cäsar's Tagen solche suevische Stämme gelangt sein müssen und den ansässigen Kelten gegenübertraten. Diese Völkerverschiebung ging sehr langsam und wahrscheinlich die ganze Zeit der Römerherrschaft in den Alpen hindurch vor sich; doch ist die Einwanderung der suevischen Horden nicht mit totaler Vernichtung oder Ausrottung der älteren keltischen Einwohner gleichbedeutend. Es lehrt vielmehr das sorgfältige Studium aller Unterjochungen [1]), dass dieses Unterliegen nur ein theilweises ist; Viele bleiben in ihren Wohnsitzen, da auch die Ankommenden vielfach auf ihre Beihülfe angewiesen sind, werden nur Sclaven oder Knechte der neuen Gebieter und vermischen sich allmählig mit ihnen; Andere ziehen sich zurück, meist in gebirgige Gegenden, wo sie lange ihre Nationalität bewahren. So erging's auch den Kelten [2]) und Germanen, zumal diese in den Kelten erst ihre Lehrmeister in der Cultur fanden [3]). Die Eroberung eines gesitteten Volkes durch ein rohes endet fast allemal damit, dass die Sieger die Cultur der Besiegten annehmen. Dies bewährt sich an den Wanderungen der Germanen, die sich immer mehr mit den Galliern vermischten, auch später in der grossen Völkerwanderung, welch letztere oft einseitig so dargestellt wird, als ob ein Volk das andere völlig verschlungen hätte [4]). In der That erhielten sich auch in Deutschland die keltischen Campi, Turones u. A. noch bis in's II. Jahrhundert v. Chr. unter der Herrschaft deutscher Stämme.

Die ersten Berührungen der Römer mit den Germanen reichen bis zum Einfalle der Teutonen und der gleichfalls zweifellos germanischen Cimbern, 113 v. Chr., zurück [5]), welche eine gewaltige Sturmfluth der Ost- und Nordsee zum Auszuge veranlasst hatte [6]). Diese rohen Horden mussten wohl schliesslich der überlegenen Kriegskunst der Römer unterliegen; aber auch viel später noch standen die Germanen ungeachtet der Schilderungen eines Tacitus und obwohl eine Fülle natürlicher Charaktereigenschaften sie schmückte, auf tiefer

[1]) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 67.

[2]) Victor Hehn, *Das Salz.* S. 33.

[3]) Dies zeigt sehr schön an den Fibeln Dr. Hans Hildebrand in seiner spannenden *Studier i jämförande fornforskning. I. Bidrag till spännets historia.* (*Antiquarisk Tidskrift för Sverige.* Del. IV. 1872. S. 15. 142.)

[4]) Sacken. A. a. O. S. 131.

[5]) Häufig mit den Kymren verwechselt, haben Manche (z. B. Thierry) die Cimbern für Kelten gehalten; ihre germanische Nationalität ist indess seither ziemlich allgemein anerkannt und in neuester Zeit von Baron Roget de Belloguet: *Ethnographie gauloise. Quatrième partie.* Paris 1873. 8°. S. 94—113 sichergestellt worden.

[6]) Nach Haakh's diesbezüglichen Vortrag in der würtembergischen anthropologischen Gesellschaft am 28. December 1872.

Culturstufe. Erwiesenermassen kannten sie die Dreifelderwirthschaft nicht [1]), die wahrscheinlich römischen Ursprunges ist und im Süden und Südwesten Deutschlands erst nach dem Contacte mit den Römern eingeführt ward [2]), welche in Deutschland und dem angrenzenden Gebiete zahlreiche Spuren ihrer Anwesenheit zurückliessen. Da aber die Germanen es nicht einmal zum Wohnen in Städten brachten, so sind die römischen Cultureinflüsse jedenfalls gering anzuschlagen; was ihnen in dieser Hinsicht zukam, dürfte am meisten durch keltische Stämme vermittelt worden sein.

Bislang war von den Germanen im engeren Sinne die Rede; im weiteren Sinne umschliessen sie indess auch die Vorfahren jener Völker, welche gegenwärtig den europäischen Norden bewohnen. Diese Gemeinsamkeit thut sich in Sitte, Glauben und in Idealen dar. So weist z. B. das germanische Heldenideal zwar bei den nordischen, angelsächsischen und deutschen Stämmen und bei diesen wieder in verschiedenen Zeiten bedeutende Nüancen auf. Aber gewisse, grundlegende Züge desselben werden so übereinstimmend überliefert, ob wir nun die *Edda*, den *Beowulf*, den *Waltharius* oder die *Nibelungen* lesen, dass wir nothwendig annehmen müssen, sie seien allen germanischen Völkern der heroischen Zeit eigenthümlich gewesen. Wir finden viele dieser Züge in den höfischen Epen des Mittelalters neben anderen, fremdartigen wieder, und sie haben sich theilweise, wie moderne Schlachtenberichte beweisen, bis auf den heutigen Tag in der nationalen Tradition erhalten. Es würde nicht schwer fallen, vom Standpuncte der modern-naturwissenschaftlichen Auffassung des Lebens aus die Ansichten der alten Germanen über den Kampf in Bausch und Bogen zu rechtfertigen. Man darf nur darauf hinweisen, dass die geistige Kraft, die man häufig so gerne der physischen entgegenstellt, mit der letzteren aus Einer Wurzel emporwächst. Doch kann man noch einen Schritt weiter gehen und mit vollstem Rechte behaupten, dass auch der moderne Germane sich seiner sogenannten physischen Kraft, oder wenn man will, der Kraft seines Armes mit Freudigkeit bewusst ist, dass es ihm wohl thut, sie zu gebrauchen, und dass er daher den Kampf liebt, denn der Kampf ist die vollste Bethätigung der physischen Lebenskraft und Lebensfreude. Angesichts der wiederholten modernen Betheuerungen von der Friedensliebe Deutschlands zeigt eine offene, rückhaltlose Darlegung des germanischen Volkscharakters klar, wie auch der moderne Germane mit wachsendem Erfolge sich weitere Ziele steckt, wie er unbewusst der Bahn zusteuert, welche jetzt noch als eine nothwendige Consequenz der bisherigen Geschehenisse darzustellen fast als frevelhaftes Beginnen, ja als Beleidigung, als Verleumdung und Verdächtigung gilt. So sehr sind die Meinungen ver-

[1]) Siehe *Ueber die Landwirthschaft der ältesten Deutschen* von W. Roscher in den *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 49—80.

[2]) Dr. William Löbe, *Abriss der Geschichte der deutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.* Berlin 1873. 8°. S. 1.

wirrt, dass man nur Aeusserungen der Feindseligkeit erblickt, sich gekränkt fühlt, wenn von dem künftigen Deutschland das behauptet wird, was ihm zum höchsten Stolze gereichen sollte.

Waren die Germanen anfänglich ein einfaches Naturvolk von zwar hoher Kraft und Begabung, sittlich aber auf der nämlichen Stufe stehend, wie die meisten Naturvölker, so ist doch ein Vergleich unter den Naturvölkern selbst immerhin noch statthaft, denn es gibt zweifelsohne solche, welche wir nach heutigen Begriffen für höhere oder niedrigere Repräsentanten der Menschheit halten dürfen. Ein Vergleich der alten Germanen mit den Hellenen der Heroenzeit lehrt nun zweierlei: Die Germanen sind stärker als die Griechen; dann: es gibt ethische Grundsätze, die der germanischen Art eigenthümlich und die für ihr Leben heute noch gerade so massgebend sind, wie für das ihrer Ahnen, an denen sie unter allen Umständen festhalten muss, die sie gegen fremde nicht vertauschen darf[1])!

Wollen wir über Sitten und Cultur der altgermanischen Völkerschaften nicht einfach den Tacitus abschreiben, so lernen wir die germanische Urzeit am besten noch durch die Zustände im Norden kennen, die sich in ihrer alten Form erhielten, nachdem längst der Süden eine höhere Gesittungsstufe erklommen. Wir werden dieselben später beleuchten, wenn im Mittelalter die nordischen Völker den Schauplatz der Geschichte betreten. Hier genügt, daran zu erinnern, dass nirgends die Germanen Ureinwohner der Gebiete, worin wir ihnen zuerst begegnen, sondern sie auch in Deutschland eingewanderte Fremdlinge waren[2]).

Der Orient.

Im unteren Donaulande wohnten seit lange die thrakischen Geten und Daker. Die Geten hausten ursprünglich nördlich vom Hämus, zuerst nur auf dem rechten Donauufer; später zu Philipp's Zeiten auch am linken, im Reiche der stammverwandten Daker in der Walachei, nur durch die Theiss von den benachbarten keltischen Bojern geschieden. Die Daker, stets ein unruhiges, kriegerisches Volk, fielen wiederholt in das südlich von der Donau gelegene Gebiet ein, bis endlich nach mannigfachen Geschickeswendungen Trajan sie unterwarf. Die Hellenen waren niemals in das Innere der Hämushalbinsel, über die Grenzen des eigentlichen Griechenlands hinausgekommen. Die Römer schufen jedoch nunmehr die Provinzen Mösien zwischen Donau und Balkan (Bulgarien und Serbien) und Dakien (Banat, Siebenbürgen, Rumänien und Theile Bessarabiens bis in die Gegend Odessa's). Sie brachten wie fast überall in die neuen Gebiete Colonien mit, und es begann deren systematische Romanisirung;

[1]) Ludwig Blume, *Das Ideal des Helden und des Weibes bei Homer mit Rücksicht auf das deutsche Alterthum.* Wien 1874. 8⁰. S. 53.

[2]) Siehe Dr. Friedr. Merkel, *Deutschlands Ureinwohner.* Rostock 1873. 8⁰.

aus der dakischen Hauptstadt Sarmizegetusa [1]) ward eine römische Colonie; allein, nachdem die Errichtung der Provinz Dakien erst in Folge der Niederwerfung des Dakenreiches unter König Decebalus erfolgte, den sein Volk im Widerstande heldenmüthig unterstützte, hielt sich wohl das unterworfene dakische Element grollend von der Berührung mit der römischen Cultur fern. In Dakien wurde auf nur mehr dünn besiedeltem Boden, rings umgeben von einer übelwollenden Bevölkerung ein reines Colonialland geschaffen, in dem das Römerthum nicht so tiefe Wurzeln trieb, wo es auch nicht auf der breiten sicheren Grundlage eines auch geistig eroberten Volksthums ruhte, daher es auch später wieder mit Leichtigkeit verschwand [2]).

Ich unterbreche meine Wanderung nach Griechenland und dem asiatischen Osten, um zuvor einen flüchtigen Blick auf die Gestade Nordafrica's zu werfen, die römische Welt im Süden umsäumend. Nach Carthago's Fall waren alle libyphönikischen Siedlungen in römische Gewalt gerathen, 46 v. Chr. Numidien und unter Claudius Mauretanien hinzugekommen; gegen Osten hin lag Cyrenaica, anfangs von Königen regiert, später Republik, vom zweiten Ptolemäer aber schon Aegypten unterworfen, mit dem es an die Römer kam. Die eigentliche Bevölkerung des Landes gehörte der hamitischen Race an, wie die Aegypter und die gegen Westen hin wohnenden Numidier und Mauretanier im heutigen Tripolis, Tunis, Algier und Marokko. Die gegenwärtigen Berber [3]) sind die directen Nachkommen jener Stämme. Wegen des richtigen Verständnisses der späteren Geschichte dieser Gebiete kann nicht genug hervorgehoben und betont werden, dass bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrica, mit Ausnahme der Städte, nur von Berbern bewohnt wurde [4]). Die Libyphöniker, die Mischung von Phönikern und Berbern, beschränkten sich auf die Städte und einen Theil der Küstenbewohner, welche das Punische oder Neuphönikische angenommen hatten. Nicht tiefer drang das Hellenenthum, überall ausser auf seinem heimathlichen Boden nur wie mit einem glänzenden Firniss die wahren Verhältnisse übertünchend. Und ähnlich wie solcher nach Aussen hin oft einen rauhen Kern schimmernd überzieht, dafür nach Innen fressend und zersetzend wirkt, hatte sich auch die griechische Gesittung über den Orient und Nordafrica ergossen, am Aeusserlichen haftend, blendend, so weit ihre Berührung aber reichte demoralisirend, zerstörend. Waren die

[1]) Richard Kiepert, *Die Ruinen von Sarmizegetusa.* (*Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.* 1872. S. 263—268, mit einem Plan.)

[2]) Nach den Forschungen Professor Dr. Rob. Rösler's in seinem Buche: *Romänische Studien. Untersuchungen zur älteren Geschichte.* Leipzig 1871. 8⁰.

[3]) In Marokko spricht man *Breber.* Nach General Faidherbe wären die Berber weder mit den Hamiten noch mit den Semiten, sondern mit den ältesten Bewohnern des westlichen Europa verwandt. (Petermann's *Geographische Mittheilungen.* 1869. S. 43.) M. G. Olivier, *Recherches sur l'Origine des Berbers* (*Bulletin de l'Académie d'Hippone.* Bône 1868. 8⁰. Nr. 5), macht den Versuch, die Berber mit den Ariern in verwandtschaftliche Beziehung zu bringen (!).

[4]) Heinrich Frhr. v. Maltzan, *Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern in Nordafrica.* (*Ausland* 1873. Nr. 23. S. 446—449.)

Kleinasiaten desshalb noch keine Griechen geworden, so waren in ganz Kleinasien fast alle einheimischen Idiome verschwunden, das Lydische, das Phrygische und auch das Keltische, um dem Griechischen zu weichen [1]; griechischer Einfluss herrschte in Syrien und selbst in Judäa und Palästina, das arme rohe Judenvolk von Aegypten und von Syrien aus umspannend.

Erscheinen die Wirkungen des Römerthums im Allgemeinen intensiver als jene des Griechenthums, weil der Römer thatsächlich colonisirte und das Landleben pflog, wofür der Hellene keinen Sinn besass, so drang in Nordafrica die Romanisirung doch nur in geringem Grade durch; das Lateinische vermochte das Punische nie zu verdrängen; in Europa standen meistens Arier Ariern gegenüber, in Africa und Asien aber Arier, Hamiten und Semiten. Nur auf dem Boden des indogermanischen Stammes vermochte der Romanismus sich auszubreiten und jene Völkerumwandlung zu vollbringen, woraus die heutigen Culturnationen hervorgingen. Ohnmächtig gerade wie das Griechenthum erwies er sich bei Stämmen fremden Blutes. So lehrt denn die Geschichte des Racenelementes hohe Bedeutung erkennen und würdigen. Die Cäsaren sorgten und thaten viel für Nordafrica wie für einzelne Städte [2]. Auch Aegypten blühte, aber besonders materiell, denn mit den Ptolemäern war auch die Wissenschaft von ihrer Höhe herabgestiegen. Griechen, Juden und Aegypter, die letzteren ein fleissiges, geduldiges, aber mechanisch arbeitendes Volk, bildeten drei chronische Parteien im Lande. Das Kaiserthum hob den Handel Alexandrien's, liess Canäle reinigen, Schleussen anbringen und versuchte sogar einen neuen Weg nach Indien zu bahnen; wirklich ward sein Handel nach Indien beinahe sechsfach stärker als unter den Ptolemäern, und durch ihn gab das einzige Alexandrien in einem Monat höhere Einkünfte als Judäa in einem ganzen Jahre; Alexandrien lag so recht im Scheitelpuncte der damaligen Welt, wo das Handelsgewühl aller Zungen am lautesten tobte, wo der Markt des Lebens am eifrigsten die Fragen des Tages discutirte, wo die Reste griechischer Weltweisheit sich mit dem starren Dogmatismus der orientalischen Speculation vermählten [3]. Antiochia und Seleukia bewahrten dagegen wenig mehr von griechischem Wesen, mit Ausnahme leerer Rhetorik, philosophischen Tifteleien, Vorliebe für Theater, Wettrennen, Kampfspiele und Balgereien [4]. Weiterhin im Osten war die Palmen- und Wüstenstadt Palmyra [5] zu einem wichtigen Handelsemporium aufgeblüht und dem römischen Reiche

[1] Vgl. den trefflichen Aufsatz G. Boissier's, *Les provinces orientales de l'Empire romain.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. Juli 1874. S. 111—157.)

[2] Z. B. für *Leptis Magna.* (Gerh. Rohlfs, *Von Tripolis nach Alexandrien.* Bremen 1871. 8°. S. 108—109.)

[3] Das Leben in Alexandrien ist prachtvoll geschildert bei Th. Bernhardt, *Geschichte Rom's von Valerian bis zu Diocletian's Tode.* Berlin 1867. 8°. im ersten Bande, dann in dem schon erwähnten Romane *Hypatia* von Kingsley.

[4] *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 86.

[5] Siehe hierüber die interessanten Aufsätze A. D. Mordtmann's, *Eine Republik des orientalischen Alterthums.* (*Beil der Allgem. Zeitung* 1874. Nr. 50. 52. 53. 54. 55.)

unter Hadrian eingefügt worden. Hier stehen wir so zu sagen am äussersten Ende der römischen Welt und ihres Einflusses auf Asien. Schon das nahe Perserland führt in den Bereich einer andern Cultur; hier war auf die syrischen Seleukiden die grosse Monarchie der Parther gefolgt, bis in's III. Jahrhundert n. Chr. alle Völker von den Gebirgen Armeniens und den Tiefebenen des Euphrat und Tigris bis in die Quellengebiete des Oxus vereinigend, selbst der römischen Macht ein Gegengewicht [1]).

Samaria und Judäa.

Drei Civilisationen haben der europäischen Welt ihr Gepräge aufgedrückt: die griechische, römische und jüdische, deren Einfluss bis auf unsere Tage noch erkennbar. Desshalb interessirt uns das Geschick des jüdischen Volkes seit seiner Rückkehr aus dem Exile. Nur ein ganz geringer Bruchtheil des Judenthums war damals in der Heimath geblieben: die samaritanische Bevölkerung. Sie bestand aus den ärmsten Israeliten, die von ihren Eroberern zurückgelassen worden, als politisch zu unbedeutend, um der Mühen einer Expatriation werth zu sein [2]). So sich selbst überlassen, versanken sie in einen Zustand zufriedener Unwissenheit und Stumpfheit, aus dem sie nur in einem gewissen Grade und nur theilweise durch die Verachtung ihrer Nachbarn gerüttelt wurden. Und dennoch besass dieses seltsame Volk ein inneres Leben und eine intellectuelle Regsamkeit, die bis nun nahezu unbekannt war. In eine Stellung gedrängt, welche sie weit entfernt waren, sich selbst zu wählen, ersahen die Samaritaner jedoch bald die Vortheile, welche sie aus der Isolirung zu ziehen vermochten, zu der jüdisches Vorurtheil und jüdische Bornirtheit sie als Ausgestossene von dem hebräischen Gemeinwesen zu verurtheilen meinten. Ihr Tempel auf dem Berge Garizim rivalisirte Generationen hindurch mit jenem von Jerusalem und sie haben sich den Ruf erworben und zum Theile bis heute noch erhalten, die Bewahrer eines älteren Pentateuch zu sein, als jene Version desselben ist, auf die sich ihre Nachbarn und Feinde, die Juden, stützen.

Der erste hohe Priester am Tempel zu Garizim, den der Statthalter Sanballat ernannte, war Manasseh, sein Schwiegersohn und der Bruder Joddua's, des Hohenpriesters von Jerusalem. Seine Weigerung, eine Ehe zu trennen, die als unrechtmässig verurtheilt war, trug ihm von Sanballat den Lohn der höchsten Priesterwürde ein. Manasseh brachte das Wissen der höher entwickelten Juden mit sich und zugleich die kalten, abschreckenden Theorien der Sadducäer. Möglicher Weise war es auch durch ihn, dass die

1) Dies setzt trefflich auseinander George Rawlinson, *The sixth great oriental monarchy, or the geography, history and antiquities of Parthia.* London 1873. 8⁰., das Ausführlichste, was meines Wissens über die Parther besteht, bedarf jedoch sehr der Kritik.

2) John W. Nutt, *A sketch of Samaritan history, Dogma and Literature, Published as an introduction to „Fragments of a Samaritan Targum, edited from a Bodleian Ms."* Oxford 1874.

Samaritaner die Copie des Gesetzes erhielten, dem sie durch spätere Aenderungen den eigenthümlichen Charakter aufprägten, der den samaritanischen Pentateuch kennzeichnet. Jedenfallls ist ihr Mangel an Erfindungsgabe bemerkenswerth. Trotz der antagonistischen Stellung, welche sie einnehmen, waren Ritus und Dogmen von den Juden entlehnt, jene Puncte nur ausgenommen, welche mit ihren Vorurtheilen durchaus nicht in Einklang zu bringen waren. Andererseits allerdings ist es auch möglich, dass sie dieselben schon früher überkommen hatten.

Abgesehen vom Pentateuch ist die samaritanische Literatur sehr armselig. Das Volk besass gar keinen historischen Sinn und seinen Chronisten lag es nicht im mindesten am Herzen, einen genauen Bericht der Ereignisse der Vergangenheit zu geben. Ihre Aufzeichnungen sind voll der gröblichsten Irrthümer, dass man ihre Chroniken füglich eine Travestie der Geschichte nennen könnte.

Der *Masseketh Kuthim*, eine talmudische Abhandlung über die *Kuthim*, wie die Samaritaner verächtlich genannt wurden, im Anhange des Buches bildet eine der interessantesten Partien desselben. Er wurde muthmasslich im II. Jahrhundert geschrieben und giebt Zeugniss von der Abneigung der Juden gegen die Samaritaner. Er bestimmt alle Verkehrspuncte, die den ersteren mit den letzteren erlaubt, wie jene Puncte, welche ihnen verwehrt waren; diese Gebote und Verbote sind schlau zum Nutzen der Mächtigeren eingerichtet. Die Juden dürfen ihnen weder Frauen zur Heirath geben, noch welche unter ihnen dazu erwählen, dafür dürfen sie ihnen auf Wucherzins borgen. Den Samaritanern dürfen sie nur in gewissen Puncten Glauben schenken: „Einem Samaritaner ist zu glauben, wenn er sagt, es sei eine Grabstätte oder es sei keine in einem Felde, oder von einem Thiere, ob es ein erstgebornes ist oder nicht, von einem Baume, ob er vier Jahre alt oder noch unrein ist; auch was Grabsteine anbelangt, ist er glaubhaft, nicht aber was ausgebreitete Bäume anbelangt, oder Steine, welche aus einer Mauer hervorstehen, oder in Bezug auf das Land der Heiden" [1]).

Seit nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil durch Esra und Nehemia eine religiöse Erneuerung des jüdischen Volks herbeigeführt worden war, war strenge Abschliessung gegen die Heiden und Abscheu vor dem Götzendienst der Charakter des nachexilischen Judenthums. Es ging daraus ein ängstliches Anschliessen an das mosaische Gesetz hervor. Da dieses aber nicht auf alle Tagesfragen ohne weiteres Antwort gab, so wurde eine künstliche Auslegung desselben üblich. Um so mehr wurden daher eigene Schriftgelehrten nothwendig, welche als solche keine Priester zu sein brauchten. Ausserdem wurde durch viele Zusätze zu den mosaischen Geboten ein Zaun um das Gesetz gemacht. Jene wurden aber von den Strenggläubigen ängstlich befolgt und die Heiden galten als unrein.

[1]) *Wiener Abendpost* vom 10. April 1875. Nr. 81.

Nach Alexander dem Grossen wurde das kleine jüdische Reich ein Spielball zwischen Syrien und Aegypten. Zugleich drang aber auch griechisches Wesen in Judäa ein, welches namentlich bei den Vornehmen vielen Anklang fand. Es entstand so eine Mittelpartei, welche zwar am mosaischen Gesetz, jedoch ohne die Zusätze der Schriftgelehrten festhalten, zugleich aber gegen die neue Zeitbildung sich nicht durchaus abwehrend verhalten wollte. Es sind dies die Sadducäer, deren Name auf das hebräische Wort *Jadikia* = die Gerechten, oder auf Jadok, den Hohenpriester unter Salomo, zurückzuführen ist. Unter dem syrischen König Antiochius Epiphanes, welcher ein grosses vorderasiatisches Reich gründen wollte, brach eine heftige Verfolgung gegen die Bekenner der jüdischen Religion aus. Da erhob der Priester Matathias mit seinen Söhnen die Fahne des Aufstandes. An sie schlossen sich die Gläubigen an und durch Tapferkeit und Klugheit erkämpften sich die Maccabäer zuletzt ihre Unabhängigkeit als priesterliche Fürsten des jüdischen Reichs. Als aber für die Religion nichts mehr zu fürchten war und die Maccabäischen Fürsten seit Johannes Hyrcanus sich zu den Sadducäern hinneigten, sonderten sich die Strenggläubigen von jenen ab, wesshalb sie *Peruschim* oder *Perischim* = Pharisäer, d. h. die Abgesonderten oder die sich Absondernden genannt wurden. Dieser Name enthielt demnach ohne Zweifel zuerst eine Rüge, wurde aber später von ihnen selbst acceptirt. Als seit Pompejus dem Grossen die Römer einen mächtigen Einfluss auf das jüdische Reich auszuüben begannen, zweigte sich von dem Hauptstamme der Pharisäer noch eine strengere Secte ab, die sogenannten Zeloten. Wieder andere zogen sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück, um sich blos der frommen Betrachtung hinzugeben: die in der Wüste östlich vom todten Meere lebenden Essener oder Essäer. Die politisch herrschende Partei waren die Pharisäer nur unter Alexandra, der Gattin und Nachfolgerin des Alexander Jannai (79—70 v. Chr.). Dagegen waren immer viele Mitglieder des Synedriums oder hohen Raths, welcher der Gesetzkundigen bedurfte, Pharisäer. Denn diese waren doch die eigentlichen Bewahrer des Gesetzes, wenn sie auch häufig genug die äusserliche theokratische Schranke des Gesetzes mit diesem selbst verwechselten und den eigentlichen Mittelpunct des ganzen Gesetzes, die Liebe, vergassen. Da aber die Gegenwart namentlich unter dem Edomitischen Königsstamm der Herodianer und unter der römischen Oberherrschaft sie nicht befriedigte, hofften sie auf die Wiederherstellung des davidischen Königreichs in der Zukunft. Bei dem Beginn desselben würden die Märtyrer auferstehen, wesshalb auch die Pharisäer an die Auferstehung und die bei derselben thätigen Engel glaubten, ein Glaube, der sich bei den Sadducäern nicht in gleicher Weise findet. Auch nachdem der theokratische Staat untergegangen war und die letzten Zeloten sich in den Abgrund gestürzt hatten, hielten die altgläubigen Juden an den pharisäischen Ueberlieferungen fest und die Zusätze zum Gesetz, wie sie in der ungefähr 150 Jahre n. Chr. entstandenen Mischung, dem ersten

Theile des *Talmud*, enthalten sind, gehen noch viel weiter als die, welche aus dem Neuen Testament bekannt sind[1]).

Die höchste Bedeutung gewann das Judenthum in der alexandrinischen Epoche. In Alexandrien fand die Uebersetzung der Septuaginta statt und hier wie an anderen Plätzen Vorderasiens lebten zahlreiche hellenisirende Juden. Bei dem freier denkenden Theile der Nation hatte sich eine Annäherung an griechische Sitte im Gebrauch der griechischen Sprache und in der Nachahmung griechischer Kampfspiele schon vor der Maccabäerzeit gezeigt, immerhin aber war dieser Hellenismus ein durchaus oberflächlicher. Vielmehr stand der jüdische Semitismus, durch das Pharisäerthum vertreten, dem die Massen des Volkes anhingen, allem griechischen Wesen feindlich gegenüber, wogegen eine Hinneigung zu den im Urgrunde verwandten Lehren der Aegypter bei den Juden deutlich wahrnehmbar ist. Nur die Secte der Sadducäer, eine Handvoll Menschen, eiferte gegen die Mystik der an die Unsterblichkeit glaubenden Pharisäer, aber je mehr sie dagegen predigten, desto mehr stürzte sich das Volk in die Arme des Mysticismus, und es steht fest, dass es niemals in Judäa mehr Hysterische, Mondsüchtige und Besessene gegeben als eben zur Zeit jener Glaubenskämpfe[2]). Die Bewegung endete mit dem völligen Austreiben des Hellenismus aus dem heiligen Lande, wo die Pharisäer die Geister in ihrer Gewalt behielten. Bei diesen ist aber keine Spur eines Einflusses der griechischen Philosophie nachweisbar. Damit widerlegt sich auch die Ansicht, dass die Unsterblichkeitslehre den Juden durch die Griechen und namentlich durch die Schriften des Plato zugekommen sei.

Die mystische Seite der jüdischen Philosophie fand in Alexandrien eifrige Pflege. Monachismus und Prophetie sind die hervorragendsten Elemente in der Entwicklung der jüdisch-alexandrinischen Lehrsätze; ersterer ein rein intern wirkendes, letztere ein Agens des Proselytismus. Zwischen der Askese, welche die Essäer kennzeichnete, und jener der frühen christlichen Kirche lässt sich eine treffende Parallele ziehen und in den Doctrinen und dem Ritus des jüdischen Mönchsthum[3]), wie es in Alexandrien aus der angestrebten Vermischung jüdischer Weisheit mit griechisch-heidnischer Philosophie hervorging, lassen sich unschwer die Vorläufer des späteren christlichen Anachoreten- und Klosterwesens erkennen.

In der eigentlichen Heimat der Juden, in Judäa, drückte schon seit 37 v. Chr. die Römerherrschaft, welche 70 n. Chr. endlich das staatliche Dasein vernichtete. Und obgleich der Monotheismus an sich einen stärkeren Glauben erzeugt als der schwache Polytheismus, also eine kräftigere Waffe im Kampfe um's Dasein gewährt, konnten die Juden gegen die Römer nicht aufkommen, weil dieser Vortheil

1) Nach einem von Prof. Dr. Diestel im Januar 1875 zu Tübingen gehaltenem Vortrage.

2) Halévy, *Mélanges d'épigraphie*. S. 151.

3) Siehe dieselben bei Ferdinand Delaunay, *Moines et Sibylles dans l'antiquité judéo-grecque*. Paris 1874. 8°.

durch andere, den Juden mangelnde Eigenschaften der Römer, wie politisches Verständniss und eine anererbte Disciplin aufgewogen wurde [1]).

Ich habe die flüchtige Rundschau über die den Römern unterworfenen oder benachbarten Völker vollendet, deren Culturverschiedenheit damals ähnliche Abstufungen darbot, wie heute zwischen dem gesitteten Westeuropäer und dem Südseeinsulaner bestehen. Die Picten in Schottland, bei denen eine Art von Tätowirung üblich, und die rohen Bewohner der norddeutschen Tiefebene waren Wilde im Vergleiche zu den cultivirten Römern, Asiaten und Aegyptern; trotzdem gehörte zweifellos die Zukunft nicht diesen, sondern den Ersteren, so wie in der Regel das Kind die Aussicht hat, den Greis zu überleben. Einstweilen umspannte sie Rom mit schirmendem Arm und es wäre unbillig, zu verkennen, dass sie im Allgemeinen sich wohl dabei befanden.

[1]) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 77.

Rom's Niedergang.

Sittliche Zustände des verfallenden Reiches.

Das Gesetz des Blühen's selbst ist es, was zum Welken führt[1]). So war es überall und wird es immer sein. Nimmer kann sich die menschliche Gesellschaft den Einflüssen der grossen Naturgesetze entziehen, denn sie selbst ist eine Fortsetzung der Natur, ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen[2]). Ist der Untergang der alten Cultur ein Vorgang, dessen ernste Räthsel zum Theil noch ungelöst sind[3]), so müssen wir, um Licht in das Dunkel zu bringen, zunächst den dabei wirksamen natürlichen Kräften nachspüren. In der Natur verläuft bekanntlich die Periode des Welkens, Verblühens viel rascher, als jene des Wachsthums, am kürzesten aber währt die Blüthezeit. Mit dem Schlusse des II. Jahrhunderts etwa hebt der Niedergang, die Periode des Abblühens der antiken Cultur an, den Zeitgenossen freilich noch unmerklich, denn die Verfeinerung der Lebensgenüsse ist eher noch im Steigen als im Sinken. Sichtlich verfällt nur die Kunst seit der Mitte des II. Jahrhunderts und sinkt allmählig bis zu grösster Rohheit und Geschmacklosigkeit herab. Die Bildwerke des IV. Jahrhunderts, nach Constantin dem Grossen, zeigen diesen tiefen Verfall: die Figuren sind sehr plump, von zu kurzer Proportion mit unförmlich grossen, runden Köpfen, glotzenden Augen, ohne Ausdruck und Leben; ein Gleiches zeigen die Münzen. In den Provinzen, wo die Kunst ohnedies unter der Hand geringerer Künstler und bei mehr handwerksmässigem Betriebe einen derberen Charakter annahm, sind diese Stylunterschiede noch auffallender[4]). Doch lassen sich aus dem Kunstverfalle noch keine ungünstigen Rückschlüsse auf die allgemeinen Culturzustände machen, da dieser den Epochen grösster Culturentfaltung stets voranzueilen pflegt.

Der Untergang der antiken Welt, sehr irrthümlich mit dem krachenden Einsturz eines morschen Gebäudes verglichen, vollzog

1) Friedrich Albert Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.* Leipzig und Iserlohn 1873. 8⁰. 2. Aufl. I. Bd. S. 37.

2) P. L. (Paul v. Lilienfeld), *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.* Mitau 1873. 8⁰. S. V.

3) F. A. Lange. A. a. O. S. 143.

4) Sacken. A. a. O. S. 172—178, 195.

sich in der That in sehr geräuschloser, fast unmerklicher Weise. Italien's innere Verhältnisse waren schon am Ende der Republik trostlos genug. Zweifelsohne würde der allgemeine Zersetzungsprocess weit schneller vor sich gegangen sein, hätte nicht die grossartige und streng geordnete Centralisation der Cäsaren dem Uebel die Wage gehalten und sogar eine materielle Blüthe an der Grenze des allgemeinen Verfalls hervorgerufen [1]). Das Kaiserthum an sich ist für den Verfall von Reich und Volk nicht verantwortlich. Gewiss verdienen viele der damaligen Lenker des Staates nicht die Sympathien der Nachwelt, gewiss schwelgten sie in Laster und Ausschweifung, gewiss übten sie Willkür, Gewalt und Grausamkeit, dies Alles kann unbedenklich zugegeben werden; unwahr ist nur, dass dieses den Untergang verschuldet; unkritisch und einseitig ist es zu sagen, das Alleinherrscherthum, wie es bestand, habe weder die Festigkeit noch die innere Ruhe des Staates hergestellt, es habe statt einer Neubegründung der sittlichen Ordnung vielmehr die alte Römertugend so vollständig vernichtet, dass in dieser Zeit auch die letzte Spur davon verschwunden war. Das Alleinherrscherthum hatte vielmehr die Festigkeit und Ruhe hergestellt, so lange dies überhaupt möglich; es konnte die sittliche Ordnung nicht neu begründen, weil sittliche Ordnung von selbst aus dem Volke ersteht, nicht von oben her begründet werden kann; es hat endlich die alte Römertugend nicht vernichtet, weil diese längst vor den Cäsaren dahin war. Die während der Republik begonnene Unterjochung und Verschmelzung zahlreicher, von Grund aus verschiedenartiger Völker und Stämme mit specifischen Formen der Moral hatte die sittlichen Grundsätze selbst in Verwirrung, die gerade durch diese Vermengung fortschreitende Civilisation den Skepticismus und die Einführung fremder Culte gebracht, und eben dadurch die mit dem altrömischen Localpatriotismus und der heidnischen Religion eng verschmolzene alte Römertugend vernichtet. Diesen unabwendbaren Process vermochte das Kaiserthum weder hervorzurufen noch zu verhindern; es hat ihn nicht einmal beschleunigt, eher verlangsamt. Die eigentliche Kaiserzeit, die nachcäsarische Epoche hat die räumliche Ausdehnung des Weltreiches relativ nur wenig erweitert. Die Grundursachen des Verfalles waren schon seit früher wirksam. Das Zusammenhalten der so heterogenen Elemente erforderte eine stramme Centralisation, und diese wieder wirkte bei Siegern und Besiegten in moralischer Hinsicht auflösend und zerstörend. Wo ist aber der „normale Gesellschaftszustand“, der es vermag, die Tugenden der untergehenden Gesellschaftsform ohne weiteres mit neuen zu ersetzen? Dazu gehört vor Allem Zeit und in der Regel auch das Aufkommen eines neuen populären Typus für die Verschmelzung sittlicher Grundsätze mit sinnlichen Elementen und phantastischen Zuthaten. Derselbe Process der Accumulation und Concentration, welcher die antike Cultur auf ihre Höhe brachte, war auch die Ursache ihres Verfalls [2]), d. h. es

[1]) Lange. A. a. O. S. 205.
[2]) A. a. O. S. 205—206.

fügt auch hier sich wieder ungezwungen und mit nothwendiger Natürlichkeit Glied an Glied in der Kette römischer Culturentwicklung. Die Naturanlagen des ursprünglichen Römerthums hatten dieses mit einer Reihe kriegerischer Tugenden ausgestattet, einerseits das Fundament seiner Grösse, andererseits die Ursache seines Unterganges. Die kriegerischen Tugenden erstarkten in der Armuth der ersten Zeit — und halfen zum Siege; die Siege weckten die Eroberungslust, die Eroberungslust führte zu endlosen Kriegen und räumlicher wie ethnischer Erweiterung, letztere zu unausweichlichen Blutsvermischungen, diese zur Verwischung der nationalen Unterschiede in Sitten, Glauben, Anschauungen, Kunst, Wissenschaft, theilweise selbst in Sprache, womit zugleich nothwendigerweise die Vernichtung gerade dessen verknüpft war, was das Erreichen dieses Zieles ermöglicht hatte, die Einfalt und Sittenstrenge des altrömischen Charakters mit seinen Vorzügen und Tugenden. Das Volk, zur Zeit der Bürgerkriege ethnisch schon kein römisches mehr, konnte auch keinen römischen Charakter, keine römischen Tugenden mehr besitzen; diese waren fort und mussten in dem Maasse verschwinden, als sich das altrömische ethnische Element verflüchtigte. Noch weniger konnten die Römer der Kaiserzeit Römer sein, ja sie mussten es täglich, stündlich weniger werden. Die fortschreitende Civilisation riss die Schranken der Nationalität, der Standesvorrechte, der Vorurtheile, des Glaubens nieder, Hand in Hand damit aber die Säulen des Charakters und der alten Tugenden. Wie weit die Amalgamirung im römischen Weltreiche gediehen, bezeugt nicht blos die Verschmelzung der zahlreichen verschiedenen Culte, sondern auch, dass nunmehr viele Männer den Thron bestiegen, die gar keine Römer waren. Eine Betrachtung der römischen Kaiserbildnisse ergibt, dass, abgesehen von der julisch-claudischen Dynastie, sie überraschend wenige Köpfe echt römischen Charakters aufweisen [1]). Die Ursache liegt theils in den Zeitverhältnissen, theils aber auch daran, dass ein grosser Theil der nachneronischen Herrscher ausseritalischen Ländern angehörte [2]). Wenn aber die Consanguinität in der ersten Dynastie

[1]) Zu diesem Ergebnisse gelangt auf Grund einer eingehenden Prüfung Dr. R. Schöner in seinem Aufsatze: *Römische Imperatorenköpfe.* (*Beilage zur Allgem. Zeitung* vom 4., 6. und 9. März 1875. Nr. 63. 65. 68.)

[2]) R. Schöner. A. a. O. Nr. 68. S. 1034: „Trajan war zu Italica in Spanien geboren, wo sein Vater durch Adoption in die seit lange dort ansässige Familie der Ulpier aufgenommen war. Hadrian's Geschlecht war in derselben Stadt seit dem zweiten punischen Kriege ansässig, nachdem es aus Hadria in Picenum dorthin übergesiedelt war. Antoninus Pius gehörte einer aus dem südlichen Gallien stammenden Familie an, die des Marc Aurel war wieder in Spanien heimisch. Pertinax war ein Ligurier, Didius Julianus hatte zum Grossvater den aus Africa stammenden grossen Juristen Salvius; in demselben Lande stand auch die Wiege des Septimius Severus. Caracalla hatte von mütterlicher Seite syrisches Blut in den Adern; über Elagabals Nationalität endlich wird sich so wenig als über die des Commodus etwas sicheres feststellen lassen, denn es gab in Rom Sclaven und Gladiatoren jedes Stammes.“ Noch schlimmer kam es später, wo die Ausländer auf dem Kaiserthrone fast zur Regel wurden; so z. B.: Alexander Severus ein Phöniker, Flavius Sulpicius Severus ein Illyrier, dessgleichen Claudius II., Maximinus ein Thrakier, M. Aurelius Valerius Maximianus, Flavius Valentinianus, Valens und Probus, alle vier Pannonier; auch C. Galerius Valerius Maximianus stammte aus den Donaugegenden; selbst

Unheil angerichtet hatte, so zeigten die letzten Kaiser nicht, dass die Blutmischung regenerirend gewirkt hätte. Wohl aber ergibt die Möglichkeit eines solchen Wechsels in der Nationalität der Herrscher deutlich, wie der Begriff des Römerthums, indem er zu einem kosmopolitischen geworden, im Volke selbst nicht mehr lebte. Der Amalgamirungsprocess war ein vollständiger; ihn zu hindern hätte die Demokratie, ohnmächtig schon das colossale Gebäude nur zu erhalten, eben so wenig vermocht, als das Cäsarenthum. Rom's Stern war am Sinken, der Ruin nicht mehr aufzuhalten.

Ruhige Erwägung lehrt unwiderlegbar, dass die grosse Umwälzung jener Zeit nicht aus den oberen, sondern aus den unteren und mittleren Schichten der Weltbevölkerung, aus den Volksmassen zu erklären ist [1]), denn sie vor Allem waren in ihrem Wesen durch den Amalgamirungsprocess betroffen worden. Die Ausartung des Volkes war so gross, dass es sich nach einem Nero zurücksehnte, der ja — man vergesse dies nimmer — ein bei den Massen populärer Herrscher gewesen. Sie gebaren die Cäsaren und es ist daher nicht zu wundern, gemeine Laster auf dem Throne zu sehen. Aus einer bestimmten socialen Classe gingen die jeweiligen Herrscher längst nicht mehr hervor; es gab keine Classe mehr, die eine solche Macht besessen hätte. Eine gewisse gefährliche Halbbildung erstreckte sich gleichmässig über Arme und Reiche, die zwei einzigen damaligen und stets unverwüstlichen Standesunterschiede. Adel und Priesterschaft hatten längst ihren Einfluss eingebüsst; am mächtigsten blieb natürlich noch das Heer, das aus Söhnen aller erdenklichen Länder zusammengewürfelte [2]) Prätorianerthum, das nicht versäumte, seinem Einflusse auf die Thronbesetzung Geltung zu verschaffen. Wer die Macht hat, beutet sie aus, und die meiste Macht lag eben bei den Truppen, freilich nur desshalb, weil sie ihnen von Niemanden streitig gemacht ward. Die Truppen aber nahmen bei Erhebung ihrer Kaiser keine andere Rücksicht als jene, auf deren persönliche Beliebtheit, ohne nach Herkunft, Geburt, Vermögen oder Talent zu fragen. Manche Cäsaren dieser späteren Zeit waren, wie Diocletian, Maximian, Probus, von durchaus dunkler, niedriger Herkunft, Leute, wie sie die Demokratie nicht anders verlangen konnte. Wenn nun berichtet wird, dass mit wenigen Ausnahmen alle römischen Kaiser Päderasten waren, wenn erzählt wird von den sinnlichen Lüsten eines Maximin, eines gemeinen Thrakers, so illustrirt dies nicht etwa die Verworfenheit des Cäsarenthums, sondern die Zustände der Gesammtheit, die solchen Lastern fröhnte. Päderastie ging bei den

die leuchtendsten Namen machen keine Ausnahme. Diocletian war ein Dalmatier, Constantin d. Gr. ein Mösier und Theodosius d. Gr. ein Spanier.

[1]) Lange. A. a. O. S. 143.

[2]) Bis auf Septimius Severus recrutirten sich die Prätorianer nur aus Italien, Spanien, Makedonien und Noricum. Ein unlängst zu Rom gefundener Inschriftenstein aus dem Jahre 187 und 188 belehrt uns jedoch über die Heimat zweier Prätorianer, deren einer aus Coropassus in Licaonien, der andere aus Germanicopolis am kleinasiatischen Hellesspont stammte. (*Bullettino della Commissione archeologica municipale.* Roma 1872. 8°. S. 15—16.)

hochgesitteten und demokratischen Hellenen nach dem peloponnesischen Kriege, also noch vor Vernichtung der republikanischen Freiheit, im höchsten Schwange und ward mit zunehmender Gesittung immer mehr gepflegt [1]). Wie so viele andere Laster hatten die Römer sie von den Griechen überkommen, und die steigende Cultur lockerte die Sitten in sinnlicher und geschlechtlicher Beziehung immer mehr; die Prostitution erreichte eine Höhe wie früher in Corinth und Athen [2]), und in ihrem Gefolge traten jene Laster auf, die wir, obwohl durchaus kein specifisches Erzeugniss der Cultur, unnatürliche nennen. Die Ausdehnung der Prostitution aber war eine unmittelbare Folge der durch die ethnische Amalgamirung hervorgerufenen Zerrüttung des ehelichen Lebens, schon in den letzten Epochen der Republik. Die Ursachen von damals dauerten fort und musste das Uebel nur noch schlimmer werden.

Uebrigens ist es ein sehr gewöhnlicher, aber doch ein Irrthum, zu glauben, weil die Römer aus sittenreinen Gewohnheiten in der Kaiserzeit zu unnatürlichen Genüssen herabsanken, dass das Vorkommen solcher Gewohnheiten Gesunkenheit bezeichnen müsse. Wer nur ein wenig mit den Berichten der spanischen Entdecker vertraut ist, der weiss recht gut, dass viele americanischen Menschenstämme, von denen man vor Zeiten annahm, sie hätten das Bild des Paradieses vor dem Sündenfall bewahrt, Verfeinerungen kannten, die selbst den Römern unbekannt waren, als Tiberius auf Capri verweilte, und den Byzantinern zur Zeit, wo Theodora, die Gemahlin des Kaisers Justinian noch mit Schauspielerbanden umherzog [3]). Auch sonst beweisen zahlreiche Beispiele, dass der sogenannte Naturmensch durchaus nicht frei von Verirrungen im Geschlechtsumgang sei. So ist z. B. unter den tatarischen und mongolischen Völkern die Sittenlosigkeit viel grösser als bei den cultivirten Chinesen. Bei ihnen, wie bei den meisten Hirtenvölkern, bestehen alle Gattungen widernatürlicher Unzucht [4]). Geschlechtliche Ausschweifungen werden uns auch von den Itonomas, in der Provinz Moxos, von den Charruas und den Guanas in Südamerica berichtet [5]). Dagegen zeichnen sich die Gês, welche in Bezug auf materielle Civilisation auf einer der tiefsten Stufen der Brasilianer stehen, durch Reinheit der Sitten in der Familie aus [6]).

[1]) Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 243—245.

[2]) Vgl. Dufour, *Histoire de la Prostitution.* II. Bd. S. 303—352, der das Leben der Cäsaren gerade von dieser Seite sicherlich in kein günstiges Licht stellt. Ueber das sonstige Leben der Frauen siehe den betreffenden Abschnitt bei Friedländer, *Sittengeschichte Rom's.* I. Bd. S. 263—326, bei Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 225—307; dann J. J. S. May, *Die römischen Frauen.* (*Ausland* 1870. Nr. 39, S. 919—922. Nr. 40, S. 944—948.)

[3]) Peschel im *Ausland* 1867. Nr. 37. S. 867.

[4]) *Ausland* 1868. Nr. 3. S. 61.

[5]) Thomas J. Hutchinson, *The Paraná; with incidents of the Paraguayan war and South American recollections.* London 1868. 8⁰. S. 34. 48. 64.

[6]) *Ausland* 1867. Nr. 37. S. 869.

Oekonomische Verhältnisse.

Drei Hauptursachen, welche den Untergang der römischen Gesellschaft herbeigeführt haben, werden nebst dem allgemeinen Sittenverfalle genannt: die Latifundienwirthschaft, das Auftauchen des Christenthums, der Hereinbruch der germanischen Barbaren.

Wie der Sittenverfall war das ökonomische Uebel, dem das Reich erlag, schon vor dem Kaiserreiche hochgradig ausgebildet; zu Sulla's und Marius' Zeiten hatte die Latifundienwirthschaft, die Concentrirung des Grundeigenthums in wenigen Händen schon begonnen. Zuletzt gab es nur grosse Gutsbesitzer und besitzlose Sclaven und Colonen, welchen letzteren an der Sicherheit des Reiches nichts gelegen war [1]). In Italien verfiel der Ackerbau mit den ihn begleitenden Lebensgewohnheiten rasch und unabwendlich. Der bäuerliche Eigenthümer gerieth bald hoffnungslos in Schulden; er hörte endlich auf, Eigenthümer zu sein, und sah sich durch die Sclavenarbeit von der Stellung eines verdungenen Feldarbeiters ausgeschlossen; damit hörte der Feldbau in Italien fast ganz auf; der Acker verfiel der Verödung oder wurde von Sclaven bebaut oder in Weideland verwandelt, und der freie Bauernstand verschwand von grossen Länderstrecken ganz und gar. Italien, das einst die entferntesten Provinzen mit Korn versorgte, war bereits unter Claudius' Herrschaft für die unbedingten Lebensbedürfnisse von Wind und Woge abhängig [2]). Dafür warfen die Kriegscontributionen und der Tauschverkehr ungeheure Massen Getreide aus den fruchtbarsten Ländern auf den römischen Markt und kaufte man dieses hier wohlfeiler, als man es selbst baute. Aus den Aeckern entstanden herrliche Parkanlagen und Weideland, welche beide nicht mehr so vieler Arbeitskräfte bedurften wie das Ackerland. Das überschüssige Landarbeiterelement zog in die Hauptstadt, wo unentgeltliche Kornvertheilungen stattfanden, und vermehrte dort das Proletariat, mit dessen Wachsen die Gesundheit der staatlichen Existenz zu Grunde geht [3]). Aber nicht nur der Ackerbau sank immer tiefer, auch die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpfte sich immer mehr, und die einst so schönen Waldungen Italiens [4]) verschwanden, ein Phänomen, das Trockenheit des Bodens und Unfruchtbarkeit im Gefolge hat [5]), aber mit dem Fortschritte

[1]) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 32.

[2]) Draper. A. a. O. I. Bd. S. 194.

[3]) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft.* S. 13.

[4]) Siehe über dieselben: L. F. Alfred Maury, *Histoire des grandes forêts de la Gaule.* S. 117—120.

[5]) Siehe Dalmatien und die Insel Cypern. Ueber letztere vergleiche man: Julius Seiff, *Reisen in der asiatischen Türkei.* Leipzig 1875. 8°. S. 83. Durch die Wälder werden die wässerigen Niederschläge länger feucht erhalten und dringen daher langsamer aber wirksamer in den Boden ein; es ist aber ein weitverbreitetes, volksthümliches Missverständniss, dass durch Ausrottung der Wälder die Menge der Niederschläge selbst sich vermindert habe. Peschel zeigt (*Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde.* Leipzig 1876. 8°. 2. Aufl. S. 190—191), dass die Abwaldung nur eine andere Vertheilung der Regenmenge bewirken könne. Doch hält

der Civilisation eng verknüpft ist[1]). An Beidem trägt übrigens der Mangel an naturwissenschaftlicher Kenntniss mehr Schuld, denn irgend ein politisches System[2]).

Der Ruin der Landwirthschaft, der einzigen Grundlage der altrömischen Gesellschaft, hing zunächst mit den Veränderungen zusammen, welche diese Gesellschaft selbst durchlief. Selbst in den ältesten Zeiten hat es nämlich bei den Römern eine wirkliche ländliche Bevölkerung niemals gegeben; alles Ackerland gehörte stets einem städtischen Gemeinwesen, einer *civitas*, und der Bauer war immer Bürger der Civitas, von der ein *vicus* oder Dorf allemal nur einen integrirenden Theil bildete[3]). Die Politik des Kaiserthums war, trotz der zahlreichen Confiscirungen von Privatgrundbesitz, diesem nicht feindselig, vielmehr hörte letzterer während des halbtausendjährigen Bestehens der römischen Imperatoren nicht auf zu wachsen auf Kosten der Staatsdomänen; ja am Ende des Kaiserreiches befand sich eine weit grössere Menge Landes im Privatbesitz als zuvor; dieser hatte sich allenthalben gekräftigt unter wachsendem gesetzlichen Schutze, und man hätte also eine Zunahme der allgemeinen Bewirthschaftung annehmen sollen. Wenn nun gerade das Gegentheil der Fall, so zeigt sich wieder, dass der Ursprung socialer Erscheinungen nicht in der Regierung zu suchen; die Gewalt ist eben so unfähig sie einzusetzen, als die Regeln der Vernunft, sie zu schaffen. Alleinigen Ausschlag geben die Interessen. Sie rufen die socialen Einrichtungen hervor und entscheiden allein über die Art, wie ein Volk regiert wird. Nur die Interessen schufen neben dem einzig gesetzlich anerkannten und beschützten Privatgrundbesitz das gar nie gesetzlich anerkannte und später doch so hohen Einfluss übende *beneficium* oder *precarium*.

Das Beneficium war die Anlehnung des Schwachen an den Starken, des Armen an den Reichen; es war die vom Reichen aus freien Stücken, jedoch auf Bitte des Competenten, erfolgte Ueberlassung eines Grundstückes für so lange, als es dem Eigenthümer beliebte. Das Beneficium war keine Schenkung, es war einfach eine Wohlthat; es konnte nie in den Bereich der Gesetzgebung fallen. A bittet den B um Ueberlassung eines Grundstückes. A besitzt keinen Rechtsgrund für seine Bitte; ihre Erfüllung hängt von B's Grossmuth ab. B gewährt die Bitte aus keinem andern Grunde, als weil er eben will; will er

Grisebach, *Die Vegetation der Erde*. I. Bd. S. 83—85, die gegentheilige Ansicht aufrecht. Wie aber unter allen Umständen die Entwaldung eine unabweisliche Folge der Cultur ist, zeigt das Beispiel der mit Riesenschritten vor sich gehenden Entwaldung in den Vereinigten Staaten. In einem Zeitraume von 12 Jahren wurden 12 Millionen Acres Wald niedergebrannt, nur um schnell den Boden benützen zu können.

[1]) Maury. A. a. O. S. 134.

[2]) George P. Marsh, *Man and Nature, or physical geography as modified by human action*. London 1864. 8⁰. S. 5—8 handelt über die Nachtheile des römischen Verwaltungssystems für die Bodenerschöpfung.

[3]) Fustel de Coulanges, *Les origines du régime féodal*. (*Revue des deux Mondes* vom 15. Mai 1873. S. 439—440.)

nicht, gewährt er sie nicht. Es ist also eine Wohlthat, die er dem A erweist und jeden Augenblick zurückziehen kann. Natürlich belässt B den A auf seinem Grunde nur so lange, als A es durch sein Benehmen zu verdienen scheint; für dieses Benehmen, das keine Aufzeichnung normirt, gibt es nur einen Beurtheiler, den B. A ist also dem B gegenüber mehr gebunden, als durch irgend welche contractliche Verpflichtungen, er hängt lediglich von dessen Gnade ab. Ein solches Verhältniss zieht naturgemäss auch die persönliche Unterordnung des Mannes nach sich; ist sie auch nirgends bestimmt ausgedrückt, sie besteht nichts desto weniger. Das Precarium war eine uralte Einrichtung der römischen Gesellschaft, gewann aber erst in den letzten Jahrhunderten an Bedeutung. Die kaiserlichen Gesetze lassen dies freilich nicht erkennen, aber aus den Schriften eines h. Augustin, Salvian und Sidonius Apollinaris geht es unzweifelhaft hervor. Es wäre übrigens der menschlichen Natur zuwider, wenn das Benefiz reine Wohlthat, die Nutzniessung desselben unentgeltlich geblieben wäre. Freilich konnte ein solches Entgelt nicht schriftlich stipulirt werden, weil sich dadurch sofort das Benefiz in einen Contract verwandelt hätte, was ja gerade vermieden werden sollte. Allein der Gewährende fand wohl stets Mittel und Wege, eine Entschädigung zu erlangen; so ward denn das Precarium fast stets ein Handel, in mancher Beziehung der Miethe ähnlich. Diese Beneficien oder Precarien waren es nun, die hauptsächlich zur Ausdehnung der Latifundien beitrugen. Im III. Jahrhunderte war nämlich die freie Pachtung so ziemlich verschwunden, der Pächter zum Leibeigenen des Grundbesitzers geworden; Pächter sein war mit Colone fast gleichbedeutend; solcher Verwechslung setzte man sich beim Precarium nicht aus; zudem war die Freiheit des Bittstellers immerhin gewährleistet, denn er konnte jeden Augenblick auch seinerseits auf das Beneficium, auf die Wohlthat Verzicht leisten, wollte ihm sein Herr etwa unangenehme Verpflichtungen auferlegen. Der Rücktritt vom Beneficium entband natürlich von allem Weiteren. Es geschah nun alsbald, dass kleine Grundbesitzer, sei es, um den Steuern zu entgehen, sei es, um den Rechtsschutz irgend eines Mächtigen zu geniessen, ihr eigenes kleines Grundstück demselben schenkten, um dasselbe aus seinen Händen als Beneficium wieder zu erhalten. Mit anderen Worten, der kleine *freie* Grundbesitzer entsagte freiwillig seinem Besitzthume, um sich zum unfreien Knechte des reichen Grossgrundbesitzers zu machen. Da ein Beneficium selbstverständlich nicht erblich war, beim Tode des Beneficianten an den wahren Besitzer zurückfiel, erkaufte also der Vater seinen Schutz mit der Besitzlosigkeit des Sohnes. Ohne Sclave zu sein, hing er doch in allen Dingen von der Willkür Jenes ab, der sein Beneficium jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Der Beneficiant war weder ein Sclave, noch ein Colone, noch ein Pächter; man nannte ihn oft einen Clienten, schon könnte man ihn einen Leibeigenen nennen. In wenigen Jahrhunderten sollten die Gesetze ihm seine Stellung bezeichnen; Sitte und Nothwendigkeit thaten es schon jetzt.

Durch solchen Hinzutritt zahlreicher Kleingrundbesitzer schwollen begreiflicherweise die Latifundien immer mehr, während die Masse der eigentlichen Grundeigenthümer immer mehr schmolz. Ein solcher Vorgang ist nur erklärlich in einer Cultur, welche wie die römische und griechische, niemals den Mobiliarreichthum ausgebildet hat. Ein grosses Vermögen und das damit verbundene Ansehen waren im Alterthume anders als in Liegenschaften nicht denkbar; aus dem Handel, der Industrie, den Gewerben hatte die antike Civilisation niemals das Hervorgehen eines einflussreichen geachteten Standes gestattet. Der Handelsmann, der Banquier, der Industrielle konnten wohl individuell sehr reich sein [1]), sie bildeten aber nicht wie heute einen socialen Factor, eine Interessengruppe, mit der man rechnen musste oder die gar einen Einfluss auf die Regierung ausgeübt hätte. Desswegen hatten die Völker des Römerreiches auch andere Bedürfnisse wie wir und verlangten niemals nach den Einrichtungen, welche den modernen Nationen nothwendig geworden. Eine Beurtheilung der damaligen Institutionen nach heutigem Maassstabe ist daher einfach thöricht [2]).

Aufkommen des Christenthums.

Zu den sichtlich begünstigten Völkern des Römerreiches gehörten die Juden; ihre Klagen fanden stets Berücksichtigung, ihre Fürsten waren an der Cäsarentafel stets willkommene Gäste, ihre Religion war als *religio licita* vom Staate anerkannt und in allen grossen Handelsplätzen im Osten und Westen besassen sie ihre eigenen Viertel, ihre *Ghetto's* unter dem Schutze des Reiches [3]). Tiefer Friede beglückte die Gestade des Mittelmeeres von den Säulen des Hercules bis zu den ägyptischen und phönikischen Häfen, als von der Mitwelt unbeachtet bei dem kleinen Volke in Judäa eine geistige Bewegung aufkeimte, für die spätere Culturentwicklung der Menschheit von der allerhöchsten Bedeutung. Culturhistorisch ist es durchaus belanglos, von wem diese neue Erregung der Geister ursprünglich ausgegangen, da aber die menschliche Natur für Alles einen fassbaren Umfang liebt und sucht, so ward später, wie in China Con-fu-tse, in Indien Buddha, in Persien Zarathustra, Jesus als Urheber der neuen Lehre gefeiert. Gänzlich gleichgiltig ist es auch, ob diese Namen wirklich historische Persönlichkeiten bekleiden

[1]) Die grössten Vermögen des römischen Alterthums betragen 60 Millionen Mark; in ihrem Besitz waren der Augur G. Lentulus, ein geschickter Financier, und der freigelassene Nero's, Narcissus. Das bedeutendste, aus der antiken Welt bekannt gewordene Jahreseinkommen ist wohl jenes der reichsten römischen Patricier Anfangs des V. Jahrhunderts: etwa 4000 Pfund Gold baar und Naturalien im Werthe des dritten Theiles dieser Summe, im Ganzen also 4,872,000 Mark.

[2]) Fustel de Coulanges. A. a. O. S. 436—469.

[3]) *Edinburgh Review.* April 1870. Nr. 268. S. 477—478.

oder nur Personificationen bestimmter Ideenkreise sind [1]). Dass für einige dieser Personen erhebliche historische Zweifel bestehen, ist bei der Unmöglichkeit, die Geburt neuer Ideen zu belauschen, begreiflich. Das Wirken aller Religionsstifter beschränkte sich fast stets nur darauf, die zerstreut schon so zu sagen in der Luft liegenden [2]) Ideen klar zu erfassen und zu einem Systeme zu gestalten. Wir sind von einem englischen Orientalisten belehrt worden [3]), dass bereits in den älteren Schichten des Talmud die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbreche, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob, und aus der es seit mehr als achtzehn Jahrhunderten seine besten Kräfte geschöpft hat. Jene talmudischen Stellen aber stammten aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, der Mühseligkeit und Beladenheit, und es war die läuternde Kraft des eigenen Unglücks, die gerecht und weich, die zart und liebevoll gegen Andere stimmte [4]). Durch die vielfachen Berührungen der Hebräer mit fremden Nationen, hauptsächlich Griechen und Aegyptern, waren fremde Ideen in das sonst in sich verschlossene Volk eingedrungen und der alte Glaube untergraben worden. Das Bedürfniss einer Reform mochte in, wenn auch engem Kreise empfunden werden und die dazu dienlich erscheinenden Ideen concentrirten sich in dem Namen Jesus, sei dieser nun eine mythische oder geschichtliche Person [5]).

Der Ursprung der neuen Lehre ist dunkel; Jesus hat so wenig Schriften hinterlassen als Sokrates, mit dem er vielfach vergleichbar ist, und begreiflicherweise wurde die neue Ideenrichtung erst bemerkt lange nachdem sie zum ersten Male ausgesprochen. Ob daher die christliche Lehre anfänglich nur einige Modificationen im Judenthume bezweckte oder, was kaum denkbar, als Weltreligion geplant ward, lässt sich nicht feststellen, ändert auch nicht das Geringste an ihrer

[1]) Letztere Ansicht macht ziemlich plausibel M. Kulischer in seiner Schrift: *Das Leben Jesu, eine Sage von dem Schicksale und Erlebnissen der Bodenfrucht, insbesondere der sogenannten palästinensischen Erstlingsgarbe, die am Passahfeste im Tempel dargebracht wurde.* Leipzig 1876. 8°.

[2]) Ich verwahre mich im voraus gegen etwaige Consequenzen, die man aus diesem rein bildlich gebrauchten Ausdrucke ziehen könnte.

[3]) *Quarterly Review.* October 1867. Nr. 246. S. 417.

[4]) *Ausland* 1869. Nr. 18. S. 414.

[5]) Ernest Renan in seinem *Vie de Jésus*, Paris 1863. 8°., ist wohl bis an die äussersten Grenzen dessen gegangen, was sich zugeben lässt, um den historischen Charakter Jesus' zu retten. Ich betrachte es nicht als eine hierher gehörige Aufgabe, die Glaubwürdigkeit der Quellen über das Entstehen des Christenthums zu untersuchen, da hier nur sein Wachsen, seine Verbreitung und seine Wirkungen interessiren können; ich überlasse also die Evangelienkritik Anderen, und begnüge mich zu erinnern, dass die englische darin minder skeptisch ist als die Tübinger Schule, ja selbst als Renan. Dass auf diesem Gebiete noch Vieles sehr dunkel ist, bedarf keiner Erwähnung. — Als das neueste Werk der Jesus-Literatur, welches hier Anspruch auf Erwähnung machen darf, weil es den historischen Standpunct festhält, nenne ich Dr. Carl Hase, *Geschichte Jesu. Nach akademischen Vorlesungen.* Leipzig 1876. 8°. Einen Gegensatz dazu bildet Louis Veuillot's, *Jesus Christ.* Paris 1875. Einen gläubigen Standpunct nimmt auch ein das bekannte Buch von Wilhelm Pressel, *Priscilla an Sabina. Briefe einer Römerin an ihre Freundin aus den Jahren 30 und 31 n. Chr. Geburt.* Hamburg 1873—1874. 8°. 2 Abtheilungen.

culturgeschichtlichen Bedeutung. Diese beeinträchtigt nicht einmal die Beobachtung, dass unter den Morallehren des älteren Christenthums nicht Eine wirklich neue zu nennen, die nicht schon früher ausgesprochen und bekannt gewesen wäre. Das Christenthum kam in der That nicht unvorbereitet; schon Epikur, Musonius und Seneca[1]) hatten zum Theil die reineren Grundsätze der Sittlichkeit vertreten, welche das Christenthum lehrt; selbst das Entgegenkommen griechischer Religionselemente gegen das Christenthum ist nicht unwahrscheinlich, und im Buddhismus wie in der Lehre Laotse's bemerken wir manch auffällige Aehnlichkeit mit den leitenden Gedanken des Christenthums; die Stoiker hatten schon das Wahngebilde von „allgemeinen Menschenrechten" ersonnen, die Perser endlich besassen eine dogmatische, fast monotheistische und weise organisirte Religion[2]), der unbedingt die höchste Vollendung unter allen Glaubensbekenntnissen des Alterthums innewohnte; hätte das Christenthum nicht als Weltreligion die Völker erobert, so wäre der persischen Lichtlehre ohne allen Zweifel neben dem Judenthume die Conversion des Abendlandes gelungen[3]), aber keines dieser Glaubenssysteme hat auch nur annähernd die Stelle einzunehmen vermocht, die das Christenthum in kurzer Zeit sich eroberte.

Das Semitenthum, in dessen Mitte die christliche Lehre erstand, verhielt sich von vorn herein ablehnend; so fand der bei Ariern erstandene Buddhismus fast nur bei nicht arischen Völkerschaften Anklang, und selbst der spätere Islâm zählt seine meisten Bekenner unter nichtsemitischen Stämmen. So waren es besonders die europäischen Arier, welche das von den Semiten verschmähte Christenthum ergriffen und zur Weltreligion erhoben. In vier kühnen Sprüngen gelangte es von Jerusalem nach Antiochia, von Antiochia nach Ephesus, von Ephesus nach Corinth und von Corinth nach Rom, dem Mittelpuncte antiker Gesittung. Und wie stets neue Glaubensformen die untersten Schichten der Gesellschaft zuerst ergreifen, so waren auch hier Leute aus dem niedersten Volke die Träger der christlichen Idee. Ueber die Ausbreitung derselben im römischen Weltreiche sind wir leider sehr unzureichend unterrichtet, jedenfalls aber ging sie sehr rasch vor sich, denn schon unter Nero lebten Christen in Rom, die dort, freilich nicht aus religiösen Motiven, verfolgt, für eine Secte des Judenthums galten[4]). Im Uebrigen kümmerten sich anfänglich die Römer nicht um die neue Lehre, wie überhaupt um kein fremdes Religionssystem, war doch die Masse des Volkes schon genug atheistisch; doch hatte dieser Atheismus, vielleicht richtiger Nihilismus, einen starken Aber- und Wunderglauben nicht zu bannen

[1]) Ueber Seneca sind die Ansichten sehr getheilt. V. Duruy (*Histoire des Romains.* Paris 1874. 8°. IV. Bd.) ist ihm nicht günstig gesinnt; er bezeichnet ihn als einen reinen Declamator und citirt einen Ausspruch Caligula's, der des Seneca's Schriften mit Sand verglich, der durch keinerlei Cement zu einem Ganzen zusammengehalten sei.

[2]) Renan, *Vie de Jésus.* S. 5.

[3]) Sepp, *Kananäische Entdeckungen.* (*Ausland* 1873. Nr. 33. S. 655.)

[4]) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 305.

vermocht, der selbst die höheren, der stoischen Philosophie huldigenden Stände ankränkelte[1]). Die Stimmung des Menschen für das Wunderbare ist eben unleugbare Thatsache, eine Eigenschaft seiner Organisation und Naturanlage, wie selbst die aufgeklärte Gegenwart zeigt. Auf gewissen Bildungsstufen der Gesellschaft ist diese Stimmung so stark, dass die seltsamsten Wundergeschichten geglaubt und verbreitet werden. Die Vorstellung von einem beständigen Eingriff der Gottheit in den natürlichen Verlauf der Begebenheiten, so vielen Religionssystemen zu Grunde liegend, ist der älteste und einfachste Wunderbegriff[2]), und bei genauer Betrachtung ist der Gottesbegriff selbst ein Wunderbegriff. Ohne Gottesbegriff kann aber keine Religion bestehen, es schliesst demnach jede das Wunder in sich ein. Dass auch das ursprüngliche Christenthum vielfach auf Wunderglauben beruhte, zu Gunsten seines Schöpfers sämmtliche Gesetze der Natur aufhob, ist nur natürlich und war kein Hinderniss für seine Verbreitung. Eine Religion, die dies nicht thäte, die sich stets im Einklang mit den jedwedes Uebernatürliche ausschliessenden Naturgesetzen befände, wäre überhaupt keine Religion mehr. Gerade im Uebernatürlichen beruht ihr Wesen und es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass im Menschen thatsächlich ein metaphysisches Bedürfniss, d. h. ein Bedürfniss des Irrthums vorhanden ist.

Wer diesen Satz etwa bestreiten wollte, den verweise ich auf ein modernes Beispiel, das schlagender nicht gedacht werden kann. Wenn irgend Jemand fähig gewesen wäre, die anerzogenen Kirchengebilde zu überwinden, und mit voller Unbefangenheit an das Problem der Religion heranzutreten, so musste man John Stuart Mill dafür halten. Er hatte keine Jugenderinnerungen zu überwinden, keine Bande der Pietät zu zerreissen, keinen Zusammenhang mit der Vergangenheit zu unterbrechen, aus keiner Continuität mit der Vorgeschichte sich herauszuwickeln. John Mill's Vater hatte gar keine der rubrizirten Confessionen, John Mill's Phantasie ward mit keinem Mythos aufgefüttert, sein Gemüth nicht von confessioneller Engherzigkeit gepflegt. John Mill ward — wie der landläufige Kunstausdruck lautet — confessionslos geboren und erzogen. Er kannte nicht den Kampf mit dem alten Glauben, er brauchte sich von nichts loszusagen, um sich einer wirklichen oder vermeintlichen Wahrheit zu ergeben. Mill konnte in voller Unabhängigkeit des Geistes sich seine Gottheit zurechtlegen, und natürlich war man begierig, das Resultat seines von jeder Gemüthsstörung unbeeinflussten Verstandes zu vernehmen. Die nachgelassenen Schriften des grossen Nationalökonomen lassen uns nicht lange im Zweifel: Mill ist zur Religion zurückgekehrt[3]). Er glaubt an einen Dualismus, an die Zweigottheit eines guten und eines dasselbe bekämpfenden bösen Princips, an gütige Geister und bösen Dämonen und ist zu dieser Weltanschauung, von nationalökonomischen Principien ausgehend, hinaufgelangt. Wie man sieht,

[1]) Ausführlich gezeigt an vielen Beispielen bei Lecky. A. a. O. S. 311—326.
[2]) A. a. O. S. 315.
[3]) John Stuart Mill, *Nature, the utility of religion and theism.* London 1874. 8⁰.

kann man also zu den Irrthümern der Kirchen und Priester auch ohne Kirchen und Priester gelangen, was ganz undenkbar wäre ohne das im tiefsten Grunde der Menschennatur schlummernde Bedürfniss des Irrthums.

Die ersten Fortschritte des Christenthums lassen sich nur dadurch erklären, dass weder die hellenische noch die römische Gesittung *gebildete Massen* erzogen hatte; diese stacken immer in tiefer Unwissenheit, und nachdem die alte Staatsreligion in wesenloses Schemen, dann in Atheismus zerfallen war, konnten sie im Aber- und Wunderglauben allein einen Ersatz für den geraubten Glaubensschatz suchen. Der Atheismus des alten Rom war kein Triumph der Forschung; ferne davon, ihn als die Wahrheit erkannt, auch nur geahnt zu haben[1]), waren die Massen atheistisch, blos weil die Errichtung eines neuen an Stelle des zertrümmerten Gebäudes noch fehlte. So war denn im römischen Reiche der Boden für den Empfang eines neuen Glaubens geebnet, vorbereitet; das Christenthum siegte, weil es, ein bestimmtes, sorgfältig und geschickt organisirtes Institut, ein Gewicht und eine Festigkeit besass, womit sich kein anderes messen konnte, und die Bekehrung Rom's erklärt sich eben so sehr aus der Auflösung der alten Culte als durch die Gestaltung des Christenthums, welches im Kampfe um's Dasein den Zeitbedürfnissen sich herrlich anpasste. Die civilisirte Menschheit bedurfte damals vor Allem eines *starken Glaubens*, nicht eine umfassendere Entfaltung der Vaterlandsliebe, des Patriotismus, der Opferwilligkeit für das irdische Gemeinwesen. Diese Tugenden wären sinnlos gewesen in einem Reiche, wo der Lusitanier den Syrer, der Nubier den Briten als Landsmann zu betrachten hatte. Mit dem Kosmopolitismus schwindet Vaterlandsliebe, Patriotismus, ja sind damit schlechterdings unverträglich; sie hätten auch den Einsturz der römischen Macht, den Untergang des greisen Volkes nimmer aufhalten können. Wie keine andere trug die christliche Lehre durch ihr Absehen von allem Irdischen einen kosmopolitischen Charakter an sich und dies war es eben, wessen die römische Welt bedurfte, die keine Heimat im engeren Sinn mehr kannte, deren Vaterland fast die gesammte damals bekannte Erde.

Einen *starken Glauben* brauchte das glaubensarme Geschlecht als Waffe im Kampfe, der ihm bevorstand, brauchte auch das nordische Heidenthum, um langsam die Stufen der Gesittung hinaufzuklimmen, nachdem die alte Civilisation in morschen Stücken zerbröckelte. Diesen starken Glauben *gab* das Christenthum. Zum *ersten* Male tauchte eine Lehre auf, die den Blick von dem Irdischen abwandte, um sich blos mit dem Jenseits zu beschäftigen, um dort eine auf Erden unerreichbare Glückseligkeit in Aussicht zu stellen. Eine solche Hoffnung musste selbst in den gut verwalteten Provinzen, wo von dem Elend der Hauptstadt keine Spur, etwas Verlockendes

[1]) Dies gilt natürlich nicht von den Epikuräern, die aus wissenschaftlicher Ueberzeugung Atheisten waren, aber eben desshalb fast ausschliesslich auf die Naturforscher beschränkt blieben.

für das glaubens- und sittenlose Volk besitzen. In der That hatte noch keines der vorhandenen Religionssysteme eine solch' umfassende ausgiebige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses enthalten, wie das Christenthum, und darin liegt das Geheimniss seines Erfolges, des Eifers, womit seine Bekenner es verbreiteten und selbst den Tod dafür erlitten. So wie die stoische Philosophie den Selbstmord als eine Art natürlichen Schlusspunct des Lebens betrachtete, wodurch die Häufigkeit desselben in der Kaiserzeit richtiger erklärt wird, als durch die angeblich verzweifelten Zustände, so schienen die Menschen jetzt in den Tod verliebt zu sein und drängten sich freudig zum Märtyrerthume. *Cogi qui potest nescit mori* war ihr Grundsatz. Es ist dies in der Geschichte das erste grosse Beispiel von Fanatismus, den wir bisher einzig bei den jüdischen Semiten angetroffen, eine der stärksten Waffen im Kampfe um's Dasein, der selten der Sieg untreu ward. Eben weil das Christenthum alles Dichten und Trachten auf einen einzigen Punct concentrirte, weder Erwecken noch Erwachen des Gefühles für bürgerliche und politische Tugenden bezweckte, was Kurzsichtige als Mangel auslegen, trug es die Bedingungen einer Weltreligion in sich und keine Macht der Erde wäre im Stande gewesen, das Christenthum zu unterdrücken. Gerade das, was heute daran uns unnatürlich dünkt, musste damals am meisten zu seinem Siege beitragen. Der Einfluss der morgenländischen Philosophie hatte schon im Vornhinein die dem Alterthume überhaupt eigenthümliche Leichtgläubigkeit gesteigert und dem Wunderglauben der neuen Kirche die Wege geebnet, die sich unübertrefflich den Zeitbedürfnissen anpasste.

Schon jetzt dürfen wir es aussprechen, dass das Emporkommen des Christenthums das einzige Mittel war, eine neue, solidere und bessere Gesittung zu begründen, als jene des Alterthums gewesen. Es ist keine leere Phrase, die „uns immer und immer eingeredet wird, wie es freilich von kurzsichtigen Lenkern vorgeschrieben ist", sondern die trockene Wahrheit, dass die Menschheit, d. h. die heutigen Culturnationen Europa's, Alles dem Christenthume verdanken. „Ist denn das Alterthum mit seiner Culturhöhe nichts? Wenn auch die römische Welt angefault war, ja bis zum Kerne, war damit die ganze Menschheit verloren und verdorben? Nicht nur für jene Zeit, sondern für alle Zeiten[1])?" Die Antwort liegt auf flacher Hand. Alle Culturhöhe des Alterthums hätte nicht vermocht, die einströmenden Barbaren zur Civilisation emporzuheben, hätte sie ihnen nicht das Christenthum bieten können, das sie selbst gezeitigt. Die alte Welt wäre mit ihren gealterten und entarteten Trägern erloschen, die Barbaren wären aber voraussichtlich Barbaren geblieben, wie die meisten Naturvölker, mit welchen sie auf gleicher Stufe standen. Ob sie aus eigener Kraft an Stelle des Christenthums einen gleich mächtigen civilisatorischen Ersatz hätten schaffen können oder nicht, bleibt heute müssige Speculation.

1) *Der entgötterte Himmel.* (*Neues Wiener Tagblatt* vom 30. März 1875.)

Entwicklung des Christenthums in Rom.

Die Ursprünge des Christenthums sind bekanntlich in unseren Tagen der Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen, deren Resultate manche der bislang angenommenen Meinungen zu beseitigen schienen. Während die Gelehrten der sogenannten Tübinger Schule durch eine scharfsinnige Kritik der heiligen Schriften zu ihren Schlüssen gelangten, besitzen wir ein sprechendes Zeugniss von den urchristlichen Zuständen in den zahlreichen Katakomben, deren Durchforschung, wenigstens so weit es sich um jene der Umgebung Roms handelt, das Werk des Senators Giovanni Battista de Rossi[1]) und seines Bruders Michael ist. Die Leistungen dieser beiden Archäologen stehen auf dem Felde der christlichen Alterthumskunde unerreicht da, und wenn die Ergebnisse ihrer sorgfältigen und gründlichen Forschungen nur wenig oder gar nicht übereinstimmen mit den Lehren der obenerwähnten Tübinger Schule, so werden wir doch in ihnen jene Resultate begrüssen müssen, welche die Wissenschaft sich als definitiv gewonnene einverleiben wird, weil sie auf den unwiderleglichen Zeugnissen vorhandener und noch der Beobachtung zugänglicher Reste beruhen, während die Tübinger Kritik sich doch nur auf mehr minder scharfsinnige Speculationen angewiesen sieht[2]).

Die Römer pflegten bekanntlich ihre Todten zu verbrennen, doch galt diese ziemlich kostspielige Bestattungsart wohl nur für die wohlhabenden Classen; Bettler und Arme wurden einfach in gemeinsame Leichenschachte, *puticuli*, versenkt, wie deren vor kurzer Zeit in der alten Nekropole am Esquilinischen Hügel zu Rom aufgefunden wurden. Reichere liessen sich wohl auch in Sarkophagen beerdigen und diese Sitte nahm unter dem Kaiserreiche immer mehr zu; ja seit den Antoninen gerieth die Leichenverbrennung, welche ohnehin nicht den ältesten italischen Völkerschaften eigenthümlich war, förmlich in Verfall. Die Etrusker setzten ihre Todten in besonderen Leichenkammern bei, und die Juden, welche seit dem Jahre 63 v. Chr. im ganzen römischen Reiche zerstreut lebten, huldigten, wie die meisten Orientalen, dem Gebrauche der Beerdigung; sie besassen daher auch um Rom herum eigene Friedhöfe, deren mehrere entdeckt worden sind. Da höchstwahrscheinlich das Christenthum zuerst unter den Juden Roms Wurzel fasste, so ist es sehr natürlich, dass die erste Christengemeinde die jüdische Sitte der Todtenbestattung beibehielt.

Man nimmt nämlich allgemein an, dass die römische Christengemeinde aus der mit Jerusalem in lebhaftem Verkehre stehenden Judengemeinde Rom's erwachsen sein müsse, Apostel Paulus aber

[1]) G. B. de Rossi, *Roma sotterranea cristiana.* Rom 1864 und 1867.

[2]) Den dermaligen Stand der Katakombenforschung fasst sehr gut zusammen das kleine Buch von Henri de l'Espinois, *Les catacombes de Rome. Notes pour servir de complément aux cours d'archéologie chretienne, avec dessins.* Paris 1875. 8°.

ihre Bedeutung für das erstarkende Christenthum richtig erkannt und daher in seinem Römerbriefe die Beziehung zu ihr angeknüpft und den festen Vorsatz gehabt habe, selbst nach Rom zu kommen. Anders als er gedacht, erreichte er dieses Ziel, indem er als Gefangener nach Rom gebracht wurde, wo es ihm in leichter Haft doch möglich wurde, eine tiefgehende Wirksamkeit zu entfalten. Weit entfernt vom Judenviertel wohnend, sammelte er um sich den Kern einer heidenchristlichen Gemeinde, die Anfangs in einem gewissen Gegensatz zu den Judenchristen stand, und erst durch die hereinbrechende Verfolgung mit denselben zusammen geschmolzen wurde [1]). Den Römern gegenüber galten beide Theile als Juden; einen Unterschied in ihren Gewohnheiten vermochten sie nicht herauszufinden. Nicht unmöglich, dass die erste judenchristliche Gemeinde, die Messianer, erst um das Jahr 50 n. Chr. unter der Regierung des Claudius in Rom entstand. Sie bildete fortan eine eigene Synagoge und erwählte sich ihre eigenen Vorsteher, Aeltesten und Presbyter (Priester); aus diesen Vorstehern wurden im Laufe der römischen Geschichte die Bischöfe und aus diesen die Päpste. Nachdem nämlich im Jahre 135 n. Chr. die letzte grosse Empörung der Juden niedergeschlagen und Jerusalem zum zweiten Male zerstört worden war, musste auch bei den Judenchristen der Gedanke an den Vorrang eines Bischofs in Jerusalem aufhören und schüchtern begannen nun die römischen Bischöfe, als die in der Hauptstadt des Reiches, einen Ehrenvorrang unter den übrigen Bischöfen in Anspruch zu nehmen. Es ist culturhistorisch völlig belanglos, die Falschheit der Petruslegende [2]) nachzuweisen, weil die Erfindung der Legende keinen anderen Zweck hat, als das Geschehene zu rechtfertigen, wessen es für niemanden bedarf, der in ihnen historische Nothwendigkeiten erblickt. Die ersten Christen waren also Juden und wollten auch nichts anderes sein, nur dass sie an Jesus als den erschienenen Messias glaubten, die anderen Juden nicht. Sie verlangten daher, dass jeder, der zu ihrem Bekenntnisse übertrat, zuerst Jude werde und sich den mosaischen Gesetzesvorschriften unterwerfen müsse. Doch schon vor dem Tode des heiligen Paulus brach in der ersten

[1]) Vgl. Rudolf Seyerlen, *Entstehung und erste Schicksale der Christengemeinde in Rom.* Tübingen 1874. 8°. Dass auch der grosse Heidenapostel in der Neronischen Christenverfolgung seinen Tod fand, glaubt der Verfasser mit Sicherheit annehmen zu dürfen, ob es aber bei der grossen Feuersbrunst zufällig, oder bei dem Strafgericht über die angeblichen Anstifter derselben, oder in Folge des zu seinen Ungunsten entschiedenen Processes durch Enthauptung geschah, muss er dahingestellt sein lassen.

[2]) Prof. Dr. Gustav Volkmar, *Die römische Papstmythe.* Zürich 1873. 8°. und J. Frohschammer, *Der Primat Petri und des Papstes. Zur Beleuchtung des Fundamentes der römischen Papstherrschaft.* Elberfeld 1875. 8°. In diesem Schriftchen führt der Verfasser aus, dass Christus einen Primat in der Kirche gar nicht gegründet, dass Petrus, der übrigens niemals Bischof von Rom gewesen, wesshalb die Päpste auch nicht seine Nachfolger sein können, einen Vorrang vor den übrigen Aposteln von Christus nicht erhalten, dass Petrus einen solchen Vorrang nie geltend gemacht hat, dass ein Primat des Petrus von den anderen Aposteln nie anerkannt worden ist und dass die erste Kirche von einem solchen Primate gar nichts gewusst hat. — Mit all diesen sehr richtigen Ermittelungen wird nichts gegen die Thatsache erwiesen, dass ein solcher Primat sich nothwendig entwickeln musste.

christlichen Gemeinde der an diesen Apostel anknüpfende Streit zwischen Judenchristen und Heidenchristen aus, dessen Spuren im Neuen Testamente nachgewiesen worden sind und der mit dem Siege der Heidenchristen endete. Es traten nämlich immer mehr Heiden zu den Christusgläubigen über, so dass sie bald die Ueberzahl in den christlichen Gemeinden bildeten; die Judenchristen mussten sich nun auch ihrerseits dazu verstehen, die Heiden aufzunehmen, ohne sie zum jüdischen Gesetz zu zwingen. Aus dieser Verschmelzung des jüdischen und des heidnischen Wesens in den christlichen Gemeinden ging nun jene grössere kirchliche Partei hervor, welcher später auch der römische Kaiser angehörte; sie nannte sich die allgemeine oder katholische Kirche. Auf diese ersten Epochen des Christenthums und Papstthums wirft besonders die Nekropole des Callixtus merkwürdige Streiflichter.

Den ersten Judenchristen galt nun die Beerdigung als ein religiöser Act und frühzeitig brachten sie ihre Todten an einem gemeinsamen Orte, jeden aber in einer besonderen Grabstätte, zusammen. Nach orientalischer Sitte waren die Todten darin, wie die 1873 zu Porto Gruaro, dem römischen Julia Concordia im Venetianischen, aufgedeckte christliche Nekropole beweist, mit dem Antlitz nach Sonnenaufgang begraben. Das einfache Untereinanderwerfen der Leichen, wie es in den römischen *puticuli* stattfand, hätten sie nicht gelitten. So entstand der Friedhof, der Ort des Schlummers, *κοιμητήριον*, ein Wort, welches wie alle Ausdrucke der christlichen Epigraphik, den Glauben an die Auferstehung ausspricht.

Mit der vielverbreiteten Ansicht, dass die Katakomben den alten Steinbrüchen, aus denen die Heiden das Material zum Baue der ewigen Stadt gewannen, ihr Entstehen verdanken, haben de Rossi's Forschungen gründlich aufgeräumt; wir wissen nunmehr, dass die Kirche völlig im Rechte ist, zu behaupten, die Katakomben, d. h. die unterirdischen Friedhöfe, seien eine rein christliche Anlage, von vornherein zur Aufnahme der christlichen Leichen und zu keinem anderen Zwecke bestimmt [1]). Solcher unterirdischer Friedhöfe gab es eine grosse Menge [2]), und es steht fest, dass sie lediglich das Werk der Christen sind. Aus den emsigen Forschungen über die Katakombengeschichte geht die ziemlich überraschende Thatsache hervor, dass die christlichen Coemeterien in Rom in völlig gesetzlicher Weise rings um die Grabstätten entstehen konnten, welche Privatpersonen gehörten. Man darf ferner behaupten, dass es Friedhöfe in Rom gibt, die bis in die Apostelzeit hinaufreichen. Diese

¹) Dies geht schlagend aus der geognostischen Durchforschung des römischen Bodens hervor. Dieser enthält nämlich dreierlei vulcanische Producte: den lithoïden Tuff oder wirklichen Baustein, den körnigen, mehr oder minder compacten, mehr oder minder mit Erde versetzten Tuff und endlich den zerreiblichen Tuff aus dem die Puzzolanerde gewonnen wird. Nun liegen die Katakomben gerade in jenem körnigen Tuff, der sich weder als Baustein noch als Puzzolanerde verwenden lässt. Endlich aber kennt man in neuerer Zeit wirkliche römische Steinbrüche (*latomiae*) und kann sie daher mit den Katakomben vergleichen, wobei sich ergibt, dass gar keine Aehnlichkeit zwischen beiden besteht.

²) Schon vor Constantin zählte man deren 26 grosse und kleine.

ersten Coemeterien der christlichen Gemeinde entstanden unter dem Schutze der römischen Gesetze, öffentlich auf den *areae* reicher und mächtiger Grundbesitzer wie der Pudens, Cäcilii, der Flavia Domitilla, der Commodilla, des Prätextat. Diese Katakomben besitzen noch keinen geheimen oder verborgenen Eingang, die Treppen, welche in die Tiefe führen, sind weit und geräumig, allen Blicken sichtbar. Kein heidnisches Grabmal der *Via Appia* oder *Via Latina* scheint mehr der Oeffentlichkeit preisgegeben, keines zeugt von grösserer Sicherheit seitens seines Besitzers. Damit widerlegt sich auch die viel verbreitete Annahme von den dunklen, im Stillen wachsenden Ursprüngen des Christenthums in Rom. Ganz im Gegentheile trat es vielmehr sogleich offen zu Tage, weder Dunkel noch Verborgenheit suchend, und es muss ihm augenscheinlich, wie die ältesten Katakomben beweisen, gelungen sein, schon sehr frühe mächtige und einflussreiche Gönner in der kaiserlichen Capitale zu gewinnen. Haben doch die Ausgrabungen 1874 und im Frühjahre 1875 mit der Bloslegung der Basilica der Jungfrau Aurelia Petronilla in den Katakomben der heiligen Domitilla zugleich die Gewissheit zu Tage gefördert, dass hier ein christlicher Zweig der flavischen Familie, welche Rom den trefflichsten Kaiser gab, seine Ruhestätte hatte.

Es heisst also der historischen Wahrheit geradezu in's Gesicht schlagen, wenn man die Christenverfolgungen im römischen Staate damit zu erklären versucht, dass die ersten Christen gewissermassen ein anonymes Consortium bildeten und ihr ganzes Wesen etwas von geheimer Verschwörung an sich hatte[1]). Wie wenig eine solche Behauptung der Wahrheit entspricht, lehrt wiederum die Thatsache, dass während der Christenverfolgungen die christlichen Grabstätten ein unangetasteter, geheiligter und vom Gesetze geschützter Besitz blieben. Ein Gleiches gilt von dem weiten Raume der *area adjecta*, auf dem die mit dem Anwachsen des Christenthums sich gleichfalls erweiternden Friedhöfe ihren Platz fanden. Die Christen bildeten nämlich der römischen Regierung gegenüber keine geheime Gesellschaft, sondern eine völlig legale Association, deren Verfolgung einen Rechtsbruch in sich schloss. Die Genossenschaften, *Collegia*, *Sodalitates*, reichen in die ältesten Zeiten Rom's zurück; wohl trachteten die Kaiser, das Vereinswesen zu beschränken, seinem Unfuge zu steuern; es gänzlich aufzuheben, das Vereinsrecht zu vernichten, vermochten sie nicht.

So war es den Armen gesetzlich gestattet, sich Ein Mal monatlich zu versammeln und die Geldbeiträge zusammenzulegen, womit

[1]) Einen solchen durchaus veralteten Standpunct vertritt ein grosser Leitartikel des *Neuen Wiener Tagblattes* (demokratisches Organ) vom 30. März 1875 unter dem Titel: *Der entgötterte Himmel*, natürlich nicht ohne Seitenhiebe auf die Gegenwart, angeblich auf die urchristlichen Zustände gegründet. Ich erwähne ein solch geringfügiges Factum blos um zu zeigen, wie wenig die Presse, welche sich als die berufene Aufklärerin und Erzieherin des Volkes betrachtet, ihrer Aufgabe gerecht wird, und geradezu Volksverdummung nenne ich es, wenn sie dem Publicum längst widerlegte Irrthümer als wissenschaftliche Wahrheiten auftischt.

sie sich gegenseitig im Falle des Ablebens eine anständige Bestattung zusicherten [1]). Ein solcher wahrer „Leichenverein", wie wir sie auch heute besitzen, konnte sehr wohl die gesetzliche Form für die christliche Genossenschaft abgeben und diese machte nur von einem gesetzmässigen Rechte Gebrauch, indem sie sich versammelte und gemeinsame Begräbnissplätze erwarb. Auf diese Weise konnten die Friedhöfe aus einem Privatbesitz sich in einen öffentlichen und unter diesem Titel vom Gesetze ausdrücklich anerkannten Besitz verwandeln. Die Genossenschaften für wechselseitige Unterstützung und die Leichenvereine, die sich in der zweiten Hälfte des II. Jahrhunderts namhaft vermehrten, waren, dies hat de Rossi klar bewiesen, der gesetzliche Titel, unter dem die christliche Gemeinde ihre Coemeterien besass; die Vorschriften des heidnischen Gesetzes konnten von ihr vollkommen erfüllt und angenommen werden. So verwandelte sich allmählig das Privatrecht des christlichen Eigenthümers in ein Collectivrecht, welches von der christlichen Gemeindegenossenschaft ausgeübt wurde.

Nicht also darin, dass die Christen geheime Verschwörer waren, hatten die Verfolgungen ihren Grund, sondern der weltlichen Universalität des Römerthumes trat im Christenthume allmählig eine geistige Universalität gegenüber, die ganz naturnothwendig mit ersterer in Conflict gerathen musste. Wohl lieh der Staat dem heidnischen Priesterthume seinen Arm und dehnte die Censurgesetze auch auf den Schutz der alten Götterwelt aus, verbot die Einführung fremder Culte, bestrafte Ketzer mit dem Tode, wüthete gegen die Christen, baute neue Tempel, richtete Altäre auf und versorgte die heidnischen Priester auf's Reichlichste. Allein das Bündniss mit dem Staate half der alten Kirche so wenig, wie die Kirche dem Cäsar Nutzen brachte. Unaufhaltsam brach sich das Christenthum, edel, rein, sittlich und jugendfrisch, wie es damals war, seine Bahn. Vergeblich sah darin der Staat ein Majestätsverbrechen, die heidnische Kirche eine heillose Irrlehre, die antike Philosophie nicht mit Unrecht den schändlichsten Aberglauben. Es kam eben den Bedürfnissen der Massen entgegen; der Glaube an die alten Götter war dahin und die Philosophen konnten eben nichts als verneinen; mit Verneinungen aber befriedigt man die Gemüther nicht. So brach, nachdem schon 64 n. Chr. unter Nero jüdische Denunciationen zur ersten Christenverfolgung geführt, die übrigens bedeutender war [2]) als Manche annehmen, das II. Jahrhundert an, ein Jahrhundert des Kampfes für die neue Religion, die der Verborgenheit entwachsen, plötzlich zum Erstaunen der Römerwelt als eine Macht dastand, die man nicht mehr ignoriren konnte, sondern mit welcher sich Staat und Heidenthum, Wissenschaft und Philosophie gründlich auseinandersetzen mussten. Schon gegen Ende des II. Jahrhunderts war das Christenthum so stark, dass Vorkehrungen gegen weitere Verbreitung nichts mehr fruchten konnten und man nur mehr die Wahl zwischen

[1]) Siehe Mommsen, *De collegiis et sodalitatibus Romanorum.* Kiliae 1843.

[2]) Die ausführlichste Schilderung derselben siehe bei Renan, *L'antichrist.*

Anerkennung oder Vernichtung der neuen Lehre hatte. Daher kam es, dass das Bekenntniss, ein Christ zu sein, an sich schon ein Staatsverbrechen war und die Verfolgung ganz planmässig und grundsätzlich betrieben wurde [1]). Die politischen Gründe solcher Verfolgungen ruhen ferner in den Beschuldigungen der Unsittlichkeit gegen die Christen, der Störungen des Familienlebens durch die Bekehrung der Frauen, aus dem Widerwillen der Römer gegen jede Art von religiösem Terrorismus, aus der Unduldsamkeit der Christen gegen die heidnische Gottesverehrung und gegen die Abweichung von ihrer Glaubensansicht. Der religiöse Grund der Verfolgungen aber lag in der Meinung, dass die mittlerweile eingetretenen Unglücksfälle eine Folge der Vernachlässigung der nationalen Götter seien [2]). Der gewaltige Trajan (98—117 n. Chr.), der die alte Römermacht und die alte Römersitte wiederherstellen wollte, nahm zuerst dem Kampf auf, an den Ufern des Schwarzen Meeres brach eine Verfolgung aus, die aber auch auf weitere Gegenden sich erstreckte und deren bedeutendste Opfer Simon von Jerusalem und Ignatius von Antiochien waren. Immer schärfer wurde der Kampf; wenn der spottsüchtige Lucan die Geissel des Hohnes über den Christenglauben schwang, so ordnete der unduldsame Marc Aurel (161—180 n. Chr.) [3]), die schärfsten staatlichen Verfolgungen an, beide freilich ohne Erfolg; leuchtend erhoben sich aus der Nacht der Verfolgung die Märtyrer Polycarp in Smyrna, Pothinus und Blandina in Gallien, mit Begeisterung schildert Diognet das Leben und Wesen des Christenthums und schon beginnen wissenschaftlich gebildete Christen, wie Justin der Märtyrer, in eigenen Schriften ihren Glauben darzustellen und zu rechtfertigen. Trotz aller Verfolgungen erstarkte schon in dem Zeitraume von dem Tode des Marc Aurel bis zur Thronbesteigung des Decius (180—249 n. Chr.) die Christenheit zu einer grossen, mächtigen, einflussreichen Gesellschaft, deren Mitglieder eine Zeitlang hohe Civil- und Militärämter bekleideten [4]). Da nun die meisten Kaiser sich den Christen gegenüber gleichgiltig, wenn nicht gar gewogen verhielten, der Einfluss der heidnischen Priesterschaft in der sonst religionslosen Gesellschaft gering war,

[1]) Gerh. Uhlhorn, *Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume. Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart.* Stuttgart 1874. 8⁰. im zweiten Buche.

[2]) Lecky. A. a. O. S. 344—373.

[3]) Duruy (*Histoire des Romains.* IV. Bd.) tritt der Anschauung jener entgegen, welche sich bei Marc Aurels so hochgespanntem Begriff von Moral, Pflicht und Barmherzigkeit wundern, ihn das Christenthum so glühend hassen zu sehen. Der Verfasser bemüht sich dagegen klarzustellen, dass, mochten sich auch des Kaisers religiöse Anschauungen vom heidnischen Standpuncte in Vielem unterscheiden, er selbst doch in jedem Zoll ein Heide war. Duruy stellt ihn als Denker, nicht aber als Herrscher hoch. Auf eine andere Weise sucht Eduard Zeller (*Vorträge und Abhandlungen wissenschaftlichen Inhaltes.* Leipzig 1875. 8⁰. 2. Aufl.) die Erklärung auf die Fragen, wie es kam, dass einer der besten Menschen und einer der mildesten Herrscher die Christen mit solcher Härte behandelte, wie derselbe Fürst, welcher Empörern und Hochverräthern fast über das Maass der Staatsklugheit hinaus zu verzeihen wusste, gegen eine Religionsgesellschaft, deren Grundsätze seinen eigenen so vielfach verwandt waren, ein unmenschliches System der Unterdrückung befolgte.

[4]) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 386.

endlich im Reiche Freiheit herrschte, wurden im Grunde genommen der Verbreitung des Christenthums fast gar keine Hindernisse in den Weg gelegt. Denn die anfänglichen Verfolgungen[1]), so grässlich sie uns dünken, waren nicht derart, um es zu vernichten. Wir haben keine Ursache, uns dieselben, von einzelnen Verfolgungen abgesehen, im Ganzen sehr viel strenger vorzustellen als jene Massnahmen, welche in der Gegenwart dem sogenannten „Culturkampf" im deutschen Reiche entsprangen, und „Culturkampf", nur wirklich und in viel höherem Sinne als jetzt, war ja auch im Römerreiche das Ringen der christlichen Heilslehre mit dem abgelebten Paganismus. Auch für diese Auffassung der Christenverfolgungen bietet die Katakombenforschung genügende Auhaltspuncte.

Zu Ende des III. und Beginn des IV. Jahrhunderts gab es schon so viele Friedhöfe um Rom, dass Fabianus deren Verwaltung unter sieben Diaconen vertheilte; nur die Callixt-Katakomben blieben unter der unmittelbaren Autorität der Päpste. Hier wurden nun neue Räume gegraben, deren Architektur beweist, dass sie ursprünglich nicht als Grabstätten erbaut wurden, sondern den Versammlungen dienen sollten, welche Alexander Severus den Christen gestattet hatte. Diese Kammern waren also wahre Kirchen und die Eintheilung der Säle entsprach der Anordnung in den Basiliken. Die Kaiser Valerian und Galienus aber verboten wieder im Jahre 257 und 258 gegen alles Recht den Christen, sich in den Katakomben zu versammeln. Die Christen dachten daher daran, zwischen sich und ihre Peiniger unüberschreitbare Hindernisse zu stellen; sie brachen die breiten, in die Katakomben hinabführenden Treppen ab, brachten geheime Eingänge an und dehnten die unterirdischen Galerien über die gesetzliche Area hinaus zu einem wahren Labyrinthe aus. In den Callixt-Katakomben bemerkt man noch eine sehr enge Stiege, die in ihrer

[1]) B. Aubé, *Histoire des persécutions de l'Eglise jusqu' à la fin des Antonins.* Paris 1875. 8°. S. 392: *Pendant ces deux siècles, on peut dire, en général que les chrétiens ont joui, en fait, d'une tolérance à peu près complète de la part du pouvoir politique.* Und anknüpfend an Aubé's Werk: Gaston Boissier, *Les premières persécutions de l'Eglise.* (*Revue des deux Mondes* vom 15. April 1876.) — Indess gehen wohl Jene, welche am liebsten alle Verfolgungen läugnen möchten, eben so zu weit, wie Jene, welche deren Bedeutung übertreiben. Jeder freisinnige Denker empfindet ein besonderes Behagen, wenn er der Kirche und ihren Traditionen einen Irrthum, der dann gerne als „Geschichtsfälschung" ausgegeben wird, nachweisen kann. Es ist nicht meine Aufgabe, hier darzuthun, wie viele ähnliche „Geschichtsfälschungen" von jener Schule begangen wurden und noch werden, welche sich als die liberale geberdet; wenn aber Fabio Gori (*Le memorie storiche del Colosseo.* Roma 1875. 8°.) den Nachweis führen will, dass im flavischen Amphitheater keine Märtyrer zerrissen wurden, so hat er sich eigentlich eine unnütze Mühe gegeben. Die in den Heiligenlegenden berichteten Wunder und Märchen werden auch ohne den historischen Nachweis, dass sie sich nie zugetragen haben, bei Aufgeklärten heute wohl keinen Glauben mehr finden, einfach weil wir wissen, dass sie nicht wahr sein können, — ob bei minder Gebildeten oder gläubigen Gemüthern Gori's Bemühungen auf fruchtbaren Boden fallen, bleibe dahingestellt. Endlich ist in gewissem Sinne das Resultat der Gori'schen Untersuchung nur ein negatives; er stellt fest, dass es an jedwedem historischen Beweise gebricht, um zu erhärten, dass die von der Legende genannten Märtyrer und Heiligen wirklich ihren Tod im Colosseum gefunden haben. Die Thatsache, dass Christen überhaupt den Thieren der Amphitheater vorgeworfen wurden, kann er aber nicht entkräften, und es ist nicht einzusehen, warum gerade im Colosseum eine Ausnahme gemacht worden sein sollte.

halben Höhe plötzlich abbricht; von da an musste man mittelst einer beweglichen Leiter in die Galerien hinabsteigen.

Das Edict Valerians untersagte indess nicht das christliche Begräbniss in den Katakomben und erst Diocletian befahl die Kirchen zu zerstören und die Gründe, unter denen sich Coemeterien befanden, zu confisciren. Doch konnte er jenen nichts anhaben, die sich noch im Privatbesitze befanden. Die geistvollen Untersuchungen de Rossi's haben also die seltsame, widerspruchsvolle Lage der Christen im Römerreiche an's Licht gezogen, nämlich: Gesetzmässigkeit ihrer Gemeinde und Ungesetzlichkeit ihrer Religion. In den Zeiten des Friedens genossen sie völlige Sicherheit in der öffentlichen Ausübung ihrer Vereinsrechte: also gesetzliche religiöse Versammlungen, ruhiges Begräbniss, unbestrittenen Besitz der unter freiem Himmel errichteten Gebäude. In den Zeiten der Verfolgung dagegen Aechtung der illegalen Religion und in weiterer Consequenz Verletzung des Eigenthumsrechtes, Verwüstung und Confiscation der Friedhöfe. Unter Maxentius erst wurden die Katakomben den Kirchen zurückgestellt *ad jus corporis eorum id est ecclesiarum, non hominum singulorum pertinentia*, womit die Existenz der christlichen Kirche als einer legalen Körperschaft ausgesprochen ist.

Theilung des Reiches und ihre Folgen.

Der Culturforscher darf nicht festhalten an den Eintheilungen der Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit; es bedarf nicht des Erweises, dass es solche Abschnitte in der keinen Augenblick ruhenden Entwicklung der Menschheit nie gegeben; Niemand vermag zu sagen, wann das Mittelalter beginnt, das classische Alterthum aufhört; am wenigsten fällt aber dieser Moment mit dem Ende des Römerreiches zusammen. Die meisten Institutionen des Mittelalters hatten längst zuvor begonnen und in Wahrheit war es das Christenthum, welches den Umschwung der gesammten Anschauungen noch während des Römerreiches anbahnte und auch schon vollbrachte, fast ehe noch die fremden Barbaren an Italiens Thore klopften. Diese, meist selbst schon Christen, vollzogen dann den Umschmelzungsprocess aller abendländischen Völker, einen gewaltigen Naturprocess, dessen Dauer sich auf mehrere Jahrhunderte und in sehr ungleichartiger Weise berechnen lässt. Durchaus haltlos ist demnach der Versuch den Untergang des Römerreiches aus der Alleinherrschaft und damit dem Mangel an Freiheit zu erklären. Das Uebermaass an Freiheit war es vielmehr, welches die Entartung der Regierung zu einem militärischen Bandenführerthum ohne Einschränkung und Regel begünstigte. Aus dem Bestreben, diesem Vorgange Einhalt zu thun, entsprangen die Versuche Diocletian's und Constantin d. Gr. dem Reiche einen festeren Gehalt, eine dauerndere Anerkennung zu verleihen. Ihre Massregeln vermochten, wie keine menschliche Einrichtung, aufzuhalten, was da kommen musste kraft höherer, natur-

gemässer Fügung, bewährten aber ihre Lebensfähigkeit, indem sie übergingen auf die Völker, welche das römische Weltreich zertrümmerten und sich theilweise erhielten bis in die neueste Zeit.

Die wichtigste Massregel war sicherlich die Theilung des Reiches; doch war diese damals nicht mehr als eine rein administrative; Niemand zu jener Zeit würde gemeint haben, es handle sich um die Errichtung zweier von einander völlig unabhängiger Staaten; ein solcher Gedanke konnte damals nicht aufkommen; es handelte sich einfach darum, die Bürde der Reichsverwaltung, welche sich für einen Einzelnen zu gross erwies, auf mehrere Schultern zu wälzen. Das Römerthum ward dadurch in den Augen der Mitwelt nicht gefährdet; die Bezeichnung „Römer" kam den Morgenländern nicht weniger zu als den Westeuropäern, das Römerthum war eben ein kosmopolitischer Begriff geworden, und als Constantin später seine Residenz nach Byzanz verlegte, wunderten sich die Leute eben so wenig, als dass Diocletian zu Nicomedien residirte. Ganz unmerklich ging erst im Laufe der Zeit die Trennung des Ost- und Weströmischen Reiches als zweier getrennten Staaten vor sich.

Gleichzeitig begann, was man heute eine Reaction nennen würde. Mit der Strenge eines Naturgesetzes folgt die ganze Geschichte hindurch Revolution (Umwandlung) auf Revolution. Begründet die Revolution einen Rückschlag, so sprechen wir von Reaction; scheinbar geht Letztere von oben, Erstere von unten, in Wahrheit aber jede von unten aus. Gesetzmässig folgt der Reaction die Revolution und dieser wieder die Reaction[1]), passend dem Atavismus in der Natur vergleichbar, und so fort in unendlicher Reihe. Je gewaltsamer, vehementer die Revolution, desto kräftiger die spätere Reaction. Die Zügellosigkeiten der letzten Epoche zogen die Einschränkung nach sich; das bisher demokratische Cäsarenthum ward auf einen höheren, der Masse des Volkes und der Soldaten ferngerückteren Posten erhoben, den anzutasten für ein Sacrileg galt und zu dem die Blicke wie zu einem bevorrechtigten, an das Göttliche streifenden Ort gerichtet wurden. Daher umgaben sich Diocletian und Constantin fortan mit orientalischem Pomp und lebten in orientalischer Abgeschiedenheit von ihren Unterthanen; darum wurde Alles, was den Kaiser anging, mit einer höheren Weihe versehen, sein Palast hiess der heilige Palast, sein Befehl ein heiliger Befehl, auf alle Handlungen und Gegenstände seines Lebens dehnte sich dies aus und so schufen sie die Majestät des Herrschers. Die noch heute gebräuchlichen Titulaturen: Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. w. haben alle ihren Ursprung in der constantinischen Zeit; der moderne Hofstaat mit den Hofchargen lehnt sich an dieselbe an; so gab es schon damals Oberceremonienmeister, Haus- und Hofmarschälle, Kammerherren, Hof- und Kammerräthe, Commandeurs der Leibgarde zu Pferd und zu Fuss; auch gab es Chargen ähnlich den heutigen

[1]) Dieses Thema behandelte Arnold Ruge 1870 in acht Vorlesungen zu Berlin.

Ministern; Minister der Finanzen, der Justiz und des Innern; sie waren im vollen Sinne Vertrauensmänner des Kaisers und als seine Beamten auch Reichsbeamten. Nicht als ob früher nicht auch Beamte der Art und ein Hofstaat den Kaiser umgeben hätten, allein die bestimmte, an typische Formen gebundene Gestaltung dieser Verhältnisse, aus denen die modernen geflossen sind, ist das Product der constantinischen Zeit [1]). Jetzt erst begann das absolute Alleinherrscherthum, wesentlich verschieden vom bisherigen Cäsarismus, der selbst in den ärgsten Ausschreitungen, bei diesen vielleicht am wenigsten, seinen demokratischen Ursprung verläugnen konnte. Was auch immer der Stolz der alten Republik behaupten mochte, der Grundsatz des Kaiserreichs ist stets gewesen, dass Geburt und Stand keinen Unterthanen von irgend einer Stellung ausschliessen sollten, zu der ihn seine Anlagen befähigten [2]). Nicht nur blieben ferner die republikanischen Formen unter den Imperatoren erhalten, sie waren auch von so viel republikanischem Geiste durchweht, als die damalige Menschheit noch überhaupt besass. Dieses Maass suchten die Cäsaren niemals herabzudrücken; es sank von selbst ohne ihr Hinzuthun; Knechtung der Geister blieb ihnen stets im grossen Ganzen fremd. Dagegen trachtete das constantinische Kaiserthum das bischen freisinnigen Geist völlig zu vernichten, indem es bis auf die republikanischen, freilich inhaltsleeren Formen Alles beseitigte, und die absolute Herrschergewalt nicht aus Volkes, sondern aus Gottes Gnaden errichtete. Solches Beginnen musste begreiflich seine vornehmste Stütze in der Religion suchen, welche die Geister beherrscht, und in deren Dienern, den Priestern, welche durch die Religion die Massen beherrschen. Klüger als Diocletian sah Constantin sofort ein, dass die christliche Lehre allein die dazu erforderliche Eignung besitze; dass aus der im semitischen Geiste ihrer Gründer liegenden Unduldsamkeit die Heranbildung einer einflussreichen Priesterschaft möglich sei, wie bei keinem anderen Cult, mit Ausnahme des jüdischen, der aber zu jener Zeit vor dem herangewachsenen Christenthum längst die Segel hatte streichen müssen. Denn dieses war trotz alledem eine wahre Religion der Liebe; es gab wahrscheinlich nie auf Erden eine Gemeinschaft, deren Mitglieder durch tiefere oder reinere Liebe mit einander verbunden waren, als die Christen zur Zeit der Verfolgung; nie eine Gemeinschaft, die grössere oder verständigere Nachsicht in der Behandlung des Verbrechens zeigte, die glücklicher einen unbeugsamen Widerstand gegen die Sünde mit einer grenzlosen Barmherzigkeit für den Sünder vereinigte [3]), während das Judenthum ein finsterer Geist durchwehte, und die abgeschlossenen, erbarmungslosen Tiefen der talmudischen Lehren absichtlich und strenge die Hand des Juden gegen jeden

[1]) O. Clason, *Die Religionskämpfe in Italien während der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts n. Chr.* (*Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. Nr. 35. S. 515.)

[2]) James Bryce, *Das heilige römische Reich.* Deutsch von Arthur Winkler. Leipzig 1873. 8o. S. 12.

[3]) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 369.

Nichtjuden erhoben [1]). Eine solche Religion durfte auf wenig Proselyten hoffen; vielmehr ist es in späterer Zeit das Gesetz der Selbstvertheidigung gewesen, welches die Hände Aller gegen den Juden erhoben hat. Unsere Voreltern waren, Alles in Allem genommen, nicht so blindlings grausam, als gewisse Schriftsteller anzunehmen nur zu bereit sind [2]).

Wie Constantin, der Heide, das Christenthum nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern aus Erkenntniss seiner Nothwendigkeit unterstützte und damit den Grund legte zu dessen politischer Bedeutung, so rief er eine andere noch in der Gegenwart fortdauernde Maassregel in's Leben: die Trennung von Militär- und Civilverwaltung. Bis zum IV. Jahrhundert galt allgemein, dass der Staats- oder Reichsbeamte an der Spitze einer Provinz vollständige und freie Obergewalt über alle in dem betreffenden District befindlichen Staatsmittel hatte, dass er sowohl Civil- als Militärgouverneur war. Erst das IV. Jahrhundert trennt diese Machtvollkommenheiten in eine Civil- und eine Militärbehörde. Der Grund dazu war einfach genug; — ein Act der Noth: durch die vereinigte Handhabung nämlich von Civil- und Militärgewalt war es dem Provinzialstatthalter jederzeit leicht, sich zu empören und mit Hülfe seiner eigenen Truppen sich zum Kaiser auszurufen. Dem musste zur Herstellung geordneter Verhältnisse vorgebeugt werden; daher fortan die Trennung von Civil- und Militärverwaltung. So lag nun die Summe der provinzialen Gewalt in wenigstens zwei Händen, deren gegenseitiges Rivalisiren in der Gunst des Kaisers eine Vereinigung und die daraus drohende Gefahr mit wenigen Ausnahmen vereitelte. Auf diese Weise schufen Noth und praktische Klugheit das Beamtenthum, an sich weder ein Uebel noch ein Rückschritt, vielmehr entwickelte es sich dem Gesetze von der Theilung der Arbeit gemäss in allen gebildeten Staaten zu einem anerkannten System, welches nur selten und in ausserordentlichen Fällen durchbrochen wird [3]). Selbstverständlich ist dieses wie jede Einrichtung dem Missbrauche ausgesetzt und weist als Bureaukratie in der That genugsame Schattenseiten auf; indess sind Staaten ohne eigentliche Bureaukratie, z. B. die Vereinigten Staaten Nordamerica's in der Civilisation auch nicht weiter vorwärts gekommen.

Der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum.

Von der tiefsten Bedeutung blieb natürlich der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum. Ersteres hatte als Princip längst alle Ueberzeugungskraft eingebüsst, seine Rolle ausgespielt und es ist nutzlos, über sein Verscheiden als etwa über einen culturgeschichtlichen Verlust Thränen zu vergiessen. Das Heidenthum war an sich selbst gescheitert und das Christenthum mit seiner reinen

1) *Edinburgh Review.* July 1873. Nr. 281. S. 64.

2) A. a. O.

3) O. Clason, *Religionskämpfe in Italien.* A. a. O. S. 515.

Begeisterungsflamme naturgemäss an dessen Stelle getreten; zunächst nur da, wo das Elend empfunden und die Hilflosigkeit des Menschen dagegen und gegen sein eigenes inneres Elend eingesehen wurde, daher die vornehmen und gebildeten Kreise am wenigsten zu demselben hinneigten; das äussere Elend erschien diesen ja nicht so gross und gegen das Unbefriedigtsein mit dem Heidenthume sollte der selbstschöpfende Gedanke in der Philosophie wirken. Durch dieses ging aber im III. Jahrhunderte schon ein deutlich erkennbarer Zug des Verfalls, die Schriften der beiden grossen Apologeten Justin und Tertullian tragen das Bewusstsein des Sieges an der Stirne, und wenn auch wieder Zeiten der Verfolgung eintraten, wie 202 und 203 in Alexandria und Carthago und der Volksunwille die Christen, denen jedes Landesunglück schuld gegeben wurde, oft genug den Löwen vorwarf (Perpetua, Felicitas), so war doch die Zeit angebrochen, wo der Einfluss des Christenthums auf das Heidenthum sich unverkennbar geltend machte. Schon ahmte es die Humanitätsbestrebungen der christlichen Liebe nach; die zerbröckelnde alte Religion fand in der Herbeischleppung der Götter aus aller Welt Enden einen letzten Strohhalm der Rettung; ihr gegenüber stand das Christenthum da, fest gegründet in Verfassung und Lehre, ausgestattet mit Grundbesitz und Tempeln, es begann sich häuslich in der Welt einzurichten; der Montanismus, der von spiritualistischen Anschauungen aus mit rigoroser Strenge innerhalb des Christenthums dagegen auftrat, fand keine Stätte mehr in demselben und in der Katechetenschule Alexandria's mit ihrem grossen Meister Origenes war den Heiden eine Brücke geschlagen, nicht zur Vereinigung, aber zum Uebertritt; die Folge dieser Einladung war ein Kampf um Sein oder Nichtsein einer der beiden Weltanschauungen.

Eingeleitet wurde dieser Entscheidungskampf durch einen literarischen Streit, der den principiellen Unterschied der zwei Weltanschauungen deutlich an's Licht stellte; auf heidnischer Seite stand der epikuräische Philosoph Celsus, der alle Einwürfe, welche gegen die christlichen Lehren, gegen das Leben Jesu und gegen das Leben der Christen gemacht werden können, vorbrachte und dessen Schrift daher zu jeder Zeit als Rüstkammer des Unglaubens gegen die angebliche christliche Wahrheit in's Feld geführt wurde. Schritt für Schritt vertheidigte Origenes den Boden der christlichen Anschauung, die Gottesbildlichkeit des Menschen, die Entstehung der Sünde aus der menschlichen Freiheit, die Auferstehung Jesu u. s. w. mit all der Gelehrsamkeit und Geisteskraft, welche das Haupt der alexandrinischen Schule auszeichnete. Der physische Kampf liess nicht lange auf sich warten, mit gewaltiger Energie unternahm ihn Kaiser Decius (249—251), der das altrömische Wesen mit der heidnischen Religion wieder herstellen wollte, in Strömen floss das Blut der Märtyrer, besonders auch in Rom, das damals anfing, als Hauptstadt der alten Welt, als Leidensstätte vieler Blutzeugen, als gegründet durch die Apostelfürsten Petrus und Paulus, einen Vorrang über die übrigen Städte und Bisthümer sich zu vindiciren. Es war der „Papst“

Stephanus, der zuerst dieser hierarchischen Anforderung lauten Ausdruck gab, aber in dem carthagischen Bischof Cyprian einen entschiedenen Gegner fand, obgleich andererseits gerade Cyprian in seinem Streben, die Einheit der Kirche zu erhalten, durch seine Amtsüberschätzung, durch die Behauptung, dass die Bischöfe als die Nachfolger der Apostel allein alle Fülle geistlicher Gewalt in ihrer Hand vereinigen, jenem Zuge der Zeit, der dann im Papstthum gipfelte, gewaltigen Vorschub leistete. Das schon erwähnte Edict des Galienus, welches den Christen ihre Begräbnissplätze zurückgab und schützte, war das Morgenroth der Freiheit, die nun bald anbrechen sollte; die 40jährige Ruhezeit, die damit begann, schien der Anfang ungestörter Gleichberechtigung zu sein, die heidnische Macht lag im Todeskampfe, aber noch einmal raffte sie sich auf zu einem verzweifelten Schlage gegen die neue Lebensmacht in der letzten schwersten Verfolgung unter Diocletian (303), die von Galerius, Maxentius und Licinius weiter fortgesetzt wurde; die Siege Constantins über seine Gegner waren ebensoviele Siege des Christenthums, das Kreuz war das Zeichen der Weltüberwindung, der Weltherrschaft geworden. Es ist nur gerecht und billig hinzuzufügen, dass das Christenthum nicht etwa aus einem gegebenen Keim einfach sich hervorspann, sondern das, was es wurde, nur unter dem Einflusse der verschiedenen zeitgenössischen Bildungsmomente so geworden ist. Es hat ebenso entnommen, wie gegeben; ja es hätte der heidnischen Welt nicht so viel bieten und werden können, wenn es nicht in sich selbst alle zukunftsfähigen Kräfte, die sich beim Zerfall der griechisch-römischen Welt entbunden hatten, aufgenommen hätte. Eben damit hat es die dauernde Führerrolle in der Cultur an sich genommen.

Indem Constantin das Christenthum im Staate an Stelle des Heidenthums setzte, war der Kampf im Wesentlichen gegen Letzteres entschieden. Tempel und Altäre bestanden noch, freilich selten besucht und vielfach schon zerfallen; aber noch klammerte sich eine Schaar Altgläubiger daran fest und die Philosophie selbst suchte nun im Anschlusse an die alte Religion gegen das Christenthum zu wirken. Gehörten auch sicher nicht die schlechtesten Elemente im Staatsleben dieser Richtung an, so haben sie doch vom culturgeschichtlichen Standpuncte keinen Anspruch auf die ihnen und ihrem gewaltigsten Repräsentanten Julianus Apostata gezollte Bewunderung. Es nützt nichts, Julian als einen der edelsten Männer darzustellen, der je gelebt, als ein Musterbild von Einfachheit, Sittenreinheit, Güte, Milde, Selbstbeherrschung und wie alle anderen guten Eigenschaften heissen mögen, kurz als einen Gegensatz zu den christenfreundlichen Monarchen, es nützt auch nichts, das Christenthum in den düstersten Farben zu malen, seine Wirkungen als unheilvolle, entsetzliche zu bezeichnen, die neuplatonische Lehre, deren glühender Verehrer Julian, war in nichts besser, und selbst der nationalisirende Standpunct dieser Philosophie vermochte sie nicht vor den nämlichen Irrthümern zu bewahren, die das Christenthum verunstalteten. In Alexandrien tobte

hauptsächlich der dreihundertjährige Kampf der Neuplatoniker gegen die christliche Lehre. Hervorgegangen aus dem Orientalismus, bei dem von selbst das griechische Denken angelangt war, verbanden sie bald mit ihren Thesen einen abscheulichen Mysticismus, dem gegenüber sich jener des Christenthums fast als Wahrheit ausnahm. Magie und Nekromantie traten in den Bund mit dem Neuplatonismus und es fehlte nicht an Philosophen, wie Jamblichus und andere, die selbst Wunder zu vollbringen vorgaben. Diese Wunder waren eben solche Lügen wie die christlichen, wurden aber von den Anhängern der neuplatonischen Philosophie eben so steif und fest geglaubt wie von den Christen die ihrigen. Die Atmosphäre des Zeitalters war eben voll Wunder und Fabeln [1], und es ist höchst einseitig, dieselben bei beiden Theilen nicht gleich lächerlich zu finden. Die Wahrheit ist, dass von zwei Irrthümern das Christenthum jedenfalls der geringere, dem Bedürfnisse der Menschheit weitaus entsprechendere war.

Diese Erkenntniss wird selbst nicht abgeschwächt durch die Zerrüttung und Parteienzwiespalt im Christenthume kurz nach seinem Entstehen. Kann irgend etwas darthun, dass die neue Religion keine übernatürlich geoffenbarte Wahrheit, dass sie wie alle anderen ein Gebilde menschlichen Geistes zum Zwecke der Befriedigung idealer Bedürfnisse sei, nur ein besseres, tauglicheres Gebilde, so sind es die inneren Kämpfe der ersten christlichen Kirche. Eine Schilderung dieser auf Wort- und Begrifftifteleien beruhenden Secten und Spaltungen [2]) ist culturgeschichtlich ziemlich belanglos, lehrt indess die wichtige, zu allen Zeiten wahre Thatsache, dass die Massen durch die grössten Absurditäten des Geistes stets am meisten bewegt werden. In jener Zeit stritt man sich heftig darüber, ob Christus eines Wesens mit Gott selbst oder ob er diesem blos ähnlich sei, wie die Arianer lehrten. Heute, wo die Unwahrheit des einen und des anderen Satzes nicht mehr in Frage kommt, erscheint es unbegreiflich wie dieser arianische Streit länger als fünfzig Jahre den ganzen christlichen Orient und einen Theil des Occident in Aufregung versetzen und die zwei ersten ökumenischen Concile zu Nikäa (225 n. Chr.) und zu Constantinopel (381 n. Chr.) hervorrufen konnte. Selbstverständlich war es völlig gleichgiltig, welche von den beiden Lehren, ob der Katholicismus oder der Arianismus [3]) den endgiltigen Sieg davontrug. Natürlich hoben diese Zänkereien nicht das Ansehen der Kirche bei den Heiden; diesen gegenüber schadete ihr noch der Indifferentismus, den Viele jetzt, wo das Christenthum Staatsreligion geworden, an den Tag legten. Dazu kam, dass der Jahrhunderte lange Druck und die immer wiederkehrenden Verfolgungen der Christen

[1]) Draper. A. a. O. S. 158—163.

[2]) Unter den wichtigsten dieser ältesten Secten sind zu nennen: Die Nazaräer und Ebioniten, die Doketen, die Gnostiker, die Marcioniten, die Manichäer, die Montanisten, die Novatianer, Quartodecimaner und Donatisten.

[3]) Siehe darüber: Friedr. Böhringer, *Athanasius und Arius oder der erste grosse Kampf der Orthodoxie und Heterodoxie.* Stuttgart 1874. 8°., ferner: W. Koelling, *Geschichte der Arianischen Häresie bis zur Entscheidung von Nikäa 325.* Gütersloh 1875. 8°. I. Bd.

in diesen einen fanatischen Hass gegen alles Heidnische geweckt und geschürt hatten. Nach dem natürlichen Gesetze, wonach Druck Gegendruck erzeugt, rächten sich nunmehr die Christen an ihren ehemaligen Peinigern und Bedrückern durch alle Art ungesetzmässiger Handlungen bis zur empörenden Grausamkeit und Zerstörungslust, die sich an Tempeln und Altären genugsam bekundete.

Im Uebrigen war das Reich tolerant gegen den alten Götterdienst; seine Anhänger wurden nicht von Staatsämtern ausgeschlossen; vielmehr finden wir eine Reihe der hervorragendsten Männer aus den vornehmsten Familien sowohl in den höchsten Reichsämtern als auch in den dem Kaiser zunächststehenden Hofstellen, ohne dass das Bekenntniss irgend eine Rolle dabei gespielt hätte. Bis auf Theodosius war eine gewisse Parität zwischen den Bekenntnissen anerkannt; während der Hof an der Spitze des christlichen stand, gehörte der grösste Theil des Reiches, speciell des römischen Adels, dem alten Glauben an; bestand letzterer zwar nicht durchwegs aus energischen Parteigängern, war er vielfach auch indifferent, so sicherte doch sein enormer Reichthum und seine hervorragende Stellung dem heidnischen Bekenntnisse noch eine gewisse Achtung und Anerkennung, sowohl am Kaiserhofe als auch in der alles Vornehme und Glänzende anstaunenden Volksmasse. Dieses Verhältniss änderte sich mit der Thronbesteigung Theodosius d. Gr., welcher darin eine Gefahr für die christliche Lehre erblickte. Nun begann im Orient der Krieg der Mönche gegen alle heidnischen Bauwerke; mit wahrer Wuth zertrümmerten in Byblos die Christusanbeter die Tempel des Adonis und Baalath, deren Cult unter den Antoninen mit unvergleichlichem Glanze wieder aufgelebt hatte[1]); wie eine Horde losgelassener Wölfe stürzten sie von Ort zu Ort und zerstörten in barbarischer Unkenntniss und Rohheit die unschätzbarsten Kunstwerke; zugleich wurden vielfach die reichen Pfründen der heidnischen Priesterschaften eingezogen, denn das Erwerben irdischer Schätze bildet nicht ausschliesslich eine Leidenschaft des katholischen Klerus. Das weströmische Reich, mittlerweile immer mehr von seinem östlichen Nachbar abgesondert, blieb eine Zeitlang verschont; allein des Theodosius Vorbild, verbunden mit Ermahnungen des Mailänder Bischofs Ambrosius führte auch hier zur Unterdrückung des Heidenthums, welches allerdings noch einen verfehlten Versuch unternahm, seinerseits das Christenthum mit der Waffe in der Hand zu unterdrücken. Seit Anfang des V. Jahrhunderts weiss man nichts mehr von einer geschlossenen heidnischen Opposition.

Der wogende Streit zwischen dem verscheidenden Heidencult und dem aufgehenden Gestirne der Christenlehre war ein „Kampf um's Dasein" auf geistigem Gebiete und jeder Theil focht mit den Waffen, die ihm am wirksamsten dünkten; diese Waffen waren sehr oft, vielleicht stets, illegale, grausame, barbarische; jeder Theil nützte eben die Chancen der jeweiligen Lage der Dinge, ohne sich um

[1]) Jules Soury in der *Revue des deux Mondes* vom 15. December 1875. S. 789.

Rechtmässigkeit viel zu kümmern. So geht es allemal bei geistigen wie bei materiellen Existenzfragen. Das Christenthum fand eine Stütze am Kaiserthrone und nützte dieselbe aus; sehr natürlich; der Kaiserthron hatte seinerseits ein Interesse an der Verbreitung des Christenthumes und unterstützte dasselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Massregeln; gleichfalls sehr natürlich; in beiden Fällen hätte der Gegenpart dasselbe gethan. Es handelt sich nicht etwa darum, die Handlungen der christlichen Kaiser und Bischöfe von einem sittlichen Standpuncte aus zu beschönigen, zu vertheidigen, sondern blos zu zeigen, wie auch hier wieder das Recht des Stärkeren nothwendig sich geltend macht und wie lächerlich die Phrase ist, dahin habe die vorgeblich „sittliche Regeneration“ des Reiches vermittelst Herstellung des Kaiserthums geführt. Die Regierungsform hat mit diesem Kampfe nicht das mindeste zu schaffen und in der Wahl ihrer Mittel hat sich noch gar keine Regierungsgewalt von welcher immer Namen habenden Form heiklig gezeigt, wenn ihr Interesse in's Spiel kam.

Meine Darstellung hat schon erwähnt, wie eine angeblich „sittliche Regeneration“ des Reiches ein Unding, welches gar kein Regime anstreben konnte und es eine durchaus falsche Unterstellung sei, eine solche „Regeneration“ dem Kaiserthume zuzumuthen, um dann hintendrein schadenfroh das Misslingen derselben zu verkünden. Es wird dadurch absichtlich der Irrthum erweckt, als ob etwa einer anderen Regierung, z. B. der Republik, eine solche „sittliche Regeneration“ möglich gewesen wäre. Eine eben solche Verdrehung liegt in der Ausbeutung des an sich richtigen Umstandes, dass der Verfall des Reiches mit der Ausbreitung des Christenthumes gleichen Schritt hielt, in dem Sinne, als ob etwa der Sieg des Heidenthums diesen Verfall hätte aufhalten können. Es sollte die neue Religion ein Mittel des Heiles und der Rettung sein, hören wir sagen, und doch liess sich die eben bezeichnete Thatsache nicht verkennen. Wohl sollte die neue Religion ein Mittel des Heiles und der Rettung sein, aber nicht für den Staat, sondern einzig und allein für die bedrängten, nach Irrthum dürstenden Geister, und diesen, d. h. der grossen Masse gewährte sie auch in der That Heil und Rettung, indem sie ihnen ein berauschendes, unverstandenes Glück als Belohnung irdischer Qualen und Tugenden in dem vorgegaukelten Jenseits verhiess. Der Staatsleib, in dem das Christenthum siegte, hatte sich ausgelebt wie das Heidenthum; an ihm zehrten die scharf wehenden Winde der barbarischen Invasionen. Zuvor werfen wir jedoch noch einen Blick auf die

Altchristliche Cultur.

Sowohl bei den Kunsthistorikern wie selbst bei den Theologen hat sich seit mehr als drei Jahrhunderten die Ansicht vom Kunsthasse der alten Christen eingebürgert, und doch ist diese Lehre eine

reine Erfindung. Die Ueberlieferungen der alten Schriftsteller bestätigen sie nicht und wie ein Nebel vergeht sie vor dem Lichte, welches die Ausgrabungen und Entdeckungen der neuesten Zeit über das christliche Alterthum verbreitet haben.

Das genaue Studium des in den Katakomben aufgespeicherten epigraphischen und künstlerischen Materials lehrt uns erkennen, dass die Producte der Christen mit jenen der Heiden völlig gleichen Schritt hielten. In den Inschriften bemerken wir anfänglich lakonische Kürze, häufige Anwendung der griechischen Sprache, dann aber allmähliges Seltenerwerden der letzteren, Auftreten der Siglen, Verderben der Paläographie; zum Schlusse wird der Styl der Inschriften schwülstig und metrische Epitaphe kommen auf. Die christlichen Inschriften folgen eben dem Beispiele der heidnischen. Genau denselben Gang erblicken wir in den Kunstproducten, besonders an den Malereien, deren älteste, wie in den Domitilla-Katakomben, von classischem Style sind und den pompejanischen Fresken so wie jenen in den elegantesten Columbarien der augusteischen Epoche nicht nachstehen. Später werden die Malereien, bisher lediglich allegorisch, wahrheitsgetreuer, aber der Styl ist weniger classisch und offenbar im Verfall. Zum Schlusse nimmt die Reinheit des Styles in den Malereien noch mehr ab, kurz die christliche Kunst bewegte sich vollkommen in den Geleisen der heidnischen Schule, blühte und sank mit dieser, sehr natürlich, denn, ob Heiden oder Christen, die Künstler gehörten doch dem nämlichen Volkskreise an. Der Fingerzeig, den uns hiermit die Katakombenforschung ertheilt, ist nicht ohne Wichtigkeit; er lehrt, dass der Sieg des Christenthums, weit entfernt, einen allgemeinen Umsturz zu bedeuten, Alles beim Alten liess. Die neue Religion bemächtigte sich ganz allgemach der Geister, aber ohne Aufsehen zu erregen. Die heidnischen Monumente blieben stehen, keines litt unter der neuen Lehre und volle Freiheit blieb dem Einzelnen gewährt, so dass noch zwischen 382 und 391 in Rom ein dem Mithrasdienst geweihter Tempel auf Kosten einiger Privatpersonen erbaut werden konnte [1]). Es ist erwiesen, dass die Christen der damasianischen Zeit (Papst Damasus 366—384) die heidnischen Tempel als öffentliche Gebäude achteten und schonten [2]), und die Zerstörung der antiken Kunst- und Baudenkmale einer späteren barbarischen Zeit zugeschrieben werden müsse.

1) Monumente des Mithras-Dienstes sind wiederholt in Rom ausgegraben worden. Siehe: Carlo Lodovico Visconti, *Bassorilievo mitriaco scoperto al Campidoglio, e tazza mitriaca.* (*Bullettino della Commissione archeologica municipale.* Roma. I. Bd. S. 111—122), ferner über die Funde im März 1874: Visconti, *Quattro monumenti mitriaci rinvenuti sull' Esquilino.* (A. a. O. II. Bd. S. 224—243.)

2) Eine Bestätigung lieferte unlängst der Fund von zwei Fragmenten der Arval-Acten, welche an der kleinen damasianischen Basilica des 1868 aufgedeckten Friedhofs von Generosa als Baumaterial verwendet waren. Es ergab sich, dass diese barbarische Verwendung auch einer barbarischen Zeit, dem VI. oder VII. Jahrhunderte unserer Aera angehört, keineswegs dem ursprünglichen Christenthume. Vgl. G. B. de Rossi's *Bullettino di archeologia cristiana.* Serie II. Anno 5. (1874) fasc. 3. S. 118—119.

Was an Kunstleistungen in den Katakomben vorhanden ist, genügt völlig, um das sehr allgemein verbreitete Vorurtheil zu zerstören, dass die ersten Christen von einem bitteren Hasse gegen jegliche Kunst erfüllt gewesen seien, und dass die Malerei nur langsam, insgeheim und in Opposition zu der ersten Uebung der Kirche Eingang gefunden hätte. Die Juden, aus denen das Christenthum in Rom hervorging, verabscheuten blos die Simulacra des heidnischen Cultus, und heute steht es fest, dass es christliche Maler im I., II. und III. Jahrhundert gab. Gerade die ältesten Denkmäler dieser Gattung, jene des I. und II. Jahrhunderts, zeigen die höchste stylistische Vollendung, was uns nicht Wunder nehmen kann, da ja eben um diese Zeit das Kunstleben der Römer sich zur höchsten Blüthe entfaltete. Denn nicht genug kann man im Auge behalten, dass die ersten Christen sehr bald über das kleine Häuflein der ursprünglichen Judenchristen hinaus angeschwollen, der überwiegenden Mehrzahl nach also Römer waren.

Nimmer dürfen wir uns daher diese römischen Christen in Opposition zum Römerthume denken, dem sie mit Leib und Seele angehörten. Das Christenthum war eine neue Glaubenslehre, es schuf kein neues Volk. Christen und Heiden waren von den nämlichen allgemeinen Einflüssen bewegt, welche die Kunstblüthe bei einem Volke zu zeitigen vermögen. Das Christenthum an sich war nicht nur nicht kunstfeindlich, sondern es lieh der Kunst auch neue Ideale, neue Grundlagen. Die christlichen Künstler waren keine einfachen Nachahmer des Heidenthums, sie schufen neue Gestalten, neue Typen und führten eine neue Richtung herbei, die auch die heidnische Kunst nicht unberührt liess. Man hat gemeint, diese Erscheinung durch die völlige Wandlung erklären zu können, die der Polytheismus erduldet hatte und die im Mithrasdienste gipfelte, welche neue Cultform die römische Vielgötterei dem Christenthume zum Theile assimiliren sollte. Es hat sich aber gezeigt, dass die auf den Mithrascult bezüglichen Malereien nur Nachahmungen, zum Theile Parodien der christlichen sind. So ist denn die christliche Kunst, die wie keine Kunst der Anlehnung an die Religion, an das Ideale entbehren konnte, aus dem Ausdrucke der christlichen Ideen erwachsen, ihr schirmend und schützend stand aber seit ihrer Geburt zur Seite die Kirche.

Was nun die bildlichen Darstellungen betrifft, so waren hauptsächlich die unterirdischen Coemeterien der Ort, wo die älteste christliche Kunst geübt wurde. So sind die Grabkammern und Capellen der Katakomben von der grössten Wichtigkeit für die christliche Kunst und Archäologie. Unter den altchristlichen Bildern sind zwei grosse Classen zu unterscheiden, die symbolischen und die historischen. Von den letzteren sind jene des neuen Testamentes wegen ihres überwiegend symbolischen Charakters selten. So haben wir nicht blos aus der ältesten Zeit keine Darstellung der Dreifaltigkeit, sondern auch keine porträtähnliche Abbildung des Heilandes oder Bilder von seinem Kreuzigungstode. Die ältesten Brustbilder Christi stammen erst aus

dem V. und VI. Jahrhundert und zwar wäre nach de Rossi ein Elfenbein des vaticanischen Museums zu Rom die älteste unter diesen Darstellungen. Früher als den Bildern des Erlösers begegnet man den Marien-Bildern, deren es längst vor dem Concil zu Ephesus (431) gab; unter diesen dürfte wohl das 1851 in S. Priscilla entdeckte, welches, nach demselben de Rossi, aus dem Anfange des II., wenn nicht gar aus dem Ende des I. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung stammt, das höchste Alter für sich in Anspruch nehmen können [1]).

Die am meisten hieratischen Typen der altchristlichen symbolischen Malerei [2]) stammen aus dem Ende des II. und Anfange des III. Jahrhunderts und befinden sich in den sogenannten Sacramentenkammern der Callixt-Katakomben, unweit vom Grabe der h. Cäcilie und der Päpste. Die Grabcapelle der Letzteren zeigt deutlich die Einrichtung der ursprünglichsten Kirche mit ihrem isolirten Altar, an dem der Priester, das Antlitz gegen die Gläubigen gewandt, die heiligen Mysterien feierte. Hinter dem Altar war der Platz für den Stuhl, welchen der Bischof einnahm. In der Malerei ist die Darstellung biblischer oder evangelischer Handlungen mehr allegorisch als geschichtlich treu, die Sculptur auf den Sarkophagen ist ausschliesslich decorativ und auf den Inschriften findet sich selten der Name dessen, der den Stein setzen liess, oder Todestag und Alter des Verstorbenen; niemals erscheint das feierliche Wort *κατάθεσις* oder *depositio*, welch letzteres oft durch DP. oder DEP. abgekürzt, später häufig auftritt. Auch die vielgebrauchte Sigle R *(recessit de saeculo* oder *reddidit spiritum)* kommt mit dem III. Jahrhunderte in Aufnahme.

Die Sculptur macht sich hauptsächlich an den Sarkophagen geltend, die wir als eine orientalische Beisetzungsart kennen lernten; sie wurde herrschend in Rom zur Zeit der Antonine, später aber durch das billigere *Sepulcrum a mensa* ersetzt, eine Art in den Felsen gehauener Sarkophage. Das *Arcosolium*, später so allgemein gebräuchlich, ist gleichfalls nichts weiter, als ein in den Felsen gehauener und überwölbter Sarkophag. Jene aus *terracotta* kamen schon im III. Jahrhunderte ausser Gebrauch. Wahrscheinlich kauften auch die ersten Christen ihren Bedarf an Sarkophagen bei heidnischen Steinmetzen und wählten darunter solche aus, deren bildhauerischer Schmuck gleichgiltige oder ihrem Glauben nicht widersprechende Themata darstellte. Wo eine solche Wahl nicht möglich war und man doch zu Sarkophagen mit entschieden heidnischen Scenen greifen musste, half man sich dadurch, dass man die betreffende Seite des

[1]) Clemens Lüdtke, *Die Bilderverehrung und die bildlichen Darstellungen in den ersten christlichen Jahrhunderten.* Freiburg i. Br. 1874. 4°. Im dogmatischen Theile dieser Schrift weist der Verfasser nach, dass die altchristliche Bilderverehrung keine latreutische, sondern eine relative und eine memorative Verehrung war, die von den Bildern auf das Original überging, daher es auf einer grossen Unkenntniss beruhe, wenn man die christliche Bilderverehrung mit der heidnischen auf eine Linie stellt oder sie wohl gar als Götzendienst bezeichnet.

[2]) Vgl. darüber Dr. Rudolf Kleinpaul, *Die Symbolik der altchristlichen Kunst.* (*Ausland* 1875. Nr. 33, S. 645—648. Nr. 35, S. 673—677.)

Sarkophags in das Innere des Grabmals stellte. Es ist sehr begreiflich, dass wir die Epoche des kirchlichen Friedens abwarten müssen, um ausschliesslich christlichen Darstellungen auf den Sarkophagen zu begegnen, denn in der vorangehenden Periode der Verfolgung wäre die Arbeit des Bildhauers, der sein Werk beim helllichten Tage verrichten musste, nicht ohne Gefahr für diesen gewesen. Desshalb äussert sich die christliche Kunst zuerst in der Malerei, die im Dunkel der Katakomben geübt werden konnte.

Nebst den Frescomalereien an den Wänden enthielten die Katakomben stellenweise eigenthümliche vergoldete Bodenstücke gläserner Pocale, die zwischen einem doppelten Boden Figuren in verschiedenen Farben zeigten. Ob diese Gefässstücke von den altchristlichen Agapen oder Liebesmahlen herrühren, ist nicht gewiss, die neueren Untersuchungen haben aber gelehrt, dass die Fragmente weniger alt sind, als man früher allgemein annahm. Nach P. Garrucci und de Rossi sind sie der Mehrzahl nach in den letzten Jahren des III. und hauptsächlich im IV. Jahrhundert verfertigt worden. Nur wenige reichen auf den Anfang des III. und eines bis in's II. Jahrhundert zurück.

Die Mosaiken sind selten in der vorconstantinischen Zeit; erst im IV. Jahrhunderte kamen sie in den Basiliken im Gebrauch. Manchmal werden sie von Inschriften begleitet, die nur in einigen wenigen Fällen auf der Rückseite heidnischer Inschriftsteine angebracht wurden. Die Datirung, immer sehr selten, besonders in den ersten drei Jahrhunderten, erscheint etwas häufiger im vierten; als chronologische Anhaltspuncte dienen die Consulate, nur zwei Inschriften sind bekannt, welche nach dem Pontificate eines Papstes, und keine, die nach unserer christlichen Aera datirt sind.

Melchias war der letzte Papst, der in den Katakomben sein Grab erhielt, denn schon hatte Constantin den Kaiserthron bestiegen; seine Nachfolger wurden in Basiliken beigesetzt, die man unter freiem Himmel über den Gräbern der Märtyrer selbst erbaute. So entstanden die Basiliken von St. Peter, von St. Paul, St. Laurentius, St. Agnes u. s. w. Auch im Weichbilde der Stadt Rom, an der Stelle der Häuser, worin sich die ersten Christen versammelt haben, errichtete man solche Basiliken, und die christlichen Grabmäler, vor Constantin sehr selten in Rom, vermehrten sich zusehends. Um diese Zeit hörten die Katakomben auf, unter der Obhut der Priester zu stehen und wurden eine Unternehmung der *fossores*, die dem Geldgewinne zuliebe neue *loculi* gruben. Doch auch der *fossores* geschieht im Jahre 426 zum letzten Male Erwähnung, und es ist entschieden irrig, zu behaupten, dass man bis Anfang des VII. Jahrhunderts in den Katakomben begrub, denn von 400 bis 409 werden die Beerdigungen dort sehr selten und die Inschriften erwähnen keiner mehr seit 410. Die späteren Verwüstungen der Campagna durch die Gothen und Langobarden führten auch die Zerstörung der Katakomben herbei. Mit frommer Wuth oder des Gewinnes wegen, durchwühlten die Langobarden die Kirchhöfe der Märtyrer, um sich mit heiligen Ge-

beinen zu beladen. Dies veranlasste den Papst Paul, mehrere der berühmtesten Heiligengräber zu vermauern, die Leichen anderer in die römischen Kirchen übertragen zu lassen. Mit dieser in grossem Massstabe, auch unter den Päpsten Sergius II. und Leo IV. fortgesetzten Uebertragung der Märtyrergebeine schliesst die eigentliche Katakombengeschichte.

So wenig wie den Künsten zeigte sich das Urchristenthum der Dichtkunst und der Literatur feindlich. Auch auf diesen Gebieten darf es auf namhafte Leistungen blicken.

Die altchristliche Literatur.

Die ersten zwei Jahrhunderte des Christenthums, gerade die Zeit als der Glaube noch am lebendigsten war, haben keine Poeten aufzuweisen; diese treten erst auf unter Constantin, als im siegenden Christenthume die Tugenden der ersten Periode zu sinken begannen; sie mehrten sich inmitten des Elends des absterbenden Kaiserreiches und trieben endlich in St. Ephrem, St. Gregor und Prudentius ihre edelsten Blüthen, als die nordischen Barbaren schon die Grenzen des Reiches überschritten hatten, so zu sagen am Vorabende des Unterganges Roms. Wenn aber die ersten christlichen Epochen keine bekannten Dichter hinterliessen, so ist damit nicht gesagt, dass sie mit poetischer Unfruchtbarkeit geschlagen waren. Im Gegentheile, die christliche Phantasie ist vielleicht niemals thätiger, reger gewesen; sie war im Schaffen der Stoffe begriffen; es war die Zeit der Typen-, Mythen-, Sagen- und Legenden-Bildung. Nur wenige dieser literarischen Producte sind, meist in arg verstümmelter Form, erhalten geblieben und keines derselben trägt den Namen seines wahren Verfassers. Stets werden sie irgend einer berühmten Persönlichkeit der längstvergangenen Zeit zugeschrieben, ein unschuldiger Betrug, den jegliche Philosophie, alle Religionen stets angewendet haben, um in solchen Fällen den neuen Werken von vornherein ein gewisses Ansehen zu verleihen. Die Christen hatten diesen Vorgang den Juden abgelauscht, ihrerseits vielleicht wieder nur Nachahmer älterer Philosophen. Unter den gedachten Werken nehmen die apokryphen Evangelien die erste Stelle ein; sie zerfallen in zwei Classen: in solche, die von Häretikern herstammen und heute verloren sind, weil die siegreiche Kirche wegen der darin enthaltenen Irrthümer sie vernichtete, dann in solche, welche sich nicht mit dogmatischen Erörterungen, sondern mit wunderbaren Berichten über Christus und die heilige Familie befassen. Diese — ihrer eilf bis zwölf — wurden von der Kirche geduldet, welche sich begnügte, sie nicht unter die heiligen Schriften aufzunehmen. Leicht erkennt man auf den ersten Blick, dass die Erfinder dieser Legenden ganz unwissende Menschen waren. Allein nicht blos rühren sie von Leuten aus den unteren Volksschichten her, sondern man entdeckt sofort, dass sie stets im Oriente ihren

Ursprung haben. Einige dieser Apokryphen kennen wir auch nur in arabischen Texten und ihr Inhalt mahnt lebhaft an Tausend und Eine Nacht. Die Gestalt des Heilands erscheint darin oft bis in's Unkenntliche verzerrt, und unter seiner in Wundern aller Art sich offenbarenden Allmacht verschwindet gänzlich seine unsägliche Güte. Daneben aber finden wir auch eine Fülle hochpoetischer Legenden, welche die Popularität der Apokryphen zur Genüge erklären. Sie sind die Quelle jener anmuthsvollen Sagen, welche das Mittelalter über die heilige Jungfrau wiederholte und zu verschönern niemals aufgehört hat. Auch dem heiligen Joseph ist ein ganzes Evangelium gewidmet, das wir zwar nur in arabischer Sprache besitzen, augenscheinlich aber aus dem Koptischen übertragen ist. In den Apokryphen liegt ferner der Ursprung zu all' den rührenden Legenden über die Geburt Christi, welche zuerst in naiver Reproduction in den liturgischen Dramen des Mittelalters erscheinen und so viel zur Wiedererweckung der dramatischen Kunst im Occidente beitrugen, im Epos ihre Stelle behaupteten und mehrere Jahrhunderte hindurch Maler, Bildhauer und Dichter begeisterten. Keines unter diesen Evangelien ist schöner als jenes des Nicodemus, welches in seinem zweiten Theile das Absteigen Christi in die Hölle schildert und sich desshalb im ganzen Mittelalter einer verdienten Beliebtheit erfreute.

Manche Apokryphen bedienen sich der Form des Romans, für welchen in der griechisch-römischen Welt, ganz vorzüglich im I. Jahrhunderte unserer Aera, eine wahre Schwärmerei bestand. Das Christenthum folgte diesem Beispiele der heidnischen Literatur, in Form eines Romanes die ernstesten Wissenszweige vorzutragen, und so entstanden die sogenannten Clementinen und der Pastor des Hermas. Die Clementinen wurden im II. Jahrhunderte verfasst und ihre Theologie ist nicht immer orthodox; man kann darin vielmehr deutliche Spuren der Ebionitenlehre erkennen, die in den ersten Zeiten der Kirche eine wichtige Rolle spielte. Der Verfasser war aber auch ein ausgesprochener Feind des Apostel Paulus, den er kurzweg *homo inimicus* nennt. Im Gegensatze zu den Clementinen ward der Pastor des Hermas von irgend einer zarten Seele für Mystiker und Träumer gedichtet und trägt überall den Charakter der Milde und Mässigung.

Alle bisher erwähnten Schriften sind in Prosa abgefasst; doch gibt es auch poetische Versuche, freilich noch roh und rauh, — die Sibyllinischen Gesänge. Die Christen waren wiederum nicht die Ersten, welche sich derselben bedienten; die Juden gingen mit dem Beispiele voran. Bekanntlich war der Hellenismus auch nach Judäa gedrungen und Juden lasen die Werke Homer's und Plato's. Ihr Hellenismus war aber, wie schon erwähnt, ein durchaus oberflächlicher; im Grunde blieben sie Juden, welche den Götzendienst verabscheuten und trotz der Spöttereien der Griechen und der Erniedrigung, die sie von ihnen zu erleiden hatten, sich für das auserwählte Volk hielten. Da die Sibyllen im alten Hellas und Italien sehr populär waren, legten die Juden denselben von ihnen erdichtete Weissagungen in den Mund, welche der heidnischen Welt den Her-

einbruch eines göttlichen Strafgerichtes und einer neuen Zeit verkündeten. Der älteste dieser Orakelsprüche stammt aus der Makkabäerperiode und zeigt die Träume der Juden zwei Jahrhunderte vor Christus. Die Form, sie in die Welt zu stossen, war nunmehr gefunden und diente volle fünf Jahrhunderte, von Ptolemäus Philometor bis auf Constantin, zu gleichem Zwecke. Die sibyllinischen Gesänge enthalten aber nicht blos moralische und religiöse Voraussagungen, sondern auch heftige Proteste gegen die römische Herrschaft; sie sind die einzige Erinnerung, die uns von dem Hasse geblieben, welchen das römische Weltreich an manchen Orten erweckte. Die Juden nämlich hassten Rom vom ersten Tage, ja sogar noch ehe sie unter sein Joch gebeugt wurden. Ihre Verwünschungen verdoppeln sich, seitdem die Unterwerfung der antiken Welt unter die Tiberstadt vollendet; mit wahrer Wollust verkünden sie ihr die unausbleibliche Strafe, die sie mit grausamen Raffinement beschreiben. Gab es also, wie die sibyllinischen Gesänge darthun, inmitten des allgemeinen Friedens und Wohlstandes, den die römische Herrschaft verbreitete, Leute, welche diese Herrschaft dennoch bitter hassten, so ist zu beachten, dass diese Proteste insgesammt aus einer einzigen Gegend kamen, aus Asien, aus jenem Welttheile, den Rom zwar erobern, niemals aber sich assimiliren konnte, wie es im Westen ihm gelang. Asien nahm niemals römische Sitten und Sprache an, verschmähte sogar die römische Literatur, kurz, ward nie römisch. Der Hass der sibyllinischen Dichter hatte indess seine Hauptursache in der Religion; sie verzeihen Rom eher noch, ihnen die Unabhängigkeit geraubt, als sich an ihrem Gotte vergriffen zu haben. Judaismus und Christenthum waren aber die zwei einzigen Culte, welche das sonst so tolerante Rom misshandelte. Desshalb fuhren die sibyllinischen Sänger fort, unverdrossen unter Trajan, Marc Aurel, unter den Antoninen, jener Epoche, die uns so schön und glücklich däucht, unter Commodus und Severus, das grosse Ereigniss zu weissagen, dessen Eintritt sie mit aller Kraft der Seele herbeisehnten. Unter diesen Feinden Rom's die Christen zu finden, ist einigermassen überraschend, denn wir wissen, dass die Cäsaren trotz aller Verfolgungen keine ergebeneren Unterthanen besassen als sie, wie denn auch die bischöflichen Oberhirten niemals müde wurden, den Gehorsam vor der weltlichen Macht zu predigen. Obwohl Christen, hingen die Adepten des neuen Glaubens doch fest am Römerthume, und die Unzufriedenen, welche in den sybillinischen Sprüchen ihren Hass gegen dasselbe niederlegten, gehörten alle den asiatischen Provinzen an, wo das Römerthum keine Wurzeln gefasst hatte. Man begegnet bei ihnen demokratischen Anwandlungen nnd einer düsteren Lebensanschauung; es sind dies fast immer Juden oder Judenchristen, die so sprechen; ihr Gott ist immer noch der finstere *Jahveh* mit Donner und Blitz, der nur spricht, um zu drohen. Die Lehren dieser Judenchristen sind aus der Kirche verschwunden, nicht aber der finstere Zug der Phantasie, die Ausmalungen der Hölle, des jüngsten Gerichtes und die Schrecken eines künftigen Lebens. Diese

nahmen bald einen hohen Rang in der christlichen Poesie ein und inspirirten einen der herrlichsten Dichter, den heiligen Ephrem.

Der älteste christliche Dichter war Bischof Commodianus aus Gaza in Palästina gebürtig; obwohl an sich ziemlich unbedeutend, hat ein seltsamer Zufall gerade die Werke dieses unberühmten Mannes erhalten. Wichtig sind sie aber desshalb, weil sie, obwohl voll Fehler und schlechter Verse, nicht allein die Spuren einer untergehenden, sondern auch jene einer neu erstehenden Kunst an sich tragen. Bekanntlich legte der antike Vers das Hauptgewicht ausschliesslich auf das Metrum, der moderne hingegen auf den Accent, auf die Betonung. Die Umwälzung, die in der Poesie eines dieser Principe an die Stelle des anderen setzte, gelangte erst mit Beginn des Mittelalters zum Abschlusse, aber schon früher lagen die beiden Principe mit einander in Streit. Während die lateinischen Classiker correcte, tadellos metrische Verse dichteten, schmiedete das Volk holprige Verse, in denen der Accent über das Metrum siegte; je weiter man von Rom in die Provinzen drang, desto mehr nahm diese wilde Dichtkunst überhand. Commodianus nun ist ein Vertreter dieser barbarischen Versification, die schon einige der später zur allgemeinen Anwendung gelangten Uebungen enthält; sogar der Reim tritt mitunter auf. Commodian ist also ein Vorläufer des Mittelalters. Da aber seine Zeitgenossen im III. Jahrhunderte noch warme Verehrer edler Kunst und Literatur waren, so konnten seine Schriften kaum auf Beifall rechnen.

Der Geschmack an geistigen Unterhaltungen, wie er die damalige Gesellschaft beherrschte, war aus seiner griechischen Heimat über die ganze Ausdehnung des römischen Reiches verbreitet und hatte eine gewisse Gleichmässigkeit in der Literatur herbeigeführt, welche die classischen Typen sich sorgfältig zum Muster nahm. Diese Strömung konnte das Christenthum nicht vernichten, selbst wenn es gewollt hätte, was nicht der Fall, denn nirgends trat dasselbe umstürzend oder als ein Feind des Bestehenden auf. Die Schriften der Christen mussten sich demnach den allgemeinen Anforderungen der Zeit anbequemen und in der Epistel des heiligen Clemens macht sich schon deutlich der Einfluss der griechischen Rhetorik fühlbar. Und noch heute zehren wir von den zwei Vermächtnissen der Vergangenheit: dem Christenthume und der classischen Literatur. Im Laufe der Geschichte trug abwechselnd die eine über das andere den Sieg davon, und den Kampf der beiden Strömungen gewahren wir selbst in den beiden ältesten christlichen Schriftstellern des Westens, in Minucius Felix und Tertullian. Während der erstere, obwohl begeisterter Christ, sich in seinem *Octavius* mit dem Heidenthume auseinanderzusetzen suchte, verschmähte Tertullian alle Compromisse und offenbarte einen entschieden kunstfeindlichen Sinn.

Von diesen beiden widerstreitenden Richtungen ist die erstere in der Kirche die stärkere gewesen. Anfangs freilich wandte sich das Christenthum nur an die Armen und Unwissenden; schon im II. Jahrhunderte aber drang es in die höheren und gebildeten Kreise.

Um diese zu gewinnen, durfte es keinesfalls Verachtung der Kunst und Literatur an den Tag legen. Es bemühte sich daher, in den Werken der alten heidnischen Philosophen verwandte Ideen aufzusuchen, diese als seine Vorläufer, und sich selbst so zu sagen als eine Fortsetzung und Vollendung der antiken Philosophie darzustellen. Jene, welche heute dem Christenthume vorwerfen, dass es die Welt mit keiner neuen Morallehre beschenkt, vergessen ganz, dass gerade mit diesem Vorwurfe das Urchristenthum sich brüsten durfte und zu vertheidigen hatte. Auch durfte es nicht als Reichsfeind erscheinen, denn die höheren Kreise, die man gewinnen wollte, waren alle sehr conservativ und patriotisch, und die Rücksicht auf diese gebot eine untergebene Haltung. Die sibyllinischen Gesänge fanden daher niemals die Billigung der Bischöfe, welche die treuesten Stützen der staatlichen Autorität waren, und sogar den heidnischen Kaisern schon directen Einfluss auf die kirchlichen Angelegenheiten einräumten. Aus dieser entgegenkommenden, wohlwollenden Stimmung entsprang das Bündniss der neuen Lehre mit der antiken Kunst. Dass auch die christliche Literatur diesem Einflusse gehorchte, ersehen wir schon an den Schriften des heiligen Cyprian. Noch weiter gehen seine Nachfolger Arnobius und Lactantius, welchen man die ehemaligen Professoren der Rhetorik sofort anmerkt; eine Epistel römischer Cleriker an Cyprian glänzt schon durch hohe Formvollendung. Der *Phoenix* des Lactantius lässt nur in einigen Stellen errathen, dass sein Verfasser Christ ist. Dem Jahrhunderte des Theodosius war es aber vorbehalten, in allem das richtige Maass zu finden und in dem grossen Prudentius die höchste Blüthe des vereinten Christen- und Classikerthums zu treiben. Und aus dieser Vereinigung ist unsere moderne Civilisation erwachsen [1]).

Die Gothen und Germanen an den Grenzen des Reiches.

Die das V. Jahrhundert umspannende europäische Völkerwanderung ist nur ein kurzer Abschnitt, herausgerissen aus der Gesammtheit dieser culturhistorisch überaus wichtigen Erscheinung. Schon im IV. Jahrhunderte v. Chr. zog gothisches Volk in die Länder der Ostseeküste [2]). Diese Gothen gehörten dem grossen germanischen Völkerkreise an, waren aber mit den eigentlichen Germanen nur verwandt, nicht identisch. Ihre Heimat lag entweder im südlichen Schweden [3]) oder im nördlichen Deutschland im Westen der Oder [4]). Man stelle sich nun nicht vor, wie gerne geschieht,

1) Gaston Boissier, *Les Origines de la poésie chrétienne.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. Juli und 1. September 1875.)

2) Schafarik, *Slavische Alterthümer.* I. Bd. S. 166.

3) Diese Annahme wird lebhaft bestritten von Dr. Hans Hildebrand-Hildebrand, *Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archäologisch-historische Studie.* Hamburg 1873. 8°. S. 85–86.

4) Schafarik. A. a. O. S. 405.

dass die Gesammtheit der Gothen ihre Heimat verlassen habe; es that dies blos ein Theil des Volkes, die Mehrzahl blieb im Vaterlande zurück. Nur eine irrthümliche Auffassung kann wähnen, es sei das ganze Volk in Wanderung begriffen gewesen. Zu solchem Schlusse berechtigt kein Analogon in der Völkerkunde, selbst nicht das unstäte Herumstreifen der Nomaden, die dabei einen bald grösseren bald engeren Bezirk doch nicht verlassen. Vollends nun bei sesshaften und dem Ackerbau ergebenen Stämmen ist eine solche Massenwanderung unerweislich und höchst unwahrscheinlich; auch erfahren wir nirgends, dass wenn wirklich Skandinavien seine gesammte Bevölkerung ausgespieen hätte, dort als natürliche Folge Entvölkerung entstanden wäre. Auswanderungen von Volksbruchtheilen, durch die mannigfachsten Ursachen veranlasst, hat es aber zu allen Zeiten gegeben und als solche sind auch die Züge der meisten Völker im V. Jahrhunderte zu denken, denn nicht aus dem artistischen Drange nach den Kunstschätzen oder der Naturschönheit Italiens, weniger noch aus mystischer Sehnsucht nach den Wohlthaten des kaiserlich byzantinischen Christenthums, sondern aus dem sehr realen Bedürfniss nach Brod, Acker und Land ging die Völkerwanderung hervor, da die alten Sitze der, seit dem Uebergange von Jagd und Viehzucht zu Ackerbau nach einem überall beobachteten Gesetz sehr rasch vermehrten Bevölkerung nicht mehr genügten[1]).

Da nun die Gothen im Weichsellande blos Ansiedler auf altslavischem Boden waren, wo ihr Volksthum keine festeren Wurzeln zu schlagen vermochte[2]), so verliessen sie dies fremde Land wieder leicht und zogen im II. Jahrhunderte, theils durch den marcomannischen Krieg[3]), der alle germanischen Völker an der Oder in Bewegung setzte, theils von den Weneden (Slaven) gedrängt, an's Schwarze Meer, wo sie sich zwischen Dnjestr und Dnjepr, in der Nähe Dakiens (um 182—215 n. Chr.) festsetzten. Von dieser Zeit an kennt man ihre Einfälle in das römische Gebiet und ihre Ausbreitung längs der ganzen Krümmung des Schwarzen Meeres[4]). Um 270 erscheinen sie in Mösien schon als fast einheimisch[5]), und hatten zwei Reiche an der unteren Donau und am Pontus gebildet, das ostgothische zwischen Dnjestr und Don, das westgothische in Dakien. Um solche Zeit, Anfang des III. Jahrhunderts, verbinden sich auch in Germanien mehrere kleinere Völkerschaften zu grösseren, in Folge dessen die alten Namen verschwinden und an deren Stelle neue treten, welche mehr dergleichen Völkerbündnisse als einzelne Völkerschaften bezeichnen[6]). Es lassen sich die germanischen Völker mit Rücksicht auf ihre Wohnsitze nun eintheilen wie folgt: I. Westvölker:

1) *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* 1872. Nr. 100.

2) Schafarik. A. a. O. I. Bd. S. 405.

3) Auch dieses bestreitet Dr. Hildebrand. A. a. O. S. 87.

4) Schafarik. A. a. O. I. Bd. S. 425—426.

5) Cuno, *Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde.* Berlin 1871. 8°. I. Bd. S. 338.

6) A. Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* III. Bd. S. 375.

Alemanen, Franken, Thüringer, Bojoarier, Sachsen und Friesen; II. Ostvölker, in vier Gruppen: 1) südöstliche Gruppe oder Gothen; 2) südwestliche Gruppe oder Lygier, Vandalen, Sueven und ihre Nebenvölker; 3) nordwestliche Gruppe oder Sachsen, Angeln, Jüten; 4) nordöstliche Gruppe, Heruler, Rugier, Scirren und Turcilinger [1]).

Berührungen der Römer mit den Germanen und Untergang des Westreiches.

Mit vielen dieser Völkerschaften lag das Römerthum lange in Hader, ehe die grosse Völkerwanderung sich an den Grenzen des Reiches fühlbar machte. Das Kaiserthum verstand es, im Innern tiefen Frieden zu erhalten, der Handel und Wandel begünstigte und die Producte römischen Kunstfleisses bis an's Ende der Welt ausstreute [2]); an den Grenzen aber, wo sich die römische Cultur mit den unruhigen Barbaren berührte, währte beständiger Krieg. So geht es in der Gegenwart den Briten in Indien, den chinesischen Ansiedlern auf Formosa. Als nun diese Fehdezüge allzu häufig zum Nachtheile der Römer ausschlugen, erwiesen sie sich zugleich unproductiv für den Sclavenmarkt, der die einzigen Arbeitskräfte lieferte. Mit diesem immer drückenderen Mangel sank naturgemäss die Bevölkerungsziffer in den Provinzen, und um in dem, vorzugsweise durch den Zuzug von Provinzialen angewachsenen Rom selbst den Mangel der versiegenden Sclavenkräfte zu ersetzen, liess man sich gern bereit finden, den unwiderstehlich herandrängenden Germanen Wohnsitze innerhalb des Reiches zur Bebauung anzuweisen. Eine innigere Berührung zwischen ihnen und dem gemischten Volksthume der Römer konnte erfahrungsgemäss nicht ausbleiben, und wenn die ethnische Zersetzung des Römerthumes auch schon ihren höchsten Grad erreicht hatte, so bahnte doch die nunmehr vorwiegende Vermengung mit germanischem Blute die Umbildung zu einem gleichmässigeren Volksthume, zu einer neuen Nationalität, an. Es lässt sich darüber streiten, ob die Germanen jener Epochen noch wirkliche Barbaren gewesen oder nicht [3]), dass sie es im Vergleiche zu den Römern waren, ist sicher. Aber gerade ihre barbarische Culturstufe sicherte ihnen Charaktereigenschaften, Tugenden, welche im Laufe entwickelterer Zustände sich unfehlbar abstreifen und daher den Römern längst verloren waren. Mit natürlicher, geistiger Befähigung vereinten sie die Tapferkeit roher Stämme und zähe Ausdauer. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, dass sie ihrestheils sich willig gefangen nehmen liessen von den Reizen und Genüssen der römischen Gesittung, und sehr bald sich in derselben

[1]) C. Zeuss, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.* München 1837. 8°. S. 305—501.

[2]) Hildebrand. A. a. O. S. 81.

[3]) Sitzung des *Anthropological Institute* zu London vom 4. März 1872, siehe darüber: *Revue scientifique de la France et de l'étranger.* 18. octobre 1873. S. 380—381.

eben so gewandt zu bewegen wussten, wie die Römer selbst, kein vereinzeltes Beispiel in der Culturgeschichte. Als immer mehr germanische Schaaren, in ihrem Rücken bedrängt, gegen Süden zogen, war ein grosser Theil der schon früher im Reiche ansässigen Germanen genug fortgeschritten, um mit Erfolg in das öffentliche Leben, in den Staatsdienst eintreten zu können. Während die Masse der germanischen Einwanderung in den unteren Volksschichten zu ausgiebigen Blutsvermischungen führte, begünstigte dieselbe mittelbar das Emportauchen hervorragender Germanen unter den höchsten Würdenträgern der Krone. Ganz besonders im Militärdienste ragten sie durch die Kriegstüchtigkeit hervor, die zu allen Zeiten die germanischen Stämme sowie das ursprüngliche Römerthum ausgezeichnet, den Römern der Kaiserzeit durch die eingetretene Racenvermischung und Verweichlichung der Civilisation aber ganz unmerklich abhanden gekommen war. Den kriegerischen Tugenden, die vorzugsweise auch die völkerbildenden sind, ist die Culturentfaltung nicht hold, sie hat sie noch allerwärts mehr und mehr abgeschwächt und muss dies thun, weil die Cultur ja ein sich Entfernen von jenem Naturzustande bedingt, in dem der Kampf und der dazu erforderliche kriegerische Sinn begründet sind. So glänzend auch die militärischen Leistungen der Gegenwart sein mögen, ein sehr bemerkbares Schwinden des kriegerischen Sinnes seit nur wenig Jahrhunderten wird im Allgemeinen wohl Niemand in Abrede stellen. Es wäre Unverstand, den Römern der späteren Kaiserzeit einen Vorwurf aus dem machen zu wollen, was eine natürliche Folge der Culturentwicklung sein musste, und zugleich das zunehmende Kriegsunglück in den Grenzfeldzügen erklärt. Doch darf man sich über die Tüchtigkeit der römischen Heere, die lange genug den fremden Barbaren Widerstand leisteten, nicht täuschen. Wenn endlich doch die Barbaren siegten, so war es, weil diese selbst tüchtiger geworden waren[1]). Die Aufnahme in das römische Heer machte die Germanen bald zu dessen wichtigstem, wenn nicht zahlreichstem Bestandtheil und brach den alten Antagonismus. Die Römer gewährten den Germanen Rang und Ansehen[2]), die Germanen nahmen von ihren Nachbarn Cultur und Sitten an; dieser Process währte schon seit Augustus, als Deutsche in die Prätorianergarde traten[3]). Als endlich germanische Stämme sich in römischen Provinzen niederliessen, traten sie nicht als wilde Fremdlinge, sondern als Colonisten auf, die schon etwas von dem Staats-

1) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 45.

2) Ein in der Vigna Capranica zum Vorschein gekommener Grabstein gibt die Heimat eines der *Equites Singulares Augusti* an. Er stammte aus dem Lande der Caninefaten an der Grenze Bataviens, und obwohl bekannt war, dass dieses Volk in römische Kriegsdienste trat, so wusste man bisher doch nicht, dass einer dieser nordischen Barbaren berufen ward in der Ehrengarde der Cäsaren zu dienen. Der betreffende Grabstein ist nicht älter als die Zeit der Antonine.

3) Dr. W. Harster, *Die Nationen des Römerreiches in den Heeren der Kaiser.* Speyer 1873. 8°. Nach H. Babuke, *Entwicklung der römischen Heeresorganisation.* S. 36, stellte Italien zur Zeit des Augustus zur gesammten Landarmee ca. 11%, die Provincialbevölkerung mit römischem Bürgerrecht 48% und fremde Nationen 41%.

systeme verstanden, in das sie eindrangen, und sich nicht ungern als seine Glieder betrachtet sahen. Alles in Allem genommen ist es sehr fraglich, ob die Kriegstüchtigkeit beider feindlichen Heere am Ende des Kaiserreiches nicht wenigstens eben so gross war, als während der langen Dauer desselben[1]).

Diese Verhältnisse erklären, warum die von der römischen Cultur ergriffenen Germanen die ärgsten Feinde ihrer noch in tiefster Barbarei steckenden Stammesgenossen waren. Die freien, nämlich was gleichbedeutend, die rohen Germanen hatten, wie ein Schriftsteller fast tadelnd bemerkt, keine tüchtigeren und gefährlicheren Gegner, als ihre bei den Römern befindlichen und dadurch civilisirteren Landsleute, eine ziemlich allgemeine Erscheinung in der Völkerkunde. Die australischen Wilden werden von der „schwarzen" Polizei am kräftigsten im Zaume gehalten. Kämpften aber Germanen auf römischen Befehl noch so wacker gegen Germanen, den Untergang des Reiches vermochte ihre Tapferkeit nicht zu wehren, weil es strenge genommen überhaupt keinen Feind zu bekämpfen gab. So sehr man mit Recht den Barbareneinfall als die Hauptveranlassung zum Sturze des Reiches betrachten darf, der gegenüber jede Regierungsform oder sonstige Veränderung der staatlichen und socialen Verhältnisse machtlos geblieben wäre, so falsch ist es, dass dieser Untergang von Feindesseite geplant worden sei. Gewiss, das Heranwälzen der germanischen Stämme, der Gothen, in intensiverer Weise denn bisher veranlasst durch den Einbruch der Hunnen, war ein Ereigniss, dem keine Macht der Welt hätte auf die Dauer damals widerstehen können; gewiss ging es dabei ohne kriegerische Reibung nicht ab, eigentliche Feinde des Reiches gab es aber nicht. Es ist kaum zu viel gesagt, dass ein Gedanke der Feindschaft gegen das Reich und der Wunsch es zu vernichten, den Barbaren niemals in den Sinn gekommen ist[2]). Der Begriff dieses Reiches war zu weltumfassend, zu erhaben, zu alt. Es umgab sie überall und sie konnten sich keiner Zeit erinnern, wo dies nicht der Fall gewesen wäre. Das sociale und politische System, in das sie eindrangen, pflegte mit seiner ausgebildeten Sprache und Literatur nur auf wenige von den Eroberern Eindruck zu machen, aber von diesen wenigen pflegte es über alle Maassen bewundert zu werden. Seine regelmässige Organisation gab, was sie zumeist bedurften, und konnte wenigstens weiter für sie thätig sein; daher kam es, dass die Mächtigsten unter ihnen sie am meisten zu erhalten wünschten. Mit Ausnahme des Mongolen Attila ist unter diesen furchtbaren Feinden kein Zerstörer. Der Wunsch jedes Anführers ist, die bestehende Ordnung zu erhalten, das Leben zu schonen, jedes Werk der Geschicklichkeit und der Arbeit zu achten, vor allem die Methode der römischen Verwaltung fortzuführen und das Volk zu beherrschen als Stellvertreter oder Nachfolger des

1) Bagehot. A. a. O. S. 45 nach dem tüchtigen englischen Historiker James Bryce. Siehe auch desselben: *Das heilige römische Reich.* S. 4—12.

2) Bryce. A. a. O. S. 15.

Kaisers. Von ihm verliehene Titel waren die höchsten Ehren, die sie kannten und zugleich die einzigen Mittel, eine Art von legitimen Anspruch auf den Gehorsam der Unterthanen zu erlangen und die patriarchalische oder militärische Anführerschaft in die Gewalt eines erblichen Monarchen umzuwandeln[1]). So ging die Ablösung einzelner Provinzen nicht gegen, sondern durch das Reich vor sich. Alarich wurde Oberfeldherr der illyrischen Heere; Chlodovech erfreute sich des Consulats; sein Nachkomme empfing die Provence, die Eroberung seiner eigenen Streitaxt als ein Geschenk Justinians; ja selbst Odovakar[2]) schreckte davor zurück, das Scepter der Cäsaren in seine eigene Barbarenhand zu nehmen. Nach der Verzichtleistung des Romulus Augustulus, Rom's letzten eingebornen Cäsar's, ging eine Deputation des römischen Senats an den oströmischen Hof, um die Hohheitszeichen dem Kaiser Zeno zu Füssen zu legen. Der Westen, erklärten sie, bedürfe fernerhin keines eigenen Kaisers, Ein Herrscher genüge für die Welt. Odovakar, vom Kaiser mit dem Patriciertitel ausgestattet, führte das Amt eines Consuls fort, beobachtete die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen seiner Unterthanen und regierte vierzehn Jahre als nomineller Stellvertreter des oströmischen Kaisers. Dergestalt gab es gesetzlich durchaus keine Auflösung des Westreiches, sondern nur eine Wiedervereinigung von Ost und West. Der Schwerpunct der römischen Herrschaft wurde nach Constantinopel verlegt, während Italien und das alte Rom unter germanische Regierung kamen, auf welche die bisherigen Traditionen und Namen übergingen und die hartnäckigste Herrschaft ausübten. Der Name „Cäsar" lebt heute noch als „Kaiser" fort. Die romanischen Gesetze und Namen blieben, und jeder damalige Römer würde erstaunt gewesen sein, hätte man ihm gesagt, dass mit Romulus das weströmische Reich aufgehört habe[3]). So bedeutend die Folgen dieses Ereignisses für die Zukunft sein sollten, in jenem Augenblicke und in der Meinung der Mitlebenden zerstörte es das Kaiserreich weder in der Idee noch in der Wirklichkeit[4]).

Es scheint mir überaus nothwendig, diese ununterbrochene Continuität im Westreiche besonders zu betonen, da sie allein den Zusammenhang der heutigen Cultur Europa's mit jener des Alterthums erklärt. Hätte das Jahr 476 n. Chr. wirklich einen so jähen Abschnitt bezeichnet, wie die demselben später nicht mit Unrecht beigelegte Bedeutung zu glauben verleitet, es wäre dieser Zusammenhang kein so sichtlicher, kein so fühlbarer. Die Geschichte der menschlichen Cultur hat nirgends Sprünge aufzuweisen, sondern wie in der übrigen organischen und anorganischen Natur sind allerorts Ueber-

[1]) Bryce. A. a. O. S. 13—14.

[2]) Richtige Schreibart des Namens Odoaker. Siehe über denselben: R. Pallmann, *Geschichte der Völkerwanderung*. II. Bd. S. 162 ff. Eduard v. Wietersheim, *Geschichte der Völkerwanderung*. Leipzig 1859. 8°. IV. Bd. S. 430 ff.

[3]) Hierin stimmt Freeman, *General sketch of European history*. London, mit Bryce. A. a. O. S. 19 überein.

[4]) Bryce. A. a. O.

gänge wahrnehmbar, überall ist Entwicklung. Allerdings sind hier und da rasche Cultursprünge wahrnehmbar, allein so wie in der Natur Lawinen, Erdbeben, vulcanische Ausbrüche, sind sie stets nur von untergeordneter, so zu sagen localer Bedeutung, unvermögend, den allgemeinen Culturgang zu stören. Der Zerfall des Römerreiches nun, hauptsächlich veranlasst durch die sogenannte „grosse Völkerwanderung", ist keiner solcher jähen Sprünge, sondern ein grossartiger, in seiner Grösse aber staunenswerth einfacher Naturprocess. Nicht Gewalt zertrümmerte das tausendjährige Reich, sondern die Aufnahme des germanischen Volkselementes zersetzte es langsam und naturgemäss wieder in die Theile, woraus es entstanden war. Dieser Zersetzungsprocess schuf das „Mittelalter", welches sich eben so nothwendig, eben so naturgemäss aus dem Spätrömerthume entwickelte, wie dieses aus dem Altrömerthume. Dieser Zersetzungsprocess war zugleich vorwiegend ein ethnischer; er zerstörte die römische Cultur nicht, aber er zerstörte das Volksthum, welches dieselbe trug. Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen uns die römische Cultur auf Nichtrömer, d. h. auf mehr oder minder barbarische Völker übertragen. Was als Culturrückschritt erscheint, ist nichts anderes als die Verzerrung, welcher die Formen hochcivilisirter Völker bei rohen Stämmen stets unterliegen. So sehen wir heute etwa einen Negerhäuptling mit unnachahmlicher Grandezza die goldbetresste Uniform eines europäischen Capitäns anlegen, Hemd und Stiefel aber als überflüssig verschmähen. Dieser Process ist wie gesagt ein durchaus natürlicher, den keine menschliche Macht hervorrufen oder verhindern konnte. Ich habe es vermieden, auf die Details der Völkerwanderung einzugehen, die nur in ihren Wirkungen eine culturhistorische Bedeutung gewinnt, ich habe es unterlassen, von dem Hunnenzuge durch Europa und von Attila's ephemerem Reiche zu reden; ich darf aber daran erinnern, wie der Untergang Rom's schon Jahrhunderte früher so zu sagen an der chinesischen Mauer beschlossen war, wo sich die Turkstämme in Bewegung setzten, um die Völkerwanderung zu veranlassen[1]). Angesichts eines so gewaltigen Phänomens macht es gewiss einen widerlichen Eindruck, für den Untergang des Römerreiches immer und immer wieder das Alleinherrscherthum verantwortlich machen zu sehen. Wohl dürfen wir, aus dem Alterthume scheidend, die Lehre mitnehmen, dass überall der Missbrauch der Gewalt an die Ausübung der höchsten Gewalt geknüpft ist, aber auch dass keine menschliche Einrichtung davor

[1]) In einem am 15. October 1875 zu Frankfurt a/M. gehaltenen Vortrage bezeichnete Prof. Felix Dahn als Ursache der Völkerwanderung die Wanderung der Germanen aus ihrer arischen Heimat in Asien. Von hinten gedrängt durch slavische und mongolische Völker, vorn zurückgehalten durch die römische Grenze mussten sie auf dem engen Raume von der nomadischen Lebensweise zum Ackerbau übergehen. Die bei diesem Uebergang erfahrungsgemäss, schon durch die bessere Pflege der Kinder und die sicherere und reichlichere Ernährung eintretende Bevölkerungszunahme zwang zur Auswanderung, welche die gothischen und langobardischen Stammessagen geradezu auf ein Drittel der Bevölkerungszahl angeben. Auch politische Gründe, Verfassungsänderungen (Harald Harfagr) waren bei dieser Auswanderung wirksam.

zu schützen vermag. Wir beobachten diesen Missbrauch bei Despoten, Tyrannen, Monarchen, Cäsaren, Aristokratien, Oligarchien, Timokratien, Demokratien und Ochlokratien, bei Senat und Volksversammlung. Möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, dass eine andere Regierungsform kräftigeren Widerstand im Kampfe gezeigt hätte; es war aber nicht Mangel an Widerstand, sondern die auf friedlichem Wege erfolgte Zersetzung des Volksthumes, welche den Zerfall verursachte, und diesem friedlichen Vorgange gegenüber musste jede Regierungsform gleich ohnmächtig bleiben. So wie sein Entstehen und Wachsen war auch die Auflösung des Römerreiches ein ethnologischer d. h. ein Naturprocess.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede . V—XIV

In der Urzeit 1—11

Die Naturkräfte. S. 1. — Die Geschichte der Erde. S. 2. — Abstammung des Menschen und seine Stellung in der Natur. S. 5. — Alter und Urzustand des Menschen. S. 9.

Die socialen Gesetze 12—52

Ist die menschliche Gesellschaft ein Organismus? S. 12. — Das Denkorgan. S. 15. — Die Naturkräfte und ihre Potenzirung. S. 18. — Parallelismus des Nach-, Neben- und Uebereinander in der Gesellschaft. S. 24. — Das sociale Entwicklungsgesetz. S. 26. — Die Sittengesetze keine Naturgesetze. S. 37. — Religion und Ideal. S. 42.

Volksthum und Geschichte 53—68

Abhängigkeit des Menschen von der Natur. S. 53. — Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen. S. 57. — Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten. S. 60. — Der geographische Gang der Cultur. S. 65.

Die Morgenröthe der Cultur 69—117

Entstehung der Sprache. S. 69. — Ursprung der Religion. S. 71. — Die Erfindung des Feuerzündens und ihre Folgen. S. 75. — Der Unsterblichkeitsglaube und die Todtenbestattung. S. 79. — Die Anfänge der Familie. S. 87. — Die Arbeit ein Naturgesetz. S. 101. — Die primitiven Formen des Eigenthums. S. 103. — Jäger- und Fischervölker. S. 108. — Hirtenvölker. S. 111. — Uebergang zum Ackerbau. S. 112.

Europa's vorgeschichtliche Cultur 118—141

Begründung der ethnologischen Geschichtsbehandlung. S. 118. — Die vorgeschichtlichen Zeitalter. S. 120. — Paläolithische Epoche. S. 122. — Die neolithische Zeit. S. 127. — Industrie der vormetallischen Zeit. S. 130. — Zeitalter der Erze. S. 134. — Herkunft der Bronze. S. 138.

Das Reich der Mitte im Alterthume 142—164

Ursprung und Alter der chinesischen Cultur. S. 142. — Sprache und Schrift der Chinesen. S. 144. — Aelteste Culturschätze. S. 146. — Die angebliche Erstarrung der chinesischen Cultur. S. 149. — Familien- und Geschlechtsleben. S. 153. — Religiöse und geistige Entwicklung der Chinesen. S. 155.

Seite

Die ostarischen Völker 165—209

Die älteste Cultur der Arier. S. 165. — Zarathustra's Lehre. S. 169. — Heroenalter der Hindu. S. 172. — Ursprung und Entwicklung der Kasten. S. 174. — Die Sclaverei. S. 179. — Das brahmanische Indien. S. 180. — Geistige Höhe der Inder. S. 185. — Entwicklung der Inder. S. 191. — Der Buddhismus. S. 193. — Die Erânier und ihre Abkömmlinge. S. 198. — Politische Entwicklung im Perserreiche. S. 202. — Die altpersische Cultur. S. 206.

Die hamitische Cultur im Nilthale 210—245

Alter und Abstammung des ägyptischen Volkes. S. 210. — Der Staat Meroe. S. 212. — Anfänge der ägyptischen Cultur. S. 213. — Priesterschaft und Cultus. S. 218. — Wissenschaftliche Höhe der Aegypter. S. 224. — Die ägyptische Kunst. S. 229. — Abgeschlossenheit Aegyptens. S. 232. — Sociale Verhältnisse. S. 234. — Materielle Cultur Aegyptens. S. 243.

Die semitischen Culturvölker Vorderasiens . . 246—324

Das alte Culturgebiet der Hamiten. S. 246. — Die Proto-Chaldäer. S. 252. — Babel und Assur. S. 255. — Materielle Cultur der Assyrer und Babylonier. S. 259. — Sociales Leben. S. 262. — Wissen und Religion der Chaldäer. S. 264. — Verbreitung des Astartecultus. S. 272. — Die Hebräer in Aegypten. S. 276. — Der Auszug aus Aegypten. S. 279. — Geschichte Kanaans. S. 281. — Die Religion der Hebräer. S. 286. — Die Cultur der Hebräer. S. 291. — Die hebräische Literatur. S. 296. — Das Land Moab. S. 297. — Die Phöniker und ihr Land. S. 300. — Politische Verfassungen der Phöniker. S. 303. — Fahrten und nautische Leistungen der Phöniker und Carthager. S. 306. — Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Carthager. S. 319.

Die alten Hellenen 325—398

Das Arierthum in Hellas. S. 325. — Fremde Gesittungseinflüsse unter den ältesten Hellenen. S. 327. — Das Steinzeitalter auf den Kykladen. S. 336. — Die Heroenzeit der Griechen. S. 337. — Ueber den Ursprung freiheitlicher Regungen. S. 344. — Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen. S. 347. — Zustände zur Zeit der Perserkriege. S. 350. — Culturleistungen der Demokratie zu Athen. S. 354. — Religiöse und geistige Entwicklung der Hellenen. S. 358. — Die griechische Kunst. S. 364. — Literatur der Griechen. S. 373. — Wirthschaftliche Verhältnisse. S. 376. — Sociales Leben der Griechen. S. 384. — Familienleben und Hetärismus. S. 387. — Griechenlands Niedergang. S. 393.

Makedonier und Alexandriner 399—418

Nationalität und früheste Zustände der Makedonier. S. 399. — Philipp und Alexander. S. 401. — Allgemeine Culturfolgen der makedonischen Eroberungen. S. 403. — Aufblühen der Wissenschaft. S. 406. — Griechenland und die Seleukiden. S. 410. — Aegypten unter den Ptolemäern. S. 411. — Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen. S. 415.

Seite

Das alte Etrurien 419—432

Die Italiker. S. 419. — Gesittung der Etrusker. S. 423. — Handelsberührungen der Etrusker mit den nördlichen Barbaren. S. 428.

Rom und seine Cultur 433—481

Rom unter Königen. S. 433. — Entwicklung der staatlichen Verhältnisse. S. 440. — Das römische Volksthum. S. 444. — Der Kampf um die Volksrechte. S. 449. — Die römischen Kriege und ihre Folgen. S. 454. — Grossgriechenland und der griechische Einfluss in Rom. S. 459. — Die Cultur der Republik. S. 465. — Die Arbeiterbewegung im Alterthume. S. 470. — Niedergang der Republik. S. 474.

Die römische Welt 482—535

Aufgabe des Cäsarismus. S. 482. — Die ethnische Umbildung des Römerthumes. S. 484. — Politische Zustände unter den Cäsaren. S. 487. — Literatur, Religion und Philosophie. S. 493. — Die römische Gesellschaft unter den Kaisern. S. 496. — Stellung des Weibes in Rom. S. 505. — Wirkungen des römischen Kaiserthums. S. 509. — Die Iberer. S. 510. — Geographische Ausbreitung der Kelten. S. 512. — Cultur der Kelten in Gallien. S. 514. — Gallien unter den Römern. S. 519. — Die Kelten Britanniens und Mitteleuropas. S. 523. — Die Germanen. S. 525. — Der Orient. S. 528. — Samaria und Judäa. S. 531.

Rom's Niedergang 536—581

Sittliche Zustände des verfallenden Reiches. S. 536. — Oekonomische Verhältnisse. S. 541. — Aufkommen des Christenthums. S. 544. — Entwicklung des Christenthums in Rom. S. 550. — Theilung des Reiches und ihre Folgen. S. 557. — Der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum. S. 560. — Altchristliche Cultur. S. 565. — Die altchristliche Literatur. S. 570. — Die Gothen und Germanen an den Grenzen des Reiches. S. 574. — Berührungen der Römer mit den Germanen und Untergang des Westreiches. S. 576.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hellwald, Friedrich Anton Heller <<von>>,

Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart

Bd.: 1

Augsburg 1876

H.g.hum. 107 lk-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11333415-0